

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

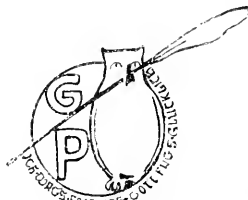


Deutsche Rundschau

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg

Band CLIV

(Januar — Februar — März 1913)



128597
10/7/13.

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Neulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung W. Geering. Georg & Co. — Boston, Cator & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Allans Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Sococ & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinatti, The A. C. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoeft & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reizel. — Kristiania, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. D. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchh. — Neapel, Deffen & Kocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. V. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndts Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. S. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. D. Wolff. A. Jster. K. L. Nider. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Joud & Potkewsky. R. Rummels Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Bengel. S. A. Kramers & Sohn. — Schanghai, Max Nöbler & Co. — Stockholm, C. E. Friese'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (H. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Fried. Gerold & Comp. Manz'sche t. l. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungs-Bureau S. Goldschmiedt. — Yokohama, Max Nöbler & Co. Winkler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebel. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultze & Co. E. Speldel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Überlieferungsrechte vorbehalten.

AT

30

14

1-4

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundfünfzigsten Bande (Januar — März 1913).

	Seite
I. Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von E. von Handel-Mazzetti . Zweiter Teil. I./II.	1
II. Die Oden Salomos. Von Hermann Gunkel	25
III. Wandertage in Hellas. Von Isolde Kurz . (Schluß.)	48
IV. Wilhelm Dilthey. Von B. Groethuyfen . I.	69
V. Montenegro. Ein Reisebrief. Von Karl Stählin	93
VI. Aus einer römischen Porträtgalerie. Von Theodor Birt . I.	111
VII. Die Öffnung der Dardanellen. Von Vizeadmiral a. D. P. G. Hoffmann	123
VIII. An der Papsthöhe. Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer	132
IX. 1912. Der Zusammenbruch der Türkei. Von Karl Frenzel	139
X. Benedek. Von v. Zwehl , Generalleutnant z. D.	144
XI. Otto Brahm. Von Erich Schmidt	147
XII. Noch einmal „Gottfried Keller und das Dunkersche Haus in Berlin“. Von Emil Ermatinger und Gustav Cohn	149
XIII. Ein Besuch beim Erzbischof vom Sinai. Von Adolf Keller	150
XIV. Briefe Jakob Burckhardts. Von Adolf Frey	153
XV. Literarische Notizen	156
XVI. Literarische Neuigkeiten	158
XVII. Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung. Von Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Golz	161
XVIII. Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von E. von Handel-Mazzetti . (Fortsetzung.) III.	197
XIX. Preußen am Scheidewege. Die preussische Politik im Winter 1812—1813. Von Paul Baillen	211
XX. Aus einer römischen Porträtgalerie. Von Theodor Birt . (Schluß.)	237
XXI. Wilhelm Dilthey. Von B. Groethuyfen . (Schluß.)	249

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XXII. Beethovens literarische Bildung. Von Albert Leizmann	271
XXIII. Fragen der Kunstgeschichte in neuer Beleuchtung. Von W. v. Seidlitz	284
XXIV. Fremde Erde. Ballade in Dramenform in zwei Akten. Von Irene Forbes-Mosse	293
XXV. Wilhelm und Caroline v. Humboldt. Von Richard M. Meyer	309
XXVI. Ostasiatische Kulturkritik. Von Hugo Vieber	312
XXVII. Literarische Notizen	318
XXVIII. Literarische Neuigkeiten	320
XXIX. 1813. Von Gustaf Diekhuth . I.	321
XXX. Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von E. von Handel-Mazzetti . (Fortsetzung.) IV.	349
XXXI. Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß von Nochus Freiherrn v. Liliencron . Mit einer Vorbemerkung von Anton Bettelheim. I.	381
XXXII. Gewalttaten im Balkankriege. Von L. Raschdau	408
XXXIII. Friedrich Hebbel. 1813—1913. Von Oskar Walzel	435
XXXIV. Die Krönung zu Delhi. Ein modernes Sanstrittdrama. Von M. Lakschmana Suri . Analyse und teilweise Übersetzung von C. Cappeller	452
XXXV. Henriette Feuerbach. Von Marie v. Bunsen	472
XXXVI. Bonaventura. Von Max Morris	474
XXXVII. Literarische Notizen	475
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten	479

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

Zweiter Teil.

I.

In der kleineren Ratsstube, deren Fenster gegens Wasser schauen, stand der Richter Händel am großen Eichtisch, darin eine genaue Kontrafaktur der Stadt Steyr und ihrer zwei Vorstäd, von Wolfgang Hauser auf Silber gezeichnet, eingelassen war. Einen anderen Stadtplan, auf Pergament gemalt, hielt er in der Hand.

Er sprach mit seiner harten, gebietenden Stimme, und die Räte standen um ihn herum und lauschten.

Einer nur hielt sich abseits und felberte¹⁾ unruhig in einem alten Notelbuch²⁾, Berthold von Pyrach. Das schreckliche Gerichht über die beiden Papisten hatte ihn ganz zusammengerüttelt, und er wurde den Gedanken an die Stephana und an das, was mit ihr jetzt geschah, nicht los.

Der ist mehr als Mensch, der jetzt Häuser bauen und Brunnen bessern kann, ah! — darwährend an arms knickts Köserl, das er geurteilt hat, an der Schandsäul steht und zittert — vor die tausend und tausend Leut — man höret derer Brausen bis da herein. —

Joachim Händel sprach, den Finger auf der Silberplatte, zu den Herren, die ihn umgaben:

„Es ist, wie ich sage: Umbauen und Ergrößern nußt da nichts. Die Binder-gasse und die Badgasse seind beedes Schmutzwinkel, wo selbst in gesunden Zeiten ansteckende Krankheiten sich verbreiten müssen. Umb wieviel mehr in Sterbensläufen. Da seht auf dem Bild, das Hauser gezeichnet, und auf diesem da, das Michelius gemalen hat, ist dieser Schandwinkel, hier mit einer Reitersquadron samt ihren Fahnen, dort mit einem Triumphbogen vermaschiert, damit man nicht sehe, was die berühmte Eisenstadt für verlotterte Häuser mitten in ihrem Herzen besitzt. — Es ist aber in der Badgassen, wie ich sehr wohl weiß, auch ein Unterschlupf schlimmen Weibsvolkes. Diese

¹⁾ herumarbeiten.

²⁾ Konvolut von Zeugenausagen.

Nachtvögel räuchern wir am gründlichsten aus, wenn wir die Gasse abbrechen. Ich habe vor, das Spital gegen die Steyr zu vergrößern, und so diesen Grund und Boden, der heunt noch eine Gefahr für Steyr bedeutet, zum Besten der Stadt auszunutzen."

Er schwieg. Die Räte nickten, und etliche murmelten ihren Beifall, aber kein lautes Wort fiel. Es war eine Uhr im Ratszimmer, wo der Schnitter Tod einer elfenbeinernen Schönen um das Uhrblatt nachsetzte und bei jeder Stunde heraussprang; jetzt sprang er eben behend zum Neuner heraus, zugleich hörte man von draußen, durch das emsige Fluten der Enns gebrochen, von der Schulkirch ebnermaßen die Stunde schlagen. Berthold hatschte zur Uhr und sah sie mit den kleinen, grellen Augen giftig an. Noch ein Stund! . . . Armes Dirndl, armes. Der Lauterdecker stand, der Urkünddieb, als letzter am Pranger noch unterm Mon¹⁾; der fiel vor Schand und Schmerzen am Pranger um, als sie das Eisen aufstuten, nach einer und halben Stund. Und das war ein Mordslackel. Joachim, Joachim, der du mehr denn Mensch bist, und hast sogar die Muetter lassen wegzagen, die für ihr Kind an die Tür betteln kam; du warst doch einmal ein Mensch, hast geliebt und Kinder erzeugt, tuast di für deine Kinder gar nit fürchten, wenn schon nit für dich?

Der Tod sprang zum Neuner wieder hinein, der schönen Jungfrau nach. Joachim Händel zeichnete an den Rand des Micheliusschen Blattes mit seinem Silberstift Figuren von Häusern und Quadrätlein mit kleinen Bäumen drin. So denkt er sich die neue Badgasse. Breiter, luftiger, mit grünen Gärtlein. Von der Gleinker Straße muß auch ein Stück abgebrochen werden.

Es klirrte ein Schwert auf den Fliesen vorm Saal und ein rascher Pfundschuhschritt fiel.

Der Richter zeichnete mit seinem Silberstift in die Zukunft-Badgassen eine zwei Stock hohe italienische Front und sprach dabei: „Und hier denk ich mir, an Stell des erwähnten Schandhauses, einen Anbau zum Spital.“

Da war der Schritt an der Tür, die Tür sprang auf, ein Mann in blauer Steyrer Kriegstracht trat herein. He, wer bist du, Frechling, bligte des Richters Auge dem Störefried entgegen — da erkennt er in diesem mit Staunen seinen Sohn.

Wie? — Schon? Händels Blick flog nach dem Uhrblatt. Nein! — Halber. Was lauft der Mensch herauf und lauft von seinem Posten weg?

„He, was gib't's? Du hast jest hier nichts zu suchen!“ herrscht er dem Sohn entgegen. „Du hast unten Dienst bis zehn Uhr. Hast du mir was zu sagen, so komm nach her.“

Der Sohn, als habe er das nicht gehört, schritt über den Saal an den Tisch, die Rechte um den Kupferknäuf des Schwertes geklammert, mächtig atmend; jetzt stand er vor dem Vater und sprach laut, daß es der ganze Saal vernahm:

„Ich bin heraufkommen, umb Euch zu sagen, Herr, daß ich ein End gemacht und das Mädchen vom Pranger losgelassen habe.“

¹⁾ Unter Händels Vorgänger, dem Stadtrichter Mon.

Es war einen Augenblick im Saale still, so still, daß man die winzige Sengste des kleinen Todes im Uhrkasten schrillen hörte.

Dann ward ein scheues Gemurmel: „Nit möglich — ohooo!“ —

Der rote Berthold lallte in schreckhafter Freude, starr grinsend:

„Mus is's!“ Und wieder war es totenstill.

Der Richter, hoch emporgerrichtet, die Faust auf das Silberbild gestemmt, fragte mit dumpfer Stimme, in der ein zermahlender Grimm anrollte, den Kriegsmann, seinen Sohn:

„Die Pestdirn hast du losgelassen? Eine halbe Stund vor Erfüllung des Urte! Bist du bei Trost? Wer hat das Urte! gefällt?“

Heinrich antwortete mit gesenktem Haupt; denn es ist schrecklich, daß es der Vater war: „Ihr.“

„Ja, ich. Kraft meiner Gewalt, kraft geschriebenen Rechts!“ Jetzt füllte des Machtherrn Stimme wie ein Wetterschlag den Saal, daß zweiunddreißig Männern das Mark erstarrete.

„Ich, der Richter von Steyr. In tödtlichster Gefahr meiner Stadt, den Ehrosen, die sie verpestet, zur Warnung,“ in Wut knäulte der Gewaltige das Pergament des Michelius, unschätzbaren Wertes, in der Faust zusammen, „und unserm bedrohten Volk zum Schutze hab ich ein gerechtes Urte! geben, und du gehst her und stößt es umb. Hier ist das Schwert, auf das hab ich mein Urte! geben! Mein bestes, aber nit mein leztes.“

Er riß das Richterschwert aus der samtnen Theka¹⁾, in der es lag, mit vor Wut geschüttelter Faust.

Da wichen die schwarzen Herren alle erbleichend weit zurück; nur einer aus ihnen, der Rotbart, kam mit ungefügem Schritt hervor und stellte sich vor den Tisch mit dem Silberbilde auf, sodaß er den Jüngling vom wutentbrannten Vater trennte, und rief diesen an:

„Joachim, wozu haltest du das Schwert, wo ist denn hier ein Verbrecher? Dein Sohn hat tan, was jeder von uns gewünscht hat, daß geschehn möge, aber keiner von uns hat den Mut dazu gehabt, als er.“

Die Räte in der Tiefe der Stube widersprachen entrüstet:

„Da bitten wir schön. Unser keiner hat sich das gewünscht. Spricht Herr Joachim ein Urte!, das spricht Gott.“

Es klopfte ein und abermal an der Tür, niemand achtete darauf. Nun trat verstört der Ratschreiber Symprecht ein, die zerknitterte Urte!srolle in der Hand, und begann mit stockender Stimme: „Edel und gestrenger Herre, es ist etwas geschehn —“

Der Richter erwiderte: „Ich weiß.“ Schritt hinter dem Tisch hervor, das Schwert in der Rechten, und nahm die Schrift aus den Händen des Mannes. „Hastu die Tat des Leutnants Händel mit angesehen?“ fragte er herrisch. — „Ja.“ — „Warumb hastu samt den andern Gerichtsdienern es nit gewehrt, wie es eure Pflicht war?“

„Gestrenger und vester Herr, wir habend nit können, er war zu

¹⁾ Kapsel.

schnell. Wir habend ihm wollen wehren, da hat er sie aber schon davon getragen."

"Wie?" brummte heiser der Richter und maß seinen herrlichen, aufrechten Sohn mit einem Blick, der, wenn aus Stahl, diesen hätte töten müssen. Heruntergetragen vom Pranger in seinen adligen Armen hat sein Sohn, sein Sohn den verdammten Leib dieser papistischen Dirne. Das ist zu viel. Das ist elender noch als der gebrochene Urteilspruch.

Mit schnaubenden Rüstern, mit knirschenden Zähnen wies der Gewaltige den Knecht, der sein Kind so erniedrigt gesehen hat, hinaus. Dann fragte er den Sohn, Raubtierwut in den glastenden Augen:

"Ist wahr, was dieser Kerl gesagt hat, hastu diese Kreatur wirklich getragen?"

"Ja," erwiderte Heinrich.

Und plötzlich stand alles vor ihm: der Pranger, an dem sie hieng, die Qual, die sie litt, und wie er auf dem Rotroß hinsprengte, den Reifen auseinanderriß und sie aus dem Eisen nahm. — Nie rührte er so Zartes an wie ihren armen, frommen Leib . . . Da wurden seine Augen hell wie Sterngeleucht, und sonder Scham, laut und freudig bekannte er: "Vom Pranger bis zur Pfarrgasse hab ich sie getragen."

"Da trugst du Schande genug," sprach mit heiserer Wutstimme der Richter. Sein Bruder aber, der Rotbart, schob sich an des jungen Missetäters Seite und streichelte ihm die schlanke, brünette Hand mit seiner zottigen Pranke und licherte heiser kosend: "Heinrach . . ."

"Jetzt sage, wie du dazu komben bist, die Tat zu begehn!" fragte aufs neue mit eiserner Härte der Richter.

"Hat dich die Person angefleht? Hat sie gejammert und gewinselt, bis du weich wurdest? Antworte."

Heinrich antwortete:

"Sie hat nicht gefleht, Herr, und nicht gejammert, obwohl sie Schmerz gelitten haben muß, sie hat alle die Zeit, wo sie in dem Eisen . . ." da atmete er krampfhaft, stoßweis auf . . . "gestanden ist und ich sie zu Roß bewachte, nicht ein mal geklagt, sondern immerzu nur gebetet."

Er hielt inne und verschaute sich mit starrem Auge in die feuerflammende Enns.

Der Richter sprach verächtlich:

"So! Hat sie gebetet! Und das war so steinerweichend, daß du es nicht ertragen konntest. Dein Ahnherr sah einen auf der Horde brennen und hörte ihn abermal und abermal schreien: 'Jesus fils du Dieu vivant', und ward nit weich . . . Ein Tropfen von seinem Blut täte dir not."

"Ich hab lang zugeschaut," gab der Jüngling herb zurück. "Eine volle Stund ist sie gestanden, und ich habe zugeschaut; dann konnte sie nicht mehr stehen und ist g e h a n g e n . . . in dem Eisen, ich glaube das ist ein Schmerz —" er biß die Zähne aufeinander in Weh und Grimm.

"Ich habe sie hangen lassen. Dann ist ihre Mutter kommen . . . hat geweint und gebeten . . . ich hab mich nicht drum geschert . . . dann . . ."

dann haben Buben ein Schandgespötte angefangen . . . und das Mädchen stand am Pfahl und mußte es leiden — was ihr diese Hunde ins Gesicht geschrien haben —“ da überflammte heißes Rot sein Gesicht, es war ein herrliches Rot, der Zorn eines Engels über unreine Brut.

„Das habe ich nimmer gelitten, nein! Eine arme Närrin ist sie; eine Meze nicht! Ihr habt sie geurteilt, aber das war auch Euer Wille nicht, daß sie sollte wie eine Meze gemartert sein. Und wär es des Kaisers Urthl gewesen, und der Kaiser in Person dabei gestanden, ich wäre hin und hätte sie aus dem Eisen genommen — ich konnte nimmer zusehen; ihre Not hat mir das Herz entzweigerissen.“

Der Saal schwieg um ihn, alles Raunen war erstorben, es war, als schiene plötzlich von oben ein mildes Licht auf alle harten Gesichter. Berthold murmelte in sanftem Vasse: „Derbarmt hat sie dir, Vua, mir hat sie aa derbarmt viel, viel . . . aber i war leimig¹⁾, der Starke warst du.“ . . .

Der Richter stemmte die Faust auf das metallne Bild der Eisenstadt, es war in seinem Gesicht kein Schimmer von Rührung oder Milde, als er sprach:

„Besser, das Herz entzweigerissen, als ein heiliges und gerechtes Geseß. Mitleid ist Last er, wenn es sich will über giftige Unbrut erbarmen, und der Haß, der Lügengenist und Heuchlergewürm zertritt, ist eine göttliche Tugend. Du unreifer und weicher Knabe, der du kannst die gerechte Strafe einer verschlagenen Heuchlerin nicht sehen, ohne zu zerschmelzen, geh einmal, wenn es den katholischen Quertreibern gelungen ist, Steyr mit der Pest zu infizieren, ins Spittel und schau hinein! Schau sie, die die Seuche schlug, mit schwarzen Angesichtern in Krämpfen liegen, hör sie umb Hilfe schreien und wisse, daß keine ist. Schau dort Mütter, an deren toten, kalten Brüsten Kindlein, die auch schon Mailer tragen, saugen: schau Mägde und Knaben, so unschuldig wie der Maien ist, vom Fieber aufgezehrt, von den Beulen zerfressen; dann magst du dich der Verlorenen erbarmen und dein Leben wegwerfen, umb das frembde zu retten, das wäre ein adlig und männliches Mitleid; daß du ein zu Recht verurteiltes Weib dem Pranger entzogst, war eine elende Schwäche und zugleich ein Schlag deinem Vater und jedem Recht und Ordnung ins Gesicht. Hastu jezt noch etwas zu sagen, so rede und widersprich mir, wenn du es magst!“

„Ich habe nichts zu sagen, als was ich schon sagte, ich hab es tan, weil ich müssen hab,“ sprach Heinrich Sändel heiser, preßte die entfärbten Lippen aufeinander und schwieg. Soll er wieder den Vater, den großen Rhetor, streiten? Der behält doch recht, weil er der Richter von Steyr ist . . . Getan ist es, das Mägdlein gerettet, nun geschehe, was will.

Doch die:weil er schweigend stand, meldete sich wieder der alte Rotbart; in die breite Hünenbrust geworfen, die zottigen Faunshände auf den Hüften, rief er:

„Hör zu, Joachim, i sag dir was! Du willst deinen Suhn mit Sophismen herunterstechen, aber i sag dirs zum andernmal und hundertmal,

¹⁾ unentschlossen.

was er tat, war wolgetan! Mitleid ist nie schändlich, Mitleid ist immer guet, ja göttlich, und wann sich ein edler Mann über die allerärmste und verächtlichste Kreatur erbarmt, so wird nit er verächtlich, sondern die arme Kreatur wird gleichsamb geadelt durch sein Mitleiden, so wie die Sunn, wenn sie auf einen Sumpf scheint, nit mosigt wird, wohl aber der Sumpf wird vergüludet. Joachim, Christus hat mit Magdalena Mitleid getragen, und mir ist, als hättest du selbst uns dies vor einer Stund erzählt, und dem Wort die Tat beigefügt, indem du eine Kindesmörderin aller Straf ledig sprachest. Willt du deinen Sohn für das strafen, was du selbst getan hast? Wo ist dann die Wag deiner Gerechtigkeit?"

Joachim Händel sprach eisenhart:

„Ich bin Richter und kann begnadigen wie strafen. Er ist ein Kriegsknecht und hat zu gehorchen. Redet nicht mehr viel herum!“ hob er drohend die Stimme. „Ein Urthl wurde halb vollzogen, bei Gott, es steht bei mir, es noch ganz erfüllen zu lassen.“

„Um Gottes willen nicht!“ schrie der junge Händel auf, ganz weiß im Gesicht und mit wild flackernden Augen. „Ich bitte, tut ihr nichts mehr, sie hat genug gelitten,“ keuchte er. „Ich hab mich Euch doch gestellt, straft mich, ich will alles über mich nehmen.“

„Straf wie Gnade steht bei mir!“ wiederholte der Richter unbewegt. „Das Mädcl betreffend: nicht weil du bittest, sondern weil ich es vor gut befinde, stelle ich sie nicht mehr an die Säule; es könnte sunst geschehen, daß die Betbrüder von Steyr sie wie den weiland Styliten Simeon anbeten . . . Daß ich dich strafen soll, brauchst du nicht frech zu begehren, es wird geschehn, und zwar noch diese Stund. Wie du weißt, ist Zeit der Pestgefahr Steyr unterm Standrecht. — Gib dein Schwert weg! Du hast nach deiner Tat kein Recht, Waffung zu tragen.“

Keine Waffung! Das schöne Schwert zerschlug ihm das Mädclen. Das schlechte nimmt ihm sein Vater. Doppelt Schand an einem Tag! Aber das war keine, daß er die arme Stephana vom Pranger erlöst hat. Er schnallte mit leicht bebender Hand den Fußbeißer ab und legte ihn auf das Silberbild von Steyr, daß der Greuel über den Kirchtürmen von Steyr wie das Nacheschwert Gottes zu schweben schien.

„Und jetzt,“ sprach der Richter, „bevor ich die Straf verhänge, holt den Feldhauptmann herauf. Heinrich Händel hat im Dienst und mit dem Kriegrock am Leibe das Pestgesetz übertreten, der Hauptmann soll beim Spruch zugegen sein.“

Madlsfeder verließ eilig den Saal. — Fieberisch hastete der kleine Tod im Uhrkasten; der Richter warf sich in seinen Stuhl und rißte mit seinem Diamanten ein Datum in das silberne Bild. Die Herren alle warteten feierlich, die ringgeschmückten Hände an den Bärten oder am Busen, und machten Glozgaugen nach dem Verbrecher; der sah immerzu durchs Fenster auf die feuerglühende Enns mit seinen braunen Augen, die so schöne Wimpern haben; die Enns rauschte wild, so rauschte der Pöbel; durch den Pöbel rang er sich, mit der verspotteten Papistin im Arm, er bereut es nie.

Jetzt kam Madlsfeder zurück. An seiner Seite schritt gewaltig, mit den eisernen deutschen Riesensporen klirrend und mit dem deutschen Schwerte klappernd, ein grimmes Lächeln im verwitterten, von Narben zerfetzten Gesicht, Andreas Gießing, der Hauptmann von Steyr. Mit ungeschlachter Courtoisie senkte er den Federstürmer vor dem Richter, blickte aber dabei, die überhängenden eisgrauen Brauen runzelnd, grimmig seinen jungen, waffenlosen Kompanieführer an.

„No,“ fragte er mit einer Stimme, die sich wie das Scharren eines eisernen Roßschinders auf eisernem Faustschild anhörte. „Was machend unste Bueben vor Narrenstück, han?“

Berthold zwinkerte froh. Der Richter fragte kurz:

„Weiß der Hauptmann von Steyr, umb was es sich handelt?“

„Was denn!“ lachte Gießing laut heraus, „der ganze Platz redt davon. Hastu di selbstn anzeigen?“ fragte er den Stadtknecht, dicht an ihn herantretend, mit gedämpfter Stimme. Heinrich nickte abgewandt und trozig.

„Ist guet,“ sagte der alte Hauptmann. Berthold der Rotbart nickte ihm vertraulich und bittend zu: Junges Bluet! Wir habend auch Eseleien gemacht, so umb die zwoanzgi herumb. Woast es no, Kamerad?

Der Richter sprach von neuem:

„Ich habe Euch, Hauptmann von Steyr, her erfordert, umb daß Ihr Zeug der Straf seid, die ich über diesen ungehorsamen Steyrischen Schützen verhänge, und dieselbe gut heißt. Dieser da hat in einer Zeit der höchsten Gefahr unsrer Stadt eine schwere Unbotmäßigkeit begangen, für die ich, als Schirmherr der Stadt, ausdrücklich die schwerste Strafe angedroht habe; ich glaube, Herr Gießing, Ewer neuer Schützenbrief, den Ihr selbst in Enns verfertigt habt, setz auf gröbere Delikte eines Steyrischen Stadtknechts ebenfalls die Todesstraf.“

Alle Gesichter im Saal erfahlten. Berthold biß sich fast die Zunge ab. Rabenvater, wie weit willst du's noch treiben und dein Kind noch martern?

„Zawull, Herr Richter!“ hakte der Supremus urbis Capitaneus mit dumpfer Eisenstimme. Die Worte sind deserent, der Ton ist's nicht.

Gießing braucht vor Händel nicht unterdienstlich sein, ist sein Patriziat von gestern, stellt er ungewappnet nicht einen Eisenherrn, sondern einen Kleinkramber für, der Tapferste von allen alten Steyrern ist er doch, zweimal zog er wider den Türken, und bei der Huldigung stach er den Schöbel herunter, sein Ruhm ist groß im Lande.

„Zawull. Das Schützenstatut setz auf Betriegerei, Prellerei, s. v. Diebstahl, böse Gewohnheit des Schwörens Todesstraf so gut wie auf Mord und Totschlag. Gestrenger Herr Richter von Steyr, Ewer Suhn da hat von allem dem nichts gemacht. Was er gemacht, war ein verrucktes Narrenstück, trotzdem bleibt er —“ da legte der alte Isengrimm seine zerhauene riesige Kampfhand auf Heinrichs Schulter — „mein bester Soldat. Soll die eine Stund Pranger, die er dem verdrahten papistischen Madel erlassen hat, alle sein Tapferkeit, Mut, Kortesia und was sunst gueter Qualitäten in ihm seind, gar zunichte machen? I moan nôt. War das nit der Heinrich,

der damals mit mir in den Kaisersaal auf der Steyrburg gerückt ist, den Kaiser und die Königin zu schirmen? Ist es nit der Heinrich, der in Linz die Passauer so wohl trischakt und den wildesten von ihnen das Meisterzeichen Händlischen Stahls ins Gefräß gehauen hat? Ist es nit der Heinrich, der gestern überall und nirgends war und seines Vaters Befehle vollzog, und jetzt soll er umb eines übertretenen Befehls halben seinen trefflichen Leib verlieren — nein, das meint der Pappa nit im Ernst, und wenn er es meint, der Ander sagt nit Ja dazu, i brauch meine Mann, heunt oder morgen wirds wider die Hohe Pforte losgehend, wer mir meinen Leutnant nimbt, soll mir nachher einen machen.“

„Ihr meint also,“ sprach Händel, „ich soll ihm die Strafe schenken.“

„So, allerdings meine ich das.“

Die Herren im Saal atmeten auf. Man hörte förmlich ihre Bärenbrüste unter den seidengefütterten Wämsern krachen. Wolf Händel besprach halbblaut etwas mit den Vettern. Michel sprach: „Ja und es bleibt auch zu erwägen, daß er ein Händel ist.“ Berthold rieb grinsend die Hände krampfhaft gegeneinander, was ist Basta, was ist Schwendi¹⁾. Gieffinus ist der größte aller lebenden und toten Kapitän.

Joachim Händels dunkles, ernstes Gesicht verriet nichts von dem, was in seinem Herzen war; ob er dem Gieffing Dank wußte oder nicht, daß dieser seinem Ennser Gefesz die Spitze abgebrochen hatte, um einen milden Spruch in Ehren zu ermöglichen.

Händel stand mit dem Schwerte seinem waffenlosen Sohn, in dessen Zügen Müdigkeit den Trost zu lösen begann, gegenüber, und jede Silbe wägend, sprach er langsam unter atemloser Stille:

„Heinrich Händel, dein Leib und Leben sind verwirkt. Dein Feldhauptmann bittet nun aber für dich, weil du ein tüchtiger Mann seist. Ich sage: bis heute warst, und vielleicht später wieder sein wirst. Umb Steyr in unseren bewegten unruhigen Zeitläuften nit eines gueten Kriegsmanns zu berauben, will ich dir das Schwerste nit auferlegen, wie ich wohl könnte. Du bleibst gefangen und deines Schwertes verlustig, solange ich es für gut befinde. Und ich will gnädig sein, nit weil du mein Sohn oder ein Händel bist, das ist kein Titel auf Gnade; sondern weil du ein tapferer Bursche bis heute warst. Du bleibst in Haft, bis du deinen Angehorsam, wie es einem Manne ziemt, mir, dem Richter von Steyr, ehrlich abgeben hast.“

„Gnädig Urll,“ — murmelten befriedigt die Steyrer Mannen. Aber für den stolzen Buben, den es trifft, ist es härter als Tod.

Abbitten daß er tat, was er tun mußte, vor Gott und Menschen; hätt ers nicht tan, er wär eine Bestie, kein Mann. Abbitten, daß er das zermarterte Kind vom Pfahl . . . Er atmete krampfhaft und sah wild um sich herum, sein Vater wandte kein Auge von ihm; aber Heinrich sprach: „Ich kann nichts abbitten; ich habe unrecht nicht getan.“

„So? Nicht? Es ist guet. Gieffinus, führt ihn ab, und er soll solang gefangen sein, als ich gesagt habe.“

¹⁾ Georg Basta und Lazarus Schwendi, berühmte kaiserliche Heerführer.

Der Tod sprang wieder aus dem Uhrkasten, mit klingelnder Sense der Jungfrau nach. Es war zehn Uhr.

Der Hauptmann Gieffinus nahm das Notschwert Heinrichs vom silbernen Tisch, zugleich rief er dem Richter, der zu den Räten hinübergeschritten war und von seinem Sohne abgewendet stand, zu: „Ich bitte, Herr, wohin soll ich ihn führen. Do nit in gemeinen Manns Gefängnis, mit Sauf- und Kaufgelln zusambsperrn kann man doch einen Sündel nit.“ Der Richter, ohne auch nur den Kopf zu wenden, erwidert:

„Mein Sohn soll in Voglsang in meinem Haus in seiner Stuben Arrest haben.“

Gieffinus fragte:

„Soll i Wachen hinaufgeben?“

„Bier Schützen,“ entgegnete der Richter kurz; mit einem Blick blitzender Verachtung fügte er bei: „Herr Berthold sagt da was von Kerkermeister, fürhin hat er Scherge gesagt. Wen er meint, weiß ich nicht; er soll nachdenken, bevor er schändet; der erklärte Wille, mir zu trozen und mich zu beleidigen, hält meinen Sohn gefangen, sunst nichts und niemand; sobald er andern Sinnes wird, ist er frei. —“ Er wandte sich an die Ratsmänner: „Der Rat ist geschlossen! Freitag ist innerer und am Montag wieder der Große Rat. Madlseder, bring mir meinen Mantel, ich gehe von hier nach Steyrdorf den Spittel visitieren; wer sich mir anschließt, ist willkommen.“

Er nahm den Mantel um, den ihm Madlseder und ein zweiter vom jungen Rat beflissen brachten, und von seinen Räten kortegiert schritt er aus der Stube. Im Vorübergehen machte er dem Gieffinus ein Zeichen. Gieffinus hatte das Schwert Heinrichs in der linken, faßte dessen Hand mit der rechten Faust, und beide folgten in gemessener Entfernung der Ratsmenge aus dem Saal, stiegenab, über den Hof und auf den von Menschen wogenden Stadtplatz. Berthold schritt mit der Ratsmenge; bald blieb er jedoch zurück und gefellte sich zu Heinrich und brummte ihm gute Worte zu.

Als Händel, der Richter, vorm Tor erschien, ward der reisende Platz im Nun totenstill. Händel sprach laut: „Grüß Gott, meine Steyrer. Mit Gott. Wir haben oben dieser Stadt Wohl beraten.“ Nun rief eine Schar Männer: „Joachim Händel! Hoch!“ Und der Zuruf lief von Schar zu Schar; aber es war kein Sturm, der den Bannwald niederreißt, wie es der Richter von Steyr von seinem Volk gewohnt ist, es war kein Dröhnen gewaltiger Glocken in der Luft oder aber, die Glocke hat einen Sprung im ehernen Leib, Händel merkte den hohlen Ton sogleich, und seine Nerven zuckten zornig; er umspannte mit einem dunkelglühenden drohenden Blick das Volk; doch er sah nun nur besser, daß auch die Augen der Tausende, ein glitzerndes Sternenmeer, nicht wie sonst an ihm, sondern an dem waffenlosen jungen Menschen hingen, der jetzt von einem, der zwei Schwerter trug, durchs Tor hinausgeführt wurde. „Herr Heinrich — Herr Heinrich!“ lief es zitternd und bang, heinlich von Schar zu Schar, und: „Ist er gefangen? Ach Gott, gehts umb Blut?“ Der Richter hörte es wohl, so leis es war, jetzt hat die Glocke klar geklungen. Er blieb einen Augenblick stehen, breit und

hoch und mächtig, im Tore, hieß den Feldhauptmann seinen Sohn noch weiter vorführen und rief mit lauter Stimme:

„Ja, er ist gefangen. Seine That war schmähtich; seine Straf ist gnädig. Von jenem Pranger dort“ — Totenstille war über dem Plaze, und alle Augen kehrten sich nach dem Pranger, der vom Grünmarkt herübergleitete, auch Heinrich sah hin, o schrecklich, als die Bleiche im eisern Ringe hing, jetzt steht er leer, Gottlob und Dank! — „hat er die Scheinfromme, die mit Gebet auf den Lippen Menschenmord trieb, heruntergenommen, wider Recht und Gesetz.“

Heinrich sprach: „Mit Menschenmord.“

Der Richter rief mit Machtstimme: „Menschenmord und zehnmal Menschenmord! Hier hat keiner zu reden als ich, und ein Mann ohne Schwert am letzten. — Damit solche That wider mein Gesetz und zugunsten der Fälscher und Quertreiber, denen Tod und Teufel als Regent von Steyr lieber wären als Händel, heunt zum letztenmal beschehen ist, ihr Leute von Steyr, habe ich meinen Sohn geurteilt; sein Feldhauptmann hat für ihn als einen tapfern Mann gebeten; nur umb dieserwillen war ich ihm gnädig und habe ihm statt der verdienten Lebensstraf eine linde Gefängnis verwilliget. Weiber und Schwachköpfe werden ihn etwa einen Helden und mich einen Tyrannen heißen; das schiert mich nit; ich höre nur auf mannfester, herzhafter Männer Rede.“

Als er so gesprochen hatte, meldete sich, stärker als fürhin, in emsigem Stimmengewirr der Beifall seiner Steyrer. „Er ist gut! Er ist gerecht! Er war auch dem jungen Heinrich gnädig, er ist gut wie Gott der Herr!“ Händels Augen blizten froh auf. Er hat sich fürhin doch verhört. Nichts ist wahr, nichts drückt herunter; das seind die Steyrer Herzen, die lodern noch heiß für ihn, trotz dem Schandpaffen Albert und trotz der Heuchlerin, der Stephana, die seinen edlen und teuren Sohn zu einem Wortbrecher machte, die Brut.

Langsam, den Madlseder, der mit ihm das Spittel anzuschauen willens war, an der Seite, bewegte er sich durch die auseinanderweichende Menge der Engen Gasse zu. Er spähte mehrmals nach den Federbüschen Gieffings und seines Sohnes. Er sah sie nun beim Brunnen und hörte die lebhaft und klangvolle Stimme seines Sohnes, der zu den Bombardieren sprach und dem Fähnrich Neumayer das Kompaniekommando übergab. Händel zürnte, daß der Mensch, den er so hart gezüchtigt hatte, so stolzen, frohen Mutes schien.

„Unter welchem Titel hat denn eigentlich die Mutter der Dirne mich bitten wollen?“ fragte er plötzlich gebietend und finster den Madlseder.

„Unter keinem!“ lachte der.

Händel sah ihn an, schwieg und blieb wieder stehen und spähte nach seinem Sohn. Der war an der Mayrstiege. Vier Bombardiere waren um ihn. Der alte Berthold nahm eben Abschied von ihm. Gieffinus stand schon oben auf der Stiege. Durch das Volk drängte ein Mann im Ratsmantel ungestüm der Eskorte zu. Händels scharfes Auge erkannte sogleich den Radelmayer. Er spähte mit glühendem Blick, geht der schäbige Papist jetzt her,

he? und sagt dem waffenlosen Buben, der die blutige Schande auf sich sitzen hat: „Recht zu auf deinen Vater?“ Ha, ha, er spricht ihn wirklich an. Im mächtigen Brausen der Menschenmenge versteht man die Worte nicht, und Händel will sie auch nicht hören. Aber der Radelmayer sitzt nächsten Freitag nicht mehr im Rat. Das steht.

Es sagte aber Radelmayer mit nassen Augen und ausgestreckter Hand zum jungen Heinrich Händel, zu dem er sich den Weg mit Mühe gekämpft hatte, der Mantel war ihm dabei zerrissen:

„Herr Heinrich, ich danke Euch für Eure groß und edle That im Namen von vielen.“

Der junge Händel sah den Papisten mit dunklem Blick abweisend an, faßte mit drei Fingern ins leere Wehrgehäk über der Hüfte und sagte:

„Mein Herr Radelmayer, um Euren Dank und den der katholischen Partei hab ichs bei Gott nit getan.“

Da sagte Radelmayer warm und mit sanftem Blicke, wie ein gut und schüchternes Weib: „Herr Heinrich, ich meine nit die Partei meiner Glaubensbrüder, sondern die viel größere aller guter Menschen von Steyr, die mit Weh ansehen mußten, wie die arme Steffi gemartert ward.“

Jetzt lächelte der junge Händel, und Radelmayer vermeinte, noch nie einen so anmutigen Ausdruck im Antlitz des frechen, eingebildeten Burschen gesehen zu haben. „Ja, sie war arm“ — sagte er. Dann trotzte er: „Warumb seid denn ihr keiner hin und habt ihr geholfen?“ aber doch nahm er die hingebotene Hand des Katholiken und umspannte sie einen Augenblick. Radelmayer duckte sich und küßte ihm die Hand, da riß er sie weg, doch es stand ein Weib hinter Radelmayer, die haschte sie und küßte sie auch zweimal mit zitternden Lippen und rief: „Herr Heinrich, ich auch danke Euch wegen der armen Magd, ist es eine Papistin und tät sie Törichtes, sie ist eine Magd, und alle Frauen von Steyr danken Euch, daß Ihr diese Arme habt aus bitterer Schmach erlöst.“

Das Weib, die ein feines Thüringdeutsch sprach, war die Gattin des Predigers Insingus. Heinrich schämte sich des Geredes über seine That und daß sie ihm wie einem römischen Bischof die Hand küßten; er riß die Hand abermal weg; von einem Fenster über der Mayrstiege rief aber jetzt eine Jungfrau: „Herr Heinrich!“ und warf ihm eine rote Nelke, die sie von ihrem Blumenstock gerissen, zu, und plötzlich waren an allen Fenstern um die Mayrstiege Mädchen, und warfen Nelken, Rosmarin, Veiglein und Wintergrün auf den jungen Helden herab. Der aber lief, ohne der schönen Kinder zu achten, den vier Knechten, die ihn führen sollten, und seinem Hauptmann nach, und das Dunkel der Stiege entzog ihn den Blicken der Steyrer.

II.

Händel, der Richter, ging mit Wolf Madlseder zum Spittel an der Steyr und verweilte eine Stund darin, ließ sich die Krankenstuben und Betten zeigen und sah genau die neue Apotheke an, die durch seine Muni-
fizienz im Erdgeschoß des Gebäus war angelegt worden. Er sprach mit dem

Vorstand des Spittels über die Kuration der Pest und verhiess neue und erprobte Mittel, die er wollte von Linz kommen lassen. — Madlseder und nicht minder der Vorstand verwunderten sich, wie ruhig, ohne alle sichtbare Erregung, der Richter sprach, nachdem er den ganzen Morgen über die Papisten zu Gericht geseffen war, ein schweres Urtheil gefällt und zuletzt noch seinen Sohn um Ungehorsam hatte hart bestrafen müssen. — Und wie vorher Berthold, so dachten jetzt Madlseder und der Vorsteher: der ist mehr als Mensch.

Als Händel das Spittel wieder verließ, sprach er zu Madlseder: „Folgendes habe ich, während dieses traurige Gesind von einem Umweg um Johnsbach log, den sie nehmen wollten, mir gedacht: es wäre möglich, daß Leut aus dem Pestland kommen, das Kontumazhaus in Schönau umgehen und scheinbar von der Linzer Seite ankommen; für diese muß es auch ein Kontumazhaus haben, und ich denke an das Haus des Risenfels im Razenwald. Ich will das noch besehen und dem Risenfels befehlen, eine Kontumazstube einzurichten.“

Er ging mit Madlseder in den Razenwald und ließ sich den Herrn von Risenfels rufen. Es wollte der Herr von Risenfels Bedenken geltend machen, aber Händel hörte keine an; bis auf den Abend muß, befahl er, eine Stube und später müssen zwei für Quarantania gerichtet sein — Schwefel und Wasser gegen Fäule der Luft müssen vorhanden sein; Hollereffig und Nageleffig wie Myrrhe kann Er in der neuen Spittelapotheke holen.

Es läutete Mittag, da kam der Richter vom Razenwald zurück, und vor ihm her liefen schon Knechte des Herrn von Risenfels, Hollereffig, Nageleffig und Myrrhe in der neuen Apotheke zu holen.

Als Händel mit seinem Begleiter an die Steyrbrücke kam, waren da ziemlich Menschen, die grüßten tief, aber ganz stumm. Wieder zuckten zornig eine Nerven von Stahl. Mehr als Mensch, sagt Madlseder, sagen Lindengrien und Risenfels, und doch in seinem Herzen wühlt schwarzer Sturm; daß die Wunderglocke, die Stimme seines Steyrer Volkes, ihm nicht Hochgesang singen will wie sonst, das rüttelt an seiner stolzen Selbstgerechtigkeit, und den Weg hin und her Steyrdorf durchs schweigende Volk geht er auf Drachen und in Messern.

Unter der Steyrdorfer Brücke stand ein blattersteppiger Junggesell mit langen, rotgelben Haaren, der Sohn der Schulfrau von Steyrdorf, der den kleinen Buben von Steyrdorf den lutherischen Katechismus einbläut; er stand auf dem Spittelmäuerl und sprach hinunter zu den Wäscherinnen: „Heilig ja, die arme Magd liegt krank, der eiserne Ring hat sie wundgeschnitten, es is, wie i sag.“ Und die Waschweiber seufzten: „Uah weh, aah weh!“

Da ward der Richter, der oben auf der Brücke schritt, so zornig, daß er einen seiner kostbaren Mantelknöpfe von Gold und Topas abdrehte und in das Wasser warf. Und sprach zu Madlseder:

„Das ist glaublich der evangelische Lehrer. Die arme Magd! Ich möchte diesen Kerl und die Waschweiber ins Pestland verfrachten, damit sie sehen, wie das Wesen ausschaut, womit die arme Magd uns in christenlicher

Lieb bescheren wollte.“ Er biß die Zähne zusammen; das ist ja nit Volk; das ist Abhub und Kanaille; aber doch ist es eine Schmach für Steyr, daß man am Tage seiner größten Tat für Steyr's Wohl von dieser Schanddirne in den Gassen redet statt von ihm . . .

In finstremem brütendem Schweigen durchmaß er das Thor und die Enge; Madlsfeder wagte nicht, ihn anzureden.

Als sie zur Mayerstiege kamen, sahen sie eine Menge zertretener Nelken und Veiglein umliegen und ein paar Kinder umherlaufen, die sie auf sammelten. Er blieb stehen und fragte ein Dirnlein: „Hat denn da ein Kräutlweib ihr Kragen verloren?“ Da sagte das Kind, das ihn nicht kannte: „Na, es habend dem Herrn Heinrichen Bluemben gesträht.“ Da fuhr dem finstern Manne das Rot auf und die Ader inmitten seiner stolzen Stirne trat vor.

Da sprach er zu Madlsfeder:

„Die dem närrischen Bueben Blumen streuen, möcht ich allesamt nach Zanspach heißen fahren, damit sie die blauen Beulen blühen sehen; da würden ihnen die blauen Bliemel für den Verächter meines Pestgesetzes schon vergehen.“ Dann sprach er zu Madlsfeder: „Heunt ist ein schlechter Geist im Volke. Wißt Ihr, was ich denken muß? Es war ein Arzt in Mediolan, Zeit der letzten Pest, der nahm dem Pöbel die infizierten Kleider weg und verbrannte die; den hingen sie in einem eisernen Käfig am Kirchturm auf und ließen ihn verhungern.

Bin ich der Wohltäter dieser Stadt oder ist es der Pfaffe, der aus elendem Neid, weil er selbst positive Arbeit zu leisten nit tüchtig ist, die meine störte, wobei ihn die Dirne, die schleichende Schlange, half?“

Madlsfeder rief: „Tod dem Schandpfaffen und der Giftdirne! — Es lebe Händel, unser Herr!“ — „Aha, recht so,“ sprach mit zorniger Ironie der Richter. „Es gibt ein gutes Echo auf der Mayrstiegen, das sagt Herr. Aber das sage ich Euch bei Gott, ich bins und bleibe es, ob es hunderttausend sagen oder ein einiger Mann, gilt gleich.“

Sie waren oben an der Stiege beim Adlerischen Haus, hier sprach Händel aufs neue zu Madlsfeder, diesmal auf Latein: „Die Macher werden heunt noch etwas wagen. Ich möchte, daß Ihr gleich zu Gieffinus aufs Arsenal geht und ihm sagt, er soll die sieben Scharfentindln und die vierzehn Falkaun zu sechs und neun Pfund an den Soren auffahren, soll sich auch mit Kugeln, Haggenpulver und Pürstpulver wohl versehen. Die Militia hat heut wie gestert Bereitschaft Tag und Nacht. Und gleich bei der ersten Zusammenrottung, die die Papisten versuchen, soll mit Scharfentindln scharf geschossen werden; ich habe heut den ganzen Morgen argumentiert, mir ist leid umb meine Lungen und umb jedes Wort, das ich verlor. Ich hätte sollen diese Prozeßion von Rebellen schon in der Freysing niederknallen lassen. Mein Bub hat es zuerst gesagt . . .“ Er brach ab, immer schwärzere Wolken verdüsterten seine Stirn; sein tapferer Bub, der den Kanailen das Pestgesetz in die Frage schreiben wollte, der junge des Aldrets von Steyr, den haben sie betört, daß er der Giftdirn gegen seinen Vater half. Das ist ein schändliche Bilanz. Ja, die Kirche ist geschlossen, der Pfaff ist mundtot,

die Prophetin liegt in Schand und krank, aber der tapferste Bub von Steyr hat seinen Vater im Stich gelassen, und das ist eine schändliche Bilanz.

Madlseder nahm ehrerbietig Urlaub vom Gebieter und ging sogleich aufs Zeughaus. Händel schlug einsam seinen Weg durch die grünen Gärten ein, vorm Bilgtor nach Voglsang, seinem Schlosse.

Düster und in sich gekehrt ging er durchs hohe, von heidnischen Säulen getragene Thor seines Hauses. Im dunklen Flur standen Dienstleute, scheu grüßend; er kümmerte sich nicht um sie und sah nicht rechts und links; die Treppe emporsteigend, lauschte er nach oben und hörte die Waffen der Schützen und hatte Grimm und Weh; da oben lag sein Kind, auf seinen Befehl gefangen, weil es sich auf die Seite der papistischen Hunde hat gestellt.

Als seine festen Schritte gegen das zweite Gadem klangen, flog die grünverglaste Thür des Gadem auf, und Helena, bleich wie der Tod und mit rotgeweinten Augen, trat heraus. „Liebster, Herzliebster!“ rief sie mit von Tränen gebrochener Stimme, „wie hastu mich linen solang verlassen, o daß du nur gesund bist.“ Sie lief die Stiege hinab auf ihn zu und umklammerte und küßte ihn heftig, hing sich an ihn, während er die Treppe emporschritt. „Ich bin für Angst umb dich fast gestorben,“ klagte sie, „ich meinte, die Brut hätt dich ermordet. Ich hab zweimal hinuntergeschickt, die haben aber nichts gewußt, als daß diese Schandperson Pranger steht. O, nachher aber haben sie den Heinrich gebracht, und Gieffinus hat mir bericht, was geschehen . . . Mein Schatz, mein Herzenliebster!“ mit ihrer zitternden Hand streichelte sie ihm das fahle, zornige, dunkelbärtige Gesicht. „Gott soll sie alle strafen, die dir widrig waren, und Heinrich soll sich schämen, Gott sei tausend Dank, daß ich nicht sein recht Muetter bin, es würde mir das Herz abstoßen.“

„Fahr mir nit im Gesicht herum,“ schalt der Finstere, die rosenrote Hand fast zornig von sich abwehrend. „Du weißt, das mag ich nit, wir sind nimmer Hänfichen und Leinchen. — Heinrich hat nicht die größte Schuld, und du weißt überhaupt nichts und hast ihn nicht zu schelten. Geh zu deinem Kind.“ Er ging weiter zum dritten Gadem, während sie ihm zitternd und sehnüchtig nachäugte, und rief halbenwegs mit dumpfer, drohender Stimme ins dritte Gadem hinauf: „Schützen kombt einer herunter!“ Als bald dröhnten über die Stiege Rorbinerschritte und ein Mordmann erschien um die Reib. Der Richter stand im falschen Licht des weiß marmornen Stiegenhauses wie ein schwarzer, unheilvoller gewaltiger Schatten und fragte mit tiefer, grollender Stimme: „Wieviel seid ihr, die den Heinrich bewachen?“

„Uns vier.“

„Wie hat er sich genommen, als ihr ihn habt heraufgebracht? Was sagte er?“

„Nixi nit hat er g'sagt,“ erwiderte der Mann mit einer Stimme, aus der leiser Ingrimm klang. „Die Frau Händlin, jo,“ grölte er, „wiara auffkommen is und sie mit Herrn Hauptmann redende stund unten an der Thür, hat auf ihn Schimpfwörter geschriern: er hat ihr aber nit geantwort, sundern ist gleich in sein Stuben.“

Die Türen fielen mit Donnerkrachen ins Schloß, und der uralte gediegene Estrich wankte von der Wut und Kraft des Ganges des Erzürnten, wie einst der schlechte Bretterboden in Michael Händels Haus, als Herr und Frau von Rainich durch die Diele in den Keller fielen. Er ließ das Tafelzimmer, wo Wildbret, seltene Früchte und treffliche Weine auf Gold, Silber und in spiegelndem Kristall aufgetragen waren, und wo sein kleines Dirndl am Schoß der Mutter saß und kläglich nach Bruder und Vater schrie, links liegen und zog sich in sein Schreibzimmer zurück. Hier riß er Papiere heraus, um Aufzeichnungen über das Steyrdorfer Kontumazhaus zu machen, und während er schrieb, lauschte er mit dumpf wogenden Pulsen empor, ob man in der Kammer des Heinrich gehen oder reden hörte. Leis und zaghaft klopfte es an der Tür.

Leise Schritte fielen hinter ihm, ein starres Seidenkleid raschelte. Es war seine Gattin. Sie nahte sich ihm mit bittend gefalteten Händen, wich aber vor seinem feindseligen Blick zurück. Er fragte:

„Du! Ich hör, du hast ihm Schimpfnamen geben, wie sie ihn auf seine Kammer führten. Was für Wort hastu gebraucht?“

„Ich?“ fragte sie, blaß und rot. „Gar nichts!“ Tränen schossen ihr herauf. „Sagend das die Manner, seine guten Freund? Ich habe zum Sieffinus nur gesagt, das ist eine Schand vor einen Händel; ist das nit wahr?“

„Es ist schon wahr, aber du hast es nit vor Fremden zu sagen. Mein Bluat ist mein Bluat, Frau, merkt es euch!“

Sie schwor: „Bei Gott und Seligkeit, ich habe ja gar nichts gesagt.“

„Umso besser für dich.“ Er beugte sich wieder über seine Papiere, sie zögerte und schlich dann wieder heran, vor Angst und verliebter Sehnsucht zitternd.

„Mein Herr viellieber, wir wartend schon zwei Stund . . . nit ein Löfflein Suppen? — es ist Schildkrotfleisch daran, wie du so gern!“ — bettelte sie.

Er reckte die Hand aus: „Laß mich mit Frieden! Nach dem, was heunt geschehen ist, und du weißt es, soll ich deine Schüsseln gustieren.“

Bevend und in sich hinein weinend schlich die Frau davon.

Er warf, als er wieder allein war, alle Papiere weg, stützte das Haupt in seine Ringhand, und während er immer nach oben lauschte, ob sein Kind in Zorn oder Jammer ausbrach, da es dann bald würde bitten kommen, umfluteten ihn häßliche Bilder und schändliche Stimmen, freche Rufe und Schmachreden, bald des Albert, bald der Stephana, und sein Blut kochte plötzlich auf, als ihm der Fluch fürgieng, den der Pfaffe zuletzt mit schäumendem Munde ihm zuschleuderte: „Händel, die Kirche lebt! Der heutige Tag und das Martertum dieser Jungfrau wird dein und deines Werkes Tod sein.“

„Jungfrau! In den Hals gelogen!“ Wuchtig erhob sich der zürnende Gewaltherr von seinem Stuhl, durchmaß das öde Gemach.

„Auf die Jungfrau schwöre, wer mag; der heutige Tag aber bleibt mein Siegestag, wenn ich blute an einer Wund, die mir die liebste Hand auf Erden schlug, bin ich doch nicht minder Sieger über dich, Pfaffe! Ich habe dich

überwunden und erlegt mit meinem Wort und mit meiner Tat, mit meinem gerechten Urtheil. Und wenn mein betrogenes Kind nicht wüßte, was vor ein Schlang die Dirn ist und ihr darumb gegen meine gerechte Strenge halt, so ist mein Kind nicht schändlich wie du, Giftmörder, samt deiner Meze bist.“ Er stand am Fenster, mächtig, und sprach: „Ist das dort die katholische Kirche, sie war es; sie ist von heut evangelisch; der größte Prediger aus deutschen Landen wird sie durch deutsches Wort konsekrieren. Ist mein Werk tot oder deins, Albert?“

Die Bäume brausten, und das Stromgefäll unterm Steyrer Schlosse rauschte in der Stille, die um ihn war; sein fieberndes Geblüt täuschte ihm vor, es brause ein Getöse von Waffen und Stimmen von irgendwoher; er sah die Pletschi gerüstet anstürmen, und er wollte wissen, ob die evangelischen Feuerschlünde an den Thoren geladen stünden, zu vernichten, wie er befohlen hatte.

Er schickte zum Feldhauptmann aufs Zeughaus und entbot ihn zu sich.

Und als er, den Hauptmann erwartend, in seiner Stube, in die die Schatten des späten Nachmittags wuchsen, unrastrvoll auf und nieder schritt, und mit neuen Befehlen, mit Edikten, auf die der Kaiser eigenhändig seinen Namen setzen sollte, des Papstes Reich in Oesterreich niederschlug und das evangelische Steyr über alle Städte der Welt erhob; horch, da schwirrte etwas ans Fenster wie ein Rabenvogel, so hart, daß das Fensterglas zersprang, und es fiel ein lang und spitzes Ding dem Richter zu Füßen. Er hob es auf: es war ein Armbrustbolzen. Ein Gruß, den ihm ein tapferer papistischer Held aus dem Hinterhalt zusandte, sunder Zweifel; die Herren Papisten schießen noch mit der Rinnenarmbrust wie die Kreuzfahrer, gleichwie sie die Pest mit Fäulnis kurieren. — Er drehte den Pfeil in seiner heißen Hand, da blätterte sich von den Lederflügeln ein dünnes Pergamentlein ab, darauf war Schrift. Er las:

Alin heiligem münch die stadt verbietten |
 Alin ehrbar magt an pranger schmiedten |
 Alins jungen Helden neidthart seyn |
 Händel | groß seind die thatten dein. |

„Adler, groß ist die Dichtkunst dein.“ Er lachte mächtig auf, daß das zerbrochene Fenster schütterte; aber ein hohler Klang war in dem Lachen. „Die elende Brut, jetzt ist ihnen Heinrich ein Held, früher war er der Kalvinbankert, Spurius, seit er aber Pflicht und Ehr vergaß, so daß ihn der Vater strafen mußte, ist er ein Held worden.“ Händel brach mit wilder Faust den eisenbeschlagenen Bolz entzwei; plötzlich wendete sich sein Herz um, denn er vernahm oben die Stimme seines Sohnes, der einen französischen Psalmen vor sich hin sang. Wie liebt er diese Stimme! Wie liebt er sein Kind, das ihn verriet! O verdammte Brut, die ihm sein Kind abspenstig machte! Sein armes Kind, das nun statt der Meze büßen muß, und sie geht straflos aus und lacht in ihrer Spelunke, daß ein Reher um sie in Not kam.

Es wurde laut im Haus, es rumpelten viel Paar Pfundschuh stiegenauf. Die Wache oben wird abgelöst; und nun rasselte ein schwer mächtiger Sporenschritt vor Händels Thür, und Gieffinus, der Hauptmann von Steyr, trat in voller Kriegswaffung in die Schreibstube des Richters.

Gebietertisch fragte der Richter sogleich: „Rühren sich die Papisten? Ich habe die Witterung, daß heunt bestimmt etwas geschieht. Ich hab Euch sagen lassen, beim ersten Anlauf, den sie machen, soll scharf geschossen werden.“

Gieffinus entgegnete übler Laune, nein, sie rührten sich nicht. Es sei überall Ruhe. Gesprochen werde wohl viel über das Urthl, und — er gestrenger Richter möge verzeihen — der gemeine Mann sei in der Höh, weil das arme Mädcl elend dahinliege; auch machte es sehr böses Blut, daß Herr Heinrich gefangen sei.

„Ist das Mädcl krank, wirklich!“ sprach verachtungsvoll der Richter. „Das arme Mädcl. Feldhauptmann, du scheinst heunt auch ein trauriger Gesell! Besser sie, als tausend Steyrer mit der Pest. . . Unkraut verdirbt nit; sie wird schon bald wieder den Weg nach Garsten zu ihrem Mönchen finden. Mein Sohn, der sie für eine reine Magd hielt, der kennt wohl die Eva nur gemalt! Die Leute schmähen mich, weil er gefangen ist; das sind auch die Papisten, was? Die Rasse!“ zischte er in plötzlich aufschäumender Wut. „Ihr sagt böses Blut — Ihr sollt lieber sagen asa foetida! Da lest diesen Gruß, den mir der Adler schickte. Hoch stehen sie da — ihr Großmeister ist ein Gassenbub!“ Er riß vom Schreibtisch das Pergament und hob ein Stück des Bolzen vom Boden auf. „Das schossen sie mir herein.“

Gieffinus trat ans Fenster zu lesen, denn es dunkelte schon etwas. Rosenwolken schwammen hinter dem im Wind wogenden Grün an den Fenstern vorbei.

Gieffinus gab das Blatt ohne ein Wort dem Richter zurück.

„Was gehört solchem papistischen Hund?“ fragte Händel.

Gieffinus sprach: „Es is a Gemeinheit in jedem Fall, aber Herr, es mueß nót a Papist sein, es kunnt an Ewängölicher aa sein. Was zum Exempl meine Schützen seind, die seind ganz in der Höh, i mueß es Euch schon sagen. I habz ausklauben müessen, die ihn überhaupt verwachten wölln — d' Leut redent ganz offenbar, wann er in drei Tagen nit der Haft ledig is — wohlaufl dir und mir auf die bluetige Rappen.“

„So? Nun das ist eine wackere Stadtmiliz, das muß ich sagen, die sollten sich vom Sultan anwerben lassen,“ sprach der Richter, Hohn in der Stimme und finstern Schmerz im Herzen. Lauft so die Welt? Nicht bloß papistische Weiber mit und ohne Unterrock, auch wehrhafte lutherische Männer fallen vor der harten Gerechtigkeit seiner Urtheilssprüche umb? — Elende Welt!

„Was wollen die denn alsdann in drei Tagen tun?“ rief er; grelles schreckliches Feuer loderte aus seinem schwarzen Blick. „Wollen sie meutern? Rebellion machen? Sie sollen nur. Herr Andreas, täusche ich mich: Ihr seht mir verflucht aus, als wüßtet Ihr umb einen solchen Plan. Kombt an!“ schrie er in heiserer Wut. Die Thür ging leis; schneebleich im Gesicht stand Helena da, flehte und winkte; der Wutentbrannte sah sie, achtete ihrer aber nicht im mindesten, sondern fuhr mit gewaltiger Stimme fort: „Mein Sohn geht nicht ledig, bis er sich vor mir gedemütigt hat, und wenn ganz

Steyr ausrückt gegen mich einen Mann, so will ich meinen Buben ehender töten, als daß ich ihn wider Recht und mein Urth losgebe."

"Na, na, so war es nit gemeint!" brach ihm der Feldhauptmann in die Rede und vermochte nicht ganz seinen jähen Schrecken unter einem martialischen Lachen zu verbergen: „Hohoho, das wär nit übel. Na, es geschicht niri nit; i wir meinen Steyrer Ranken scho den Text lesen . . . Aber Kamerad — wir seind es ja, wir habend doch in einer Kompanie das Feuern ohne Gabel glernt; nig vorübel, i will nixt wider dein'n Willen begehren; aber es is nüt nur g'redt, i brauch deinen Heinrich; mit'n Neumayer is's nig; i halt auf den Heinrich, i hab'n gern, er war immer mein ritterlichst und bravster Schütz, bis heunt."

Die Rosenwolken vor dem Fenster färbten sich röter und leuchteten wie helles Blut. Helena stand noch immer an der Thür, voll Sehnsucht, daß er sie wenigstens einmal anblicken sollte; er aber achtete ihrer nicht.

„Ich habe meinen Sohn auch lieb, Feldhauptmann,“ sprach er langsam. Dann wandte er sich ab und schritt an den Ladenschrank neben seinem Schreibtisch und hob ein rotseidenes Tuch auf, darunter allerlei Waffen lagen.

„Ich hab ihm seinen Waffentasten müssen ausräumen lassen; sunst gibt es Unglück, bei einem Heißsporn, der er ist. Diese Waffen, bis auf einen Schweizerdolch und das Schwert, das in der Freysing hin wurd, hat er alle von mir. Was Waffen und ander Geschenk, die ich ihm gab, umb die man ganz Steyr dreimal kaufen könnte! Er hat sein Leben von mir, er, der heute seinen Willen gegen meinen setz, wäre ohne meinen nit in der Welt.“

Der Hauptmann sagte dumpf und ehrerbietig: „Er wird es schon einsehen, er wird es schon bereuen.“

Händel deckte die Waffen wieder zu und tastete dann nach der Quinterne, die auf dem Schrank lag, und riß eine Saite derselben an, daß ein Klang wie laute Klage durchs Gemach zitterte. Händel sprach mehr zu sich als zum Kriegshauptmann, der leise schnaufend lauschte:

„Sein Mutter sollte das wissen, was er seinem Vater angetan hat! Wann sie noch im Leben wär, ich weiß es wohl, sie nähme ihn jetzt bei der Hand und führte ihn zu mir, und wenn er nit wollt, sie würde an seiner Statt niederknien und mich bitten, denn sie war liebeich und liebte mich. —“

An der Thür raschelte der Seidenschweif eines Kleides. Helene rauschte davon.

Immer, immer redet er von dieser, wann wird die Stund kommen, wo er sie vergißt.

Der Feldhauptmann neigte sich tief, den besiederten Grünhut in der Hand, und fragte dumpf und ehrfürchtig: „Befiehlt mein Herr ichtes noch?“

„Sagt oben dem Weibel, der den Schlüssel zu meines Sohnes Kammer hat, alsbald mein Sohn mich zu sprechen begehrt, sei es mitten in der Nacht, sollen sie ihn sogleich vor mich führen.“

Der Feldhauptmann neigte sich abermals tief:

„Es soll geschehen, wie Ihr befehlt,“ und ging.

Vor Heinrich Händels Kammer im dritten Gaden schritten auf den fichtenen Läden zwei Schützen in Waffung hin und her, und zwei saßen auf der hölzernen Stiege, die von da weiter hinauf in die Bodenträume ging. Der eine Schütz, Berner, sagte: „I hab'n gsegen, wiara ön eisern Ring hat aufgriffa, daß d' Funka aussagsprigt sand. Dös vergiß i mei Lebtag nôt, ön Passawern auf d' Sturmhaubn tümmeln, hörst Rudl, dös triff i aa, aba ön Henka a Nasn drahn, dös soll eahm oana nachmacha.“

Der andere Schütz, Rudolf Stiftegger, sprach: „Mir hat dös gfalln, wiara as Madl hagli tragen hat. Ganz zart hat ers umb d' Mitten gumina, wia da Engl auf da Fiddelberg-Tafel dö agschiedani Seel. Dös war wunder-samb zan anschauen.“

Von der Höhe der Bodentstiege herunter rief der dritte Schütz, Hermann Kranzmayer, herablassend:

„Was hobts denn ös gsegen, ös Hascha! I und da Bastl seind zubi groast, wiara uns grufa hat, Steyrer hiedam! Mir habend dö Fallohn vo eahm und ihra tanitaucht', jo er war wia da Engel, aber sie war a schöns braunlets Dirndl und koan agschiedani Seel nôt; Servas!“

Fürthaller, der Weibel, mummelte, den Schlüssel in der Tasche drehend:

„Daß er mueß gfangen sein, is a Schand, aber nôt für eahm, ah na, für an andarn.“

Stiftegger sagte leis, auf seinen Mordbeinen so stad und still er konnte, zur verschlossenen Eichthür wankend, hinter der sein junger Herr gefangen war: „Was er jazten macht unsa Heini, i wir schaugen.“

Er spähte durchs Schlüsselloch, die drei anderen Gesellen schoben sich hinter ihm drein, neugierig. Stiftegger murmelte ehrerbietig:

„Lesen.“

Unten im feierlichen Schreibgemach des Richters düsterten schon die Abendshatten, die Kammer des Heinrich, in die der helle rosenwölkige Abendhimmel von Ost und Süd durch drei große glasene Fenster hereinstrahlt, war noch licht. Der junge Heinrich saß auf seinem Lotterbett¹⁾ neben seinem aufgesprengten und ausgeräumten Waffenkasten, hatte einen ungefügen abgerissenen Lederband vor sich offen auf einem Tisch und wandte fieberhaft die Blätter. Dem Lotterbett gegenüber stand eine Tür in eine zweite Kammer offen, aus der ein feiner moderiger Staub auf den goldenen Abendstrahlen in die luftige Bubenkammer hereinkamelte. In dieser zweiten Kammer, die mit noch etlichen Schlupfen zur Flucht, in der Heinrich hauste, gehörte, regte sich jeweils etwas, als stehe dort ein langmächtiger, schwarzer Mann und winke. Es hing aber dort nur ein alter schwarzer geistlicher Mantel und eine schwarze Mannshaube an der Wand, und ein leichter Wind, der durch das blinde Fenster jener Stube, dessen Holzrahmen geschwunden war, strich, ließ den Mantel sich bewegen.

Es hatte diese Stube vor zwanzig Jahren dem Maître Courtelion gehört, der die schöne Margarine von Genf nach Steyr begleitet hatte, und der öffent-

¹⁾ Sofa.

lich ihr Hofmeister, in Wahrheit ein Prediger ihres Glaubens war. In dieser Stube hatte er die Margarite mit dem Vater des Heinrich auf kalvinisch getraut und später ihr und ihren zwei französischen Kammermägden, wie auch einem Walliser Büchsenspanner, der mit ihr nach Steyr gekommen war, alle Sonntag das Evangel auf kalvinisch ausgelegt und kalvinische Erhorten gehalten, was allen lutheranischen Steyrern ein schweres Uirgerniß gewesen war. Nach dem Tode der Margarita hatte der Courtelion Steyr nächtllicherweile verlassen, das Volk sagte, er sei mit Dr. Faustens Mantel weggeflogen; seine geistlichen Bücher, seinen Kelch und ein Priestergewand wie auch einen kleinen schwarzen Staren, der auf französisch Lobegott sagte, ließ er zurück. Seit Jahr und Tag standen die Bücher samt dem ganz blinden Kelch in einem wurmstichigen Spinde unberührt und ein hohler Vogelkopf samt ein paar schwarzen Federn lag auf dem Spinde; der Mantel des Magisters und seine Kappe hingen, von Schaben durchlöchert, an der Wand.

Das Buch, das Heinrich las, hat er sich von dort geholt, um über die Öde und Verlassenheit und die heiße, heimliche Bangnis seines ersten Tags im Kerker sich hinwegzuhelfen.

Als sie ihn heraufbrachten und einschlossen, indes die helle Stimme der Stiefmutter, die ihm böse Namen zuschrie, das Rasseln des Schlüssels begleitete, da grämte er sich noch nicht und bangte nicht, er lachte vielmehr, gerade wie er unten am Stadtplatz gelacht hatte, als er Stephana in die Arme ihrer weinenden Mutter legte. Er wußt ja vor Gott, daß er nit umb eine Untat gefangen sei, daß seine Ehre unbesleckt war. Er tat seinen Kriegerock aus, wie ihm Gießfinus befohlen hatte, und einen französischen Pourpoint dafür an, den er in Linz auf Festen getragen hatte, und sagte dem Gießfinus durch die Thür, nun fehle nur die Partnerin und die Geige, so könne der Branle gay losgehen. Und während er das sagte und Gießfinus das sehr hitzig fand, brannten seine dunklen Wangen und er denkt, die Linzer Partnerinnen, ja, die hingen an ihm und preßten ihre heißen Gesichter an seine Achsel; die arme Steffi aber, trotz sie halb ohnmächtig war, wollte sich an ihn nicht anleinen, und ihr wundersames Haupt lag nit an seinem Herzen, wie die frisierten Köpfe der Linzer Grafentöchter, sondern hing scheu auf ihre Brust.

Gießfinus rasselte davon, und die Wachen trappten außen hin und her. Eine Partnerin ist nicht da, eine Geige ist nicht da, es ist da nur ein weiland Steyrer Stadtknecht, jetzt armer Gefangener, von dem nicht Vater, nicht Mutter was wissen wollen; er lachte und tröste noch und sagte sich laut, daß die Ehre nit besleckt ist, wenn er auch müßt sein Leben hier liegen, und hier sterben; aber dabei ward ihm, wie die Zeiger der Uhr auf dem erzkatholischen Kirchturm, der hoch über die Gärten schaute, vorrückten, schwer und traurig zumut, und eine Partnerin, ihm sonst ganz nicht bekannt, die Melancholie, setzte sich zu ihm, in die öde Gefangenstube und bedrängte sein junges Herz mit dunklen Gestalten und Gesichtern.

Die fürchterlichen Worte seines Vaters flogen wie glühende Pfeile durch sein Hirn: das vom mörderischen Mitleid; das von der schandbaren Schwach-

heit; das von der heraufbeschworenen Pest und ihren Greueln und jenes allerschrecklichste: Ein Urtheil ward nur halb vollstreckt . . . es steht bei mir . . .

Noch einmal peinigen die zarte Magd! Noch einmal ihr das — ah — das Eisen umb dem armen Leib schmieden . . . Nein, nein, nein, niemals, der Vater ist doch ein Mensch und nit ein Mannwolf. Aber die Zähne fleischte er vor Wut wider die arme Magd, er haßt sie zu Tode. Wenn er es doch tut, nochmals Hand legen läßt an die Magd — Gottes, Christi willen. Und du kannst ihr jetzt nit helfen, du bist gefangen auf Lebenszeit, viel mehr durch deinen Willen als durch Gewalt und Eisen und Band. Den Kurfürst Johann Georg ließ der Kaiser Karl der Fünfte von Burg zu Burg gefangen führen, bis er alt und grau war, der starb auf dem Schlosse Steyr und wußte nimmer, was grüne Wiesen für ein Gesicht haben; wird es der Vater ihm, dem widerspenstigen Sohn, auch so machen? Da lebe ich kein Jahr; Herr Gott, wenn er aber nur die Magd nit nochmalen peinigt . . . Ich will ihm dessenthalb noch schreiben, wo ist Brief und Siegel. Er war an seinem Pultschränk und holte sich mit den fiebernden Händen einen Briefbogen und schnitt sich eine Feder zu, dann plötzlich sagte er sich stolz und verwundert: Was will ich dann, hab ich für die Magd fürder zu sorgen? Der Richter hat gesagt, es soll der Strafe genug sein; ein Wort wird er nicht brechen, was quäl ich mich also; die Jungfrau hat mit mir und ich mit ihr nichts fürder zu tun, und er schloß das Papier wieder ins Pult und holte sich, die wirren Wahnbilder loszuwerden, aus dem verwunschenen Zimmer, wo seine Mutter gebetet und der Courtelion Gottesdienst gehalten hat, das alte Buch, betitelt Institution de la religion chrestienne, und blätterte darin herum und sah, während seine Augen über die Seiten irrten, bald die Freyjung und das Kind mit ihrer Heldenfahne, bald den Pranger und die weiße Lilie daran, immer nur sie.

Der Himmel ward röter, und die Schatten stiegen leise nun auch zum Fenster der verwunschenen Stube herein und wuchsen um den gefangenen jungen Helden, der sein schwarzes Buch, das Buch des Hasses und Zornes, in der Hand hielt, und an eine liebliche Martyrin dachte. Gespenstig wehte im Magisterzimmer der Mantel; und die Kappe wankte, als schüttle der häßige und harte Magister den fahlen Schädel. Überm Lager des jungen Heinrich, das Gold und Gobelins deckten, und vor dem eine Bärendecke gebreitet war, hing ein schwarzes Gemäl, lauter schwarze Mannen mit leuchtenden, fahlen Gesichtern zeigend; einer in der Mitte hob dräuend die Hand, über jedem Haupt war ein Name zu lesen, über dem Mittelsten: Calvinus, und unter dem Gemäl war ein Spruchband mit dem roten Titel: LA VENERABLE COMPAGNIE.

Und im Abendzweielicht schien es, als stächen die grellgemalten Augen all dieser Männer auf den jungen Heimich los.

Calvinus hat einen Brief an König Franz geschrieben, der ist in der Institutio vorangebunden, und den liest jetzt der Gefangene; es ist ein schöner Brief, die Worte treffen wie Damaszenerdolch, wer doch so trefflich schreiben könnte. Calvinus sagt dem König Franz: Graces à Dieu nous n'avons

poinct si mal profité en l'Evangile que nostre vie ne puisse estre à ces detracteurs exemple de chasteté, temperance, patience, modestie et toutes autres vertuz. Wer so keusch, gerecht, geduldig und mäßig ist wie wir, darf nit Rebell noch Libertiner gescholten werden.

Vor den Augen des jungen Gefangenen, als er solches las, standen aber weder Calvinus, sein Ahnherr, noch Viret, noch Farel, noch Beza in leuchtender Gestalt, sondern ein armes Kind, das betend zum Schandpfahl schritt und da betend stand und schweigend alle Schmach erduldet, und ihre bleiche Stirn, ihre gefaltene Engelshände schienen ihm zu sagen: Dein Vater will's, daß wir Rebellen und Vergifter sein, wir sind es aber nicht, Gott weiß alles . . .

„Nein, du bist es nit,“ sprach er und schob das Buch von sich. „Wenn dein Papiasmus ein Sumpf ist, dich hat er nit befleckt, du bist eine gar schöne Blume blieben.“ Es dunkelte mehr und mehr, und unten rief und redete dumpf der Vater. Ein Vogel sang draußen im Märzabend wundersam zum zerlezten Fenster der Magisterstube herein. Der Magister, wenn er es gesehen hätte, wie ich zum Pranger ritt, dachte Heinrich, er hätte geschändet wie mein Vater, denn er soll die Katholischen immer nur larrons, larrecins genannt haben. Aber meine rechte Mutter hätte nicht geschändet. Von der Mutter ging ja die Red, daß sie gut wie ein Engel war. — Einmal — ja, die Amme aus Thonon erzählte ihm das immer wieder als kleinem Buben. Einmal ging ein alter Bettelmönch in Steyr von Tür zu Tür, die Steyrer jagten ihn aber alle fort, weil er vom falschen Glauben war; er kam nach Vogelsang, und dort sank er in Schwachheit um, und die Mutter hatte Erbarmen und gab ihm ein Stück Brot, und als er es gekostet hatte, rief er aus: „Ich habe Manna genossen, solche Süßigkeit ist nit von der Welt.“

Heinrich dachte, im Dunkel vor dem Zimmer stehend, wo sie vor 20 Jahren betete und des Kelches teilhaft wurde: Nein, sie hätte gar gewiß mich nit gescholten und verachtet, als ich die Stephana vom Pranger heruntertrug; wenn sie dem alten Rutenmann in seiner Schwachheit ein Brot gab, so hätte sie der armen Stephana gewiß einen Kuß auf ihren holden bleichen Mund geben; er lachte leis, und sein Herz zuckte weh und doch fröhlich, als er sich dies fürmalte; da hätte dann die Mutter statt des Mönchen wohl gesagt: Solche Süßigkeit ist nicht von der Welt! Denn diese zarten Lippen der Stephana zu küssen, muß sein, wie wenn man die schönste Blume vom Stengel pflückt. Aber die Blume war so bleich und die Lippen leblos, als er sie führte. Ihn sprang wieder die Fieberangst an, es könne ihr noch etwas Böses geschehen, oder es stehe nicht gut um sie; das Eisen hatte sie ja hart gedrückt, das Eisen! Sie mußten ihm's sagen, er muß es wissen, wie es mit ihr stand. Die Papistin ging ihn und er sie nichts mehr an, war nit wahr; die Mutter hätt der Kapuziner auch nichts angegangen; er aber hatte die Stephana nicht aus dem Eisen mit Lebensgefahr erlöst, daß er nachher nicht sollte wissen dürfen, wie es ihr erging. — Es war fast dunkle geworden, über den Baumwipfeln bligten die Sterne auf, wie Tau, der von himmlischen Lilien tropft; der Halbmond zeigte sich über Garsten.

Heinrich schlug Licht und klopfte seinen Wächtern, und alsbalden ging die Thür und der Weibel trat herein.

Heinrich stand am Fenster, so gewendet, daß ihm der Weibel nicht ins Gesicht sehen konnte, und fragte: „Wie geht's denn eigentlich dem Mägdl, das da wir vom Pranger geführt haben, der Stephana Schwertner?“ Leise fügte er bei: „Sie ist doch nit krank?“

Spricht der Weibel: „Herr von Händel, der Pranger hat noch keinen umgebracht, und sie stund ihn ja kaum ein Stund aus, wovor sie Euch billig Händ und Füß küssen sollt. Fahr der Herr darüber nur ruhig. Wann Ablösung kumpt, die kumpt vom Steyrtor, die werdent schon was wissen, da werdent wir es dem jungen Herrn schon sagen.“

Die Wachablösung sollte nach Mitternacht kommen. Der schwere und strenge Dienst, zwei Tag und eine Nacht ohne Unterbruch, hatten seinen Körper abgemattet, und seine gesunde Jugend verlangte den abgebrochenen Schlaf. Er legte sich zu Bett. Doch als er seinen dunklen Kopf auf das seidene Prunkkissen legte, richtete er sich seufzend wieder auf. Du Arme! Über ihrem braungoldigen Haupt war ein Totenkopf von Stein, an den lehnte sie sich matt, und dann rissen sie ihr ihre Betschnur weg, und sie flehte so innig: Laßt mir doch das! Und er sah zu vom Pferd und half ihr nicht. Das war schändlich und gemein von ihm, und wenn er etwas bereuen soll, so ist es nur dies, daß er ihr nicht früher beisprang in ihrer Not, die eines Wolfen Herz hätte zerreißen müssen.

Die Stunde schlug; es war eine Stunde vor Mitternacht. Die schwere Müdigkeit kämpfte in ihm mit dem Bild der armen Stephana. Die Müdigkeit überwältigte ihn endlich, und er schlief ein; da kam es ihm im Traume für, in der Kammer des Courtelion rühre und rege sich etwas, das kam im Mondenschein leise und licht daher und lächelte ihm zu. Er schauerte im Traum, vermeinend, es komme seine tote Mutter; da kam es näher, und war nicht tot, sondern lebte und war überaus hold, braunlocket, hätt ein blaues Kleidchen und weißes Tüchlein; es neigte sich über ihn mit gefalteten Händen, so wie sie am Pranger stand; da schauerte er wieder, aber vor Lust, doch jäh zerfloß der Traum; ein rotes Licht fiel in seine Kammer aus der klaffenden Thür, und Schützen rumpelten herein; die Ablösung war gekommen. Er fuhr von seinem Kissen auf und schrie, noch halb im Traum: „Was ist mit der Stephana?“ Die Männer zween trappten ungeschlacht wie Bären, doch untertänig an sein Bett, einer trug ein Pechlicht; das tropfte auf die Gobelindecke ab, unter der der junge Held seine Prachtglieder streckte.

„Wir habend beim Steyrtor reden hören,“ sprach der eine Bär, „diese Person liegt krank, weiln sie verwundt ist.“

Die Schlafmüdigkeit des Heinrich Händel war weg. Er setzte sich auf, krampfzig an einer güldnen Kette zerrend, an der er einen gravierten evangelischen Pfennig und ein Hirschkrandl um seinen Hals trug.

Krank, krank, verwundt! . . .

Der zweite Bär sprach:

„Sie weint sehr, weiln sie ihr den papistischen Psalter gestohlen haben, sagend die Frauna. Und es ist ganz sehr ein Gered in Steyrdorf, der Richter hab ihn ihr mit Fleiß nehmen lassen und absichtlich verunehrt und einem Roß umb Hals gehenkt. Und es glaubend, es wird murgen losgehet in Steyrdorf wider den Richter, zwegen der Papisin ihrn Paternoster.“

„Wie?“ fragte Heinrich heftig, „was sagen sie von meinem Vater? Es ist nit wahr, daß er sie berauben ließ, mein Vater ist kein Räuber!“ rief er schamvoll mit bebender Stimme. Sie weint, sie weint, stürmte es in seinem Herzen, verwundet ist sie, beraubt, und seinem Vater hängen sie Schandtaten an, die er nie beging, so geht's num aus, und du kannst nichts tun, nichts für die Magd, nichts für den Vater, du bist gefangen!

„Geht nur, geht,“ sagte er zu den Bärenmännern. „Ich will schlafen . . . Muß das sein?“ fragte er bitter, als der Weibel den Schlüssel zog.

Die Bären schoben sich hinaus, die Thür fiel ins Schloß, der Schlüssel kreischte, Heinrich Händel war wieder allein. Der Mond geisterte an den Wänden, und die vénérable Kompagnie sah schwarz mit kreideweißen Gesichtern wild auf ihn herunter, wie er seinen Kopf in das seidene Rissen wühlte vor Schmerz; sie war krank und elend und weint umb ihr armes Heilthum, das hatten ihr die Schergen abgerissen; der Vater war verleumdet und bedroht, der Aufstand vor der Thür, und er lag ohnmächtig und gefangen da!

Plötzlich fuhr er auf. Es muß etwas geschehn. Den Psalter hat der Henker. Er muß ihn herausgeben, und Stephana muß bekommen, was ihr eigen ist; in Steyrdorf und ganz Steyr sollen sie es aber dann auch wissen, solche Schande tät der Vater nicht! Morgen, wenn die Sonn aufgeht, soll die Stephana getröstet sein, und alle Welt soll die Wahrheit wissen.

Heinrich biß die Zähne zusammen. Ich reite aus nach Steyrdorf. Er muß mich losgeben, umb Verzeihung nie, nur umb meine Freiheit für e i n e n Tag will ich bitten. Und wenn er mich nicht hören will, so acht ich seinen Willen nicht und befrei mich selber; ist die Thür verzimmert, spring ich aus dem Fenster, und fall ich mich zutod, so fall ich mich zutod.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Oden Salomos.

Von
Hermann Gunkel.

I.

Eine seltsame Schrift, diese „Oden Salomos“, die ein englischer Gelehrter, J. Rendel Harris¹⁾, vor drei Jahren veröffentlicht und auf die Harnack die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gerichtet hat.

Seltam zunächst durch ihren Namen. Die „Oden Salomos“ ist sie in alter Zeit genannt worden; aber im Inhalt hat sie mit dem Könige Salomo, dem Sohne Davids, schlecht hin nichts zu tun: sie selber zeigt keine Spur, daß der Dichter sie Salomo auch nur in den Mund hätte legen wollen. Erst Spätere haben diese Gedichte, um sie zu ehren, dem alten Salomo zugeschrieben, ebenso wie man die biblischen Psalmen von David abgeleitet hat.

Seltamer noch sind diese Lieder durch die Geschichte ihrer Sprache. Geschrieben sind sie, wie wir zuverlässig beweisen können, ebenso wie die ganze christliche Literatur der Frühzeit, in griechischer Sprache; überliefert aber, wie so manche andere Schriften aus der Zeit der großen Religionswende, nicht in der griechischen Ursprache, sondern in einer griechischen Übersetzung. Das häufige Vorkommen dieser Art der Erhaltung zeigt uns, daß der Vorgang gesetzmäßig ist: viele Schriften aus jener Zeit, die einst weit verbreitet und in manche Sprachen übersetzt waren — die „Oden Salomos“ werden hie und da selbst in alten Kanonsverzeichnissen aufgeführt und sind also in gewissen Kreisen einmal zur Bibel gerechnet worden —, sind später, als die entstehende christliche Kirche ihre Eigenart immer mehr verfestigte, abgestoßen worden und haben sich nur in den Winkeln erhalten können. Einige der Oden kannten wir schon in einer neuägyptischen „koptischen“ Übersetzung; jetzt taucht fast die ganze Schrift in einer syrischen Übersetzung auf, die sich am Euphrat gefunden hat. Bereits ist ein zweites, gleichfalls syrisches Exemplar hinzugekommen. Die syrische Übersetzung ist im allgemeinen sicherlich sehr treu und gut erhalten; trotzdem finden sich darin natürlich genug Abschreiberfehler in der Handschrift und auch Versehen in der Übersetzung. Es wird gewisse Zeit währen, bis wir diese Schwierigkeiten überwunden haben und den Sinn der Gedichte feststellen können.

¹⁾ J. Rendel Harris, *The Odes and Psalms of Salomon*. Cambridge 1909. Zweite Auflage 1911.

Um diese Schwierigkeiten noch zu vermehren, kommt hinzu, daß die Schrift — wie der Leser im folgenden sehen wird — in einer Geheimsprache geschrieben ist, die nur dem Eingeweihten verständlich sein sollte und die der moderne Forscher nur dann enträtseln kann, wenn ihm der Kreis, aus dem die Oden stammen, irgendwie bekannt ist. Aber gerade über diesen Ursprung der Oden haben wir keine Überlieferung; vielmehr ist der Forscher hierüber ganz auf seine eigenen Vermutungen angewiesen. Daher ist es begreiflich, daß die Aufgabe, diese seltsamen Oden zu erklären und auch nur richtig zu übersetzen, nicht auf den ersten Wurf gelingen konnte. Die bisherigen Übersetzungen haben die Arbeit begonnen, aber noch keineswegs auch nur zu einem relativen Abschluß geführt. Und über die Herkunft der Lieder sind bereits in der kurzen Zeit, seitdem sie uns bekannt sind, eine Fülle höchst verschiedenartiger, ja einander völlig widersprechender Vermutungen geäußert worden.

Diese großen Verschiedenheiten erklären sich daraus, daß sich im Buche selbst sehr verschiedene Richtungen nebeneinander und ineinander finden. Jüdisch ist in diesen Liedern vor allem die Form. Diese griechischen Gedichte sind nicht etwa in griechischem Versmaß, sondern in griechischer Prosa gedichtet, aber in Nachahmung hebräischer poetischer Satzordnung gehalten. Grundsatz des Stils ist hier der aus dem Alten Testament wohlbekannte „Parallelismus der Glieder“, wonach die Rede in logisch stark abgesetzte Stücke von je zwei, drei oder vier hauptbetonten Worten zerfällt, Stücke, von denen meistens je zwei in einem engeren Sinnesverhältnis zu stehen pflegen. Auch im Inhalt tritt der alttestamentliche Einfluß stark hervor: der Verfasser lebt in den heiligen Schriften, deren poetische Sprache er aufnimmt und in eine andere Tonart transponiert.

Aber auch das gehört mit zu den Seltsamkeiten dieser Lieder, daß dies Alttestamentlich-Jüdische sich kreuzt mit dem Einfluß der griechischen Welt. Der Verfasser mag jüdischer Herkunft gewesen sein, aber im Leben wird er griechisch gesprochen haben. Griechischen Ursprungs sind vielfach die Vorstellungen und Ausdrücke, in denen er sich bewegt, und selbst der Einfluß griechischer, speziell spätplatonischer Philosophie ist, wenn auch nur schwach, zu erkennen (Ode 34). Nun wissen wir ja, daß es in den Ländern des Mittelmeeres zu einer innigen Durchdringung jüdischen und griechischen Wesens gekommen ist; wir nennen diese weltgeschichtlich so bedeutsame Verbindung nach der Hauptstätte, in der sie bestanden hat, Alexandrinismus.

Aber auch hiermit ist der Charakter der Schrift noch nicht bezeichnet: neben dem Griechischen und dem Alttestamentlich-Jüdischen tritt das Christliche kräftig hervor. Der Dichter nennt zwar, eben weil er eine Geheimsprache redet, Jesus niemals mit Namen, aber er redet von der Menschwerdung Gottes (Ode 7), von der Geburt aus der Jungfrau (19, 6 ff.), er spricht von „Vater, Sohn und Geist“ (19, 2 ff.; 23, 20). Worte des Neuen Testaments klingen häufig nach, werden aber nicht ausdrücklich zitiert. Harnack hat das Problem, das sich uns so darbietet, zerhauen wollen, indem er eine jüdische Grundschrift annahm, die christlich überarbeitet worden sei; aber diese Ver-

mutung ist, wie sich auch aus den im folgenden mitgeteilten Proben ergeben wird, schwerlich haltbar; die Oden sind ganz einheitlich, und das Problem liegt tiefer: diese Lieder sind griechisch, jüdisch und christlich zugleich.

Und doch ist mit dem allem der wichtigste Faktor noch nicht genannt: diese merkwürdigen Lieder sind im letzten Grunde, wenn man auf die Herkunft der hauptsächlichsten Stoffmassen sieht, ebensowenig griechisch — wenigstens wenn man dabei an das klassische Altertum denkt — noch etwa jüdisch — die Synagoge jener Zeit hätte sie ohne weiteres abgelehnt — noch christlich im Sinne der christlichen Kirche: diese hat sie, wie die Art der Erhaltung zeigt, schließlich zurückgewiesen. Aber was sind sie dann?

Um das verständlich zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen und von den religiösen Bewegungen reden, wie sie in der Zeit der Religionswende geherrscht haben. In jener Zeit haben die altererbten Volksreligionen abgewirtschaftet: sie vermögen es nicht mehr, die tieferen Bedürfnisse der Frommen zu befriedigen. So sind neue Bildungen entstanden, die aber, da die Volksreligionen offiziell weiterbestehen und der Masse nach wie vor genügen, in kleineren, geheimen Kreisen ihre Stätte finden. Es ist damals die Zeit der Völkermischung, die im Morgenlande bereits seit vielen Jahrhunderten begonnen und nun in den Perioden der griechischen und römischen Weltherrschaft auch das Abendland ergriffen hat. Zuerst durch gewaltsame Verpflanzungen, dann durch freiwillige Auswanderungen der Kaufleute und Handwerker, durch Versendungen der Beamten und Soldaten sind nicht geringe Teile der alten Völker aus ihrer ursprünglichen Heimat in die Ferne gekommen; in den großen Handelsstädten wohnen die verschiedensten Bevölkerungen nebeneinander. So haben sich auch die alten nationalen Kulturen nicht rein erhalten können, und mit ihnen zugleich sind auch die Religionen die sonderbarsten Mischungen eingegangen. Im Orient ist dabei bestimmend das Babylonisch-Chaldäische mit seiner astrologischen Weisheit, das Persische mit seinem Dualismus und seiner Eschatologie, das Ägyptische mit seinem Glauben an die Auferstehung des einzelnen, das Jüdische mit seinem Monotheismus und seinen hohen sittlichen Forderungen, und über dies alles breitet sich, weithin herrschend, der Hellenismus, dessen Philosophie die intellektuell am höchsten stehenden Geister in ihren Bann zieht. So kommt es zu eigentümlichen Mischbildungen, die wir mit zusammenfassendem Ausdruck „synkretistische Religionen“ nennen. Diese große religiöse Bewegung hat im Morgen- und Abendlande zugleich ihre Stätte; ausgegangen ist sie, was wir ziemlich sicher sagen können, vom Orient. Einigermassen kennen wir sie in hellenisierter Gestalt: dazu rechnen wir die Mysterien der Isis aus Ägypten, die hermetische Literatur gleichfalls aus Ägypten, die Attismysterien aus Phrygien, die Mithrasreligion aus Persien. Der gleichzeitige Orient, soweit er nicht hellenisiert war, ist uns viel weniger gut bekannt; aber wir sehen viele Jahrhunderte später, vom Griechentum nicht beeinflusste Religionen bestehen: den Manichäismus, von Persien ausgegangen, die Religion der Mandäer in Babylonien, eine Religion, deren letzte Trümmer sogar noch auf unsere Zeit gekommen sind. Alle diese, aufs mannigfaltigste untereinander verschiedenen

Religionen und Kirchen gehören doch gewissen Grundgedanken nach enger oder weiter zusammen. Sehen wir die Dinge im großen an, so handelt es sich um einen gewaltigen religiösen Strom, der im Osten seine Quelle hat und von dort in die griechisch-römische Welt hinüberflutet. Weltgeschichtlich bedeutsam aber ist diese ganze Bewegung, da auch das Judentum von der Makkabäerzeit an daraus geschöpft hat — der die jüdische Religion von Grund aus umgestaltende Auferstehungsglaube stammt bereits aus fremder Religion — und da auch das entstehende Christentum eine Reihe seiner bedeutendsten Gedanken daraus entnommen hat. So lag es denn auch in der Natur der Sache, daß in den ersten Jahrhunderten neben dem Christentum andere religiöse Richtungen einhergegangen sind, die noch stärker als die immerhin zurückhaltende christliche Kirche von diesen synkretistischen Religionen abhängig sind, zugleich aber christliche Gedanken aufgenommen haben; wir nennen diese halb synkretistischen, halb christlichen Richtungen, die es in den mannigfaltigsten Mischungen gegeben hat, Gnostiker, d. h. die Erkennenden, Wissenden; um was für eine Gnosis, d. h. „Wissen“ es sich dabei handelt, wird im folgenden klar werden. Aus solchen gnostischen Kreisen sind die Oden Salomos geschrieben; eben deshalb das besondere Interesse, das sie in Anspruch nehmen können: sie geben uns Gedanken wieder, die an der Wiege des Christentums gestanden haben.

Nun ist die Eigenart der ganzen Bewegung durch das Wort „Synkretismus“ noch nicht voll bezeichnet. Es handelt sich bei ihr nicht nur um Mischung der Bestandteile älterer Religionen, sondern zugleich um gewisse, neu hinzugekommene Grundgedanken, die, allerdings mehr oder weniger, in diesen religiösen Neubildungen wiederkehren.

Die Volksreligionen haben damals ihre Kraft verloren, weil sie dem Individuum zu wenig bieten können. Der einzelne aber fühlt sich als ein selbständiges Wesen und fordert seine Rechte. Alle diese Religionen haben es zu tun mit dem einzelnen und zwar mit der Erlösung der einzelnen Seele. — Mit der Erlösung; denn die damals altgewordene Menschheit ist vom Pessimismus befallen. Diese Welt liegt im Argen; ja, so sagen viele, sie ist von Anfang an böse gewesen: sie ist nicht eine Schöpfung des höchsten, guten Gottes, sondern die böser Wesen. Hoch oben in der Höhe des Himmels thront das Gute; aber in der Tiefe herrschen die bösen Gewalten. Und der Mensch steht in dieser zweigeteilten Welt mitten innen: in der Welt des Lichtes zu Hause, aber vom Bösen geknechtet, unter der Not der Welt schmachtend, ewiges Leben begehrend, aber dem Tode verfallen. Das beschreibt der berühmte Naassener-Hymnus, von dem hier ein Stück in moderner Umdichtung gegeben wird:

Wie der scheue Hirsch mit Beben
Flüchtet, wenn die Jagd erschallt,
Sind der Angst sie hingegeben
In des Lebens wildem Wald.
Bald von Lebenslust entzückt,
Bald von Todesfurcht berückt,
Durch den Schein der Welt verwirrt,

Von der Wahrheit abgeirrt,
Ewiges Leben heiß verlangend,
Vor dem bitterm Hades bangend,
Nach dem Urgrund sehnen
Sie sich heim mit Tränen ¹⁾.

Nun aber verkündet der Wissende, wie die Gottheit selber die Erlösung auf Erden gestiftet hat. Ein Gott-Erlöser ist erschienen, hat die Mächte der Tiefe überwunden und den Menschen den Weg zum Himmel eröffnet. Daß man diesen Weg in seiner Kraft schreite, hat er die Weihen gestiftet. Opfer haben diese Menschen nicht mehr; über die naive Stufe des Opfers ist die Menschheit jetzt hinaus, aber in heiligen Handlungen, Sakramenten wie Waschungen, Bekränzungen, Bekleidungen, Mahlzeiten und dergleichen lassen sie sich zur Unsterblichkeit einweihen und schmecken in der feierlichen Stunde solcher Handlung und in der Verückung das ewige Leben im voraus. Auch die Gestalten der Volksgötter sind damals verblaßt; ihre Figuren werden — eine Bewegung, die damals schon längst im Orient im Gange war und jetzt durch den Einfluß griechischer Philosophie erstarrt ist — in Abstraktionen umgedeutet: die Wahrheit, das Leben, das Licht, der Erlöser, der Tod, die Gnade, die Sünde, der Christus. Der Monotheismus ist überall zur Herrschaft oder wenigstens zu Einfluß gekommen; aber auch die polytheistischen Neigungen sind noch kräftig genug. So kommt es, daß das höchste göttliche Wesen im Verborgenen bleibt, wie der große König in der Stille seines Palastes thront, daß aber andere, ihm untergeordnete Wesen für ihn in der Welt handelnd auftreten und daß die mythologischen Erzählungen, die man einst von den Göttern berichtet hat, jetzt auf diese Wesen, die halb Personen, halb Abstraktionen sind, übertragen werden. — Diese synkretistisch-gnostische Bewegung, so große Kreise sie auch erfaßt hat, hüllt sich selber überall in den Schleier des Geheimnisses. Sie hat die Form der Mysterien, der geheimen Sekten, mit ihren besonderen, keinem Aneingeweihten zu ver ratenden Riten und ihrer besonderen Geheimsprache. Nun nehme man noch hinzu die außerordentlich große Vielgestaltigkeit solcher Sekten, um die große Schwierigkeit zu begreifen, diese weltgeschichtliche religiöse Bewegung zu erfassen, von der wir entweder nur in dunklen Andeutungen oder aus den verzerrenden Berichten ihrer christlichen Gegner hören. Um so dankbarer sind wir jetzt für diese Oden, ein Literaturdenkmal von nicht ganz geringem Umfange, in dem wir einen großen gnostischen Dichter und Prediger nun endlich einmal selber sprechen hören. Und auch seine Geheimsprache ist uns nicht völlig undurchdringlich: achten wir auf den meist sehr strengen Zusammenhang seiner Worte, vergleichen wir das eine Gedicht mit dem anderen, nehmen wir hinzu die mancherlei Parallelen in Glauben, Mythos und Märchen aus den orientalischen Bewegungen: dem Manichäismus und Mandäismus, aus den abendländischen Richtungen: den hellenistischen Mysterien und dem Gnostizismus, aus dem Judentum und dem Christentum, so dürfen wir hoffen,

¹⁾ Vgl. S. Gunkel, Altorientalische Nachdichtungen, Deutsche Rundschau XXXIII, 1907, S. 135 f.

daß von den Siegeln des Buches eins nach dem anderen fallen wird. Denn nicht von allerlei geistreichen Hypothesen über Zeit und Kreis der Lieder, sondern von der sorgfältigen und nachfühlenden Erforschung des Textes ist das Fortschreiten ihres Verständnisses zu erwarten.

II.

Hören wir nun einige der bedeutsamsten Lieder selbst. Die folgenden Übersetzungen und Erläuterungen sind aus der Zusammenarbeit mit meinem Freunde Hugo Grefßmann hervorgegangen.

Ode 24.

Die Versiegelung der Abgründe.

Die Taube flog auf Christus hernieder,
denn er ward ihr Erstling.
Sie sang über ihm,
ihre Stimme erscholl.

Da fürchteten sich die Bürger,
und die Fremden erschrakten.
Die Vögel ließen die Schwingen hängen,
und alles Gewürm starb in seiner Höhle.

Die verborgenen Abgründe aber taten sich auf
und trachteten nach dem Herrn, 'als gehöre er ihnen'¹⁾.
Doch er ward ihnen nicht zum Fraße gegeben,
denn er gehörte ihnen nicht an.

Sie versiegelten aber die Abgründe mit des Herrn 'Siegel'²⁾;
so vergingen dieses Rates wegen, die von Urzeit gewesen;
denn sie hatten von Uranfang vernichtet,
das Ende aber ihrer Vernichtung war das Leben geworden.

So verging aus ihnen alles Schwache,
weil sich 'sein' Bleiben nicht rechtfertigen ließ.
Der Herr vereitelte die Ratschlüsse aller,
bei denen die Wahrheit nicht war.

Denn es waren schwach an Weisheit, die sich erhoben im Herzen,
und wurden verworfen, da die Wahrheit nicht bei ihnen war.
Denn der Herr tat seinen Weg kund
und breitete seine Gnade aus;
die sie erkannt haben, kennen seine Heiligkeit.

Man beachte zunächst, was für ein Schleier des Geheimnisses auf diesem Texte liegt: scheint er doch auf den ersten Blick völlig unzusammenhängende Worte zu enthalten. Man wird es begreifen, wenn Harnack die Ode als „völlig unverständlich“ bezeichnet hat. Die ersten Sätze beschreiben in Worten, die nur dem Eingeweihten deutlich sein sollen, Christi Erscheinung in der Welt. Wie in der neutestamentlichen Taufgeschichte kommt „die Taube“ auf

¹⁾ An den mit () bezeichneten Stellen liegen Konjekturen vor. Lies haben dedillon.
²⁾ beţab'e.

ihn herab; sicherlich aber verbirgt sich unter dem geheimen Ausdruck „die Taube“ eine göttliche Gestalt; wir dürfen annehmen, daß der Dichter an den Geist gedacht hat. Christus aber ist — so heißt es — „ihr Erstling“; er hat unter den Menschen die Erstlinge des Geistes, eben durch diese Erscheinung der Taube, erhalten. Auch im Neuen Testament wird Christus der Erstgeborene oder der Erstling genannt; und auch der Ausdruck: „Erstlinge des Geistes“ kommt dort gelegentlich vor. Und in einem apokryphen Evangelium sagt der Geist zu Christus, bei der Taufe auf ihn herniederfahrend: du bist mein erstgeborener Sohn! Der Sang der Taube aber hat eine gewaltige Wirkung: es geht ein Entsetzen durch die ganze Welt, alle Menschen erschrecken, selbst die Vögel erstarren, und das feindliche Gewürm vergeht vor Angst. Woher dies furchtbare Erschrecken? Die Welt weiß es wohl, was jetzt bevorsteht: das gigantische Ringen des Guten und Bösen um die Herrschaft in der Welt. Die verborgenen Abgründe, Sitz und Personifikation des Bösen, tun sich auf und wollen den Herrn verschlingen! So dürfen wir auch eine Vermutung darüber äußern, was die Taube über Christus gesungen hat: ihr Sang ist bestimmt, ihn für den kommenden Kampf zu rüsten: sie ernennt ihn zu ihrem Erstling, daß er den höllischen Gewalten gewachsen sei. Auch in einem gnostischen Werke¹⁾ gibt die göttliche Mutter dem erstgeborenen Sohne die Erstlinggabe der Sohnschaft, damit er den ihm aufgetragenen Kampf vollende. Und nun der Kampf; die Abgründe trachten nach dem Erlöser, als ob er ihr Eigentum sei. Aber er gehört ihnen nicht an; nur über das Sündige und Sterbliche haben sie Gewalt. Dies eine phantastische Ausmalung der Höllenfahrt Christi, einer Vorstellung, zu der wir auch manichäische, mandäische, christliche Parallelen haben. Dies aber ist ihr letzter böser Rat gewesen. An dieser Greuelthat willen wird ihnen jetzt das Ende bereitet. Man stellte sich vor, daß der höllische Abgrund einen engen Schlund hat, der, damit die böse Macht nicht emporsteige, durch ein göttliches Siegel verschlossen werden kann. Durch dies gewaltige Siegel, das die ganze Welt fürchtet, werden die Tiefen jetzt von Engelsband verschlossen: sie können fürder nicht schaden. So ging das Uranfängliche zugrunde: das Ende ihres Vernichtens, das sie von Uranfang betrieben hatten, war jetzt das Leben geworden: Christus, „das Leben“, war stärker als sie: „denn“ — so heißt es in einer gnostischen Schrift — „die Hölle ist nicht gewöhnt, in sich das Leben aufzunehmen.“ So gibt es von nun an keine Vernichtung mehr, sondern das Leben ist zur Herrschaft gekommen. — Nun aber kam es zu einem Gericht, einer Scheidung unter denen, die in den Abgründen schmachteten, den gebundenen Toten: alle der Wahrheit Mangelnden gingen zugrunde; die sich über Gottes Wahrheit erhoben und eine bessere Weisheit gesucht hatten, konnten jetzt keine Rechenschaft geben und wurden verworfen: das ist eine deutliche Polemik gegen andere Richtungen jener Zeit. An diesem Schicksal aber sind jene Verworfenen selber schuld: denn der Weg zur Erlösung ist kund und zu wissen in der ganzen Welt! — Man wird zugeben, daß die zu-

¹⁾ Schmidt, Kopt.-Gnost. Schriften, S. 352.

nächst so dunkle Ode, so verstanden, einen klaren Zusammenhang hat. Daß sie christliche Vorstellungen benutzt, ist deutlich; aber ebenso sicher, daß ein Christ der „großen Kirche“ so nicht geredet haben würde. Ganz eigentümlich ist besonders, daß hier mit der Taufe sogleich das Ende verbunden ist; der Kampf zwischen Gut und Böse ist mit Christi Erscheinung entschieden. Eine echt gnostische, zeitlose, zwischen Himmel und Erde spielende, groteske Phantasie!

O d e 42.

Die Erlösung der Gebundenen.¹⁾

Ich ward denen ohne Nutzen, die mich kannten;
 denn ich blieb denen verborgen, die mich nicht ergreifen.
 Aber ich bin bei denen, die mich lieben.
 Tot sind alle meine Verfolger,
 aber es suchten mich, die auf mich hoffen.
 Denn ich lebe und bin erstanden,
 bin bei ihnen und rede durch ihren Mund.
 Sie verachten ihre Verfolger,
 denn ich warf auf sie das Joch meiner Liebe.
 Wie der Arm des Bräutigams auf der Braut
 ist mein Joch über denen, die mich kennen.
 Wie das Brautzelt, im Hause des Bräutigams aufgeschlagen,
 ist meine Liebe auf denen, die an mich glauben.
 Ich ward nicht verworfen, auch wenn es so schien,
 ich ward nicht verloren, auch wenn man's von mir wähnte.
 Die Hölle sah mich und ward schwach,
 der Tod spie mich aus und viele mit mir.
 Galle und Gift ward ich ihm;
 'er' versank mit 'ihr', so tief 'sie' war.
 Süße und Haupt wurden ihm schlaff,
 denn 'er' konnte mein Antlitz nicht ertragen.
 Ich schuf die Gemeinde der Lebendigen unter seinen Toten
 und redete zu ihnen mit lebendigen Lippen.
 Daß mein Wort nicht vergeblich wäre,
 ' ' eilten die Verstorbenen zu mir, riefen und sprachen:
 „Erbarm dich unser, Sohn Gottes!
 Handle mit uns nach deiner Gnade!
 Führe uns aus der Finsternis Banden,
 öffne uns das Tor, durch das wir zu dir hinausgehen!
 Denn wir sehen, daß unser Tod dir nicht naht.
 Laß auch uns mit dir erlöst werden, denn du bist unser Erlöser!“
 Ich aber hörte auf ihre Stimme
 und nahm ihren Glauben zu Herzen.
 Ich 'zeichnete' ihr Haupt mit meinem Namen:
 daß sie freie Männer und mein Eigentum sein.

¹⁾ Die drei ersten Verse, die mit Ode 27 übereinstimmen, scheinen aus Versehen hinzugekommen zu sein; hier nicht mit abgedruckt. Zur Übersetzung und Erklärung von Ode 42, 31, 36 vgl. meinen Aufsatz „Die Oden Salomos“ (Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft XI, 1910, S. 291 ff.).

Auch dieses Gedicht hat der Verfasser nur den Kundigen deutlich machen wollen: er läßt ein „Ich“ auftreten, ohne hinzuzufügen, wer dieser Redende ist. Erst gegen Schluß der Ode wird das Geheimnis dadurch gelüftet, daß der Redende „Sohn Gottes“ und der „Erlöser“ genannt wird. Und nun erkennt man, daß die Ode von Christus handelt, dessen Auferstehung sie voraussetzt und dessen Höllenfahrt sie schildert. Hier redet Jesus Christus also in erster Person; er spricht durch den Mund seines inspirierten Sängers. Das aber muß zur Zeit des Dichters in seiner Gemeinde häufig gewesen sein; heißt es doch in unserem Gedichte selber:

Denn ich lebe und bin erstanden,
bin bei ihnen und rede durch ihren Mund.

Wie der Prophet des israelitischen Jahve „Ich“ = Jahve sagt, wie der Dämonische, befragt, wie der Dämon heiße, etwa „ich heiße Legion“ antworten kann, so wagt es der Begeistete „Ich“ = Christus zu sagen; solche Offenbarungen der Gottheit in der ersten Person, wo der Gott durch den ihm geweihten Diener spricht, kommen auch sonst in den synkretistischen Religionen vor. Man darf annehmen, daß nicht wenige Worte, die uns als Äußerungen Jesu im Neuen Testament überliefert sind, ursprünglich von solchen Inspirierten im Namen Christi ausgesprochen worden sind. — Die Ode ist ein Triumphlied des Auferstandenen von hinreißendem Schwunge. Zwar für die, die ihn einst zu Lebzeiten gekannt und nicht als Christus gewürdigt haben, ist er ohne Wirkung dahingegangen; aber denen, die ihn lieben, steht er allezeit bei. Seine einstigen Verfolger sind lange tot — der Dichter setzt eine längere Entfernung von den Ereignissen voraus; wer redet noch von Kaiphas und Pilatus? Aber Jesus ist erstanden und lebt! Den Seinen nahe, redet er durch ihren Mund, wie in diesem Gedicht. Verfolgungen sind über seine Gemeinde dahingegangen; aber die Gewalt der Liebe Jesu, sein freundliches „Joch“ ist stärker gewesen. Und nun beschreibt Christus sein Verhältnis zu seinen Gläubigen als das von Bräutigam und Braut. Der Gedanke der Vereinigung von Gott und Mensch als Bräutigam und Braut und Einweihungsgebräuche unter dem Bilde der Hochzeit und des Brautgemaches sind echt gnostisch; hier ist dieser Gedanke aber, wie es scheint, ins rein Geistige gewandt. — Jetzt aber wendet sich die Dichtung zurück: in den schmachvollen Tod eingehend, schien Christus von Gott verworfen, in die Unterwelt eintretend, schien er völlig verloren zu sein; aber auch hier hat er überwunden. Die Höllenfahrt des Erlöser-Gottes spielt bei den Mandäern eine große Rolle und lehrt, wie schon oben bemerkt wurde, in gnostischer und christlicher Überlieferung wieder. „Die Hölle sah mich und ward schwach“. Ähnliches schon im babylonischen Armythus: als Ringu und seine Helfer den zum Kampfe heranfahrenden Marduk sehen, entsetzen sie sich und fliehen, und Tiämat, als sie des Gottes Schelten hört, gerät außer sich und verliert den Verstand. Solches Entsetzen der höllischen Mächte vor dem Gott-Erlöser auch bei den Mandäern und Gnostikern. Den folgenden Götterkampf stellt sich der Dichter so vor, daß Christus schon vom Tode verschlungen war, aber wie Gift und Galle in seinem Leibe ward, so daß er ihn

wieder ausspeien mußte; Ähnliches bei den Mandäern; so aber wurden zugleich die schon früher Verschlungenen, die Toten, frei. Der Sieg des Christus über Tod und Hölle wird im folgenden beschrieben: Tod und Hölle versanken vor Christus in den tiefsten Höllenschlund; der Tod verzagte vor seinem gewaltigen Gegner und ließ ihm das Feld. Nun aber erlöste Christus die Gebundenen. Unter „seinen Toten“, die der Tod schon in seiner Gewalt hatte, schuf er eine Gemeinde der Lebendigen. Er, der einzig Lebende im Reiche des Todes, redete zu ihnen „mit lebendigen Lippen“ wirksame Worte. Er erweckte in den längst Verstorbenen die Sehnsucht des Lebens; flehend stürzten sie vor ihm nieder. Er aber, als er ihren Glauben sah, zeichnete ihr Haupt mit seinem gewaltigen Namen; die Vorstellung von solcher „Versiegelung“, wodurch der Mensch zum Eigentum seines Gottes gestempelt wird, ist in der Gnosis häufig; fortan sollen sie nicht mehr Knechte des Todes, sondern freie Männer sein und nur Christus angehören. — Die Ode ist (bis auf die ersten Verse) völlig einheitlich und kann noch dem modernen Leser zeigen, welche religiöse und poetische Kraft diese Kreise besaßen haben; besonders der Schluß, der das Zauberwort der Freiheit ausspricht, steigt zur Größe empor.

Ähnlich in Ton und Stoff ist

Ode 51.

Die Annahme der Verdammten.

Es schmolzen vor dem Herrn die Abgründe,
 und die Finsternis verging vor seinem Anblick.
 Der Irrtum verirrt sich und versank vor ihm,
 'die Torheit' fand keinen Weg
 und verschwand vor der Wahrheit des Herrn.

Da öffnete er seinen Mund
 und verkündete Gnade und Freude.

Er sang seinem Namen ein neues Lied
 und erhob seine Stimme zum höchsten.

Er brachte ihm dar die Söhne, die er gewonnen.
 Und sein Tun ward anerkannt¹⁾,
 denn also hatte ihm verliehen sein heiliger Vater.

„Kommet hervor, die ihr geplagt seid,
 und empfanget Freude!
 Ererbet eure Seele aus Gnaden
 und nehmt auch unsterbliches Leben.

Sie verdammten mich, als ich aufstah,
 da ich kein Verdammter war.

Sie teilten meine Beute,
 da ihnen nichts geschuldet ward.

Ich aber duldet, schwieg und war stille,
 als sei ich nicht von ihnen berührt;
 sondern stand unerschüttert wie ein fester Fels,
 der von den Wogen gepeitscht wird und standhält.

¹⁾ Wörtlich: seine Person ward gerechtfertigt.

Ich trug ihre Bosheit aus Sanftmut,
 mein Volk zu erretten und zum Erbe zu gewinnen,
 um nicht zu vereiteln die Verheißungen an die Erzbäter,
 die ich verheißen zu Erlösung ihres Samens.“

Diese Ode, nach den vorher mitgetheilten nicht mehr schwer verständlich, schildert zunächst, wie vor der Erscheinung des Herrn die Mächte der Tiefe und Finsternis vergehen: Irrtum und Torheit schwinden vor dem Aufgang seiner Wahrheit: also das Thema vom Untergang der bösen Gewalten wie in den vorigen Oden, nur hier etwas weniger mythologisch gewandt. Jetzt aber — und hierin führt unsere Ode das ganze Drama der Erlösung weiter fort — erscheint Christus vor dem Höchsten: er redet von der Gnade, die sich offenbart hat, von der Freude, die jetzt anbricht, und singt beim Anbruch der neuen Zeit dem Höchsten ein neues Lied. Die Söhne, die er aus den Tiefen mit sich emporgesührt hat, die neuen Kinder Gottes, stellt er vor Gottes Antlitz. Der heilige Vater aber erkennt sein Tun an: in Gottes Namen hatte er gehandelt: das wird ihm jetzt feierlich bestätigt. — Im folgenden eine Rede im „Ich“-Stil. Es gehört mit zum geheimnisvollen Ton dieser Gedichte, daß der Sprechende nicht ausdrücklich genannt wird; doch folgt aus der Fortsetzung, daß der Erlöser gemeint ist. Christus wendet sich jetzt von dem göttlichen Throne ab und den Erlösten zu: nun tretet hervor aus den Qualen des höllischen Kerkers und empfangt, ihr Toten, unsterbliches Leben! Und zugleich schildert er, rückblickend und erklärend, wie es zu dieser Erlösung gekommen ist, sein unschuldiges und geduldiges Leiden, wo er als Verdammter galt, wo man schon seine Kleider teilte, er aber unbewegt und standhaft blieb, um sein Volk zu erretten und um die Verheißungen an die Väter zu erfüllen. Die Worte enthalten deutliche Anspielungen an die Leidensgeschichte Jesu; zugleich aber ist die Darstellung beeinflusst durch die Weissagung vom leidenden Gottesknecht Jesaias 53 und höchst bedeutsamer Weise auch durch das griechische Ideal des unbeugsamen Stoikers: ein Wort Marc Aurels (Med. IV, 49) von dem Vorgebirge, das gegen die Wut der Wogen unbeweglich steht, ist nahe verwandt. Von dem historischen Jesus ist also doch auf diesen feinen Sänger nur ein Schatten gefallen.

Während die bisherigen Oden im ganzen dasselbe Bild vom Heilswert Christi geben, tritt eine völlig neue Vorstellung hervor in

Ode 59.

Der Weg über die Ströme.

Gewaltige Ströme sind des Herren Heer:
 sie reißen seine Verächter kopfüber hinweg,
 hemmen ihr Hinüberwandeln, wehren ihr Durchschreiten,
 raffen die Leiber dahin und vernichten die Seelen.
 Denn sie sind schneller als der Blitz und geschwinder.
 Doch die sie im Glauben durchschreiten, entsetzen sich nicht;
 die ohne Fehl über sie wandeln, erzittern nicht.
 Denn darauf ist die Fährte des Herrn;
 und die Fährte ist der Weg derer,
 die sie in des Herren Namen durchschreiten.

Legt darum an des höchsten Namen und erkennet ihn,
 so durchschreitet ihr sie ungefährdet, da die Ströme euch gehorchen.
 Der Herr überbrückte sie durch sein Wort,
 er wandelte darüber und überschritt sie zu Fuß.
 Seine Fußtapfen blieben im Wasser unzerstört
 und waren wie fest eingerammte Pfähle.

Hüben und drüben erheben sich Wogen;
 doch die Fußtapfen unsres Herrn Christus bleiben,
 ungetilgt und unzerstört.
 So ist denen der Weg bereitet, die sie ihm folgend durchschreiten;
 die dem Wandel seines Glaubens gehorchen
 und seinen Namen verehren.

Nach einem weit verbreiteten Glauben geht der Weg der Seele zur Unterwelt über große Wasser; so im Griechischen, Hebräischen, Germanischen und sonst. Besonders ist die Vorstellung verbreitet, daß das glückliche Land, wo die Seligen, Unsterblichen wohnen, von einem gewaltigen Wasser umgeben ist: eine Erklärung dafür, daß die Menschen der Gegenwart dies herrliche Land niemals erreichen; man denke an die seligen Inseln bei den Griechen. Am frühesten bezeugt ist dieser Glaube im Gilgamesch-Epos, nach dem der babylonische Heros, um zu dem Lande des Lebens zu dringen, über die Wasser des Todes hinweg muß, die niemand seit der Vorzeit Tagen überschritten hat. Diese Vorstellung hat man in synkretistischen Kreisen aufgenommen; wir hören sie bei den Mandäern, ebenso in den „hermetischen“ Schriften und in christlich-gnostischen Kreisen: die Welt des Werdens und Vergehens und die ewige Welt sind durch ein entsetzliches Meer getrennt. Die Phantasie des deutschen Dichters hat dieselbe Vorstellung gefunden.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
 Dort im ew'gen Sonnenschein,
 Und die Luft auf jenen Höhen,
 O, wie labend muß sie sein!
 Doch mir wehrt des Stromes Toben,
 Der ergrimmt dazwischen braust;
 Seine Wellen sind gehoben,
 Daß die Seele mir ergraust¹⁾.

Auch darüber, wie man trotzdem über die Wasser oder etwa über den Abgrund hinweg in jenes Land gelangen könne, hat man häufig nachgedacht: so sprach man etwa von einem Schiff, das die Toten in den Hades bringt, oder von einer Brücke, welche die Seelen beschreiten müssen²⁾.

Von diesen Wassern, die der Seele den Zugang wehren, hören wir auch in dieser Ode. Als ein furchtbares Heer Gottes brausen sie einher. Den Gottesverächter rafften sie hinweg zu ewiger Vernichtung. Aber der Glaube findet den Weg darüber; er folgt dem Herrn, der selber einst in diese Welt eingegangen war, aber den Weg zum Leben zurückgeschritten ist, mitten über die Wasser hinweg. Und wie ist es möglich, Christo nach über die Wasser

¹⁾ Schiller, „Sehnsucht“; vgl. auch den „Pilgrim“.

²⁾ Über die Seelenfahrt und die göttliche Brücke vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie II, 3. Aufl., S. 694 ff., 790 ff.

hinzugehen, ohne zu versinken? Hier klingt deutlich die bekannte biblische Erzählung von Jesu Wandeln über dem Meere nach. Zugleich aber wirkt eine andere Vorstellung mit ein, die dem Zaubermärchen entnommen ist: der große Zauberer baut über das Wasser eine wunderbare Brücke, indem seine Fußstapfen im Wasser nicht verschwinden, sondern „wie fest eingerammte Pfähle“ — die Vorstellung ist offenbar an einem großen Fluß erwachsen, wo man den Pfahlbau kennt — bestehen bleiben. So erzählt die Legende vom heiligen Hyacinth von Krakau, daß er einst einen Fluß überschritten und darauf Spuren zurückgelassen habe, die „bis heute“ nach der Aussage von Zeugen bei heiterem Wetter zuweilen im Wasser erscheinen¹⁾. Dies ist hier zum Symbol des Geistigen geworden: wer Christus gläubig gehorcht und seinen Namen verehrt, wer mit des Höchsten Namen angetan ist, d. h. im Mysterium durch seinen Namen versiegelt ist, der findet den Weg in jenes Land. Denn — so heißt es in einer gnostische Vorstellungen enthaltenden apokryphen Apostelgeschichte — „du sammeltest (aus dem Hades) alle, die ihre Zuflucht zu dir nahmen, und bereitetest den Weg (zum Himmel), und auf deinen Spuren wandelten alle, die du erlöst hattest.“ Bemerkenswert ist in dieser Ode, wie neutestamentliche Ermahnungen, Christo nachzufolgen, und mythologisch-märchenhafte Vorstellungen hier in einer phantastischen Einheit verschmolzen sind. So weit über das geschehene Heilswerk. Sehen wir nun, wie sich die Aneignung des Heils durch den einzelnen Frommen darstellt.

Ode 20.

Das geistige Opfer.

Ich bin ein Priester des Herrn und diene ihm priesterlich,
ihm bring ich sein geistiges Opfer dar.
Denn nicht wie die Welt und das Fleisch ist sein Geist,
nicht wie die, die fleischlich dienen.
Des Herren Opfer ist Gerechtigkeit
und Reinheit des Herzens und der Lippen.
Bring die eigenen fehllosen Nieren dar!
Dein Herz zwinge kein Herz,
deine Seele zwinge keine Seele!
Erwirb keinen Fremden 'um den Preis' 'deines Geldes',
trachte nicht, deinen Nächsten zu betrügen!
Raub' ihm nicht die Decke seiner Blöße,
zieh aber des Herren reiche Gnade an!
So tritt ein ins Paradies
und winde dir einen Kranz von seinen Bäumen!
Setz ihn dir aufs Haupt und labe dich,
leg dich zu Tisch bei seiner Freundlichkeit!
So geht Ehre vor dir einher,
du empfängst von seiner Erquickung und Gnade!
Du erstarkst wahrhaft im Preisen seiner Heiligkeit.
Preis und Ehre seinem Namen!

¹⁾ Acta Sanctorum vom 16. August, Bd. III, S. 316.

Nur diese Ode hat sittliche Ermahnungen: ein Beweis dafür, daß es nicht sittliche Gedanken in erster Linie sind, welche diese Menschen beherrschen. Die Religion, nicht die Sittlichkeit ist ihr erster Gedanke. Während sie also hierin hinter der Gewalt der großen Propheten Israels weit zurückbleiben, zeigt sich doch der Einfluß der Propheten darin, daß sie das Opfer ablehnen und das soziale Handeln dafür an die Stelle setzen. Der kindliche und barbarische Brauch, der Gottheit Tiere zu schlachten, steht damals in den öffentlichen Kulte noch überall in Flor. Aber das Gemüt der Tiefsten hat sich längst davon abgewandt. Der gewaltigste Ansturm gegen den Brauch ist von den israelitischen Propheten schon vor Jahrhunderten geschehen und wirkt noch immer nach. Dazu ist der Einfluß der griechischen Philosophie gekommen. In den synkretistischen Religionen ist das Opfer fast überall zurückgetreten. Und man hat dort das Wort gefunden, daß Gott nicht ein fleischliches, sondern ein geistiges Opfer begehre, ein Wort, das auch im Neuen Testament aufgenommen wird und das auch der Dichter unserer Ode gebraucht. So ist denn auch das wahre Priestertum nicht das des fleischlichen Opfers, wie man es einst in Jerusalem gebracht hat: eine deutliche Abkehr vom offiziellen Judentum. Mit hohem Stolz nennt sich der Dichter selbst einen Priester, der Gott geistlich dient. Er, der, vom Geiste erfüllt, Gott Loblieder singt, der Vorbeter und Leiter seiner Gemeinde, der Verwalter der göttlichen Mysterien, der Prediger der Erkenntnis an die Auserwählten, er ist der wahre Priester. Solche priesterlichen Gestalten haben auch die hellenistischen Mysterienreligionen hervorgebracht.

Wenn Gott aber das fleischliche Opfer verschmäht, welches Opfer ist ihm gefällig? Die Antwort darauf wird ganz im Sinne der Propheten und Psalmen gegeben: das wahre Opfer ist Gerechtigkeit, ist ein frommes Lied, gesungen aus reinem Herzen und mit reinen Lippen! Und nun wendet sich der Dichter-Prediger an den einzelnen Gläubigen, ihn zu ermahnen. Beim Tieropfer gelten nach israelitischem, übrigens nicht nach griechischem Brauch die Eingeweide, insbesondere die Nieren, weil sie mit Fett umwachsen sind, als die besten Stücke. Du aber opfere die eigenen fehllosen Nieren! Gib Gott ein reines Herz! Und nun kommt der Dichter in geistreichem Übergange vom Opfern der Tiere zur sozialen Bedrückung. Ein Tier opfern heißt ein fremdes Leben zwingen. Das aber ist Gott nicht wohlgefällig. Ebenso aber stellt die Ausnutzung des Besitzes zum Schaden des Nächsten ein Zwingen fremden Lebens dar. Darum wird der Sklavenkauf einfach verboten, ein Verbot, zu dem sich bekanntlich die christliche Kirche im Altertum nicht aufgeschwungen hat und nicht aufschwingen konnte. Eine Einrichtung, die von so grundlegender sozialer Bedeutung ist wie das Sklavewesen in der alten Welt, kann von einer so großen Gemeinschaft, wie es die Kirche war, zwar gelindert, aber zunächst nicht bestritten werden; nur die kleinen und kleinsten Gemeinschaften wie die Essener und hier der Kreis, aus dem die Oden stammen, können in solchen weltbewegenden Fragen die ersten Versuche machen: womit aber die kulturgeschichtliche Tat dieser Kreise in keiner Weise geschmälert werden soll. Zugleich scheint aus den Worten her-

vorzugehen, daß das Schlachten von Tieren hier überhaupt als verboten gilt: das selbe wissen wir von hellenistischen Sekten der Zeit.

Und nun, wiederum in allmählichem Übergange, eine schöne Verheißung. Was brauchst du des Nächsten Kleid zu rauben? Ziehe Gottes reiche Gnade an; so tritt ins Paradies und genieße die himmlischen Freuden. Es war in den synkretistischen Kreisen Sitte, das ewige Leben als ein herrliches Gastmahl zu beschreiben, wo man im Festkleid, einen Blumenkranz auf dem Haupte, mit den Seligen zu Tische liegt und die himmlischen Güter genießt, eingeführt von dem himmlischen Geleiter in das selige Gelage. Man betrachte z. B. das berühmte Bild der Einführung der Bibia in das himmlische Gastmahl¹⁾. Solche Vorstellungen sind zum Teil auch in das Judentum und das Neue Testament gekommen, wie denn die Religionen jener Zeit gerade in ihrer Bildersprache die merkwürdigsten Berührungen zeigen. Einige dieser Bilder haben ihre Geschichte für sich: so das himmlische Kleid, hier und da gedeutet als der neue Leib, den der Selige erhält; die Krone oder der Kranz, den der Verklärte sich aufs Haupt setzt, d. i. die Krone des Lebens, der Kranz der Unsterblichkeit, im Judentum geflochten von den Lebensbäumen, die im Paradiese stehen. Diese Bilder sind mannigfach umgedeutet und vergeistigt worden: „Liebe“ und „Friede“ kredenzen auf einer solchen antiken Darstellung dem Schmausenden den Becher²⁾. So hier. In das Gewand der göttlichen Gnade gekleidet, tritt die Seele ins Paradies und windet sich den festlichen Kranz von seinen Bäumen. Die Freundlichkeit Gottes ist beim Mahle der Wirt. Ehre „führt sie ein“, d. h. Ehre ist der leitende Genius, wie „der gute Engel“, der Bibia geleitet. Erquickung und Gnade ist die Speise: die Seele aber wächst und gedeiht von ihrer Nahrung, die besteht im Preisen seiner Herrlichkeit. „Das ist meine Speise, daß ich den Willen tue meines Vaters im Himmel“, sagt Christus im Johannesevangelium. Nach dem Judentum nähren sich die Engel von dem Glanze, der von Gottes Angesicht ausstrahlt. Und im Faust heißt es:

Denn das ist der Geister Nahrung,
die im feinsten Äther waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
die zur Seligkeit entfaltet.

Den Sänger im Kampfe mit der Welt zeigt

Ode 29.

Das Zepter der Macht.

Der Herr ist meine Hoffnung,
ich werde nicht zu schanden durch ihn.
Denn nach seiner Ehre hat er mir getan,
nach seiner Güte, so hat er mir auch verliehen.
Nach seiner Liebe hat er mich erhoben,
nach seiner großen Herrlichkeit mich erhöht.

¹⁾ Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur 2. u. 3. Aufl., 1912, S. 427.

²⁾ Ebenda Tafel XIII, Nr. 2, S. 434.

Er führte mich aus den Tiefen der Hölle empor
 und riß mich aus dem Rachen des Todes.
 'Er' warf meine Feinde zu Boden
 und rechtfertigte mich durch seine Gnade.

Denn ich glaubte an den Christus des Herrn.
 Er erschien mir als der Herr
 und zeigte mir sein Zeichen.
 Er leitete mich in seinem Lichte
 und gab mir das Zepter seiner Macht,

die Gedanken der Völker zu knechten
 und die Kraft der Gewaltigen zu Boden zu werfen,
 Krieg zu führen durch sein Wort
 und den Sieg zu gewinnen durch seine Macht.
 Der Herr warf meinen Feind nieder durch sein Wort;
 er ward wie die Spreu, die der Wind davonträgt.

Da gab ich dem Höchsten die Ehre,
 denn er hat groß gemacht seinen Knecht
 und den Sohn seiner Magd.

Ganz in der Weise der alttestamentlichen „Danklieder“ erzählt der Dichter hier sein Geschick und — auch dies nach dem Vorbilde dieser Lieder — sind hier zwei Motive miteinander verbunden: er ist aus „den Tiefen der Hölle“ errettet, was in der Sprache des Alten Testaments die Befreiung von tödlicher Krankheit bedeutet, und er hat zugleich den Sieg über seine Feinde gewonnen. Die Zusammenstellung beider Gedanken ist in den alttestamentlichen Psalmen und wohl auch in dieser Ode so zu verstehen, daß der Dichter, als er in Krankheit gefallen und dem Tode nahe war, als ein von Gott Gezeichneter verlästert worden ist; die Gesundung aber ist ihm ein Gottesurteil geworden: dadurch hat ihm Gott Ehre erwiesen und ihn als seinen „Gerechten“ anerkannt. Mit solchen Ausführungen aber ahmt der Dichter nicht einen einzelnen Psalm nach, sondern er bewegt sich in den Gedankenkreisen des Alten Testaments mit vollem Verständnis. Und diesen beiden Motiven ist noch — ganz wie in Psalm 18 — das dritte hinzugefügt, daß er, so vom Tode errettet und von seinen Feinden befreit, ein Herr der Völker geworden ist. Aber anders als im Alten Testamente handelt es sich hier um geistige Welt Herrschaft: die Gedanken der Völker sind ihm unterworfen, durch Gottes Wort hat er den Krieg geführt. Hier zeigt sich der Dichter als Missionar und zwar als einer von ganz gewaltigem Selbstgefühl: die Völker und ihre Gewaltigen liegen ihm zu Füßen! Vergleichbar ist diesen Ausfagen nur das Wort des Paulus: „Denn die Waffen unseres Kampfes sind nicht fleischlich, sondern stark bei Gott zur Zerstörung von Bollwerken, indem wir Vernunftkünste zerstören sowie alles Hochtun, das sich erheben will gegen die Erkenntnis Gottes, und gefangen führen jeden Anschlag unter den Gehorsam Christi“ (2. Kor. 10, 4 f.). „Der Feind“, den der Dichter in diesem Zusammenhange nennt, kann nur ein Religionsgegner sein; vorausgesetzt wird ein Kampf zwischen den Häuptern religiöser Parteien, etwa wie zwischen

Paulus und Elymas, Petrus und Simon Magus. Geseigt hat der Dichter, als Christus selber ihm erschien, „sein Zeichen“ wies und ihm „das Zepter seiner Macht“ (Psalm 110, 2) reichte: es ist wohl an ein Gesicht, das dem Sänger zuteil geworden ist, zu denken. Das „Zeichen“, wodurch sich Christus als solcher legitimiert, ist ein „Rangzeichen“, wie es Götter und Heilige als Unterscheidungsmerkmal führen; auch das Neue Testament redet, vielleicht im selben Sinne, von „Zeichen des Menschensohnes“ (Matthäus 24, 30); speziell ist dabei wohl an das Kreuzeszeichen zu denken.

In die innere Welt des Sängers führt ein

Ode 36.

Die neue Geburt.

Ich ließ mich nieder auf den Geist des Herrn,
 der erhob mich zur Höhle
 und stellte mich auf die Füße
 in der Höhle des Herrn,
 Der ich vor seiner Vollkommenheit und Herrlichkeit sang
 mit der Kunst seiner Lieder.

Er (der Geist) hat mich geboren vor dem Antlitz des Herrn,
 und obwohl ein Mensch, ward ich ein „Leuchtender“, ein „Gottessohn“
 ‚verherrlicht unter den herrlichen‘ [geheißen,
 und gewaltig unter den Gewaltigen.

Denn nach der Erhabenheit des Höchsten hat ‚er mir getan‘,
 nach seiner Erneuerung mich erneuert,
 mich gesalbt aus seiner Vollkommenheit,
 daß ich einer seiner Vertrauten ward.

Mein Mund tat sich gleich einer Tauwolke auf,
 und mein Herz sprudelte als ein Sprudel der Gerechtigkeit.
 Ich ward angenommen in Gnaden
 und befestigt durch den Geist seiner Leitung.

Die Ode beschreibt die Erhebung eines „Menschen“ zur Würde eines „Gottessohnes“. Man mag schwanken, ob dabei der Sänger selbst oder vielleicht Christus gemeint ist, wie denn auch sonst in diesen Gedichten die Aussagen über den Christus und den Frommen mannigfach miteinander verwandt sind. Aber das Wort, daß der Erhobene eigentlich ein „Mensch“ ist, scheint doch nicht auf den Christus der Oden zu passen, der, auch wenn von seiner Menschheit gesprochen wird (41, 13), doch als ein Wesen göttlicher Herkunft gedacht wird. Das Lied ist also auf den menschlichen Dichter zu beziehen. — Vor Zeiten hatten mythische Überlieferungen davon erzählt, daß Menschen in den Himmel entrafft und göttlichen Lebens teilhaftig geworden seien: in Israel berichtete man dergleichen von Elias und Henoch, und diese Traditionen waren im Judentum aufs neue lebendig geworden: so hören wir im „Slavischen Henoch“ (22), wie der Urvater von dem Erzengel Michael vor Gottes Thron geführt, dort mit schöner Salbe gesalbt und in die Kleider der göttlichen Herrlichkeit gekleidet wird. So wird er selber zu einem der Erzengel:

„Ich beschaute mich selbst, und ich war wie einer von seinen Herrlichen.“ In den synkretistischen Religionen war es die seligste Erfahrung des Mysten, vor den Thron des höchsten Gottes zu treten und dort, aller irdischen Würde los und ledig, die ewige Seligkeit, ja, die Vergottung zu empfangen. Ein solches wundervolles Erlebnis wird hier geschildert. Emporgetragen zur „Höhe des Herrn“ wird der Myste durch „den Geist“ wie auf den Fittichen eines gewaltigen Vogels. Oben aber im Himmel angekommen, tritt er auf die eigenen Füße: es ziemt sich nicht, sitzend vor dem Höheren und nun gar vor dem Allerhöchsten zu erscheinen. Und nun naht er der göttlichen Herrlichkeit, Gottes Lieder singend: die verzückte Seele tritt vor Gott mit Lobgesang; ein Zug, der zwar nicht im Alten Testament, wo man Gott in der Verzückung schweigend naht, aber in den synkretistischen Religionen belegt ist. Und nun geschieht das Große, das Herrliche, die neue Geburt, von der die hellenistischen Religionen so häufig reden, damals die höchste Sehnsucht des frommen Herzens! Mutter bei dieser neuen Geburt ist „der Geist“, im Hebräischen ein Femininum, also ein jüdischer Einschlag in diesem im übrigen so unjüdischen Zusammenhang. Der Geist gebiert ihn vor Gottes als des Vaters Antlitz zu einem neuen Wesen. Einst ein Mensch, empfängt er jetzt die höchsten göttlichen Prädikate: er heißt von nun an ein „Leuchtender“ — ein Beiwort gnostischer Monen — und ein „Gottessohn“! Und, so verwandelt, tritt er als Gleichberechtigter in den Kreis der majestätischen Wesen, die den höchsten Thron umgeben; er ist — um jüdisch zu sprechen — nunmehr ein Erzengel geworden! Völl jauchzenden Dankes beschreibt der Myste, was an ihm geschehen ist: das göttliche Geschenk entspricht in seiner Größe der Größe Gottes! Und die Erneuerung, die er erfahren hat, ist ganz wie die Erneuerung, mit der sich Gott selber ständig erneuert! Er hat die „Salbung“, die himmlische Weihe, empfangen: er ist ein „Gesalbter“ wie Christus selbst! Er ist einer der Vertrauten Gottes geworden, eins der höchsten Wesen, die das göttliche Antlitz schauen dürfen! Vom göttlichen Geiste erfüllt, tut sich sein Mund auf, wie die Taunwolke den Regen überreichlich niedersendet: fortan ist er ein Offenbarer Gottes! So ward er gnädig angenommen in Gottes Gegenwart und verbleibt darin, kraft des Geistes, der ihn dahin geleitet hat. Die ganze Seligkeit eines Menschen, der die Schwere der Welt abgetan hat und sich in himmlisches Wesen erhoben fühlt, tönt eindrucksvoll aus diesem schönen Liede entgegen.

III.

Zum Schluß seien einige, besonders hervorstechende Merkmale der Oden aus den behandelten und den nicht mitgeteilten Texten zusammengestellt, damit die geschichtliche Stellung der Gedichte deutlich werde. Der ganze Stoff läßt sich ungezwungen so einteilen, wie im vorhergehenden die Texte gruppiert worden sind. Ein Teil der Lieder bietet das religiöse Wissen dar, ein anderer ist der unmittelbare Ausdruck der religiösen Empfindung. Beginnen wir auch hier mit dem ersteren. In ihnen ist die charakteristische Erscheinung, die sich jedem verständnisvollen und stillkundigen Leser immer wieder aufdrängen wird,

daß dies Wissen, in dem es offenbart, zugleich verhüllt wird. Nur Eingeweihte — so haben wir an vielen Stellen gesehen — haben diese Sprache der Geheimnisse verstehen können. Und nur für solche sind diese Lieder bestimmt gewesen. Es muß also eine geheime Genossenschaft innerhalb des alten Christentums gewesen sein, aus der die Oden hervorgegangen sind. — Was aber ist das für ein Geheimnis, das der Dichter den Seinen verkündet? Dafür ist besonders bemerkenswert, daß er eine Fülle von überirdischen Gestalten und Geschehnissen kennt, die offenbar aus dem Polytheismus des Orients (Ägypten mit eingeschlossen) stammen. Da hören wir von den furchtbaren Abgründen, die Christus verschlingen wollen, zu deren Bekämpfung er zuvor durch „die Taube“ gestärkt wird; von der Höllenfahrt des Erlösers, da der Tod ihn heruntererschlingt, aber wieder herausgeben muß, so daß er die gebundenen Seelen befreien und vor Gottes Antlitz stellen kann; von dem wunderbaren Wege, den er, über die wilden Wasser schreitend, für die Frommen gebahnt hat. In anderen Oden tritt der „Verderber“, auf hohem Berge stehend, und ihm gegenüber „die reine Jungfrau“, die Richterin der Menschen, auf, beide die Menschen zu sich rufend, wohl um den Entscheidungskampf um die Weltherrschaft vorzubereiten und ihr Heer zu sammeln (Ode 33). Oder die uns wohlbekannte Vorstellung vom Himmelsbrieftaucher auf: eine göttliche Schrift schwebt zwischen Himmel und Erde; und damit verbunden ist die wohl aus babylonischer Mythologie stammende Idee, daß eine Tafel, deren Besitz die Weltherrschaft mitteilt, vom Sturmwind geraubt wird (Ode 23). Oder der Seher schaut mit Entsetzen das höllische Nonenpaar, die dort unten Hochzeit halten und die ganze Welt mit ihrem Saumelwein verführen (Ode 38). Dieser ganze bunt schillernde Stoff ist uns ein sicherer Beweis dafür, daß wir die Oden nicht in dem Hauptstrom der großen Kirche, sondern in den Nebenströmen gnostischer Kreise zu suchen haben. Diese Menschen haben, trotz ihres Judentums und Christentums, eine starke Neigung zu den Gestalten und Mythen des orientalischen Polytheismus.

Und ganz gnostisch ist auch die Frömmigkeit, die sich in den mehr subjektiv gehaltenen Oden ausspricht. Die Lieder reden in berauschten Akkorden von der Erlösung, die der Sänger im eigenen Herzen durch Gottes Tat erfahren hat, von dem jubelnden Danke, der deshalb aus Herzens Tiefen in ihm aufquillt, von seiner tiefen, wie von Himmelslicht verklärten Gottesruhe, zugleich von seinem Hochgefühl, dem gemeinen Geschlecht der sterblichen, irrenden Menschen entnommen und zum Vertrauten Gottes durch die neue Geburt erhöht zu sein, den Weg zu kennen, die Geheimnisse zu wissen. Die süßesten und erhabensten Worte der mittelalterlichen deutschen Mystik kommen uns bei diesen Oden in den Sinn¹⁾. Aber christlich im Sinne der großen Kirche ist auch dies freilich nicht. Denn alles dies ist getragen vom Bewußtsein eigenster Inspiration. Gottes Geist hat des Dichters Herz berührt wie die Hand des Saitenspielers die Zither (Ode 6), und so singt er seine Worte in dem ihn selber hinreißenden Bewußtsein, daß Gott durch ihn redet, einem

¹⁾ Vgl. die schöne Beschreibung von Bruno Hake, Deutsche Rundschau 1911, Bd. CXLVI, S. 153 f.

Bewußtsein, dem er immer wieder faszinierenden Ausdruck zu geben versteht (Ode 6; 11, 7 ff.; 16, 6; 26; 40). Ja, er darf im Namen Christi selber sprechen und „Ich“ = Christus sagen (Ode 8; 9; 22; 28; 31), und selbst das darf man fragen, ob nicht in solchen Augenblicken höchster religiöser Steigerung er selber zum Christus wird. Solches Bewußtsein aber ist nur in gnostischen Kreisen denkbar, wie denn auch die synkretistischen Religionen Ähnliches kennen. Zwar hatte einst auch die älteste christliche Gemeinde an eine lebendige Inspiration in ihrer Mitte geglaubt; aber später war dieser Glaube zurückgetreten und durch die entstehende Kirche gar absichtlich ausgerottet und verkehrt worden. Nur in den Kreisen der Montanisten und der gnostischen Sekten war das Bewußtsein eigener Inspiration bestehen geblieben.

Und nun nehme man hinzu die mancherlei Verührungen der Oden mit der Gnosis in Einzelvorstellungen, wie wir sie zum Teil oben angedeutet haben, und dazu noch die wenn auch dunklen Anspielungen an allerlei Riten, wie sie wohl in der Gnosis, aber nicht in der Kirche bestanden, wie Bekränzungen, Salbungen und dergleichen, um es zu begreifen, daß wir die Heimat der Oden nur in der Gnosis suchen dürfen.

Die Hauptquellen, die wir in dem Gedankenaufriß der Oden unterscheiden können, haben wir bereits oben kurz angegeben. Es waren folgende:

1. die christliche mit dem Einfluß altchristlicher Lehren und Schriften,
2. die jüdische mit dem Alten Testament und besonders der Psalmen-dichtung,
3. die hellenistische mit ihren synkretistischen Religionen und mit gewissen Resten idealistischer Philosophie.

Hierzu kommt jetzt noch

4. die polytheistisch-orientalische mit ihren Götterfiguren und Mythen.

Alles dieses aber ist stark miteinander verschmolzen, wobei die Stoffe häufig viel von ihrer ursprünglichen Natur verloren haben. Die einstmalig mythologischen Figuren sind vielfach sehr abgeblaßt, und oft ist nicht zu sagen, ob der Verfasser sie als abstrakte Begriffe oder als persönliche Wesen gedacht hat, so z. B. die „Wahrheit“, die den Mysten zum Himmel emporfährt (38, 1), „das ewige Leben“, das ihn als eine Mutter „auf die Arme“ nimmt (38, 3). Götternamen jedenfalls werden an keiner Stelle mehr genannt. Einige Male, namentlich bei der Mitteilung des gnostischen Wissens, sind die überlieferten Stoffmassen verhältnismäßig rein erhalten. Charakteristisch für den Dichter ist dabei, daß diese Stoffe zum Teil sehr stark voneinander abweichen: da führt Christus die Seinen aus den Banden der Unterwelt, aber zugleich leitet er sie auch über die Wasser, die das Paradies umgrenzen. Die Fülle verschiedener Religionen und Richtungen, von denen diese Menschen abhängig waren, hatte ihnen einen unendlichen Reichtum verschiedenster Stoffe zugeführt, aus denen der impressionistisch gestimmte Dichter bald dieses, bald jenes herausgreift. In einigen, namentlich den mehr subjektiv gehaltenen Oden stehen Vorstellungen und Bilder verschiedenartigsten Ursprungs in verwirrender Mannigfaltigkeit nebeneinander; ein bezeichnendes Beispiel ist Ode 11.

Ästhetisch genommen, stehen einige der Oden sehr hoch. Zwar konnte aus der Verbindung so verschiedener Stoffe kein großes, einheitliches Kunstwerk hervorgehen, ebensowenig wie ein einheitliches wissenschaftliches System, aber freilich kleinere Schöpfungen von wahrhaft bezaubernder Schönheit. Es ziemt sich für den Dichter, den Forschungen der streng an den überlieferten Stoff gebundenen Gelehrten voranzueilen. So hat Stefan George, noch ehe eigentlich zahlreiche synkretistische Gedichte vorlagen, die bizarre Schönheit dieser Stoffe erkannt. Er schildert den Kaiser Mgabal, wie er endlich in der Mystik, in der Gnosis den Schlummer seiner Seele findet¹⁾.

Da auf seidnem Lager
Neidisch der Schlummer mich mied,
So bringt keine Wundersager,
So will ich kein lullendes Lied
Der Mädchen attischer Lande,
Was mir vor Monden gefiel.
Nun schlingt mich in eure Bande,
Flötenspieler vom Nil.

Ich lag in Urhergezelten,
Ich aß vom himmlischen Brot.
Ihr sanget die Flucht aus den Welten,
Ihr sanget vom glorreichen Tod,
Bevor die brennenden Lieder
Endlicher Schlummer besiel.
Entrückt und tötet mich wieder,
Flötenspieler vom Nil.

Es ist, wie wenn der Dichter die Oden Salomos und ihren schwülen, berückenden und betäubenden Weihrauchdunst vorausgeahnt hätte.

Besondere Betrachtung erfordert noch das Judentum des Verfassers. Der Verfasser ist zwar vom offiziellen Judentum weit entfernt: der Tempel, das scheint Ode 6, 8 zu beschreiben, ist vom Strome des Lebens fortgerissen; von Gesetz und Gesetzesdienst weiß der Dichter nichts, der Opferdienst liegt tief zu seinen Füßen. Ebensowenig ist er ein jüdischer Partikularist: die Heidenmission, das Werk des großen Paulus, ist ihm eine geschehene Tatsache (Ode 6). Trotzdem ist er von jüdischen Gedanken und Überlieferungen sehr stark abhängig. Die biblischen Bücher, besonders die Psalmen, sind ihm wohl vertraut. Und dabei ist besonders wichtig, daß er nicht sowohl diese oder jene Bibelstelle bewußt nachahmt, sondern daß ihm die Denk- und Redeweise der biblischen Lyrik in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ja, selbst einige der literarischen Gattungen des biblischen Psalters sind ihm noch geläufig; er besitzt also ein inneres Verständnis der biblischen Dichtung, wie es sich dem einfachen Bibelleser nicht ohne weiteres erschließt und auch von unserer modernen Wissenschaft noch erst errungen werden muß. Vergleichen aber konnte der Verfasser doch nur wissen und verstehen, wenn er Jude von Geburt war. — Hierauf aber führen auch inhaltliche Erwägungen. Der Gnostizismus ist dem Judentum im allgemeinen abhold und hat meistens das

¹⁾ Stefan George, Hymnen. Pilgerfahrten Mgabal. Dritte Auflage. S. 106.

Alte Testament und die jüdische Religion überhaupt verworfen; der Verfasser aber hat diese Umkehr vom Alten Testament nicht mitgemacht, sondern es trotz seiner Gnosis hoch verehrt. Einige der Hauptunterschiede zwischen Gnosis und Altem Testament sind folgende: das Judentum ist starr monotheistisch, der Gnostizismus hat starke polytheistische und dualistische Elemente. Das Alte Testament hat durchweg eine optimistische Weltanschauung: die Welt ist gut und Schöpfung Gottes selbst; der Gnostizismus aber ist tief pessimistisch: diese Welt ist durch einen Abfall oder von geringeren Dämonen entstanden. Daher hat auch das Judentum eine Eschatologie: die Welt kehrt aus Sünde und Elend einst zu Gott zurück; der Gnostizismus aber gibt diese Welt preis und erhofft nur die Erlösung des in ihr gebundenen himmlischen Lichtes, die Befreiung der einzelnen Seele und ihre Rückkehr in ihre ewige Heimat. Die christliche Kirche hat sich in diesen Stücken im allgemeinen für das Judentum gegen die Gnosis erklärt, eine Stellung, die durch die Worte: Monotheismus, Schöpfung durch Gott selber, Eschatologie, Gott einst wieder alles in allem, bezeichnet ist. Und nun ist es außerordentlich bedeutsam, daß sich die Dden trotz ihrer sonstigen gnostischen Haltung im ganzen mit Judentum und Kirche gegen die Gnosis stellen. So hat der Dichter nach Art der biblischen Psalmen ein Schöpfungslied gesungen und die Schönheit von Himmel und Erde gepriesen (Ode 16); und auch einen eschatologischen Stoff, wonach das Weltreich zum Schluß an den „echten Sohn des Vaters“ übergeht, hat er aufgenommen (Ode 23). Besonders interessant aber ist, zu sehen, daß er in ganz jüdischer Weise Krankheit und Genesung als Gottesurteil auffaßt (vgl. oben Ode 29). Diese Männer, welche, griechischer Philosophie folgend, die sinnliche Welt als Schein gering schätzen, sehen dennoch ganz nach der Art der kräftig inmitten der Welt stehenden Psalmisten im äußeren Geschehen Gottes Spruch. Man erkennt aus dem allen, wie stark das Alte Testament und die jüdische Ueberlieferung auf den Dichter einwirkt, und wird also an einen juden-christlichen Kreis von Gnostikern zu denken haben. Wir sagen mit Absicht: einen Kreis, und nicht: eine Sekte. Denn aus der Art, wie der Dichter über die jüngste Vergangenheit spricht (6; 42, 6 ff.), geht hervor, daß er sich selber zur christlichen Kirche rechnet.

Wo wir diesen Kreis zu suchen haben, ist eine bei weitem unwichtigere Frage, da die Gedanken zu jener Zeit bei dem ungeheuren Hin- und Herfluten der Bevölkerungen viel weniger als in älterer Zeit an die Landschaft gebunden sind. Man hat nicht ohne Grund an Agypten gedacht: dies Land war ein Mittelpunkt der gnostischen Bewegung; und auf Agypten führen Bilder, die vom Wasserstauen (6, 9) und Pfahlbau (39, 9) genommen sind. Aber das mag ohne Schaden fraglich bleiben.

Mit größerer Sicherheit können wir die Zeit der Dden bestimmen. Der Verfasser steht hinter der Zeit des Neuen Testaments: diese Schriften setzt er bereits voraus; Verfolgungen sind geschehen (42, 5), aber der Siegeszug des Christentums in alle Welt ist unaufhaltsam gewesen (Ode 6); er nennt sich selber „den Sohn seiner (Gottes) Magd“ (29, 11), stammt also wohl von christlicher Mutter, also mindestens aus der zweiten christlichen Gene-

ration. Andererseits verrät die eigentümliche impressionistische Buntheit seiner Gnosis, daß er zu einer Zeit gehört, da die großen Systeme in der Gnosis noch nicht zur Herrschaft gekommen waren; daß ein gnostisch Gerichteter wie er sich noch zur Kirche zählen kann, zeigt uns, daß es der Kirche damals noch nicht gelungen war, die Gnosis in ihrer Mitte auszustoßen; und im dritten Jahrhundert werden die Oden von der Pistis-Sophia bereits neben den alttestamentlichen Psalmen als kanonisches Buch zitiert und phantastisch ausgedeutet. Wir kommen also mit großer Sicherheit auf das zweite Jahrhundert; sagen wir um 150 n. Chr.

Die große Kirche jener Zeit hat diesen Liedern an Schönheit nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Eine Zeitlang haben auch Christen sie mit Andacht, ja mit größter Verehrung gelesen. Zum Schluß aber hat man sie verworfen. Mit Recht. Denn die Kirche witterte feinfühlig auch in ihnen drohende Gefahren für die Reinheit der Religion. Und auch wir Nachgeborenen müssen urteilen, daß unveräußerliche Güter des Christentums in dem Kampfe gegen solche gnostischen Erzeugnisse auf dem Spiele standen. Die mancherlei polytheistischen und mythologischen Reste, die sich auch in den Oden finden, stellen den Monotheismus in Frage, den die Kirche im Prinzip stets festgehalten hat. In den Liedern von der Erlösung, so hinreißend sie ertönen, fehlt ein Hauptpunkt, den das Christentum nun und nimmer aufgeben kann: die Gewalt der sittlichen Forderung, der Ernst der Sündenkenntnis und die Erlösung von der Schuld. Vor allem aber ist unter dem bunten Stoff, der in den Oden überallher eindringt, eines verschüttet, die heilige Geschichte Alten und Neuen Testaments: der Geist dieser Menschen ist weit abgewandt von aller Geschichte überhaupt und lebt in einer Welt geistlicher Begriffe und überirdischen Geschehens. Der inspirierte Dichter, eigener Begeisterung voll, hat den festen Boden der Vergangenheit unter den Füßen verloren und schwebt in den Wolken des Himmels. Die Kirche aber hat das große Erbe der älteren Geschlechter treulich gehütet und es der Nachwelt hinterlassen, ihr zum Heile. Denn die Propheten und Jesus sind mehr als die Oden Salomos.

Wandertage in Hellas.

Von
Isolde Kurz.

(Schluß.)

Agina und Salamis.

„Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln,“ aber der des Aatos, zu der ich noch ein besonderes persönliches Verhältnis habe, gilt unser erster Besuch.

Ein strahlender Ostermontag ist angebrochen. Ganz frühe fahren wir nach dem Piräeus, wo uns der nach Agina bestimmte Vergnügungsdampfer erwartet. Wir sind eine kleine Anzahl Reisender aus aller Herren Ländern, die der Zufall zusammengeweht hat und die jetzt durch den Gjolmanschen Agenten gemeinsam eingebootet werden; lauter gute Gesellschaft, denn der gewöhnliche Reispöbel verirrt sich zum Glück noch nicht nach Griechenland. Indessen hat man wenig Zeit, sich miteinander zu beschäftigen; kaum vermag das Auge allen den wechselnden Bildern der Küste zu folgen.

Neben dem Leuchtturm auf der „Akte“, Salamis gegenüber, wird die Stelle gezeigt, wo nach den Versen des Komikers Platon die aus der Verbannung zurückgeholten Nester des Themiokles ruhen sollen:

Schön ragt am Ufer dir das Grab empor,
Daß es des Seglers ersten Gruß von fern
Empfange, der mit Waren heimwärts zieht,
Was aus- und einfährt schaue, und wenn wettend
Die Schiffe kämpfen, Zeuge sei des Spiels.

Schon ist der Agaleos mit Symmetos und Pentelikon zurückgeblieben, die rauhen Höhen von Salamis mit dem Mavro Wuno zeichnen sich im Morgenlicht scharf an den Himmel, während links die lange buchtenreiche Küste von Attika sich bis zum Kap Sunion hinunterzieht, das in blauem Duft verdämmert. Wie Agina näherrückt, tauchen immer neue Bergzüge über den vorderen auf, und die runde Schneekuppe, die sich in fernster Ferne über alle erhebt, ist nichts anderes als das Haupt des erhabenen Parnassos.

Ein so wolkenloser Tag wie dieser ist in Attika eine Seltenheit. Man atmet Äther. Die See ist völlig glatt, und die kleinen Wellchen, die unser Dampfer aufwirft, sind so fein gerippt, daß sie das Ansehen flüssiger Muscheln haben. Wo wir in Sicht von Agina halten, um ausgebootet zu werden, ist

das tiefe stille Wasser durchsichtig bis zum Grund, daß man durch blauen Kristall zu blicken glaubt, und gegen das Ufer lichtgrün wie der schönste Edelstein. Was ist das für ein Gedränge buntgekleideter Menschen dort auf dem Klippenstrand um eine Schar gefattelter Vierfüßler her? Wird dort ein Volksfest gefeiert? Sobald wir landen, löst sich die Gruppe auf, und eine Woge jugendlicher Aigineten, Jünglinge und Mägdlein, ergießt sich über die Ankömmlinge, faßt sie, zieht sie, schleppt sie, daß sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. Von allen Seiten tönt es mir mit Schmeichelstimmen in die Ohren: Kyria! Kyria! And: Gaidhuri! (Esel) Kaló! Kaló! (Gut, gut).

Ein brauner Bursch hatte zuerst meine Hand gefaßt, um mich zu seinem Brautier zu führen. Aber ein flinkes kleines Mädchen stößt ihn zurück, mit runder Patschhand umklammert sie meine Rechte und entreißt mich gewaltsam dem Andrang, indem sie mir aufs artigste die Vorzüge ihres hochbeinigen, weißgrauen Esels anpreist. Auf seinem Rücken liegt ein breites Holzgestell ohne Decke, das sich einen Sattel nennt. Steigbügel gibt es keine, statt ihrer dient ein Strick, der um beide Flanken des Tieres gespannt ist. An diesem ersteige ich den harten Sattel, die Führerin ergreift den zweiten Strick, womit das Tier gezäumt ist, und rasch geht es die steilen Felsenstufen hinan.

Der Kyrios ist unterdessen gleichfalls von weichen Händen erfaßt und in den Sattel befördert worden; der Gewichtige hat eins der allerkleinsten Eselchen erwischt, und seine Füße streifen im Reiten fast die Erde, während ich in steiler Höhe thronen. Eine kleine schwarzäugige Schönheit, die den holden Namen Kalliópe führt und höchstens dreizehn Jahre alt sein kann, leitet sein Tier am Strick, und schon hört man beide laut und eifrig konversieren. Eine unbeschreibliche Silhouette zeichnet sich da vor mir in die blaue Luft wie ein phantastisches Naturspiel: der große, weit ausladende Mann, unter dessen gewaltigem Oberkörper vier winzige dünne Beinchen hintrippeln, während der Rumpf des Tieres unter seinen Rockschößen verschwindet.

Ein Teil der Gesellschaft zerstreut sich, um im Walde zu lagern, andere, gleichfalls beritten, traben voraus oder hinter uns her, je nach dem Feuer, das ihre Gaidhuri besetzt. Der meinige knickt zuweilen auf seinen viel zu langen und darum schwachen Vorderbeinen ein; dann reißt ihn die Führerin am Strick in die Höhe, drückt mir liebevoll den Fuß, weil sie bis zur Hand nicht hinaufreicht, und ermuntert mich mit schmeichelnder Stimme: Mi phobás! Mi phobás! (fürchte dich nicht, fürchte dich nicht!). Denn sie sagt mir du, nach antikem Brauch, der noch jetzt beim Landvolk im Schwange ist.

Schön wie ihre Gefährtin Kalliópe ist meine Führerin nicht. Sie hat eine untersetzte Gestalt und ein breites Slawengesicht; aber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit lächelt aus ihrem lebhaften Mienenspiel und aus den glänzenden Augen, und sie heißt Eléne, ein Name, der, von griechischen Lippen gesprochen, seine Trägerin mit einem Schimmer von dem göttlichen Liebreiz der Ledatochter umgießt. Keine fremde Zunge wird es vollkommen nachsprechen können, das schmeichelnde griechische l in dem Namen Eléne.

Ein treuherzigeres Geschöpf habe ich nie gesehen, als dieses Aiginetenkind. Sie glüht vor Diensteyer und kann sich in Aufmerksamkeiten nicht

genug tun, augenscheinlich nicht des Lohnes wegen, sondern aus jenem starken Gefühl der Verpflichtung, das alle Griechen gegen die fremden Reisenden beseelt. Jeden Augenblick läßt sie den Strick des Gaidhuri fahren und springt ins Feld, um mir eine der wundervollen wilden Blumen zu pflücken, deren Namen sie mich nachsprechen lehrt. Jetzt kommt eine Nebenpflanzung in Sicht; mit einem Sprung ist sie drinnen, reißt einen Schößling ab und reicht ihn mir herauf, um mir begreiflich zu machen, was man aus der Frucht dieses Gewächses für einen Trank bereitet, wie sie mich auch zuvor schon über den Nutzen der Kornnähre aufgeklärt hat.

Malista (Ganz recht), krazy, krazy (Wein), ist meine Antwort, und sie drückt mir ihre Freude über meine Fassungskraft aufs lebhafteste aus, indem sie meinen Fuß streichelt und mir strahlend zunicht wie einem hoffnungsvollen Kinde.

Auch der Kyrios, der vor mir herreitet, hat bereits einen gewaltigen Strauß von Pinienzweigen und Blumen im Arm, die Kalliope ihm mit glühenden Wangen zusammenträgt. Ich vergehe fast vor Neid, da ich höre, wie zwischen den beiden das Gespräch keinen Augenblick stockt, während mein Wortschatz noch so arm ist, daß ich der guten Elene meine Zufriedenheit nur von Zeit zu Zeit durch das Wörtchen kaló (schön) kundgeben kann. Doch gelangen auch die zwei vor uns trotz ihren eifrigen Austauschs nicht zur völligen Durchdringung der gegenseitigen Gedankenwelt. Die kleine Kalliope staunt zu seinem großen erhobenen Zeigefinger hinauf, mit dem er ihr seine Ideen über die Entwicklung der griechischen Sprache demonstriert. Aber sie ihrerseits verursacht ihm auch kein kleines Kopfzerbrechen, denn es strömen von ihren reizenden Lippen zuweilen ganz rätselhafte Wortgebilde, vor denen sein philologischer Schlüssel versagt. Ob und zu teilt er mir seine Zweifel mit, ich enthalte mich aber aus guten Gründen jeder Meinung.

So reiten wir von glühender Sonne bestrahlt, aber zugleich vom Seewind umschmeichelt, den harzduftenden Gebirgskamm hinauf nach dem Alphaia-tempel, der schon vom Meere sichtbar war. Zur Rechten und zur Linken schimmert die tiefblaue Flut durch die schwärzlichen Pinienzweige, denn in Attika ist die Pinie schwärzlich und dürr wie verbrannt; auch steht sie an Höhe des Wuchses und schön stilisierter Form hinter ihrer italienischen Schwester weit zurück, aber sie hat in ihrer edlen Armut eine ergreifende Würde.

Plötzlich rollt ein Donnerschlag über unsere Häupter. Ich erhebe erstaunt die Augen zu dem dunkelblauen, völlig wolkenlosen Himmel. Aber Elene drückt mit Inbrunst meinen Fuß: Mi phobás! Es ist kein Gewitter, es sind die Kanonen von Athen — und sie weist mit dem Finger in die Richtung der Hauptstadt.

Nun springt sie wieder nach einer Blume über den Wegrand. Diese Gelegenheit benützt mein Gaidhuri, um stehen zu bleiben. Ich bearbeite ihn mit Fersen und Händen in Ermangelung einer Gerte, umsonst, er geht nicht weiter, bis ein fürwitziger Junge, um sein eigenes Grautier schneller vorbeizubringen, ihm von hinten einen derben Stockschlag versetzt, daß er hoch

auffährt und sich mit mir in die Büsche schlägt. Die Zweige zerkraxen mir das Gesicht und verhaken sich in meinen Hut und Schleier, ich will mich befreien, verliere dabei noch die prähistorischen Steigbügel, und indem mein Weißer sich gleichmütig weiter durchs Gestrüpp reißt, wird meine Lage bedenklich. Unmöglich, mich in meiner Not verständlich zu machen, ich fühle mich hilflos wie ein lallendes Kind und vermag nur durchdringend zu rufen: Ochi kaló, Eléne, óchi kaló! (Nicht schön, Elene! nicht schön!).

Da ist sie auch schon zur Stelle, sie zieht den Esel aus dem Gebüsch, befestigt den Strick wieder an meinem Fuß oder meinen Fuß am Strick und beschwichtigt mich mit Schmeicheltönen: Kaló, kaló! — Ja, Elene, wo du bist, da ist das Dasein wieder kaló und die Welt vollkommen.

Jetzt schimmert es weiß durch die Zweige, wir haben die Anhöhe erreicht, auf der der Alphaitempel steht.

Ein grüner Hain umschließt das Heiligtum, dessen majestätische Reste sich auf hohen Stufen lustig gegen den Himmel heben. Ein Teil der Säulen liegt, Dach und Wände fehlen, daß der tiefe Ather in die gestürzte Cella hereinklickt und das blaue Meer noch blauer zwischen den Säulen durchscheint. Das Gebälk liegt ringsum am Boden verstreut, und Gras wächst zwischen Gessimsen und Architraven. Waldesschatten ringsum, der würzige, wundervolle Wohlgerüche aushaucht, und Blumen, Blumen, wohin das Auge fällt. Nicht nur den Wiesenrund färben sie mit ihrer dunklen Blut, auch zwischen den geborstenen Steinen des Pronaos dringen sie hervor, vor allem der rote Mohn und in Büschen, aber schon verblühend, der Asphodelos mit dem scharfen Geruch und den breiten schilfähnlichen Blättern. Vor dem Tempel wartet schon wieder ein Haufe Kinder, die vorausgerannt sind, um Sträuße zu überreichen. Die Wallfahrer steigen ab, die Tiere und ihre Treiber gruppieren sich am Waldsaum, und die Fremdlinge erklimmen die Stufen, die zum Pronaos führen. Heute bringen dir die neuen Völker ihre Huldigung; von germanischen, britischen, gallischen Zungen ertönt dein Name, Alphaia!

Aber Elene und Kalliope sind noch nicht zufrieden, sie haben uns noch etwas Besonderes mitzuteilen. Der Kyrios ist schon an Kalliopes Hand verschwunden, die meine ergreift Elene und zieht mich noch über den Felschhang hinunter, um mir an heimlicher Stelle einen unterirdischen Brunnenschacht zu zeigen. Zu dem wenigen schwärzlichen Wasser, das darin steht, beugt sie sich hinunter und schlürft es andächtig aus der hohlen Hand. Man versteht erst in dem wasserarmen Lande, wie es kam, daß den Alten jeder Fluß ein Gott und jede Quelle heilig war.

Auf Säulentrommeln außerhalb des Tempels lassen wir uns nieder, wo eine Piniengruppe im Halbrund zusammentritt; ein dorisches Kapitell dient als Tisch, auf dem wir unsere Vorräte ausbreiten: die roten Ostereier, die Hühnerschenkelschen, die köstlichen, saftreichen portokalia (Orangen) und eine kleine Flasche weißen Landwein.

Der Nymphe Alphaia, der Herrin des Heiligtums, werde der erste Weibetrunk gesprengt. Im Leben hieß sie Britomartis und war eine Lieblings-

gespielin der Artemis, von der Kreterin Karme dem Zeus geboren. Da der König Minos sie mit seiner Liebe verfolgte, entfloß sie vor ihm und kam durch ausgestellte Fischernetze, in die sie sich verwickelte, ums Leben. Artemis verlieh ihr die Unsterblichkeit, und sie wurde nicht nur auf Kreta, sondern auch bei den Aegineten, denen sie auf ihrer Insel jagend zu erscheinen pflegte, als Göttin verehrt; auch hat ihr Pindar einen Hymnus gedichtet. So erzählt uns der alte Pausanias in seinem Buche über Korinth. Danach aber denken wir dessen, der zuerst in der Neuzeit die Rechte der Alphaia auf diesen Tempel dartat. Es war der deutsche Dichter Hermann Kurz, der aus einem Schreibfehler im Herodot mit glücklicher Eingebung ihren Namen herauslas, aber bei der Wissenschaft keinen Glauben fand, weil er ja kein Fachmann, sondern nur ein Dichter war. Seinen Manen gelte die zweite Trankspende, von der Hand seiner Tochter dargebracht. Mehr als dreißig Jahre nach seinem Tode bestätigte der kundigste Forscher seinen Fund und gab dem ersten Entdecker die gebührende Ehre. Sei darum auch seiner dankbar hier gedacht: dem Andenken Adolf Furtwenglers gelte der dritte Weihgruß!

Der Phylax des Tempels tritt hinzu und füllt unsre Gläser mit seinem roten Rezinato nach, einem schauerhaften Harzwein, der schmeckt wie verdünnter Serpentin. Es bedarf all unsrer Ehrfurcht vor dem Gott mit dem Weinlaub und dem Pinienapfel und unseres ganzen Durstes, um dieses Getränk genießbar zu finden. Aber mag es schmecken wie es will, sicher hat ein wohlthätiger Gott ihm das Kräutlein Moly beigemischt, mit dem die Sparterin Helena ihren Gästen die Erinnerung jedes Leides tilgte, und hat es uns verliehen, an diesem Tage so schicksallos, so von ambrosischer Jugend durchdrungen einherzugehen, wie die Himmlischen selber.

Wie die Waldung duftet! Wie der blaue saronische Busen heraufleuchtet, von zerklüfteten Inseln und kühnen Vorgebirgen eingeengt. Da ist ein kleines Felseneiland, das so unwahrscheinlich bildhaft, so überirdisch auf den Wassern schwimmt, als hätte es der Traumgott hingedichtet. Ich nehme all mein Griechisch zusammen, um den Kustoden nach dem Namen des Inselchens zu fragen.

Ajos Jöijos (Hagios Georgios) kommt es mit den wundersam zerfließenden griechischen Konsonanten von seinen Lippen.

Ich versuche so schmelzend ich irgend kann ihm nachzusprechen: Ajos Jöijos.

Ein langgezogenes „Nä“ ist seine Antwort, der er nochmals hinzufügt: Ajos Jöijos. Da ich glaubte ihm nicht genug getan zu haben, artikulirte ich noch zerfließender: Ajos Jöijos.

Aber zu meinem Erstaunen vernahm ich abermals: „Nä! — Ajos Jöijos!“ und so ging das noch eine ganze Weile mit immer dem gleichen Erfolge fort, bis ich in den höflich lächelnden Mienen einen Ausdruck von Verwunderung wahrzunehmen glaubte, und es mir plötzlich einfiel, daß Nä im neugriechischen Ja bedeutet. Ich hatte also den Guten ohne alle Not mit meiner Liebesmühe aufgehalten, weil mir bisher als Bejahung nur das Wort malista vorgekommen war, aus dem das Ohr noch etwas Verbindliches heraus hört, das etwa unserem „Sehr wohl!“ entspricht. Von jetzt an werde

ich mir auch das einfachere Nä zu eigen machen. Solch ein neues Wort ist jedesmal ein köstlicher Schatz, der mit habfüchtiger Freude den anderen Schätzen hinzugefügt wird.

Noch einen Rundgang durch die gestürzte Pracht des Tempels. Die Phantasie versucht es gar nicht, sich diese Säulen und Gebälke aufzurichten und den Giebeln die kämpfenden Krieger mit dem rätselhaften Todeslächeln wieder einzufügen; ihr sinken die Flügel vor der gegenwärtigen Schönheit. Aber allmählich halten es auch die Sinne nicht mehr aus, man müßte sein wie die seligen Götter, um solchen Überschwang auf die Länge zu ertragen. Gerade rechtzeitig mahnt der Führer, den Gjolman uns mitgegeben hat, zum Aufbruch, damit wir unsern Dampfer nicht verfehlen.

Die Esel werden wieder bestiegen. Nur der Kyrios verzichtet auf den seinigen, er hat von dem griechischen Sattel genug und versichert, daß das Tier noch besser daran gewesen sei als der Reiter, worüber man freilich auch die Meinung des anderen Beteiligten einholen müßte. Statt seiner schwingt sich die leichte Kalliope in den Sattel und reitet lustig mit baumelnden Beinchen bergab.

Ich folge dem Beispiel der Kleinen und setze mich diesmal gleichfalls seitlich mit hängenden Füßen, wie es in Griechenland von Weiblein und Männlein gehalten wird, und entdecke so das bessere Geheimnis des Eselritts.

Als wir uns dem Strande näherten, stelzte unser langbeiniger Führer wie ein Storch durch das Feld und pflückte für jede Kyria noch ein würziges Kräutlein, das er mit einer stummen Verbeugung überreichte. Das war der Abschiedsgruß von Agina.

Elene und Kalliope erhalten für ihre Blumen und ihr holdes Lachen noch einen besonderen Dank, dann geht es in Eile zum Strand und durch die Wasserlachen der Klippenbank, auf der ein Fischer soeben einen mächtigen Polypen bearbeitet, in unser Boot, das uns rasch zum Dampfer trägt.

Lebwohl, Insel des Akos, dich möchte ich nicht zum zweitenmale sehen. Du könntest ja doch nicht wieder glänzen, wie du heute geglänzt hast. Denn schwerlich würde ich Elene und Kalliope mit ihren Gaidhuriis wieder am Strande finden, und fände ich sie, so weiß ich nicht, ob das Bild, das ich von ihnen bewahre, die Sonne eines zweiten Tages ertragen würde.

Ein starker Wind hat sich erhoben. Breit und schwarzblau rollt die aufgestürmte Welle unter uns hin, daß auf Deck Menschen und Stühle, Schirme und Reisebücher durcheinandertugeln. Wohin geht jetzt die Fahrt?

Eine Zeitlang schien es, als hielten wir auf Athen, und ich begann schon unruhig zu werden, denn anderes hat uns Gjolman verheißen. Aber siehe, unbemerkt haben wir nach links gedreht, und unserem Riele öffnet sich der Sund von Salamis, wo menschlicher Ruhm den Ruhm der Heroen überstrahlt. Vergib mir, Schatten des Telamoniers Ujas, der du vor Troja der Tapferste warst nach dem Sohne der Thetis, wenn ich angesichts deiner Heimatinsel deiner nicht zuerst gedenke. Gewiß hast du ja selber für einen Tag deinen Groll und Gram vergessen und schlugst unsichtbar mit, als hier

um die Freiheit von Hellas gerungen wurde, daß das flutende Schlachtfeld nicht mehr zu sehen war vor Schiffstrümmern und Feindesleichen.

Es gibt Orte, die für immer den Geistern eines Tages gehören. Wie die nachgeborenen Griechen in spätester Spätzeit des Nachts auf dem Felde von Marathon Rosseschnauben und Lanzenklirren vernahmen, so dauert auch in den Gewässern von Salamis die Geisterschlacht fort; welche Tat in Dichtung und Geschichte wäre imstande sie zu verdrängen! Noch immer sitzt Xerxes unter seinem goldenen Baldachin dort drüben am verwüsteten attischen Ufer, umgeben von den Schreibern, die seine Siege verzeichnen sollen, und folgt mit den Augen jeder Bewegung seiner Schiffe, während der Rauch der Akropolis zum Himmel steigt und am salaminischen Strande alles was nicht Waffen trägt von der athenischen Bevölkerung mit angstvoller Seele dem Entscheidungskampf zusieht. Wie wird das alles lebendig, wenn man das eingesperrte Becken überblickt, in dem Themistokles durch List die gewaltige Perserflotte festhielt, um mit seinen kleinen, leicht beweglichen Schiffen ihre unbehilflichen Kolosse zu vernichten.

Langsam fährt unser Dampfer zuerst an der ganzen Länge der Rhynosura hin, der von Salamis abzweigenden langen und schmalen Felsenzunge, die nicht wie ein Naturgebilde, sondern wie ein künstlicher Steindamm aussieht. Ganz anders versteht man an Ort und Stelle den Bericht Herodots, denn es ist alles nahe wie zum Greifen. Zwischen hier und dem Festland staute sich die Perserflotte, als der regelmäßige Seewind sich wie heute erhob, und bot ihre Flanken dem jauchzenden Anprall der flinken Hellenenschiffe, die so hoffnungskühn und todesfreudig anstürmten, weil ihre heimischen Götter mit ihnen kämpften. Denn von der eleusinischen Ebene drüben hatte sich's erhoben wie eine mächtige Staubwolke, mit Getöse des mystischen Iakchos, wie ein Aufgebot von dreißigtausend Mann. Das waren die Heroen und die Seelen geweihter Athener, die Demeter zu Hilfe schickte, und gleichzeitig sah man von Agina her die Naxiden ihre Arme zum Schutz über die Griechenflotte ausstrecken. Unter solchen Götterzeichen verbohrt sich Schiff in Schiff mit ehernem Schnabel, die Perser, in der Enge eingeklinkt, zerstoßen sich gegenseitig, Freund und Feind wird ihnen gleich verderblich, ein Kolosß um den anderen zertracht, Trümmer und Leichen stauen sich im Meer und bedecken alle Ufer, die Griechen aber „wie wohl beim Thunfischfang und sonstiger Treibjagd zur See, so schlagen, stoßen, schmettern sie mit Ruderstücken und Schiffstrümmern drein, daß rings vor Ach und Weh und Sammerschrei die See erscholl, bis alles in den Schoß der schwarzen Nacht versank.“

Jetzt richten wir, immer vom Wind umsaust, unsere Spitze auf das Festland, damit wir auch da drüben überm Wasser auf dem Vorsprung des Agaleos den König der Könige sehen können, wie er aufspringt vom goldfüßigen Thronfessel und stöhnend sein Kleid zerreißt, während um ihn das tausendstimmige Sammergeheul erschallt wie in den „Persern“ des Aischylos: Wehe, König, alle deine stolzen Schiffe, deine besten Krieger, die ganze Hoffnung Persiens! Wehe, wehe!

Langsam dreht unser Dampfer nach Süden und schwimmt an der Innenseite des steilen Steintrückens der Psyttaleia hin, wo der verblendete König die Blüte seines Landheers aufgestellt hatte, damit sie der Flotte beim Vernichtungskampf die Hand reiche. Und hier kommen wir gerade zum letzten Akt des großen Völkerdramas: wie Aristides mit seinen Freiwilligen die beinahe senkrechten Felsenwände erklimmt und wie die von ihrer Flotte verlassenen Perser nach verzweifelter Gegenwehr der hellenischen Übermacht erliegen. — Das war kein Siegestag wie irgend ein anderer mit kurzwährendem Freudenfeuer; an dem wundervollen Leben, das daraus hervorging, haben auch wir Heutigen noch unseren Teil. Sicher hatte ein Gott, der die Hellenen liebte, den Keres ins Land geführt, denn erst aus den Ruinen, die der Barbarenkönig zurückließ, konnte die Stadt des Perikles sich erheben. — Ob wohl, wenn diese Wasser auf einmal durchsichtig würden, noch Überreste der medischen Hoffahrt, vergoldete Schiffsschnäbel oder Geschmeide der königlichen Anführer zum Vorschein kämen? Die Wellen mögen es wissen, die mit ihnen Fangball spielten, ehe sie sie verschluckten.

Auch uns haben sie nun gehörig herumgeworfen; fast taumelnd setzen wir im Piräeus den Fuß aufs feste Land.

Ein von englischen Mitreisenden freundlich aufgedrungener und im Piräeus vergessener Rucksack, der die botanische Ausbeute enthielt, hätte beinahe den schönen Tag mit einer Dissonanz beschlossen, doch der vermiste stellte sich am Ende wieder ein, und all's well that ends well. Die Blumen von Ägina, mit denen wir am Abend unsere an Blumen schon überreichen Zimmer im Megas Alexandros schmückten, erinnerten uns noch viele Tage an die holden Nymphen Elene und Kalliope.

Eleusis.

Osterdienstag. Auf heute hat Athen seine Gäste zu einem Imbiß mit archäologischer Führung in die Ruinen des Weihetempels von Eleusis eingeladen. Zugleich aber steht auch der berühmte Östertanz der Frauen von Megara auf dem Festprogramm. Beide Orte, obgleich nahe beieinander gelegen, sind für einen Tag zu viel. Nach schwerer Wahl entscheiden wir für Eleusis, hauptsächlich darum, daß man uns versichert, auch dort werde getanzt, ja Eleusis sei der eigentliche Ursitz dieser in das graue Altertum zurückreichenden Tänze, wofür Homer als klassischer Zeuge angerufen wird. Die Freikarten für den Extrazug, der am Mittag abgeht, sind uns schon früher zugestellt worden. Wir haben aber überlegt, daß einem Massenbesuch der Ruinenstätte jede Stimmung fehlen muß, und daß auch die Führung einer so großen Festmenge nur eine eilige und oberflächliche sein kann. Daher wir beschließen, die stillen Morgenstunden allein im heiligen Bezirk der Demeter zu verbringen und uns selbst zu führen.

Um 7 Uhr wird nach dem peloponnesischen Bahnhof aufgebrochen. Noch schöner wäre es, zu Fuß auf der „Heiligen Straße“ über den Gebirgspasß und längs des Meeres zu pilgern, wo die Prozession der Eingeweihten

hinzog; aber der Weg ist weit und zu ermüdend, als daß man noch die nötige Frische für die Ausgrabungen mitbringen könnte.

Auf dem Bahnhof ist der Andrang groß, denn auch andere haben die Erleuchtung gehabt, den Tempel lieber in der Vormittagsstille zu besuchen. Eben wird ein Zug in der Richtung nach Eleusis abgelassen, alles läuft und schiebt, aber ein Schaffner weist uns zurück, denn es ist der peloponnesische Zug, der keine Passagiere in Eleusis absetzt. Mit Mühe werden die Fahrkarten erkämpft, denn die uns gratis übersandten gelten nur für den Extrazug, der am Mittag abgeht. Hier ist auch schon der Lokalzug, der uns mitnehmen soll. Es ertönt der Ruf zum Einsteigen, und mich ergreift es wunderbar wie so oft schon in Griechenland, solche Dinge des täglichen Lebens in der Sprache der Götter ausdrücken zu hören. Der Kyrios, immer mit Sprachstudien beschäftigt, muß sich mit der Tatsache abfinden, daß es für Sitzplatz und Wagenklasse nur ein Wort (thesis) gibt, wodurch leicht Verwirrung entsteht. Wir haben glücklich beides erobert, und der Zug setzt sich in Bewegung. Es ist unsere erste Landreise in Griechenland, und die Erwartung ist groß. Da das Geleise schmalspurig ist wie fast auf allen griechischen Bahnen, und die Maße der Wagen dem entsprechen, hat man den Eindruck, in einem Tram zu sitzen. Außen turnen die Schaffner hin und her, wie es in meiner Kinderzeit auch „in Europa“ üblich war. Hymettos und Lykabetos, letzterer einmal von der Seite sichtbar, bleiben allmählich zurück, das Pentelikon blickt von rechts herüber. Eine Strecke weit geht die Fahrt zwischen Feldern, wo die Frucht grünt, und vereinzelt Vignen. Daß die Rebe ohne Stütze niedrig am Boden kriecht, war mir schon in Ugina aufgefallen, aber ich hatte dort meine Gründe gehabt, nicht nach der Ursache zu fragen. Jetzt belehrt mich ein in Athen ansässiger Landsmann, daß man den Rebstock am Boden halten muß, weil die magere attische Erde sonst nicht Blätter genug treiben könnte, um die reisende Traube zu beschützen. Der Ölbaum, der zerstreut zwischen Korn und Gemüse steht, ist niedrig, mit ausgeschnittenem Wipfel, wie in der Umgegend von Florenz. Tiefroter Mohn, der in weiten Strecken flammt und leuchtet, versöhnt das Auge mit der Dürftigkeit des Bodens. Eine üppigere Anpflanzung etwas abseits der Bahn wird uns als das Landgut der ehemaligen Königin Almalia gezeigt, das einen schätzbaren, auf ihren Namen getauften Wein hervorbringt.

Mit einem Male befinden wir uns in einer erschreckenden Steinwüste. Eingeklemmt zwischen einem Hügelrücken und einer flacheren Bodenwelle, die über und über mit Steinen besät sind, windet die Bahn sich hin. Nirgends ein grünes Halmchen; es sieht aus wie das Strafgericht eines Gottes, der die Landschaft für immer unter einer Aufhäufung toter runder Steine begraben hätte.

Die bedrückte Brust atmet freier, als endlich wieder magere Pinien zwischen den dünner gesäten Steinen zum Vorschein kommen. Dürftigste Kornfelder und Weideplätze schließen sich an, worauf schönvliebiges Wollvieh wandelt, die Ebene erweitert sich, und plötzlich erscheint etwas Blaues: die See. Eine Bucht wölbt sich tief ins Land herein, die Berge weichen

vor ihr zurück; was sich jenseits des Wassers in so kühnen Formen erhebt, kann nur der Höhenzug von Salamis sein. Weiter Blick über die grüne thriasische Ebene, wo Feigen, Korn und Oliven wachsen, rote Mohnfelder, eine Zypressenreihe, dann eine kleine Station mit der Aufschrift Eleusis.

Fast durchweg sind in Griechenland die antiken Ortsnamen amtlich wieder hergestellt und von der Bevölkerung mit Feuer aufgenommen. Wenn man vielleicht noch da und dort von einem alten Weiblein die späteren Bezeichnungen zu hören bekommt, die Jugend ist mit Begeisterung klassizistisch. Der Umschwung muß sich sehr rasch vollzogen haben, denn viele Örtlichkeiten, die in unserem Bäderer von 1908 noch die neugriechischen Namen tragen, finden wir an Ort und Stelle im Mund der Leute mit den althellenischen benannt. Es ist auch wahrlich nicht gleichgültig, ob man seinen Sonntag in Lévsina oder in Eleusis verbringt, und ob die Bergspitzen überm Meere drüben zu Kuluri oder zu Salamis gehören. Wenn Byron dem griechischen Volke vorwarf, daß ihm aller Sinn für seine vergangene Größe fehle, so ist heute im überschwenglichsten Maße das Gegenteil der Fall. Jedes Gespräch, das der Reisende mit einem Einheimischen anknüpfen kann, stimmt sich ganz von selber auf diesen Grundton. Die alten Namen erwecken ein glühendes Nationalgefühl und erfüllen die Jugend mit Vorstellungen aus der alten heroischen Vergangenheit. Ist es zu kühn gehofft, daß mit diesen Namen auch ein Teil der heroischen Gesinnung wieder aufleben werde?

Wir steigen aus und stellen das mitgebrachte Frühstück in der neuen gelben Ledertasche neben dem kleinen Bahnhöfchen auf gut Glück in einem offenen Schuppen unter. Denn ein Aufbewahrungsort für Gepäckstücke ist nicht vorhanden, und „in Griechenland gibt es keine Diebe“, hat mir ein erfahrener Landsmann in Athen gesagt; diesem Ausspruch wollen wir vertrauen. Dann schlagen wir gleich die Landstraße ein, die nach dem heiligen Bezirke führt, indem wir auf dem ganzen Weg einen knöcheltiefen gelblichen Staub um uns aufwühlen. Der Tag wird heiß, doch ist der Himmel nicht so strahlend rein wie gestern in Ajina, sondern mit leichten weißen Wolkenstreifen durchzogen. Nach wenigen Minuten zweigt der Weg zum Eingang der Trümmerstätte ab. Dein Werk, Marich! Und doch wußtest du, was Ehrfurcht heißt. Oder konnte dich nur der Gorgonenschild und die funkelnde Lanzen Spitze der Promachos erschüttern, und die gütige Herrin dieses Tempels, die hier das erste Korn den Menschen wachsen ließ, war dir zu mild, zu mütterlich, um sie zu schonen?

Der Anblick ist niederschmetternd, man denkt eher an einen Marmorbruch als an einen Tempel. Keine Säule steht mehr, griechische und römische Reste liegen nebeneinander am Boden hingeworfen. Nur mit Widerstreben geht der Fuß über zerbrochene Stufen und geglätteten Marmorboden weiter und weiter durch die trostlose Verwüstung. Wo die Trümmer sich noch wilder häufen, ahnt man irgend ein Herrlichstes, doch das Auge vermag sie nicht zu deuten. Während eine französische Gesellschaft sich plaudernd unter den Ruinen lagert, flüchten wir uns über eine Felsentreppe auf den Rand der Bergterrasse, an die der Demetertempel angebaut war. Unter uns haben wir die achtfach

übereinander erhöhten Sitzreihen, die den ganzen Tempel umlaufen und die auf der Bergseite aus dem lebenden Gestein gehauen sind, das einzige, was die Wut der Zerstörer nicht vernichten konnte. Hier lassen wir uns im Schatten einer kleinen christlichen Kapelle nieder und suchen vor allem, mit dem Bädeler in der Hand, einen Überblick zu gewinnen. Leider haben wir bei der Abreise einen wichtigsten Ausrüstungsgegenstand vergessen, den Kompaß. Erst müssen also nach dem Stand der Sonne die Himmelsgegenden festgestellt werden, und nun löst sich allmählich vor dem suchenden Auge der Wirrwarr, Propyläen und Vorhallen sondern sich aus dem Schutt, der Weihetempel erhebt sich wieder, man sieht den Weg, auf dem die Mythen das Heiligtum betraten. „Schweigt andachtsvoll, es weiche zurück, wer nicht die Weihen empfangen!“ Was aber geht in dem geheimnisvollen Innern des Tempels vor? Die Sitzreihen an allen vier Wänden, welche Wunder lassen sie wohl im Halbdunkel des heiligen Raumes oder bei Fackelschein den Eingeweihten schauen? An welcher überirdischen Glückseligkeit bekommt er Anteil, daß uneingeweiht zu sterben dem Griechen das schwerste aller Mißgeschicke ist, und Sophokles singen kann:

Dreimal selig sind
Die von den Sterblichen, die jene Weih erblickt,
Eh sie zum Hades wandern. Ihnen ist allein
Das Leben, und den andern ist dort alles Leid.

Der Augenschein gibt keine Aufklärung und muß der Phantasie den Platz überlassen. Wie gut für uns, daß der späte Pausanias, als er seinen Lesern von den eleusinischen Weihen erzählen wollte, durch ein warnendes Traumgesicht abgeschreckt wurde; denn was hätte ein enthülltes Mysterium noch für einen Reiz? Für uns genügt das mystische Sackhoslied:

Sackhos, dem der Tanz lieb, komm, geleite mich!

und der trunkene Übermut des Alkibiades, der mit seinen Freunden den heiligen Hokusfokus nachäfft.

So sitzend und rätselnd merkt man nicht, wie die Stunden vergehen. Aber es macht die Augen und die Gedanken müde, immer auf die Trümmerrüste hinunterzustarren, man verlangt wieder nach Lebendigem, und wäre es nur das dürftige Gras, das da oben am Burgberg wächst. Es tut wohl, den steilen Hang zu erklimmen, den der alte fränkische Befestigungsturm überragt, und auf der meermwärts gelegenen Seite zwischen Geröll und grober Scholle wieder hinabzurutschen. Reizende Muscheln, vielleicht Überreste eines alten eleusinischen Festmahls, liegen von Erde bedeckt umher; sie sind so hart, als wären sie schon versteinert.

Gerade unter uns liegt, was sich heute Eleusis nennt: eine armseelige Häuserflucht mit Fabrikschlöten untermischt am Strande. Zu solchem Elend ist die glänzende Geburtsstadt des Aischylos herabgesunken. Aber herrlich ist der Blick auf die blaue vom Azaleos und den Bergen der Megaris eingeschlossene Bucht mit der stolz geschwungenen Linie von Salamis gerade gegenüber, und eine stattliche Palme hart am Meer versöhnt ein wenig mit der Verkommenheit ihrer Umgebung.

Nachdem wir auch noch durch den gemauerten Eingang in das mykenische Felsengrab gekrochen sind, von dem unser Bädeler spricht, glauben wir unsere Pflicht als gewissenhafte Reisende erfüllt zu haben. Geschäftige Hände haben unterdes auf der langen Terrasse mit den Säulenbasen an der Südostseite des Weihetempels, die die „Vorhalle des Philon“ heißt, einen Tisch von unendlicher Länge aufgestellt und mit allerlei Leckerbissen beladen. Dieser Anblick weckt uns die sehnsüchtige Erinnerung an die gelbe Ledertasche, die wir am Bahnhof zurückließen, und im Kyrios die bange Frage, ob sie samt ihrem Inhalt noch der freundlichen Welt des Indikativ Präsens angehört oder ob schon die schwierige Form des neugriechischen Perfekts auf sie angewendet werden muß, daher wir uns in beschleunigter Gangart nach dem Bahnhof in Bewegung setzen. Aber friedlich steht die Gelbe in ihrem Schuppen, umgeben von einer ganzen Anzahl anderer Frühstückstaschen und Körbe, und beschämt uns durch den Anblick ihrer Unversehrtheit.

Jetzt aber, wo sich mit ihr niederlassen, da draußen nichts ist als Staub und Mittagsglut und weißer Glanz? Nur in dem Wirtsgarten hart an der Eisenbahn gibt es Schatten. Wir schwanken, ob wir einen der Tische für unser Mitgebrachtes benützen dürfen, doch durch Herumstehende ermutigt, setzen wir uns und packen aus. Und nun zeigt sich die griechische Gastlichkeit in einer neuen Form: weit entfernt, uns an ihre Anwesenheit zu erinnern, eilen Wirt und Aufwärter immer in breitem Bogen an unserem Tisch vorüber, damit wir uns ja nicht gestört fühlen sollen; es kostet sogar schließlich einige Mühe, den türkischen Kaffee zu erhalten, der nachträglich unser Eindringen rechtfertigt.

Mittlerweile ist der Mittagszug mit den Orientalisten angekommen. Eine breite Menschenwelle, der wir uns anschließen, ergießt sich in den heiligen Bezirk. Vielleicht hat dieser, seitdem die letzten Eleusinen gefeiert wurden, keine solche Anzahl von Besuchern mehr beisammen gesehen. Auch die Einwohner von Eleusis sind alle in die Ruinen hinausgeströmt, darunter schöne kräftige Weiber von zigeunerhaftem Aussehen, in sehr bunte Farben gekleidet, wie man sie sonst kaum in Griechenland zu sehen bekommt, mit fast afrikanisch dunklen Kindern. Die Herren vom deutschen archäologischen Institut geben Erklärungen; um jeden Sprecher bildet sich eine große Ansammlung, die mit ihm von Hauptpunkt zu Hauptpunkt eilt; wir indessen, schon von eleusinischer Weisheit durchsättigt, hören zu, wo wir eben beisammen können, um ein wenig zu naschen, und erfahren auf diese Weise, daß wir selber schon auf der richtigen Spur waren. Bekannte tauchen auf, mit denen man eilig ein paar Worte tauscht, und verschwinden wieder im Gewühl. Dann schiebt sich die ganze Menge, und wir mit ihnen, in das kleine Museum, das so viele Menschen gar nicht fassen kann. Da sind schöne Reliefs, die sich auf den Triptolemosmythos beziehen, und der prächtige Kopf einer Karyatide. Doch die Luft wird zu eng, wir retten uns ins Freie.

Draußen auf dem Boden der Philon-Halle drängt sich's ganz dicht und schwarz um das Büfett. Dem Kyrios gelingt es, ein Glas Bier zu ergattern, was in Griechenland, wo es eigene Brauereien gibt, ein sehr beliebtes

Getränk ist; und ich lange mir einen von den köstlichen portokalia¹⁾, um doch auch die Gastfreundschaft der Stadt Athen zu verkosten. Der Boden bedeckt sich ganz mit Eier- und Orangenschalen, ein unheiliger Anblick in dem heiligen Raum. Alles wartet mit Spannung auf den Tanz. Wir lassen uns bei dem tiefen Brunnenhaus neben den „Großen Propyläen“ nieder, um den sich vor alters der Reigentanz der Eleusinierinnen zu schlingen pflegte, in der Hoffnung, er werde auch heute an der klassischen Stelle stattfinden.

Dort ist indessen unseres Bleibens nicht; ein paar kleine Albanesenkinder haben sich von ihren Müttern losgemacht und geben dem Bedürfnis nach, ihre Köpfe auf den Schoß der Kyria zu legen, was ich als Sympathiebezeugung zu schätzen weiß, aber aus sonstigen Gründen lieber vermeiden möchte. Wegrücken ist nutzlos, denn sie rücken nach, und da wir nun durch einen Kundigen erfahren, daß die Frauen von Eleusis, um der Neugier der Fremden zu entgehen, ihren Reigentanz den Tag zuvor in aller Stille und Scheue abgehalten haben — ein edler Zug des Volkes, das sein Eigenstes nicht zur Schau stellen will —, da kommt uns mit dem Nachlaß der Spannung plötzlich zum Bewußtsein, wie lange und inhaltsreich dieser Tag gewesen, und daß es an der Zeit ist, ihn zu beschließen. Wir nehmen also den nächsten Zug und fahren nach Athen zurück.

Nicht gering ist aber unser Verdruß, als wir nun im Megas Alexandros beim Diner vernehmen, daß in Megara der Tanz wirklich stattgefunden hat und daß uns da etwas Bedeutsames und Schönes entgangen ist. Ein altvererbter religiöser Reigen, vielleicht ein Rest der rituellen antiken Tänze, ist etwas zu Merkwürdiges, als daß man sich über die Versäumnis so leicht trösten könnte. Aber die Kellner, auf deren Angaben hin wir Megara entsagten, beeilen sich uns zu versichern, daß wir noch gar nichts verloren haben, weil an einem der nächsten Tage die Östertänze in dem nahen Menidhi aufgeführt werden, die, wie sie sagen, denen von Megara völlig gleich sind.

Menidhi-Alcharnä.

Nun geht all unser Trachten auf Menidhi. Über den Zeitpunkt der Tänze sind die Meinungen geteilt, und es heißt achthaben, daß uns die Frauen von Menidhi nicht denselben Streich spielen wie die von Eleusis. Auf den 30. März endlich, der unserem 12. April entspricht, wird die Sache für sicher angesagt, und der Morgen findet uns unterwegs nach Menidhi, einem Dörflein in der attischen Ebene, dem alten Alcharnä, dessen Namen es sich neuerdings wieder zugelegt hat.

Der Bahnzug ist abermals erstaunlich überfüllt, doch sind es diesmal hauptsächlich Athener, die sich das Fest ansehen wollen. Für die Kyria schafft das Publikum im Innern Platz, während der Kyrios in den vorgelagerten Gang zwischen eine Menge athenischer Männer eingeklemmt wird, deren einer ihn sofort in ein Gespräch über die „Alcharner“ des Aristophanes verwickelt.

¹⁾ Orangen.

Trotz der Hitze und Enge ist an Luft kein Mangel, es stehen alle Fenster und Türen offen, durch die der Wind gewaltig faust. Die Griechen sind das einzige Volk, das sich nicht vor Zugluft fürchtet; im Tram hat man zuweilen den Eindruck, man könnte hinausgeweht werden, wenn man nicht so fest verpackt säße, und auch in den Restaurants hat die Art, wie für nachdrücklichste Lüftung gesorgt wird, oft meine stille Bewunderung erregt.

Im Coupé sind zuletzt nur noch Damen, weil die Herren nach und nach alle ihre Plätze abgetreten haben. Mir gegenüber sitzt eine schöne junge Mutter mit ihrem Wickelkind im Arm, das mit vielen Bändern ganz steif auf ein in Spitzen verhülltes Brett geschnürt ist. So oft es zu weinen anfangen will, schwingt sie es trällernd in der Luft, bis es gänzlich betäubt ist und blöde lächelt, zum großen Wohlgefallen der anderen Anwesenden. Ich möchte gerne um Schonung für das arme schwache Köpfchen bitten, aber ein Gott hat mir die Zunge versiegelt, was wahrscheinlich gut ist.

In Menidhi-Ucharná wimmelt es von Menschen, und die Straßen sind festlich geschmückt. Vor der Kirche liegen auf Tischen und Ständen große Wachskerzen aufgestapelt, aus denen die Frommen sich je nach Vermögen und Herzensdrang eine dickere oder dünnere aussuchen, die gleich in der Kirche aufgesteckt wird, während die Sellen mit den Nickelmünzen sich immer höher auffüllen. Rechts und links von der Kirchentür drängen sich die Ucharnerinnen in reichem Putz; ihre langen, seltsam geformten Jacken und die breiten Schürzen sind farbig gestickt, sie haben gleichfalls gestickte Kopftücher, die Rinn und Mund mit verhüllen, und um den Hals tragen sie prächtiges, überreiches Goldgehänge, das bei mancher bis zum Gürtel hinabreicht. „Gib Achtung im Gedräng, daß keiner dir von deinem Goldschmuck stiehlt,“ sagt schon im Aristophanes der alte Ucharner zu seiner Tochter.

In einem offenen Bretterverschlag hart neben der Kirche werden ganz unbefangen während der Messe Schafe abgehäutet und ausgeweidet, und mit Jug erinnert einer unserer Fahrtgenossen daran, daß auch im alten Griechenland das Schlachten und Häuten mit zum Gottesdienst gehörte. Drüben an der Straßenecke kann man auch gleich den Fortgang der Opferhandlung beobachten. Da werden im Freien ganze Schafe geröstet. Einige sind schon gar und können angeschnitten und verkostet werden, während man andere eben an die Spieße steckt. In Bracciano bei Rom sah ich einmal ein ganzes geröstetes Schwein öffentlich aufgestellt wie beim Gastmahl des Trimalchio. Aber der Anblick war bei weitem nicht so abschreckend, weil das Tier seine vierfüßige Gestalt behalten hatte. Den Schafen von Menidhi aber waren die Vorderbeine abgelöst und der ausgestreckte Leib fest zusammengeschnürt; was sich da mit bleckenden Zähnen über dem Feuer drehte, sah so kannibalisch aus, daß wir augenblicklich die Flucht ergriffen, mit dem innigen Wunsch, der Megas Alexandros möge uns so bald keinen Lammsbraten mehr vorsetzen.

Da sich nun zuerst noch eine langwierige Prozession abspielen soll und der Reigen auf drei Uhr nachmittags verschoben ist, werden wir es müde, in dem Gewühl der Gassen zwischen den Tischen mit landesüblichen Süßigkeiten

und den Karren voll Orangen herumzuschlendern, denn Sehenswürdigkeiten gibt es in Menidhi nicht. Das Dörflein ist etwa so gebaut wie italienische Dörfer gleichen Umfangs, nur viel armseliger. Um die Zeit bis zum Nachmittag hinzubringen, besuchen wir das Kuppelgrab, das eine halbe Stunde von Menidhi in der Ebene liegt. Der Weg führt über den Bahndamm in die Felder hinaus. Eine Anzahl kleiner Jungen, zu denen sich unterwegs als Chorführer ein Alter gesellt, haben sich von selbst als Führer angeschlossen, und im Gehen geben sie uns unaufgefordert Sprachunterricht nach der Berlitz-Methode. Wenn ich mich z. B. nach einem Hufeisen bücke, um es mit abergläubischem Eifer zu mir zu strecken, so sind sie gleich von allen Seiten um mich her und schreien mir zu: pétalon! pétalon! bis ich folgsam wiederholt habe: pédalon. Dann huscht eine Eidechse von der besonders großen, im Süden heimischen Art, die der Kyrios noch nicht gesehen hat, über den Weg, und gleich ruft es im Chorus: saura! saura! So wird uns von allem, was uns unterwegs aufstößt, Baum und Blume, Pferd und Wagen, alsbald die Benennung vorgefagt, daß wir uns vorkommen, wie Adam im Paradiese, da er noch nichts zu tun hatte, als jeglich Ding zu benamen.

Auf der großen Wiese beim Eingang des Grabes wird die kleine Gesellschaft entlassen, der Alte nimmt den Lohn für sie in Empfang, den er gerecht verteilt, und entfernt sich gleichfalls. Was kann man besseres tun, nachdem das leere Innere des Gewölbes besichtigt ist, dessen Schätze längst in das Nationalmuseum gebracht sind, als die Ledertasche öffnen und auf der grünen, mit tausend Blumen bestreuten Festtafel inmitten der weiten attischen Ebene, auf die Parnes und Hymettos herunterblicken, unsere Mahlzeit ausbreiten? Dein Wohl, namenloser Heros, der du unsichtbar dieses Ehrenggrab bewohnst, und verarge es uns nicht, wenn wir dir mit aller schuldigen Ehrfurcht die Knochen und die Schalen zurücklassen. Es ist die Mittagszeit, wo der große Pan schläft. Auf der glühenden Ebene herrscht tiefes Schweigen, kein Wagen rollt mehr auf der Straße, selbst der immer sausende Wind hat sich gelegt, den Schlummer des Gottes nicht zu stören. Auch den beiden einzigen Zeugen seiner Mittagsrast werden die Augen schwer, und jedes sucht sich ein bequemes Plätzchen am warmen Busen der attischen Erde, um von tausend Blumen und Kräutlein umduftet auszuruhen. Erst das Rattern der wieder erwachten Automobile und das Rollen der „Susten“¹⁾, die auf der Landstraße von Athen unter Wolken Staubes herankommen, mahnt uns wieder an das Fest in Menidhi.

Ich will gleich verraten, daß der Osfertanz von Menidhi eine Enttäuschung war, ich kann wohl sagen, die einzige auf der ganzen Reise. Es gab nichts zu bewundern als die schönen Gestalten und Trachten, die wir schon am Morgen gesehen hatten. Von einem Tanze kann man überhaupt nicht sprechen, es war nur ein langsamer Ringelreihen, ohne Rhythmus und ohne Leben. Die Frauen, darunter auch solche von reiferen Jahren, hielten sich

¹⁾ Zweirädrige Karren, ähnlich dem italienischen Barroccio, ein sehr beliebtes Verkehrsmittel.

bei den Händen gefaßt, ein paar kleine Mädchen machten den Schluß, und so schoben sie sich in einem weiten Kreise, den ihnen Soldaten freihielten, von den Zuschauern umdrängt, ohne Musik, mit schüchternen, befangenen Bewegungen bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, bis drei Männer, leider in städtischer Tracht, sich zu ihnen gesellten, wovon zwei als Musikanten vorangingen, der dritte die vorderste Frau an den Händen erfaßte und rascher nachzog. Es schien, als sollte jetzt die Gebundenheit sich lösen, der Vortänzer warf in rhythmischen Abständen die Arme in die Luft und machte einen orgiastischen, wirbelnden Sprung, was sich freilich zu der modernen Kleidung befremdend ausnahm; man erwartete dann jedesmal, daß jetzt das unterdrückte Temperament sich Luft mache, doch gleich fiel alles in die alte Blödigkeit zurück. Einige von den Frauen waren ganz heimliche Glut, und alle hatten strahlende, tiefbewegte Gesichter, ohne doch den inneren Vorgang durch die Bewegung zum Ausdruck bringen zu können. So hatte der Anblick etwas Unerlöstes, mich beinahe Quälendes. Arakt müssen diese Tänze sein: es gibt auf der Akropolis ein archaisches Relief, Hermes, die Nymphen anführend, das eine genaue Darstellung des Tanzes von Menidhi ist. Der Gott geht musizierend voran, die Nymphen halten sich seitwärts schreitend bei den Händen gefaßt, sie tragen gleichfalls gestickte Gewänder, freilich von plastischer Durchsichtigkeit, und die letzte zieht ebenso ein kleines Mädchen nach sich wie die Frauen von Menidhi. Später überzeugte ich mich aus der Schilderung von Augenzeugen, daß die Reigentänze doch nicht überall die gleichen sind, und daß der berühmte Ostertanz von Megara, den sie die „Woge“ nennen, ein ganz anderes Gepräge haben muß als der von Menidhi-Acharnä. Die Eintönigkeit wirkte so entnervend, daß es eine Wohlthat war, als endlich der Zug pffiff, der uns nach Athen zurückbringen sollte.

Für den Monstretree, zu dem Frau Sophie Schliemann mit großartiger Gastlichkeit sämtliche Kongreßmitglieder in Bausch und Bogen eingeladen hatte, kamen wir zu spät und konnten nur noch einen eiligen Rundgang durch das berühmte Marmopalais „Iliu Méladron“ machen, während der Strom der Gäste, unter ihnen der griechische Thronfolger und viele athenische Notabilitäten, sich schon dem Ausgang zuschob.

Dagegen blühte uns am späten Abend noch die Aufführung des „König Ödipus“ in neugriechischer Uebersetzung, die Athen den Orientalisten im städtischen Theater zum besten gab und bei der sich der Träger der Titelrolle den warmen Dank der Zuschauer verdiente.

Rap Sunion.

Unser letzter Ausflug in Attika gilt dem Rap Sunion.

Nördlich vom Omóniaplatz in einem kleinen Casenion befindet sich das winzige Kephissiahahnhöfchen, wo man die Fahrkarte nach Laurion löst. Vor der Thür an der Ecke der Beranger- und Zweite-September-Straße wird eingestiegen, denn die Eisenbahn läuft auf dem Straßendamme. Früh 6¹/₂ Uhr geht unser Zug, der es dem eiligeren Reisenden ermöglicht, abends wieder

in Athen zu sein; wir haben aber beschlossen, in Laurion zu übernachten, damit wir dem Poseidontempel auf Sunion zu Fuße unseren Besuch abstaten können.

Erst beschreibt die Bahn durch Korinthenfelder einen breiten nordöstlichen Bogen, den Hügelzug des Turkowuni umgehend, und windet sich dann in der Enge zwischen Hymettos und Pentelikon durch gen Süden nach der weit offenen, fruchtbaren Mesogja. Stattliche, nicht verschnittene Öl bäume stehen in weiten Strecken angepflanzt, große Rosmarinhecken säumen den Weg. In einem Olivengarten, gerade überm Straßenrand, fiel uns eine Gruppe von Männern auf, deren jeder einen großen Ölzweig gesenkt hielt, einer ohne Zweig stand voran und machte mit der leeren Hand rituelle Zeichen in die Luft. Ob sie einem religiösen oder einem abergläubischen Brauch, vielleicht dem letzten Rest eines alten Naturdienstes, oblagen, hätten wir gerne wissen mögen.

Koropi am silbergrauen, schön gegliederten Mavro Wuni, mit dem jetzt eben die Wolkenschatten ein zauberhaftes Spiel treiben. Könnte man links über Ebene und Berge hinweg bis zum Meere blicken, so würde man des alten Brauron (jetzt Bräona) ansichtig werden, wo Iphigenie das geraubte taurische Götterbild im Heiligtum der Artemis nieder setzte. Aber die Gegend hat noch mehr Erinnerungen: der Kyrios macht mich darauf aufmerksam, daß dort aus einer etwas südlicher gelegenen Bucht, die wir auch nicht sehen können, das heilige Schiff mit den Opfergesandtschaften nach Delos abzufegeln pflegte, vor dessen Rückkehr nach athenischem Gesetz die Hinrichtung des Sokrates nicht vollstreckt werden durfte. Doch wo wäre der Ort in Attika, an dem man nicht ein Stück Mythe oder Geschichte aufglänzen sähe, wenn man ihn schärfer ins Auge faßt!

Sinter Kalywia schließen sich die Höhen zusammen, grün bewachsenes Steingerölle wechselt mit Saatfeldern und Ölgärten ab, man beginnt die Gestalt der langen, immer schmaler werdenden Landzunge zu erkennen, in die die attische Halbinsel ausläuft. Bei Thorikó sieht man die Reste des antiken Theaters, das zwischen zwei Berghänge eingebettet und im Vorüberfahren von dem hellgrauen Steingerölle kaum zu unterscheiden ist. Dann durchheilen wir am östlichen Meere hin die Niederung, während ein flaches Vorgebirge, das ein kleines Dörflein trägt, uns den Blick auf das westliche saronische Gewässer versperrt, und erreichen gegen Mittag Laurion.

Dort begeben wir uns in das „Grand Hôtel d'Europe“ und werden unvorsichtigerweise ohne vorhergegangene genauere Musterung mit dem Wirt über ein Nachtlager einig. Von unserer anfänglichen Absicht, auch das Mittagsmahl im Hause einzunehmen, stehen wir nach einem Blick auf seine und des Kellners Hände ab und lassen uns in das zu ebener Erde im Grünen gelegene Speisehaus „Ton Xenon“ begleiten, das einer italienischen Trattoria ähnlich ist. Der ungemischte feurige Wein, auf den wir angewiesen sind, weil, wie so oft in Griechenland, kein trinkbares Wasser da ist, nötigt uns vor dem Aufbruch nach den „Kolonnäs“ zu einer kleinen Mittagstast in unserem Gasthof. Beim Erwachen sehe ich über mir an der Wand mehrere dunkle Punkte, die zuvor nicht dagewesen; da ich sie behutsam mit der Spitze des Sonnenschirmes berühre, setzen sie sich in Marsch. Ahnungsgrauend hebe

ich die Decke des Kanapees, worauf ich geschlafen hatte, in die Höhe und lasse sie schauernd wieder fallen. Mein Reisegefährte hat unterdessen auf seinem Zimmer ähnliche Entdeckungen gemacht. Der herbeigerufene Kellner hebt vor Verwunderung die Arme zum Himmel und schwört, daß er in seinem Leben solche Tierchen noch nicht gesehen habe. Was beginnen? Wir können doch nicht auf Sunion verzichten und nach Athen zurückfahren. Es heißt also gute Miene zum bösen Spiel machen und uns einreden, daß auch wir die Tierchen nicht kennen.

Um $\frac{1}{2}$ Uhr wird aufgebrochen, denn der Weg ist weit. Das moderne Städtchen Laurion mit seinen regelmäßigen Straßen und den vielen rauchenden Schloten ist voller Geschäftigkeit, im Hafen werden Dampfschiffe befrachtet. Die alten Silberbergwerke, die einst dem Themistokles die Mittel für seine siegreichen Trieren lieferten, sind im vorigen Jahrhundert durch eine französische Gesellschaft aufgekauft und von neuem in Betrieb gesetzt worden, gehören aber jetzt dem griechischen Staate.

Zuerst geht es an rauchenden Hüttenwerken vorüber auf einem Boden, der schwarz ist von Kohlenstaub; dann wird der ebene, schattenlose Weg völlig öde und zieht sich in endlos gerader Linie zwischen flachen, nahe zusammen-tretenden Hügeln hin, die die Aussicht versperrern. Man begegnet keiner Seele. Die glühende Sonne, die fast noch im Scheitel steht, und ein heftiger Wind erschweren das Gehen. Allmählich beginnt sich die Straße zu winden, es kommt etwas niedriges Gestrüpp, dann eine Pinienwaldung, und plötzlich öffnet sich zu unserer Linken das tiefblaue kykladische Meer mit der langgestreckten Insel Makronisi, die bei den Alten Helene hieß, weil nach der Sage Menelaos von Troja kommend dort mit seiner Gattin gelandet sein soll. Unser Weg nähert sich dem zerklüfteten Strande. Dort steht ein Wacholderbusch, in dessen magerem Schatten zwei durstigequälte Wanderer ihren letzten portokali verzehrten, nicht wissend, wie es ihnen nachher gehen soll, denn auf Trinkwasser ist nicht zu hoffen. Für einen kleinen Augenblick kommen oben zwischen den bewachsenen Höhen die weißen Säulen des Tempels zum Vorschein, doch schon nach wenigen Schritten versteckt er sich wieder, damit wir mit erneuter Mühe um seinen Anblick werben, denn jetzt muß jeder Fuß breit dem Winde abgerungen werden. Kleine schweigende Buchten träumen saphirblau zwischen den Klippen des Ufers, überm Wegrand glühen uns Mohnfelder an, Hundegekläff an einsamen Gehöften; aus den zwei Stunden des Bädeler sind allmählich drei geworden, und noch ist der Fuß des Vorgebirges nicht erreicht. Das hatten wir nicht bedacht, daß um solche vorgeschobene Landzunge, die zwei Meere scheidet, immerzu die Winde kämpfen.

Bei einem großen Gehöfte trat uns eine wunderschöne, aber von Schmutz starrende junge Bäuerin entgegen mit lauten Klagerufen über das Los der unglücklichen Kyria, die gezwungen sei, in solcher Hitze solche Wege zu machen. Sie rief auch ihre männlichen Angehörigen herbei, damit sie mir gleichfalls ihr Mitgefühl ausdrücken. Ich gab durch Gebärden zu verstehen, daß zum

Bedauern kein Grund sei, und es währte auch wirklich nicht mehr allzulange, so traten wir in einen schattigen Waldweg zwischen zwei Meeren, der am Fuße des mit niederem Gesträuche bewachsenen Vorgebirges endet. Rechts vom Wege hat das Wasser eine kleine, stille Bucht eingewühlt, in der ein paar weltvergessene Häuser liegen. Der steile Hügel ist mit altem Mauer- und Befestigungswerk durchzogen und verengt sich oben zu einer kleinen rechteckigen Hochfläche. Auf dieser luftigen, von Winden und Wogen umtosten Warte erhebt sich über steilen Marmorstufen das schimmernd weiße Heiligtum des Meergottes. Poseidontempel von Sunion, als Wunder aller Wunder leuchten in meiner Erinnerung deine dorischen Säulen, die ihr Gebälk noch tragen, dein aufrecht stehender Pronaos mit dem tiefsten Blau von Luft und Meer als Hintergrund. Vor den Eingangsstufen liegt neben geborstenen Säulentrommeln der abgeschüttelte Fries in Blöcken an der Erde, die Figuren darauf sind von der Zeit zerfressen, unter dem zertrümmerten Boden der Cella wachsen wundervolle lilablauere Blumen herauf, zwischen der langen südlichen Säulenschaft aber sitzen zwei ganz erschöpfte Menschenkinder, die deine Schönheit nicht mehr mit den geblendeten Augen aufzunehmen vermögen, sie nur bei geschlossenen Wimpern gierig durch die Poren einsaugen, bis der freundliche Phylax ihnen mit zwei Täschchen türkischen Kaffees zu Hilfe kommt. Und jetzt durch die flammende Pracht des Mohns zum äußersten Rande vorgetreten, wo die attische Halbinsel zu Ende ist, und den Raum mit durstigen Blicken getrunken. Hier öffnet sich südlich das weite myrtoische Meer, dessen lange Welle da unten wie am Fuß eines Turmes anrauscht, denn an dieser Stelle fällt das sechzig Meter hohe Riff senkrecht hinunter. Dicht vor uns liegt die kleine Insel Hagios Georgios, das alte Velbina. Was sich in vier Höhenzügen westwärts übereinander aufbaut, ist der beherrschende Dros von Agina und dahinter die argolischen Berge. Während uns der Wächter auch die Inseln Poros, Hydra und das fernere Spetsa zeigen will, verschwimmen sie in lichtgrauem Dunst, denn seit der Wind sich gelegt hat, beginnt der Himmel sich zu überziehen. Nach Osten, dem Tempelzugang gegenüber, liegt ganz nahe Makronisi, das uns schon auf dem Wege begleitet hat. Weiter hinaus müßte ein Teil der Rykladen sichtbar sein, aber kaum daß der Wächter uns die Insel Keos genannt hat, so verhüllt sich auch diese in ein zartes Gespinnst wie die meergeborene Aphrodite und entschwindet unseren Blicken. Unendliche Einsamkeit auf den ägäischen Gewässern, von keinem Segel unterbrochen. Man fühlt sich hoch wie in einem Luftschiff, das eben den Flug über den Archipel beginnen will. Wohl mochte an dieser Stelle zum Meergott beten, wessen Glück da außen auf den öden, von Winden und Strömungen durchwühlten Fluten schwamm.

Ich will mir Sunions Marmor führen
 Zum Sitze, wo nur Wogen nahn,
 Und leis mit mir Gespräche führen,
 So sing und sterb ich dort, ein Schwan — 1)

1) Übersetzt von Hermann Kurz.

sang Byron in den Tagen, wo das Benzin keine Rolle spielte. Heute mußte er sich eine andere Stelle suchen. Als wir das Kap verließen, raste ein Automobil, aus dem es von bunten Schleiern wehte, auf dem schmalen Landrücken heran, erklomm in tollem Laufe das abgedachte Vorgebirg, bäumte sich dann an der steilen Vorstufe des heiligen Bezirks in die Höhe und überwand mit einem jähen Ruck auch diese. Mit dem letzten Blick auf Sunion sahen wir gerade, wie der neuzeitlichste Snobismus tollkühn und seelenlos von der geweihten Stätte Besitz ergriff.

Als wir wieder an dem Gehöfte vorüberkamen, stand die schöne, ungewaschene Nymphe an der Straße und überreichte mir mit ihren Glückwünschen einen Rosenstrauß, den sie unterdessen für mich gebunden hatte.

Nicht so liebenswürdig war die Begegnung, die unser am Abend in Laurion wartete. Beim Auszug hatten sich ein paar Kinder in zudringlicher Weise an uns heran gemacht, um uns nach Sunion zu begleiten, und waren von uns mit höflichem Danke abgewiesen worden, wofür sie uns Spottreden nachriefen. Wir hatten schon bemerkt, daß die Bevölkerung der Arbeiterstadt Laurion sich an Wohlerzogenheit nicht mit den Athenern messen kann, allein auf den Empfang, der uns bei der Rückkehr bevorstand, waren wir nicht gefaßt.

Auf einer Platia¹⁾, an der wir bei anbrechender Dämmerung vorüber mußten, war die Schuljugend männlichen und weiblichen Geschlechts versammelt und wurde durch unsere kleinen Feinde, die auf uns warteten, im Nu aufgewiegelt. Nie werde ich das Brüllen, Zischen und Grölen dieser halbwüchsigen Dämonen vergessen, deren Zahl noch immer wuchs, und gegen die die vorübergehenden Bürger, denen bei diesem Kinderaufstand selber bange zu werden schien, nicht aufkamen. Wir setzten so gut wir konnten unsern Weg unter dem Andrang der heulenden Masse fort, bis mich ein Stein ans Ohr traf. Da verlor ich die Geduld und fuhr plötzlich mit dem Sonnenschirm unter sie, worauf alle mit Geschrei die Flucht ergriffen. Ein paar Mädchen, die zur Besinnung gekommen sein mochten, liefen uns voran, stellten sich ganz sittig, als wäre nichts geschehen, an der Straßenecke auf und boten uns, als wir vorübergingen, ein freundliches: Chäre! Chärete! (Sei gegrüßt! Seid gegrüßt!)

Des Abends im Hestiatorion (Restaurant) wandelte mich einmal die Lust an, selber in die unterirdische Küche hinabzusteigen, um zu sehen, wie es da zugehe und was es etwa Gutes gebe. An einem großen gemauerten Herde hantierte der Koch bei offenem Feuer, wie man es von Italien her gewohnt ist, nur daß er statt des hübschen Strohfächers einen alten Besen als Wedel brauchte. Auf einer anderen Feuerstelle brodelte in einer Riesenkasserolle ein Hegeremischmasch, aus dem mich ein ganzer Schafskopf mit entsetzten Augen ansah. Ich fuhr ebenso entsetzt zurück und wollte schon auf das Nachessen verzichten, als ich in einer Pfanne schöne Seebarben schmoren sah. Diese bestellte ich für uns, indem ich mich des alten Wortes ichtyus

¹⁾ Platz.

für „Fisch“ bediente. Psari, psari, berichtigte der Koch, und da ich nicht gleich verstand, was er mir sagen wollte, belehrten mich die übrigen Anwesenden, daß der Fisch im Neugriechischen psari heißt. Als nun der Kellner die Fische auftrug, hielt dieser eine kleine Standrede, in der er erklärte, die Kyria habe ganz recht gehabt, den Fisch ichtthys zu nennen, das Wort psari passe in den Mund so geringer Leute wie er selbst und die da unten in der Küche, das altgriechische ichtthys aber sei viel höher und edler, und es wäre gut, solche Worte wieder allgemein in Umlauf zu bringen. Der Eifer und Nachdruck des Mannes waren ein hübsches Beispiel mehr, wie tief der neu-erwachte Hellenismus auch in die unteren Schichten gedrungen ist. Freilich geschieht von oben her alles, um diese Form des nationalen Selbstbewußtseins zu pflegen; sogar für die Verkehrsmittel wie Post, Tram usw. bedient sich der Grieche keiner entlehnten Bezeichnung, sondern hat sich die Worte aus dem eigenen Sprachschatz gebildet, und manchem Reisenden mag es verwirrend aufgefallen sein, daß auch die Wagenklassen auf der Fahrkarte nicht wie anderwärts durch Ziffern, sondern durch das alte *ΑΒΓ* ausgedrückt werden.

Nachdem wir unsere abendliche Sitzung so lange wie möglich ausgedehnt und noch mit Hilfe des Kellners an der Speisefarte die gar nicht leichte moderne Kurrentschrift studiert hatten, mußten wir uns endlich doch entschließen, in unser fragwürdiges Grand-Hotel zurückzukehren. Dort erhielt ein jedes statt der Kerze ein kleines in einem Glase brennendes Nachtlicht, die Tür meines Zimmers hatte weder Schloß noch Riegel, das Waschbecken war vor Schmutz unbrauchbar, von den tieferen Abgründen dieses Hauswesens ganz zu schweigen.

Vor der Abreise aus München hatte eine fürsorgende Hand ein merkwürdiges Nachtgewand ohne Ausgang für mich gefertigt, faltig und endlos gleich dem, womit Klytämnestra ihren Gatten im Bade fing. Dieses zog ich jetzt zum erstenmal aus der Reisetasche. Meine Kleider hing ich kunstreich über eine aufgespannte Schnur wie über eine Wäscheleine, daß sie weder mit der Wand noch mit den Möbeln in Berührung kamen, unwickelte fest den Kopf mit meinem Schleier, fuhr dann in mein Klytämnestrahemd, das am Halse zugezogen wurde, und entschlummerte zwischen blütenweißen Betttüchern, vor jeder Berührung geborgen. Doch schied ich auch aus dem Grand-Hotel d'Europe nicht ohne versöhnlichen Eindruck, denn in der Frühe zeigte sich's, daß der Kellner die ganze Nacht auf einem Stuhl vor den unverschließbaren Zimmern der Fremden Wache gehalten hatte.

Wilhelm Dilthey.

Von
B. Groethuyzen.

I.

Ich weiß nicht, ob jemand sagen kann, er habe Dilthey gekannt. Auf so viele er auch gewirkt hat, man erlebte mehr seine Wirkungen, man fühlte mehr die lebendige Kraft, die von ihm ausging, als daß man sich Rechenschaft gab über die Persönlichkeit, von der diese Wirkung kam. Es war, als ob die Art seines Wirkens diese Frage selbst nicht gestattete. Ihm kam es auf Fortwirkung, auf das Ziel an, das zu erstreben ist, und nicht darauf, sich zu gestalten, sich zur Geltung zu bringen. In dem Gedanken, den er aussprach, lag schon ein Element, welches diesen Gedanken über sich hinaus führte; in dem, was er sagte, lag es wie ein Hinweis auf etwas Weiteres, auf etwas Fernes. Der Gedanke schien nur ein Moment zu sein in einem dauernden Streben, er ließ sich nicht heraus heben aus dem Ganzen dieses Strebens, nicht für sich hinstellen als etwas in sich Vollendetes. Und las man dann seine Schriften, so verstärkte sich dieser Eindruck: Anfänge großer Arbeiten, Vorarbeiten für umfassende Werke, zerstreute Aufsätze, die wie Ankündigungen wirken von etwas, das kommen wird. In vielen dieser Arbeiten liegt es wie eine Ungeduld darüber, den Gedanken festlegen zu müssen; es ist, als fügten sich die Gedanken nur unwillig der Form, die sie abschließt. Und das Ganze dieser Arbeiten gliedert sich nicht in einer Einheit, formt sich nicht zu einem System, zu einer Gesamtanschauung; sondern das, was diesem Ganzen die Einheit gibt, sind durchgehende Gedankenrichtungen, ist ein unablässiges Arbeiten auf ein Endziel hin.

Es lag in der Natur eines solchen Denkers, daß er nicht in Erinnerungen leben konnte. Es hat wohl selten jemanden gegeben, der weniger dazu angetan war, selbst sein Leben zur Darstellung zu bringen. Er sprach nur wenig und ungern von seinem Leben. Sein Lebenslauf schien ihm gegenüber dem, was er vor sich sah, was ihn forttrieb, etwas zu sein, was ihn seinem Wesen nach nicht verständlich machen könnte. Gerade das, was seine biographischen Darstellungen auszeichnet, dieses Eingehen auf den besonderen Charakter der Lebensalter, die Einsicht, daß jedes Lebensalter vom Leben in einer eigenen Sprache redet, in einem besonderen Rhythmus der seelischen Bewegung, das Verständnis für den Eigenwert der Lebensgliederung, gerade

dies schien er sich seinem eigenen Leben gegenüber nicht zum Bewußtsein bringen zu können. Und ich glaube, wenn es möglich war, wenn auch nur einen Einblick in das Ganze dieses Lebens zu tun, dem erscheinen die Lebensalter, die einzelnen Lebensjahre gegenüber der Zielstrebigkeit, die das Ganze beherrscht, nur wie Momente, die sein Streben hemmen oder fördern konnten. Seine Lebensstellung in den letzten Jahren hatte etwas Großes, Heroisches. Allen den notwendigen Hemmungen gegenüber schien er nur immer auf den Moment zu warten, der ihm wieder gestatten würde, weiter zu streben: die Ruhe, die ihm auferlegt war, schien nur wie ein unwilliges Nachgeben zu sein gegenüber stärkeren Gewalten. Es war die Arbeit seiner letzten Jahre wie ein gewaltiges Ringen mit den Lebensbedingungen selbst.

So kann hier nicht von den Einzelheiten dieses Lebens die Rede sein, es kann sich auch nicht darum handeln, in einer fortlaufenden Darstellung der Lebensentwicklung die einzelnen Perioden zu sondern. Die Gliederung, die sich von selbst ergibt, ist die nach gewissen Gedankenrichtungen, die sein Gesamtstreben bestimmen. Es lag in seiner Arbeitsweise, Ideen zu bilden, zu anderen fortgetrieben zu werden, um dann wieder zu den ursprünglichen Gedanken zurückzukehren und sie weiter zu bilden. Und so ergeben sich Reihen von Motiven, die innerhalb seiner Lebensarbeit immer wiederkehren. Sie bilden gleichsam das Gefüge dieser gedanklichen Entwicklung. Auch von bestimmbaren einzelnen Einflüssen auf die Gestaltung seiner Ideen kann ich hier nur wenig sagen. Gewiß, es ließen sich viele Analogien aufzeigen seiner philosophischen Anschauungen und seiner historischen Auffassungsweisen. Seiner Forschungsweise entsprach ja, das Vorhandene sich zu erarbeiten. Aber gerade weil es sich dabei um eine Gesamtheit von Einwirkungen handelt, wäre es schwer, einzelne Einflüsse für sich zu präzisieren. Er suchte stets sich die Wirkungszusammenhänge selbst zur Anschauung zu bringen, die einzelnen Leistungen ihnen einzugliedern, und die Stellungnahme zu diesen Wirkungszusammenhängen bestimmte dann Richtungen seines Schaffens. Alles, was wirkt, muß eine Kraft dazu haben, so drückt er es einmal aus, und diese Kraft, die er sich zum Bewußtsein brachte, wirkte auf ihn ein; er erwehrt sich ihrer oder sie bestimmt sein Schaffen. In der Anschauung der wirkenden Kräfte formen sich ihm die Einzelercheinungen zu typischen Gesamtzusammenhängen. Der allgemeinste dieser Zusammenhänge lag in dem Gesamtbild, das er sich von seiner Zeit machte, im Vergleich mit anderen Epochen menschlicher Entwicklung. In dieser Anschauung ist er in seinen Entwicklungsjahren abhängig von dem Zeitbewußtsein, von der Art, wie sich die Zeitbedingungen in dem reflektierenden Denken der damaligen Generation darstellten.

Die ersten größeren Schriften Diltheys stammen aus den sechziger Jahren. Ein starkes Bewußtsein der werdenden Zeit und ihrer Lebensbedingungen macht sich in ihnen geltend. Er meinte damals, daß er oft die eingeschränkten Gelehrtennaturen beneidet, die nur für das Sinn haben, was dreihundert Jahre tot ist. Seine Beziehungen und Interessen häufen sich so, daß es ihn bedrängt. Er will die Zeit in ihren verschiedenen Lebensäußerungen kennen lernen, sich ihre Probleme zum Bewußtsein bringen,

sie in ihrer geschichtlichen Bedeutung verstehen. Das Problem, welches sich dabei aus der damaligen Lage von selbst ergibt, ist das der Beziehungen der Gegenwart zu der großen Epoche der deutschen Dichter und Denker. Diese Fragestellung ist charakteristisch für die ganze damalige Epoche. In den verschiedensten Schriften finden wir Vergleiche der Gegenwart und der klassischen Vergangenheit; ihr Zusammenhang, ihre Andersartigkeit werden erörtert.

Dilthey lebt mit seiner Generation in dem Bewußtsein der großen Vergangenheit und zugleich des Neuen, das sich vorbereitet. Aber nun scheint die abgeschlossene Vergangenheit und die werdende Zeit einander heterogen zu sein. Zwischen dem, was war, und dem, was wird, ist keine Einheit. Eine gänzlich veränderte Lebensstellung, ganz verschiedenartige Lebensbedingungen trennen beides. Hieraus entsprang eine Doppelseitigkeit des Zeitbewußtseins, und hiervon müssen wir ausgehen, um Dilthey's Stellung innerhalb seiner Generation zu verstehen.

Dilthey spricht einmal von der Aufklärung als der selbstzufriedensten aller Epochen. „In sich selbst fand sie den Maßstab für die Bestimmung des Wertes jeder früheren Zeit.“ Ganz anders war die Wertstellung gegenüber der Vergangenheit in der Generation, der Dilthey angehört. Unvergängliche, dauernde Werte lagen für sie in der Vergangenheit, in der Periode, die hinter ihr lag, in der klassischen Zeit des deutschen Geistes. Ihre Werte schienen die unveränderliche Grundlage zu bilden für das deutsche Geistesleben überhaupt; sie hatten das geistige Deutschland zu dem gemacht, was es war. Und diese Vergangenheit hatte für die Menschen damals nicht das Lastende, das unmittelbar Gewaltige, wie es für die Generationen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Zeit der Revolution, Napoleons, Goethes und Kants gehabt hatte. Sie stehen dieser Zeit gegenüber mit dem ruhigen Bewußtsein, in deren Werken einen unvergänglichen Besitz zu haben. Sie überschauen diese Zeit, sie leben in dem Gefühl ihres Gesamtwertes. Die Distanz, in der sie zu ihr stehen, ist einmal groß genug, daß sie sich Rechenschaft ablegen können über das, was sie ihnen bedeutet; zum anderen ist diese Zeit ihnen nahe genug, um ihren Gehalt in seiner Fortwirkung erleben zu können, um sich doch in gewisser Hinsicht „als geistig Mitlebende mit den großen Schriftstellern“ zu fühlen. Man war weit davon entfernt, die Zusammenhänge in dem Ganzen dieser Zeit zu durchschauen; vieles blieb unverstanden, wurde nicht seinem eigenen Werte nach erfaßt. Aber es blieb doch etwas wie ein Gesamtbild bestehen, ein Gesamteindruck von etwas Großem und Gewaltigem. So wenig auch der einzelne den Gehalt dieser Zeit für sich wirklich realisieren mochte, er lebte in dem Bewußtsein jenes gesicherten Besitzes. Dieses bestimmt seine geschichtliche Anschauungsweise. Er weiß, daß in dem Gehalt dieser Periode ein Moment liegt, das entscheidend war für die Weltstellung Deutschlands innerhalb der europäischen Geistesentwicklung; er fühlt sich getragen, bedingt von Werten, die diese Zeit geschaffen hat. Er lebt in dem Bewußtsein einer großen Vergangenheit.

Nun aber, indem diese Generation sich auf ihre eigenen Lebensbedingungen besinnt, entsteht ihr das Bewußtsein einer gänzlichen Verschiedenheit zwischen der damaligen und der gegenwärtigen Gestaltung des Lebens. So unmittelbar gegenwärtig ihr der objektive Gehalt dieser Zeit zu sein schien, so fremd stand sie dem damaligen Menschen, dem damaligen Leben gegenüber. Fehlten aber der Gegenwart die Lebensbedingungen der Vergangenheit, so konnte weiter daraus gefolgert werden, daß die Grundlagen ihres Schaffens selbst andere geworden waren, daß in ihr die Bedingungen sich nicht mehr verwirklichten, die das Denken und Dichten der früheren Zeit ermöglicht hatten. So stellte sich die klassische Zeit ihrem idealen Gehalte nach nicht mehr bloß als eine große Einheit dar, sondern sie wurde in dem Bewußtsein der gegenwärtigen Generation zu einem Ganzen, das abgeschlossen ist. Man glaubte an eine Fortwirkung der Leistungen der Vergangenheit, ja vielen erschien es als ihre Aufgabe, diesen Leistungen wenigstens ihren Gesamtgehalten nach eine immer größere Wirkungskraft zu sichern; aber man glaubte nicht an die Möglichkeit einer schöpferischen Fortsetzung dieser Leistungen. Es schien, als habe die klassische Zeit die Tendenzen, die in ihr lagen, zur Vollendung gebracht; sie schien in der Entwicklung der Menschheit eine jener Epochen zu sein, die entscheidend sind für das Gesamtleben einer Nation, die aber gerade in ihrer Einzigartigkeit nicht wiederkehren. Die hieraus entspringende Doppelseitigkeit in der geschichtlichen Stellung dieser Generation bedingt ihr Verhältnis vor allem zu der zeitgenössischen literarischen Produktion. Die Norm für die Beurteilung der literarischen Produkte ist gegeben, sie hat sich an der klassischen Dichtung selbst gebildet. Aber zugleich mit dieser Norm besteht ein Verzicht, sie in der Gegenwart zur Geltung zu bringen. Das Verhältnis der Menschen selbst zu der Dichtung hatte sich geändert. Dilthey spricht einmal (1869) von dem lebendigen Anteil, den die Zeitgenossen Goethes an den Werken der Dichter nahmen. Er fährt dann fort: „Heute ist das vorüber. Wir suchen wohl Zerstreuung, auch einmal Stimmung bei dem einen oder dem anderen lebenden Dichter; unsere Lebensinteressen sind nicht bei ihrer Arbeit. Wir können uns nur durch geschichtliche Erinnerungen in einen dem unsrigen so ganz heterogenen Zustand zurückversetzen, in dem dies der Fall war.“ Die „Klassiker“ bilden gewissermaßen einen in sich abgeschlossenen Kreis. Dieser Begriff „Klassiker“ wird bei manchen Kritikern zu einer feststehenden ästhetischen Kategorie. Ihnen gegenüber vermag man in der modernen Literatur nur „Talente“ — eine andere feststehende Kategorie — anzuerkennen. Was sich in dieses Schema nicht einfügt, scheint oft deswegen unverständlich zu bleiben. Man begegnet einer unerträglichen Härte gegenüber werdenden Lebensanschauungen. Es ist manchmal, als habe sich eine Art Kentnertum des Idealismus herausgebildet, welches nun mit Verachtung auf die herabsieht, welche sich Ideale selbstständig erwerben wollen. Was der Kritiker fordert, scheint manchmal mehr eine gleichmäßige ideale Gesinnung zu sein als das produktive Erlebnis des Idealismus, mehr der gebildete Stil als die schöne Sprache. Es macht zuweilen den Eindruck, als hätten die Dichter der klassischen Zeit, besonders Goethe, das Leben gewisser-

maßen schon vorgelebt, als befäße man die Resultate ihres Lebens und könnte sich daran genügen lassen.

Und dennoch wäre es falsch, diese Zeit als eine Epigonenzzeit zu bezeichnen. Dilthey spricht es einmal aus (1866): „Wir sind eben durchaus nicht, wie man uns einreden möchte, Epigonen jener großen Zeit, sondern unser Auge ist unverwandt der Zukunft entgegen gerichtet, den ungeheueren, intellektuellen, politischen und sozialen Begebenheiten entgegen, zu denen alles hindrängt.“ So meint man vielfach, die Aufgaben der Gegenwart könnten überhaupt nicht in der literarischen Produktion liegen. Mit unserem geistigen Leben steht das staatliche Leben in einem unerträglichen Widerspruch. Hier liegen die neuen Aufgaben. Schon Gerwinus hatte diesen Gedanken formuliert. Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; was jetzt folgt, muß der Kampf um ein würdiges staatliches Dasein sein. Die Epoche innerer Bildung ist nun vorüber; „lange genug hätten wir an uns selber reformiert, anstatt an der Welt; es gelte endlich, jene Bedingungen in Natur, Gesellschaft, Staat, unter welchen wir leben, in welchen Glück und Unglück für uns ruhe, umzugestalten; es gelte demnach, die Gesetze zu erforschen, unter welchen diese Veränderungen stehen, um unseren Zwecken gemäß uns ihrer zu bedienen“, so kennzeichnet Dilthey diesen Standpunkt. Dabei konnte die Stellung zu den Werten der klassischen Epoche eine ganz verschiedene sein. Gerade von dem Bewußtsein des Wertes der Errungenschaften dieser Zeit konnte man ausgehen, um auf dieser Grundlage eine Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu fordern. Die Ungunst der politischen Zustände habe dies damals verhindert, so meint man wohl. Aus dem Bewußtsein des Zusammenhanges mit der großen Kulturepoche konnte man gerade die Berechtigung ableiten, handelnd einzugreifen in die Gestaltung der staatlichen Verhältnisse; es konnte scheinen, daß darin selbst etwas wie ein Rechtstitel läge für den Anspruch auf Mitwirkung an den neuen Aufgaben. Und dies ist eines der Momente in der Bewegung der sechziger Jahre. Daneben aber machten sich andere Richtungen geltend, Richtungen, die ihren Ursprung in dem modernen naturwissenschaftlichen Denken hatten, die eine andersartige Fundierung der Zeitaufgaben selbst forderten, die von der gänzlichen Heterogenität des geistigen Gehaltes der Gegenwart und der Vergangenheit ausgingen.

Dilthey ist sich der Doppelseitigkeit der geschichtlichen Lage bewußt. In seinem „Leben Schleiermachers“ geht er davon aus. Einmal erscheint ihm Schleiermacher als ein Gegenwärtiger. „Dennoch,“ so fährt er fort, „in dem innersten Leben, Denken, Fühlen dieses Mannes ist etwas dem gegenwärtigen Geschlecht völlig Fremdartiges. Er, seine Zeit, seine Genossen, das alles ist von dem heutigen Tage durch eine Umwandlung in den Gefühlen, Ideen und Bestrebungen geschieden, wie sie sich kaum jemals einschneidender vollzogen hat.“ Und weiter scheint es ihm, als habe die Gegenwart zu der ganzen großen Epoche, welcher Schleiermacher angehört, das reine Verhältnis verloren. Und das nun soll die Aufgabe des „Lebens Schleiermachers“ sein, den Zusammenhang der Lebensergebnisse dieser Epoche mit unseren heutigen Auf-

gaben herzustellen, dem Bleibenden in ihr eine erneute Wirkung in der Gegenwart zu schaffen. „Die Kontinuität unserer geistigen Entwicklung hängt davon ab, in welchem Maße uns das gelingt.“ So handelt es sich zunächst darum, die Entwicklungsgeschichte Schleiermachers in ihrem Zusammenhang mit der großen geistigen Bewegung, inmitten deren er lebte, zu verstehen. Das lebendige Zusammenwirken der verschiedenen Elemente der großen Bewegung soll in einem individuellen Lebenszusammenhang zur Anschauung gelangen. Dilthey hatte sich in den Jahren der Arbeit am „Leben Schleiermachers“ ganz durchdrungen mit dem Gehalt der klassischen Zeit. Was er sich damals erarbeitet hat, bleibt bestimmend für seine weitere Lebensentwicklung.

Als Dilthey in den letzten Jahren seines Lebens an die Herausgabe von „Erlebnis und Dichtung“ ging, wunderte er sich einmal darüber, daß er zwei seiner frühen literarischen Aufsätze, den *Novalis*-aufsatz (1865) und den *Lessing*-aufsatz (1867), fast unverändert zum Abdruck bringen konnte. Er meinte dann wohl, daß er dies dem Vorbild *Ranke*s verdanke, der „den wunderbaren Vorzug hat, daß das, was er sieht und hinstellt, selten dem Zweifel unterworfen sein kann, daß er, wenn auch in dem Stoff Unbekanntes zurückbleibt, doch in dem, was er hinstellt, die Sicherheit des exakten Forschers hat.“ Ich glaube aber, daß hierbei noch ein anderes Moment in Betracht kommt: das besondere Verhältnis, in dem Dilthey zu den großen Dichtern lebte. Nicht eine besondere Auffassungsweise zunächst der Dichter, die er darstellt, gibt seiner Darstellung ihren eigentümlichen Charakter, sondern es liegt etwas viel Unmittelbareres vor. Bevor er über den Dichter reflektierte, scheint der Dichter selbst dagewesen zu sein; sein Bild ist geblieben, und nun spricht er über ihn, deutet sein Wesen. Seine Dichter scheinen nicht etwas erst historisch nachkonstruiertes zu sein; sondern er wußte von ihnen, er lebte mit ihnen, lange bevor er sie zur Darstellung brachte, bevor er sich ein Gesamtbild von ihnen machte. Und nur wenig von dem, was er von ihnen durch den unmittelbaren Eindruck weiß, scheint herausgehoben zu werden. In der Schilderung ihres Lebens liegt etwas wie eine diskrete Vertraulichkeit. Es handelt sich nicht darum, ihr Wesen zu zergliedern, sie ihrem innersten Wesen nach zur Erkenntnis zu bringen; er spricht von ihrem Leben aus einer viel unmittelbareren Anteilnahme heraus; er begleitet sie durch das Leben, besinnt sich mit ihnen auf den Sinn ihres Lebens, spricht von ihrer Zeit und ihren Freunden, sucht das Ganze zu verstehen, ihr Leben und ihre Dichtung. Etwas ist dabei, wonach er nicht fragt, was unberührt bleibt, etwas, was die Unmittelbarkeit seines lebendigen Verhältnisses aufheben würde, was die Lebenserscheinungen selbst auflösen könnte. Diese Darstellungen des Lebens der Dichter haben eine besondere Stellung innerhalb des Lebenswerkes Dilthey's. Sie haben etwas in sich Vollendetes, in sich Abgeschlossenes. Sie wirken wie Stunden der Ruhe in diesem rastlosen Wanderleben. Er selbst fühlte es auch wohl so. Es lag etwas Beschauliches, Ruhiges in seiner Art zu arbeiten, wenn er wieder zu den Dichtern zurückkehrte. Ihre Dichtungen, der objektive Gehalt ihrer Zeit, bilden einen Bestandteil seines Lebens, einen festen Zusammenhang in seinem Leben, zu dem alle übrigen Lebensinhalte

in näherer oder fernerer Beziehung stehen. Ihre große Zeit blieb seine Heimat.

In den sechziger Jahren hatte sich seine Gesamtanschauung der klassischen Zeit gebildet. Die Abhandlungen über Schloffer, Novalis, Lessing sind Resultate seiner damaligen Arbeit. Die Darstellung des Lebens Schleiermachers bringt sie zu einem vorläufigen Abschluß. Diese Darstellung beruht überall auf einer Gesamtanschauung der großen Bewegung, welche mit Lessing und Kant anhub, mit Goethes, Hegels, Schleiermachers Tod endet. Schleiermacher „umfaßte das Größte, was seine Zeit bewegte, was die Generation vor ihm vorbereitet hatte“. So gilt es, den Zusammenhang dieser Zeit selbst zu erfassen; er geht auf ihre Lebensbedingungen zurück, sucht diese Zeit von innen heraus zu verstehen. Seine Zeitgenossen ließen sich oft an dem Bewußtsein genügen, an dem Gehalt der deutschen Dichtung einen gesicherten Besitz zu haben, der dann nur im einzelnen realisiert wurde; Dilthey hat sich diesen Besitz selbständig erworben. An die Stelle einer oft nur unbestimmten Allgemeinvorstellung eines deutschen Idealismus setzt er das anschauliche Bild eines Ganzen von wirkenden Kräften. Man hatte wohl zu seiner Zeit die Idee, daß diese Epoche eine Einheit bildete, man fühlte sich ihr gegenüber als einem Ganzen. Aber man war weit davon entfernt, das Ineingreifen der verschiedenen Kräfte zu erfassen. Es war mehr der Standort, von dem aus man auf diese Epoche zurückblicken konnte, der diese Vorstellung einer Einheit bedingte, als ihre Erfassung von innen heraus. Und ebenso hatte man im einzelnen nur teilweise die Erbschaft angetreten. Man konnte wohl davon sprechen, wie es Dilthey einmal (1869) tut, daß Lessing, Goethe, Schiller „ein bleibender Besitz der Nation“ geworden sind; aber damit war auch das, was man als Allgemeingut, natürlich auch nur in einem eingeschränkten Sinn, bezeichnen konnte, erschöpft. Und gerade in diesem Herausheben von einzelner lag etwas, was dem Verständnis dieser Zeit als einer allgemeinen großen Bewegung hinderlich sein mußte. Ebenso versagte das wissenschaftliche Verständnis in wesentlichen Punkten. Einmal fehlte die Einsicht in die Entstehung der neuen deutschen Literatur. Was man davon wußte, ergab nicht mehr „als ein Chaos zusammenstoßender Einwirkungen“, „deren Produkt dann unsere neuere Literatur sein soll“. Aus divergierenden Einwirkungen einzelner Persönlichkeiten glaubte man die Entstehung eines Ganzen ableiten zu können. Hier stellten sich neue Aufgaben. Dilthey spricht bereits davon in seinem Lessingaufsatz. Es ist ein Problem, das ihn noch weiter bis in die letzten Jahre hinein beschäftigt hat. Er erkannte die selbständige Bedeutung der Aufklärungszeit und erforschte ihre Beziehung zu Leibniz. Das endgültige Resultat dieser Arbeiten liegt noch nicht gedruckt vor. Noch in einer anderen Hinsicht aber fehlten die Vorbedingungen für das Verständnis des Gesamtzusammenhanges der großen Bewegung. Es fehlte die Erfassung des Zusammenhanges zwischen den dichterischen Grundanschauungen und den nachfolgenden geistigen Bewegungen: der Entwicklung der philosophischen Systeme, der Ausbildung eines historisch-methodischen Verständnisses, den Bestrebungen, das sittliche Leben umzugestalten. So war es nicht möglich, das Ineinander-

greifen der großen Leistungen dieser Zeit zu verstehen. Dichtung und Philosophie, Dichtung und Verständnis der geschichtlichen Erscheinungen, schließlich Dichtung und moralisch-religiöse Entwicklung waren noch nicht ihrem inneren Zusammenhange nach erkannt. Es fehlte hierzu vor allem eine Vorbedingung: das Verständnis der romantischen Bewegung. Hier greifen Diltheys Arbeiten ein. Er erfährt das Wesen und die allgemeine Bedeutung der Romantik als einer Epoche in der großen Bewegung des deutschen Geistes. Indem er nun diese Epoche ihrem inneren Zusammenhang nach zum Verständnis bringt, erkennt er, wie unmittelbar aus den dichterischen Grundanschauungen neue Ideale des Lebens, neue Motive der Weltanschauung, Methoden der wissenschaftlichen Forschung sich bildeten. Es eröffnet sich ihm der Einblick in den lebendigen Prozeß selbst, in welchem aus der Lebensanschauung der vergangenen Generation Prinzipien hervorgingen, die in die Gestaltung des Lebens eingreifen sollten. Es wird ihm deutlich, wie mit der neuen Freiheit des Lebens auch die Vertiefung in alles Fremdeste entstand und dadurch neue Möglichkeiten des historischen Verständnisses erschlossen wurden. Indem er sich in die Lebensentwicklung der romantischen Dichter vertieft, bringt er sich zum Bewußtsein, wie aus den dichterischen Anschauungsweisen sich philosophische Ideen bilden, wie in symbolischen Darstellungsweisen dichterische Erlebnisse zu reflektierendem Bewußtsein gebracht werden und zu metaphysischen Motiven werden. Es wird ihm deutlich, wie unsere ganze Dichtung dahin drängte, „eine Art Metaphysik des Lebens auszusprechen“, wie die deutsche Poesie „nach ihrem Lebensgesetz immer mehr Darstellung einer Welt- oder Lebensansicht wurde“. Er weist darauf hin, wie in dem dichterischen Pantheismus Ursprünge der späteren philosophischen Systeme liegen, deren Tragweite bisher noch nicht erkannt ist. „Was die Dichter geschaut hatten, suchten die Philosophen im Zusammenhang der Begriffe zu denken.“

In diesen Forschungen und in den Untersuchungen über die Anfänge der klassischen Epoche vollendet sich in Diltheys Anschauung erst das Gesamtbild der großen geistigen Bewegung. In dem innigen Zusammenhang zwischen Glauben, Denken und Dichten, wie er sich später einmal ausdrückt, sieht er das charakteristische Merkmal dieser Epoche. In ihrer Literatur durchdringen sich „Denken und Dichten, Wissenschaft und Fabulieren, Metaphysik und Poesie“. Die Anschauung der Einheit des Geistes in seinen verschiedenen Leistungen, wie sie sich in dieser Epoche realisierte, ist eines der bedeutsamen Momente in Diltheys geistiger Entwicklung. Ihr Bild schwebt ihm vor, wenn er in den dichterischen Schöpfungen das Weltverständnis, das in ihnen zum Ausdruck gelangt, zu erfassen sucht; wenn er hinter die systematischen Fassungen philosophischer Ideen auf das metaphysische Bewußtsein selbst zurückgeht, wenn er in den poetischen, philosophischen, religiösen Schöpfungen den geistigen Gehalt einer Zeit zu erfassen sucht. Gewiß, solche Einsichten konnten sich nur bilden auf Grund bestimmter Verfahrensweisen, auf Grund bestimmter Bewußtseinsstellungen, die er den geistigen Schöpfungen gegenüber einnahm. Aber es gibt eben für den Historiker typische Erfahrungen, die ihm erst die

Möglichkeiten gewährten, bestimmte Auffassungsweisen auszubilden, sie zu erproben, sie weiter zu entwickeln. Diese Erfahrungen werden ihm zu Erlebnissen, die seine Geistesrichtung bestimmen. Ein solcher Zusammenhang von Erlebnissen bildet den Untergrund des „Lebens Schleiermachers“; und dieser Erlebniszusammenhang wirkte dann fort in Dilthey's ganzer Entwicklung.

Lange Jahre hatte Dilthey an dem „Leben Schleiermachers“ gearbeitet. Am Anfang hatte er wohl Bedenken, so ganz sich historischen Studien hinzugeben. „Kostet es mich nicht zu viel Zeit in einer Periode, in der die systematischen Ideen, der eigene Gedankengehalt sich gestalten muß, wenn das je geschehen soll?“ So fragte er sich damals (1862). Nachdem nun der erste Band des „Lebens Schleiermachers“ vollendet war, dachte er wohl zunächst an eine Darstellung der Entwicklung der europäischen Kultur seit der Renaissance, oder er denkt daran, den zweiten Band des „Lebens Schleiermachers“ mit einer tiefgehenden Analyse und Kritik des ganzen Kulturkreises abzuschließen. Doch ein anderes Moment tritt nun in den Vordergrund. Er erfüllt sich ganz mit dem Geiste der wissenschaftlichen Leistungen seiner Zeit. Notwendigerweise hatte dieses Moment in den vorangehenden Jahren zurücktreten müssen. Wohl beschäftigte er sich mit Psychologie, er hält Vorlesungen über dieses Gebiet. Aber er klagte gerade damals als Professor in Kiel (1868—1871) darüber, wie seine Arbeiten am „Schleiermacher“ so gut wie gar keine Berührung mit seiner Universitätsstätigkeit haben. „Ich muß immer zugleich Kulturhistoriker für mein Buch und Logiker, Psycholog usw. für meine Vorlesung sein.“ Nun suchte er ganz in die Methoden der modernen Wissenschaften einzudringen. In Basel (1866—1868) hatte er schon mit physiologischen Studien begonnen; 1871 äußert er dann, wie die physiologischen Studien sein täglich Brot geworden sind. Er will in Gemeinschaft mit einem Zoologen Experimente an niederen Seetieren machen; er macht Beobachtungen an Geisteskranken. Gleichzeitig beschäftigt er sich mit den exakten Methoden der Gesellschaftswissenschaften. Daneben ist er beeinflusst durch die Philosophen, die versucht hatten, dem Geiste der wissenschaftlichen Methoden einen philosophischen Ausdruck zu geben. Dilthey beschreibt einmal, wie in den sechziger Jahren in Berlin der jüngeren Generation von Gelehrten die Erfahrungsphilosophie, wie sie Engländer und Franzosen ausgebildet hatten, durch Mill, Comte und Buckle nahegebracht wurde. Schon damals hatte er sich mit diesen Philosophen beschäftigt. In eingehenden Studien suchte er sich jetzt mit ihnen auseinanderzusetzen.

Damit tritt Dilthey in einen ganz neuen Kulturkreis. In langjährigen Arbeiten hatte er sich den idealen Gehalt der klassischen Zeit, ihre Weltanschauung, ihre Metaphysik zum Verständnis gebracht. Zwischen dieser Vergangenheit und den Aufgaben der Gegenwart wollte er einen neuen Zusammenhang herstellen. Nun kommen ihm diese Aufgaben selbst zum Bewußtsein. Damit gelangt ein anderes Moment in dem damaligen Zeitbewußtsein, die Richtung auf die Zukunft, auf die Kräfte, die in dem gegenwärtigen Leben wirksam sind und das zukünftige neu gestalten sollen, zur Geltung. Seine Lebensstellung selbst scheint sich geändert zu haben. Er ist ganz erfüllt von den Möglichkeiten, in das praktische Leben ein-

zugreifen. Er lebt mit Gleichgesinnten, fühlt sich in Gemeinschaft mit einer aufstrebenden Generation. Er nimmt regen Anteil an den Aufgaben, die seine Wirksamkeit innerhalb der Universitätsorganisation an ihn stellt. Er arbeitet einen Plan aus für eine Organisation des geisteswissenschaftlichen Unterrichts an der Universität in Straßburg. Es ist etwas Festes und Zuversichtliches in seiner Art; er hat das Bewußtsein, mitarbeiten zu können an der Aufgabe der Neugestaltung der Verhältnisse. Er lebt im Zusammenhang mit den Tendenzen der aufstrebenden Wissenschaft.

Aus diesem lebendigen Verhältnis zu den Bestrebungen der Zeit ist die „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ hervorgegangen. Dilthey ist erfüllt von dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit. Dieses Bewußtsein war im Kampf mit den vorangegangenen metaphysischen Systemen zur Herrschaft gelangt. Die reine Wissenschaft im Gegensatz zu aller Metaphysik, das ist die Idee, die zunächst Diltheys Anschauungsweise bestimmt. „Die Schemen der metaphysischen Erkenntnisse zu zerstören“, überall lebensvolles, wirkungskräftiges Wissen an ihre Stelle zu setzen, das scheint ihm die Aufgabe zu sein. „Denn dies ist die gewaltige Seele der gegenwärtigen Wissenschaft: ein unerfülltes Verlangen nach Realität, welches sich, nachdem es die Naturwissenschaften umgestaltet hat, nunmehr der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt bemächtigen will, um, wenn möglich, das Ganze der Welt zu umfassen und die Mittel zu gewinnen, in den Gang der menschlichen Gesellschaft einzugreifen.“ Die Metaphysik aber scheint ihm durch eine Lage der Wissenschaften bedingt zu sein, die wir hinter uns gelassen haben. Nicht als ob es zu seiner Zeit keine metaphysischen Systeme mehr gegeben habe. Er spricht einmal (1876) von den metaphysischen Systemen, die in dem letzten Dezennium zu Duzenden aufgestellt worden waren. Aber gerade sie mußten ihn in seiner Ansicht bestärken. Diese metaphysischen Systeme suchten größtenteils die Resultate der exakten Naturwissenschaften durch Generalisationen zu antizipieren, oder die Metaphysik den Erfahrungswissenschaften anzupassen. Gerade aus der Erkenntnis des Wesens der Metaphysik einerseits, der exakten Wissenschaften andererseits wurde es ihm deutlich, daß dies nicht möglich war.

Die exakten Forschungsweisen sind zunächst die — ich möchte sagen — selbstverständliche Voraussetzung seines Standpunktes. Gegenüber allen naturphilosophischen Versuchen ist es seine Überzeugung, daß allgemeinste Begriffe und Wahrheiten nur im voranschreitenden, langsam voranschreitenden Wege methodischer Induktion, welche mit den deduktiven Einsichten der Mathematik zusammenwirkt, allmählich gefunden werden können, oder, wie er sich vorsichtiger ausdrückt: „Man kann sich ihnen auf diesem Wege nähern.“ Die durch vorschnelle, alle Mittelstufen überspringende Generalisation gewonnenen Sätze sind nichts als kraftlose Vertreter kraftvoller und auf das Leben wirkender Wahrheiten.

Nun tritt hierzu ein anderes Moment: Diltheys Stellung zu der geisteswissenschaftlichen Bewegung. Er lebt in einer Zeit reger geisteswissenschaftlicher Arbeit. Ständig scheint ihre Bedeutung zu wachsen. „Die absehbare

Zukunft wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine Epoche stets wachsender Vorherrschaft der Geisteswissenschaften sein," so drückt es um dieselbe Zeit Bierce aus. Die Wissenschaft wendet sich der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit zu. Dilthey ist ganz erfüllt von dem Bewußtsein der Wirkungsmöglichkeiten, die sich den Geisteswissenschaften erschließen. Es lag in seiner Art, ständig Umschau zu halten nach sich regenden Kräften. Er sucht das Ziel zu erfassen, das in ihrem Streben angelegt ist: er entwirft groß angelegte Pläne, die das Ganze schon umfassen und zugleich gliedern sollen; er will den Sinn der werdenden Gebilde aussprechen. Vielleicht war dieses Moment niemals stärker als gerade in der Zeit, in der er die Einleitung in die Geisteswissenschaften schrieb. Er verkündet die neue Mission der Geisteswissenschaften; einmal ist er erfüllt von der Anschauung der großen Vergangenheit, in der sich die neuen Geisteswissenschaften gebildet haben, und zugleich sieht er, daß in der neuen Zeit das geisteswissenschaftliche Streben innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen erst seine eigentliche Funktion erfüllen kann, und daß dadurch ihm neue Ziele gesetzt sind. Damit die Geisteswissenschaften aber diese Aufgaben lösen können, muß ihren Ergebnissen Gewißheit zukommen; sie selbst als ein Ganzes müssen auf einem sichereren Fundamente ruhen.

Die Analogie, die sich nun zunächst darbot, war die der Naturwissenschaften. Können die Geisteswissenschaften zu der gleichen Exaktheit in ihren Ergebnissen gelangen, so schienen sich ihnen auf ihrem Gebiete analoge Wirkungsmöglichkeiten darzubieten. Hierin lag die große Wirkung des Schlußkapitels von Mills Logik. Mill versucht die aus der Technik der Naturwissenschaften entwickelten Methoden auf das Gebiet der Geisteswissenschaften zu übertragen. Mit dem Postulat selbst ist Dilthey einverstanden: es gilt ein „gegen Zweifel und Einwürfe gesichertes System von Wahrheiten zu begründen“. Schon 1865 sah er in der Aufgabe, den geschichtlichen Wissenschaften eine streng wissenschaftliche Grundlage zu geben, das „natürliche Problem, welches aus der gegenwärtigen Lage dieser Wissenschaften entspringt“. Seine eigenen geschichtlichen Forschungen führen ihn zu derartigen Erwägungen. Er sucht gewisse Grundbegriffe, wie z. B. den der Generation, exakt festzustellen; um den Umfang geistiger Strömungen festzustellen, sucht er statistische Methoden in Anwendung zu bringen. Aber andererseits mußten gerade in Deutschland Mills Tendenz und dann Buckles Ausführungen auf Widerstand stoßen. „Gerade Deutschland ist die Heimat derjenigen Arbeiten, welche aus der zartesten und biegsamsten Empfindung des Eigentümlichen“ des Gebietes der geisteswissenschaftlichen Tatsachen entsprangen. Selbst bei denen, die wie Scherer und sein Kreis von Mill, Comte und Buckle aus in den sechziger Jahren ihre methodischen Überzeugungen gebildet hatten, mußten deren methodische Einsichten einen wesentlich anderen Charakter annehmen. „Der auf die Einheit des Volkes gerichtete politische Affekt gab auch der Betrachtung unserer Literatur seine Farbe und seine praktische Energie.“ Das Studium der wissenschaftlichen Versuche der Romantiker, die Vertiefung in große Persönlichkeiten, „der von Schleiermacher am schönsten entwickelte Begriff des Lebensideals“: dies alles waren Momente, die zu wesentlich

anderen Auffassungsweisen der geistesgeschichtlichen Tatsachen führen mußten. Diltheys eigene Erfahrungen als Historiker, sein Eindringen in die Einzelzusammenhänge, die Nähe, aus der er das Werden einer menschlichen Seele geschaut hatte, seine Analyse der verschiedenen Momente, die ineinandergreifen und das Leben gestalten, dies alles ließ sich nicht in Einklang bringen mit einer abstrakt unpersönlichen Stellungnahme, mit der Verkennung des Eigenwesens des Lebenszusammenhanges. Von hier aus wird es ihm klar, daß man die Grundprobleme der Geisteswissenschaften selbst zergliedern muß, wenn man zu einer Begründung der geisteswissenschaftlichen Forschung gelangen will. Und das ist nun die Aufgabe der Einleitung in die Geisteswissenschaften, die Selbstständigkeit der Geisteswissenschaften, ihren inneren Zusammenhang, ihr Leben aus eigener Kraft zur Anschauung zu bringen. Hierauf gründet sich Diltheys Anschauung ihres Wesens, ihrer Bedeutung innerhalb der menschlichen Geistesentwicklung, der Glaube an ihre geschichtliche Mission. Dilthey sieht in ihnen die eine große Tendenz des menschlichen Geistes. Wie sich der Mensch in den Naturwissenschaften zur Natur wendet, von der er sich bestimmt findet, so wendet er sich dann in den Geisteswissenschaften rückwärts zum Leben, zu sich selbst. „Ein neues Zentrum entsteht. Alles, was der Menschheit begegnet, was sie erschafft und was sie handelt, die Zwecksysteme, in denen sie sich auslebt, die äußeren Organisationen der Gesellschaft, zu denen die Einzelmenschen sich zusammenfassen — all das erhält nun hier eine Einheit.“ So formuliert er die Idee der Geisteswissenschaften in seiner letzten großen Abhandlung. Es ist ein letzter Ausdruck für ein großes Motiv seines Denkens: das neue Reich, das dem Menschen in den werdenden Geisteswissenschaften sich erschließt, das Reich des Lebens in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen.

Man hat damals Dilthey als Positivisten bezeichnet. Er selbst sprach auch wohl einmal davon, daß es damals seine Absicht gewesen sei, noch „positivistischer“ zu sein als Comte und Mill, daß er den Nachweis habe führen wollen, wie sich auch in Mills und Comtes Philosophie noch immer Reste einer metaphysischen Anschauungsweise finden. Natürlich bleibt dabei seine besondere Stellung zu den Geisteswissenschaften zu berücksichtigen. Doch ich glaube überhaupt, daß dies seinen damaligen Standpunkt nur unvollkommen kennzeichnet. Er ging nicht von philosophischen Diskussionen aus, von philosophischen Grundanschauungen, um sie anderen gegenüberzustellen; sondern sein Ausgangspunkt liegt in dem wissenschaftlichen Bewußtsein selbst: nicht in dem wissenschaftlichen Bewußtsein in irgendeine philosophisch-systematische Form gefaßt, nicht in dem Fazit des wissenschaftlichen Geistes, sondern in dieser geschichtlich lebendigen Tatsache als einem Wirkungszusammenhang von mannigfaltigen Leistungen, die immer von neuem die Souveränität dieses Geistes erweisen. Gewiß, in der Formulierung seiner philosophischen Besinnung über diese Tatbestände, in der Ausbildung seiner Ideen ist er dann von philosophischen Einflüssen bestimmt. Aber sein Ausgangspunkt ist zunächst nicht bedingt durch eine abstrakte Fragestellung, durch Abhängigkeitsverhältnisse von philosophischen Schulen. Der Positivismus interessierte ihn vor allem, weil hier Versuche vorlagen, einen Einblick zu gewinnen in die Gesetzmäßigkeit des

Werdens der Wissenschaften überhaupt, und im Zusammenhang damit dann den Gesamtzusammenhang dieser Wissenschaften in systematischer Form zur Darstellung zu bringen. Aber dieser Gesamtzusammenhang stellt sich ihm zunächst als ein lebendiges Sineinandergreifen von Einzelleistungen dar, so vor allem in den Geisteswissenschaften. Und hier, in dieser Anschauung, hat er etwas Festes, etwas, worauf er sich besinnt, etwas, was Anlaß wird zu seiner philosophischen Fragestellung.

Das Verhältnis, in dem Philosophie und Wissenschaft in dem Werke Diltheys zueinander stehen, bietet weitreichende Analogien dar mit aufstrebenden Richtungen der damaligen Zeit. Wie man auch im einzelnen das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft damals bestimmen mag, man geht davon aus, daß wenigstens da, wo die Wissenschaften sich der Gegebenheiten methodisch bemächtigt haben, es nicht eine gesonderte philosophische Betrachtungsweise dieser Gegebenheiten geben kann. Nun kann man versuchen, der philosophischen Betrachtung ihren besonderen Gegenstand zuzuweisen, etwa in der inneren Erfahrung. Dann wird die Philosophie zu einer Einzelwissenschaft, die ihren besonderen Gegenstand hat, ganz abgesehen zunächst davon, welches die Dignität dieses Gegenstandes innerhalb des Erkenntniszusammenhanges sein mag. Oder man kann ihr die Möglichkeit einer neuen gegenständlichen Erkenntnis überhaupt absprechen, wohl aber in der Begründung des gegenständlichen Wissens selbst ihre Aufgabe sehen. Oder man kann ihr auch diese Möglichkeit absprechen, sich an die Positivität der Ergebnisse der Wissenschaften selbst halten und ihr dann als Aufgabe zuweisen, den „logischen Zusammenhang der Wissenschaften“ selbst zu erkennen. Allen diesen Betrachtungen ist ein Moment gemeinsam. Die Funktion der Philosophie hat sich geändert: sie ist nicht mehr ein in sich gesondertes Kultursystem neben dem der Wissenschaften, oder jedenfalls übt sie eine solche Funktion in dem damaligen Kulturleben nicht mehr aus. Zu den Gegebenheiten, soweit sie ihr nicht besonders zugewiesen sind, steht sie nicht mehr in einem unmittelbaren Verhältnis. Sie muß abwarten, bis die Wissenschaften die Objekte zu methodischem Bewußtsein gebracht haben. Ihre Arbeit vollzieht sich nicht an dem Rohstoff der Erfahrung, sondern an der wissenschaftlichen Erfahrung selbst, soweit sie eben wieder ihrerseits nicht solche wissenschaftlichen Erfahrungsweisen auf besonderen Gebieten ausbildet. In diesem Zusammenhang steht Dilthey der methodischen Richtung seines Denkens nach.

Diese Richtung geht auf die Geisteswissenschaften selbst, auf die Arbeitsleistungen, die sich in ihnen vollziehen. Ein besonderes Moment kommt bei ihm hinzu. Er steht den Geisteswissenschaften nicht nur als einem objektiven Gebilde gegenüber; er ist selbst einer ihrer Arbeiter. In dem innigen Zusammenhang mit eigener geisteswissenschaftlicher Arbeit liegt ein besonderer Charakter seiner Philosophie. Aber dabei bleibt ihm immer das Gesamtbild der Geisteswissenschaften lebendig; sie bilden eine feste Einheit gegenüber allem partikularen und variablen Charakter der Leistungen des einzelnen, wie gegenüber dem Unerkennbaren, Unerfaßbaren, das außerhalb ihrer Machtsphäre bleibt.

Mit der Veränderung in den Funktionen der Philosophie in dem damaligen Kulturleben steht ein weiteres Moment in Zusammenhang: die Philosophie ändert sich ihrem Wesen nach, die Lebensstellung des Philosophen wird eine andere. Dilthey führt in der Einleitung in die Geisteswissenschaften aus, wie die großen Kultursysteme dem einzelnen gegenüberstehen als auf sich selber beruhende Objektivitäten. „Diese Systeme beharren, während die einzelnen Individuen selber auf dem Schauplatz des Lebens erscheinen und von demselben wieder verschwinden.“ Sie waren vor ihnen und verbleiben nach ihnen. Ein solches Kultursystem ist die Wissenschaft. In ihr erhalten die Resultate des Forschens und Denkens des einzelnen ihre Bedeutung in einem Gesamtzusammenhang von Wahrheiten. Es ist eine anschauliche Darstellung dieses Verhältnisses, wenn man diese Leistungen des einzelnen dann weiter als Teilfunktionen innerhalb einer Organisation auffaßt, deren Zweckzusammenhang eben durch diese Verbindung von Wahrheiten bestimmt ist. So liegt denn der Sinn der einzelnen wissenschaftlichen Leistung nicht in ihr selbst; sie genügt sich nicht sich selbst, sondern ihr Sinn erfüllt sich erst in dem Ganzen; der einzelne Forscher erhält seine Stellung innerhalb einer realen oder ideellen Organisation zusammenwirkender Kräfte. Das Wesen der wissenschaftlichen Tätigkeit selbst macht ihn zum Glied einer Gemeinschaft. Dasselbe geschieht nun auf dem Gebiete der Philosophie. Die Lebensstellung, die in dem philosophischen Erlebnis selbst angelegt ist, tritt innerhalb des Lebenszusammenhanges zurück gegenüber dem Bewußtsein der Mitarbeit an einem Gesamtzusammenhang. Der Philosoph ist ein Forscher in einer Gemeinschaft von Forschern. Das Bewußtsein davon, nicht die Ergebnisse seiner Reflexion, determiniert zunächst seine Lebensstellung. Der funktionelle Zusammenhang mit dem Ganzen des wissenschaftlichen Kultursystems bestimmt ebenso sehr die Philosophie wie die Attitude des Philosophen. Die Stellung zu der Wahrheit, die er sucht, kann in diesem Zusammenhang keine andere sein als die des Forschers überhaupt; er kann den Sinn seiner Bestrebungen nicht in sich selbst zunächst realisieren, sondern sein Lebenswerk stellt sich ihm dar als partikulare Leistung innerhalb eines Ganzen. Die Richtung auf einen objektiven Zusammenhang von Wahrheiten dominiert das wissenschaftliche und das philosophische Streben. Will man von da aus weiter gehen, so bringt man die wissenschaftliche Organisation selbst wieder in Verbindung mit einem übergeordneten Zusammenhang, mit der Gesellschaft, und sucht dann die Bedeutungsfunktion der wissenschaftlichen und philosophischen Leistungen innerhalb dieses Ganzen zu bestimmen. In dieser Funktion erhalten sie dann einen letzten Sinn, der in der Insuffizienz ihres partikularen Charakters nicht liegen konnte. Man könnte in diesem Sinne von einem Primat reden der Wissenschaft als eines Gesamtzusammenhanges und weiter von einem Primat der sozialen Struktur, gegenüber den Einzelleistungen, oder dann wieder im Leben des einzelnen von einem Primat der Arbeit gegenüber den Gestaltungen, welche die Ergebnisse des Denkens annehmen. Es findet dies seinen Ausdruck in Motiven, die von vornherein die Lebensstellung bestimmen, in einem festen Lebensgefüge, das die Richtung des Strebens, seine Rechtfertigung selbst be-

dingt. Damit mußten die Grundlagen des philosophischen Schaffens sich ändern. Dilthey hat immer das Unnatürliche davon empfunden, wenn Menschen auf Grundlage und unter tatsächlicher Voraussetzung dieses festen Gefüges in einer künstlichen Welteinsamkeit zu Propheten neuer Welterlebnisse wurden. Er meinte dann auch wohl manchmal, daß die Zeit dafür nicht da sei.

Wir sind nun in der Lage, Diltheys Stellung zu der damaligen Zeit zu überblicken. Was uns typisch zu sein schien für das Zeitbewußtsein, seine Doppelseitigkeit, wir finden es in ihm wieder. Das Überkommene, den Gehalt der großen Zeit, er hat ihn sich erworben, ganz zu eigen gemacht: es bleibt ein unzerstörbarer Bestandteil seines Lebenszusammenhanges. Nunmehr tritt er in lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart. Sie hat große Missionen zu erfüllen; das kann sie nur, wenn sie in den Geisteswissenschaften ihre Lebensbedingungen sich zum Bewußtsein bringt. Doch die große Vergangenheit und die Gegenwart sind einander heterogen. Davon war Dilthey in seinem „Leben Schleiermachers“ ausgegangen. Nun präzisiert er die Aufgaben der Gegenwart. Unsere ganze Dichtung hatte dahin gedrängt, eine Art Metaphysik des Lebens auszusprechen. Aus dem Geiste der klassischen Zeit, aus den Erlebnissen der Dichter und Denker waren neue Formen der Weltanschauung hervorgegangen. Und nun war die Metaphysik abgetan. Sie war wohl ein notwendiges Stadium in der geistigen Entwicklung der europäischen Völker gewesen, aber ein Stadium, das hinter uns liegt. Während die Wissenschaft überhaupt nur mit der Menschheit selber untergehen kann, ist innerhalb ihres Systems die Metaphysik eine geschichtlich begrenzte Erscheinung. Gewiß, es bleibt jenes metaphysische Grundgefühl des Menschen, „eine unauflöbliche metaphysische Stimmung, welche jeder Beweisführung zugrunde lag und sie alle überleben wird“. Gewiß, das „Metaphysische, als persönliche Erfahrung, d. h. als moralisch-religiöse Wahrheit“ bleibt übrig. Die „metaphysische Wissenschaft ist ein historisch begrenztes Phänomen, das metaphysische Bewußtsein der Person ist ewig“. Aber wie ist der Ausdruck dieses metaphysischen Bewußtseins? Wo liegt seine Objektivierung? Die metaphysischen Ideen sind „in der inneren Erfahrung begründet“. Diese Erfahrungen entziehen sich einer „allgemein gültigen Darstellung, welche für jeden anderen Intellekt zwingend und verbindlich wäre“. Aber kann der Mensch an dieser Selbsterkenntnis sich genügen lassen? Gewiß, man konnte auf freiere, unmittelbarere Formen der Weltanschauung hinweisen, als sie in den metaphysischen Systemen vorlagen. Wie für die Begründung der Erkenntnis auf Kant, so konnte man auf dem Gebiete der Weltanschauung auf Goethe hinweisen. Aber war eine solche Stellung zur Welt innerhalb der Kultursysteme des gegenwärtigen Lebens möglich? Die Weltanschauung der klassischen Zeit beruhte auf der Einheit von Dichten und Forschen, auf ihrer Stellung innerhalb jenes großen Zusammenhanges, der Glauben, Denken und Dichten einte. Die Funktion des schöpferischen geistigen Vermögens war es gewesen, die Einheit des Lebenszusammenhanges zum Ausdruck zu bringen, einen Sinn auszusprechen der Lebenserfahrungen. Die moderne Wissenschaft kann den einzelnen nur als Glied einer Arbeitsgemeinschaft zulassen, seinen Leistungen

nur einen Wert geben innerhalb eines Gesamtzusammenhanges. Aber wo ist die objektive Form seiner Selbstbesinnung?

In der ganzen modernen Zeit liegt die Tendenz, sich abzusondern gegenüber der Vergangenheit in der Idee abgeschlossener Perioden. Soweit diese Tendenz unmittelbar aus der geschichtlichen Lage selbst hervorging, konnte sie in den verschiedenen Ländern verschiedene Formen annehmen. Dilthey sagt einmal: „Unser Volk hat die geistige Kontinuität der europäischen Entwicklung festgehalten, die bei Franzosen und bei Engländern zerriß.“ Und die Lebensmotive, die fortwirkend das deutsche Geistesleben gestaltet hatten, „die geistige Substanz, der ideelle Gehalt des deutschen Volkes“ hatten in der Weltansicht der klassischen Zeit „Kraft der Darstellung, redenden Ausdruck, lebenatmende Form erhalten“. Hieraus mußte ein besonderes Verhältnis des Gegenwartsbewußtseins zu der Vergangenheit entspringen. Je geschlossener die geistige Vergangenheit als kontinuierliches Ganzes, je machtvoller ihr Ausdruck als „deutsche Weltansicht“ gewesen war, um so stärker mußte die Diskontinuität zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit erscheinen. Und dies eben gab dem Zeitbewußtsein der Generation, der Dilthey angehört, seinen Charakter und bedingt Diltheys Stellung zu seiner Zeit. Natürlich ist dies nur eines der Momente in der geistigen Entwicklung Diltheys gewesen. Er stellt nicht einfach die Fragen für seine Zeit. Wesentlicher ist dabei das andere Moment, daß er eben selbst sich den Gehalt der Vergangenheit erarbeitet hat, und daß er zugleich in dem vollen Bewußtsein des gegenwärtigen Lebens lebt, daß in ihm selbst Momente liegen, die diese diskontinuierlichen Elemente zu Lebensbestandteilen werden lassen. Und auch dieses kann wiederum nur eines der Momente sein. Tiefere Bedingungen liegen vor: der Historiker, der andersartige Zeiten und Menschen versteht, und der Mensch, der als Lebenseinheit in einem beschränkten und determinierten Wirkungszusammenhang steht und wirkt.

Gab es eine Lösung für die Probleme, die in der Heterogenität der Zeiten lagen? Zwischen der alten Naturphilosophie und den Methoden der exakten Naturwissenschaften gab es keinen Zusammenhang. Anders verhielt es sich in den Geisteswissenschaften. In der klassischen Epoche des deutschen Geistes hatte sich die große Veränderung vollzogen, der wir es danken, „daß die Schranken der Gegenwart für uns aufgehoben sind, die ganze dichterische Vergangenheit nun unsere Poesie, die ganze denkende Vergangenheit unsere Philosophie geworden ist“. Die romantischen Dichter und Kritiker waren von dem Streben beseelt gewesen, das innere Gemüts- und Phantasieleben vergangener Zeiten wieder zu erwecken. Die deutsche Philosophie hatte die geschichtliche Vergangenheit des Denkens wiederaufgenommen, den ganzen Umfang der Aufgaben, die Wahrheit der Standpunkte in sich zu sammeln gesucht. In der Periode, die Humboldt, Niebuhr, Eichhorn, Savigny, Hegel und Schleiermacher, Bopp und Jakob Grimm umspannte, hatten sich die neuen Geisteswissenschaften konstituiert. Welche Positionen dann auch weiter gegenüber dem geschichtlichen Verlauf ergriffen wurden: „alle sind sie am großen Faktum des neuen Aufbaues der Geisteswissenschaften orientiert.“ So scheinen sich in den Geisteswissenschaften die Traditionen der großen Zeit

fortzusetzen. Und weiter: wie es der eigentliche Charakter der deutschen Entwicklung gewesen war, die geistige Kontinuität festzuhalten, so war es die eigentliche Funktion des deutschen Geistes gewesen, die geistigen Lebensgestalten der Vergangenheit in der Tiefe des Bewußtseins zusammenzuhalten, ihnen in einem die ganze geistige Welt umspannenden Bewußtsein einen Sinn zu geben. Lag nicht in dem geschichtlichen Bewußtsein selbst das Moment, welches ermöglichte, den Zusammenhang der Lebensergebnisse der klassischen Zeit „mit unseren heutigen Aufgaben herzustellen, dem Bleibenden in ihnen eine erneute Wirkung in der Gegenwart zu schaffen?“ War nicht hier in dem Verständnis der geschichtlichen Erscheinung das Moment gegeben, das das Bedingte und das Partikulare der einzelnen Denkleistung in seinem Widerspruch mit ihrer Funktion in dem Ganzen des Lebenszusammenhanges aufhob, in der Anschauung der geistig-geschichtlichen Welt: „ein Bild nicht weniger erhaben als jenes, das der Naturforscher von Entstehung und Bau des Kosmos entwerfen kann: während die Individuen kommen und gehen, ist doch jedes von ihnen Träger und Mitbildner an diesem ungeheuern Bau der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit.“ Von hier aus läßt sich der innere Zusammenhang von Diltheys historischen und philosophischen Anschauungen verstehen.

In seiner Antrittsrede in der Preußischen Akademie der Wissenschaften äußert Dilthey, er sei von der Geschichte hergekommen. Wir wissen nur wenig aus der Zeit, in der er sein Studium begann. Er spricht nur einmal davon, wie er die Jahre leidenschaftlichen Oranges nach Wahrheit dem Studium der Religionsphilosophie und Theologie gewidmet habe. Von da ist er zur Philosophie übergegangen. Auch über die Art, wie dieser Übergang sich vollzogen hat, fehlt es uns an Nachrichten. Nur darüber äußert er sich einmal, wie alle theologischen Probleme ihm unter den Händen zu philosophischen werden. Aber es wäre wohl nicht richtig, anzunehmen, daß die Lösung religiöser Probleme für ihn in philosophischen Überzeugungen lag. Wohl spricht er einmal später von einer Zeit der Anbetung der pantheistischen Philosophie, damals, als in Heidelberg Runo Fischer sein Lehrer war. Was auf ihn in der pantheistischen Auffassungsweise fortgewirkt hat, war wohl diese „Aufhebung einer mechanischen Scheidung Gottes und der Welt“, „die Verlegung der letzten Beweggründe des Denkens und des von ihm geleiteten Handelns herüber aus aller Transzendenz in das Wirkliche“. Daß das geistige Leben nur in seiner Diesseitigkeit, nur aus seinem inneren Zusammenhang heraus zu verstehen ist, bildet die selbstverständliche Grundlage seines ganzen Schaffens. Ein metaphysischer Ausgangspunkt dafür mag für ihn zunächst die Idee der Immanenz Gottes in der Welt, das Erlebnis „der göttlichen Welt“ „gegenüber allen Schatten des Jenseits“ gewesen sein. Und zugleich erschien ihm wohl diese Weltanschauung als der eigentliche Ausdruck des künstlerischen Weltverständnisses, das „im Bilde das Leben“ auffaßt, und als ein Ausdruck der neuen deutschen Weltanschauung. Wir wissen, daß damals

schon Hölderlin ihm nahe war. Aber nicht darin lag die Lösung, die er gegenüber den theologischen Problemen fand. Die theologische Dogmatik konnte ihm keine Befriedigung gewähren, das war ihm klar. Daß der theologische Doktrinarismus längst an einem unerträglichen Punkte angelangt war, spricht er schon Anfang der sechziger Jahre aus. Er steht einer systematischen Theologie gegenüber, die „nur noch in den Schulen“ lebt; „zwischen ihren eintönigen Formeln und dem bewegten Menschenherzen ist kein Band mehr“. Dem gegenüber sieht er nur eine Lösung: sich befreien aus diesem Gefüge von „theoretischen Formulierungen, Einwänden, Motivierungen, in denen sich die Dogmatik seit vielen Jahrhunderten abarbeitet“, um sich in die Geschichte des Christentums zu vertiefen. „Die Realität des christlich-religiösen Lebens in ihrem ganzen Umfang zu erforschen, die Summe der Motive, durch welche das Christentum das sittliche Leben seit achtzehnhundert Jahren umgestaltet hat, das Gleichbleibende und das Wechselnde in ihnen zu erkennen, die wesentlichen Formen des christlichen Lebens nach ihren Bedingungen und Wirkungen aufzustellen: Untersuchungen dieser Art müssen ein künftiges System des Christentums erst vorbereiten.“ Denn „das Christentum ist nicht System, sondern Realität des religiösen Lebens“; „Dogmatik ist nicht Auffindung der absoluten Wahrheit, sondern Darstellung dieses religiösen Lebens“. In der geschichtlichen Erkenntnis ruht alle andere. Hier, im Gegensatz zum theologischen Doktrinarismus, finden wir die erste Formulierung von Diltheys historischem Standpunkt. Hier ist das Grundmotiv seines Denkens. Wir sind kaum berechtigt, in diesem geschichtlichen Standpunkt eine Befreiung aus früheren dogmatischen Vorstellungen zu sehen. Und doch liegt in der Entgegensetzung des geschichtlichen Standpunktes und des theologischen Doktrinarismus ein Moment, das uns von vornherein einen Einblick gewährt in die besondere Form, die das geschichtliche Bewußtsein in Diltheys Denken angenommen hat. Es handelt sich ihm nicht bloß darum, die Berechtigung der geschichtlichen Betrachtungsweise gegenüber der Dogmatik zu erweisen, sondern darauf kommt es ihm an, daß der religiöse Gehalt des Christentums nur im universalgeschichtlichen Bewußtsein erlebt werden kann. Die historische Besinnung tritt an die Stelle alles systematischen Doktrinarismus, ebenso wie dann auf der anderen Seite aller religiösen Subjektivität.

Diltheys historischer Standpunkt war bedingt durch die große geistesgeschichtliche Tradition. Er spricht einmal davon, wie damals, als er Anfang der fünfziger Jahre nach Berlin kam, die große Bewegung auf ihrem Höhepunkte war, in welcher sich die definitive Konstituierung der historischen Wissenschaften vollzogen hat. Hier in Berlin hatten die historischen Wissenschaften ihren Mittelpunkt. Dilthey spricht später einmal von dem unschätzbaren Glück, in dieser Periode hier zu leben und zu lernen. Voeckh, Jakob Grimm, Ritter, Ranke, er hat sie gekannt. Von Ranke empfing er den bestimmenden Eindruck, in seinem Seminar noch mehr als in seiner Vorlesung. Und die großen Gelehrten, die damals in Berlin wirkten, blickten zurück auf Humboldt, Wolf, Schleiermacher, Hegel, Savigny als auf ihre nächsten Vorfahren. Alle diese Denker und Forscher wirken auf ihn wie eine große

Gemeinschaft, deren Arbeitsleistung es war, aus der Erkenntnis der großen Objektivitäten, welche der historische Prozeß erzeugt, das historische Bewußtsein entwickelt zu haben. Seine Anschauung der Geisteswissenschaften bleibt immer bestimmt durch die Eindrücke ihres geschichtlichen Werdens. Sie haben ihrem Ursprunge nach etwas Großes; Bilder aus einer großen Zeit umgeben ihn, wenn er von ihnen spricht. „Die Geschichte erhielt eine neue Würde“, die Historiker und Denker haben eine neue Attitude des Geistes realisiert: das geschichtliche Bewußtsein. „Dies erfafst alle Phänomene der geistigen Welt als Produkte der geschichtlichen Entwicklung.“ Zunächst war damit gegeben, daß das geschichtliche Bewußtsein eine ihm eigentümliche Funktion innerhalb des menschlichen Erkenntniszusammenhanges zu erfüllen hat. In dieser Funktion muß das geschichtliche Bewußtsein selbständig sein; so ergibt sich dann weiter: die Geisteswissenschaften stellen sich dar als ein selbständiges Ganzes. So erfafst sie Dilthey, und sein Ziel bleibt fortan, „die selbständige Macht der Geisteswissenschaften zu erhöhen“. Aber damit ist das Wesen des geschichtlichen Bewußtseins nicht erschöpft. Seine Bedeutung beschränkt sich nicht auf seine Funktion innerhalb eines bestimmt abgegrenzten Gebiets von Tatsachen. Das geschichtliche Bewußtsein hatte sich zunächst dieses Gebiet zum großen Teil erobern müssen, seine Ansprüche gegenüber philosophischen Systemen, theologischen Doktrinen, anthropologisch-moralischen Auffassungsweisen durchsetzen müssen. Naturrecht, natürliche Religion, abstrakte Staatslehre und abstrakte politische Ökonomie machten ihm das Gebiet streitig. Es traf „in den Kämpfen der europäischen Gesellschaft, mochten sie Recht, Staat, Religion angehen“, überall mit den älteren Betrachtungsweisen feindlich zusammen. Gegenüber dem „natürlichen System“, das die gesellschaftlichen Erscheinungen aus dem Kausalzusammenhang im Menschen ableiten wollte, brachte es zum Ausdruck, daß „geistiges Leben an jedem Punkte geschichtlich ist“. Was in diesen Kämpfen in Erscheinung trat, war eine universale Tendenz des geschichtlichen Bewußtseins, das Streben, die Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen zu umfassen.

In der Anschauung fortschreitender Machterweiterung fühlt sich Dilthey eins mit der historischen Schule. Aber gerade hieraus mußte sich eine weitere Frage ergeben, die Frage nach der Bedeutung des geschichtlichen Bewußtseins selbst in dem Lebenszusammenhang des einzelnen und der Gesamtheit. Lebensmächte waren es gewesen, mit denen das geschichtliche Bewußtsein zu kämpfen hatte. Autonomie der Vernunft, Herrschaft des menschlichen Geistes, Solidarität der Nation, Zuversicht stetigen Fortschreitens waren die Ideen der Aufklärung gewesen, die den großen geschichtlichen Hintergrund bildeten. Und durch diese Ideen war die Lebensstellung der Menschen der Aufklärungszeit bedingt gewesen, „die großartige Selbstzuversicht, die ihre handelnden Personen erfüllt, ihre feste Überzeugung, daß sie die Zwecke des Lebens richtig bestimmt und in klaren, unwidersprechlichen Prinzipien ausgedrückt haben“. Und das, was dieser Zeit diesen Charakter gab, war die Sicherheit des Gegenwartsbewußtseins gegenüber allen Werten der Vergangenheit und der Glaube an den Wert „der überall und immer gleichen

Menschennatur“, für die das Geschichtliche „nur wechselndes Gewand“ ist. Aber gerade diese Sicherheit und diesen Glauben hatte das historische Bewußtsein zerstört. „Wir sind jetzt der Geschichte mächtig“, wir sind unserer „historischen Auffassung sicher geworden“. Und doch etwas wie stiller Neid, so bemerkt Dilthey einmal, bleibt zurück: es war doch eine glückliche Zeit. Welches sind nun die Lebenswerte des geschichtlichen Bewußtseins? Soll das geschichtliche Bewußtsein seine Mission erfüllen, so muß es in seinem inneren Zusammenhang mit der Lebensstellung des Menschen verstanden werden. Es gilt, in philosophischer Selbstbesinnung das historische Erlebnis sich zum Bewußtsein zu bringen. Das hat Dilthey in immer neuen Versuchen erstrebt. Das ist sein Ziel: immer tiefer die geschichtlichen Erscheinungen zu verstehen, vorzudringen bis zu der Innerlichkeit ihres geschichtlichen Werdens, bis zu dem, was sie erst ganz verständlich, ganz erlebbar macht, um dann den Erlebnisvorgang des geschichtlichen Bewußtseins selbst zu fassen, um seinen Sinn auszusprechen. Wie sich seine Auffassungsweisen am historischen Stoff entwickelt haben, wie sie zunächst, um sich so auszudrücken, Aktion sind, bevor sie zu reflektierendem Bewußtsein erhoben werden, das soll jetzt zunächst dargestellt werden.

Dilthey vergleicht einmal den Gang unserer historischen Erkenntnis mit dem, welchen Hippel in einem künftigen Roman zu applizieren versprach: er wolle einmal rückwärts, immer tiefer in die Vergangenheit hinein, vom Tode der Geburt, von den Folgen den Ursachen entgegen seinen Weg nehmen. Dieser Vergleich charakterisiert in einer besonderen Weise Dilthey's Stellung zur Geschichte. Es ist das unmittelbare Bewußtsein von Fortwirkung des Vergangenen im Gegenwärtigen, das die Grundlage für seine historische Attitüde bildet. Er lebt in dem Bewußtsein der geschichtlichen Kontinuität. Das historische Bewußtsein kann nicht selbst seinerseits ungeschichtlich sein, eine tabula rasa, in der dann die geschichtlichen Erfahrungen ihre Bilder einzeichnen. Das Geschichtliche ist zunächst in uns: in uns selbst erleben wir geschichtliche Mächte, die in uns herrschen. Gewiß, wir verstehen erst dieses Geschichtliche durch die geschichtliche Erfahrung; aber es ist da in seiner Selbstständigkeit; wir leben in ihm. Hier liegt der tiefste Grund des geschichtlichen Bewußtseins, nicht in einem bloßen Verständnis des Vergangenen. Und erst dann können wir Dilthey's Streben verstehen, wenn wir davon absehen, die Bestimmung auf das Leben von dem Verständnis des Geschichtlichen zu sondern. Wollen wir zur Selbsterkenntnis gelangen, so müssen wir das Geschichtliche in uns explizieren. Die Selbstbesinnung erweitert sich notwendigerweise zum Erleben des objektiven geschichtlichen Gehalts.

Aber noch ein anderes Moment kommt hinzu. Jede Zeitepoche repräsentiert einen geschichtlichen Besitzstand, der immer nur unvollkommen von den einzelnen Individuen realisiert wird. Er bildet einen Zusammenhang von ersten geschichtlichen Erfahrungen, die in ihrer Genesis gedeutet werden. Er bedingt den historischen Standort, von dem aus der einzelne auf das Vergangene zurückblickt; er bestimmt dessen geschichtliche Lage. Nun sprachen wir schon von dem geschichtlichen Besitzstand der Generation, der Dilthey an-

gehört, und sah, wie er sich den Gehalt der großen Zeit zu eigen gemacht hatte. Was er davon erarbeitet hat, bildet gleichsam eine primäre Schicht seiner geschichtlichen Erfahrung, das Unmittelbare seines geschichtlichen Erlebnisses. Es ist gleichsam der Vordergrund seines geschichtlichen Bildes. In diesem Erlebnis bringt er sich das Wirken geschichtlicher Mächte zu Bewußtsein, er erlebt das Vergangene in seiner Fortwirkung in einer großen geschichtlichen Epoche. Er steht nicht der Vergangenheit gegenüber als etwas Fremdartigem, sondern er lebt mit großen geschichtlichen Gestalten und fragt von da aus nach der Vergangenheit. Große Bewegungsrichtungen sind ihm damit gegeben. Seine geschichtliche Lage ermöglicht ihm, den Sinn von vielem auszusprechen, was ohne die erneute Lebenswirkung in der klassischen Zeit seiner Richtung nach unverständlich geblieben wäre. Dies gibt seiner historischen Auffassung ihre Lebendigkeit, daß die fortwirkenden Momente sich erbellen in der Anschauung ihres Werdens in der Vergangenheit, und daß das Vergangene seinerseits eine Bedeutung erhält in seiner Fortwirkung. In dieser Wechselwirkung liegt das, was immer wieder die Sonderung zwischen der Kontemplation des Vergangenen und dem wirkenden Leben, zwischen dem Individuum, das Geschichtliches erlebt, und dem geschichtlichen Objekte bei ihm aufhebt. Von hier aus klärt sich auch das auf, was man den universalgeschichtlichen Standpunkt Diltheys nennen könnte.

Es lag in Diltheys Natur, immer fortgetrieben zu werden zu neuen geschichtlichen Anschauungen. Schon im Jahre 1862 kennzeichnet er einmal dieses Streben ins Weite. Er arbeitete an dem Schlosseraufsatz. Zum Vergleich liest er Duncker, Mommsen, Sybel, Häußer; Macchiavelli, Montesquien, Hume werden herangezogen. Villemain führt ihn auf die französischen Historiker. Aber daneben taucht zugleich „das ganze Gros alter und neuer Pläne auf“. Er denkt an ein Kolleg über die geistige Entwicklung des 16. Jahrhunderts. Dies alles tauchte in ihm auf „und mischte sich wunderfam mit dem armen Schlosser“. In der geisteswissenschaftlichen Tradition lag dann weiter die Richtung auf die großen Zusammenhänge und auf universalgeschichtliches Wissen. Philologen und Historiker wollten das Ganze der Lebenserscheinungen einer Nation erfassen. Niebuhr hatte in seiner römischen Geschichte „die innere Konstruktion des Lebens einer großen Kulturnation“ gegeben. Böckh hatte dargestellt, wie Dichtung, Philosophie und positive Wissenschaft im griechischen Geiste sich vollenden, und ihren Zusammenhang mit den Grundlagen des athenischen Staates zum Verständnis gebracht. Was in Jakob Grimms Forschungen den Mittelpunkt bildete, war der große Begriff der „inneren Kontinuität eines in Sprache, Sitte, Mythos und Recht sich nur wie in verschiedenen Farben brechenden Geistigen, Wesenhaften“. In Ranke's Konzeption einer „unbekannten Weltgeschichte“ dann verband sich die Idee des „Sichauswirkens“ der verschiedenen Nationen in ihrer geschichtlichen Entwicklung mit dem Gedanken ihres geschichtlichen Zusammenwirkens. In den Vorlesungen von Ritter und Ranke, die Dilthey besuchte, kam der „universale, erdumspannende Geist empirisch-historischer Betrachtung“ zum Ausdruck. Ferner wies Diltheys Stellung zu den religiösen Problemen ihn auf universal-

geschichtliche Fragen hin. Als er sich Anfang der sechziger Jahre mit dem Studium der mittelalterlichen Philosophie beschäftigte, war es der Gegensatz der griechischen Philosophie und der christlichen, der ihm zu denken gab; er sucht darin historischen Aufschluß über den wahren Charakter des Christentums. Und wenn er sich auch einstweilen an die einzelnen historischen Fragen halten will, so gärt doch im Hintergrunde der Seele „eine eigene Gesamtansicht der Geschichte der Theologie und Philosophie“. So ist seinem Denken von vornherein die universalgeschichtliche Richtung eigen. Innerhalb seiner geistigen Entwicklung erhält aber nun dieses universalgeschichtliche Moment eine besondere Bedeutung. Was seine Denkweise charakterisiert, ist nicht dieses Allesverstehenwollen, welches das Andersartige um seiner selbst willen aufsucht, um an ihm die Souveränität des Verstehens zu erweisen und neue Bereiche dem historischen Verständnis zu erschließen, diese Tendenz, das Ferne zu suchen, weil in ihm neue Möglichkeiten der Erweiterung des geschichtlichen Verständnisses liegen. Gewiß, er hat überall herumgeforscht, Umschau gehalten nach Erscheinungen des geschichtlichen Geisteslebens. Aber aus dem, was er erblickte, hebt sich etwas Festes heraus, etwas, was in einem unmittelbaren Lebensbezug zu ihm steht, was Anlaß zu Fragen gibt, die mit der geschichtlichen Selbstbestimmung auf das, was wir geworden sind, in einem inneren Zusammenhang stehen. Und eben in dem, was wir geworden sind, liegt ihm zunächst etwas Universalgeschichtliches. Große Potenzen der Vergangenheit wirken in dem deutschen Leben und Denken fort: das Altertum, das Christentum und das moderne Naturerkennen. Sie geben ihm seinen universalgeschichtlichen Charakter. Und wie diese geschichtlichen Potenzen „im Geiste von Herder, Hegel, Ranke zusammentrafen: entstand aus dem Beleben, Verstehen und Aneinanderhalten derselben in einem geschichtlichen Bewußtsein die echte Universalgeschichte“. Dieses Verhältnis gibt nun Diltheys universalgeschichtlichem Erlebnis diesen, ich möchte sagen, intensiven Charakter gegenüber aller Ausdehnung, deren die universalgeschichtliche Idee fähig ist. Universalgeschichte bedeutet hier nicht einfach die Fernsicht, die sich dem Menschen eröffnet, wenn er sich die Gesamtheit der menschlichen Entwicklung zur Besinnung bringt, ein Grenzenloses gegenüber der eigenen Begrenzung. Wohl bleibt dies der Hintergrund jedes historischen Bewußtseins, und die universale Erweiterung des Lebenshorizontes ist ihm ein letztes Motiv alles historischen Strebens. Aber diese Erweiterung geht bei ihm gleichsam von innen heraus. In uns selbst ist etwas Universalgeschichtliches. Das Verständnis der Ganzheit dessen, was in uns geschichtlich wirkt, erfüllt sich nicht nur in einem universalgeschichtlichen Bewußtsein. Diltheys universale geschichtliche Betrachtungsweise ist orientiert an einem universalen geschichtlichen Gehalt. Und zwar findet dieser Gehalt von vornherein in seinem Geiste einen Ausdruck in großen Ideenmotiven. Griechische Philosophie, christliche Philosophie, als geistige Einheiten, Pantheismus als Geistesrichtung, das sind Anschauungen, die sich in ihm wohl schon frühzeitig gebildet haben in Zusammenhang mit den Traditionen der universalgeschichtlichen Betrachtungsweisen der Entwicklung des menschlichen Geistes. Hierin liegt, glaube ich, auch das, was ihm theo-

logische Probleme zunächst zu philosophischen werden ließ. Er suchte in ihrer dogmatischen Fassung das Weltanschauungsmotiv.

Nun tritt zu dieser universalgeschichtlichen Tendenz ein zunächst scheinbar völlig heterogenes Moment hinzu. Als Dilthey damals, Anfang der sechziger Jahre, von seiner eigenen Gesamtansicht der Geschichte der Philosophie und Theologie sprach, war er sich zugleich darüber klar, daß seine Gesamtansicht „nur in Einzelstudien langsam reifen“ kann und, so fährt er fort, „sie wird es“. Woran er zuerst dachte, war eine Darstellung des Lebens Schleiermachers. Zunächst mußte er allerdings von seinem universalgeschichtlichen Standpunkte aus Bedenken gegen die biographische Darstellungsweise haben. „Die biographische Form liebe ich ja eigentlich nicht, weil sie den breiten Strom der geistigen Bewegungen nur in dem Spiegel eines einzelnen Geistes wie im Abbilde zeigt.“ Gerade dies aber wird ihm nun zu seiner Aufgabe: darzustellen, „wie ganz zerstreute Elemente der Kultur, welche durch allgemeine Zustände, gesellschaftliche und sittliche Voraussetzungen, Einwirkungen von Vorgängern und Zeitgenossen gegeben sind, in der Werkstatt des einzelnen Geistes verarbeitet und zu einem originalen Ganzen gebildet werden, das wiederum schöpferisch in das Leben der Gemeinschaft eingreift“. Und hierin erscheint nun jenes weitere Moment, das Dilthey's geschichtliche Auffassungsweise charakterisiert, das Streben nach lebendiger Realität. Das bedeutende Individuum ist ihm „nicht nur der Grundkörper der Geschichte, sondern in gewissem Verstande die größte Realität derselben“; hier erfahren wir „allein Wirklichkeit in vollem Sinn, von innen gesehen: nicht gesehen, sondern erlebt“. Den Wirkungszusammenhang im Leben des einzelnen sucht er in seiner Darstellung des Lebens Schleiermachers zum Verständnis zu bringen.

Es ist die Anschauung der Totalität des Lebens in seinem Werden, des inneren Zusammenhanges der Lebensentwicklung, wie Goethe, wie die Romantiker sie ihm vermittelt hatten, die überall seiner Darstellung zu Grunde liegt. Er weiß von „dem Gewebe von dunklen und bunten Fäden, jeder den anderen mittragend und keiner herauszulösen“, das unser Leben ist. Dieses Leben hat seine eigene Struktur, seine eigene Gliederung. Er sprach in seinem Novalisenaussatz von den Gesetzen der menschlichen Lagen, welche in unserem besonderen Verhältnis zum Leben gegründet sind. Er hat es dann später ausgeführt, wie jeder Moment, jede Epoche unseres Lebens besondere Bedingungen realisiert, und wie alle Lebensstufen miteinander verbunden sind zu einer Entwicklungsgeschichte. Er hat den Sinn für die Eigenart jedes Lebensalters. Er weiß von den Lehr- und Wanderjahren zu erzählen; er weiß von der besonderen Funktion der einzelnen Lebensepochen innerhalb des Lebenszusammenhanges, von der Zeit, „in welcher sich die Ideen des Menschen für sein Leben festzustellen pflegen“, von jener Epoche dann, „in welcher die Verhältnisse, die wir uns in der ersten Reise des Lebens geformt haben, unendlicher Entwicklung fähig erscheinen, alle Hindernisse in ihnen überwindlich“. Dann sieht er, wie das Leben sich in seinen Leistungen auswirkt, wie ein Ganzes sich gestaltet, und fragt nach der Lösung des Geheimnisses, „wie wir inmitten der lebendigsten, tiefgreifendsten Entwicklung doch immer dieselben

bleiben“. Und dieses Leben eines Menschen ist dann „so wunderbar verflochten mit den Schicksalen vieler anderer Menschen“. Dilthey stellt dar, wie damals, als Schleiermacher nach Berlin kam, durch eine bedeutsame geschichtliche Fügung, das innerste Streben eines Menschen durch ein ganz entsprechendes äußeres Schicksal plötzlich zu völliger Entfaltung kam, wie ihm Friedrich Schlegel das eigene Wesen erst in seinen Tiefen aufschloß, durch seine Verwandtschaft, durch seinen Gegensatz; wie es ihm erst gelang, die große, aber ganz beschauliche Natur Schleiermachers der geistigen Bewegung seiner Zeit gegenüber zu einer bestimmten Rückwirkung zu bringen. Was Dilthey zur Anschauung bringen will, ist, wie die Menschen zueinander in ein Wirkungsverhältnis treten, wie aus diesem Wirkungsverhältnis Leistungen hervorgehen, Attituden, Ideen sich bilden. Er stellt dar, wie ein Allgemeines in dem einzelnen für den einzelnen sich konkretisiert, wie Erlebnisse durch das Zusammenwirken eine objektive Bedeutung erhalten, wie in dem Zusammenwirken von einzelnen neue objektive Gebilde entstehen. In Diltheys Wesen lag die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Er klagte Anfang der sechziger Jahre darüber, wie die Zeit des geselligen begeisterten Dichtens und Trachtens vorbei sei und es jetzt die Zeit einsamer gelehrter Arbeit sei. Er hat Menschen gesucht, die zu einem Teil unserer selbst werden, „eine Kraft in unserem Wesen und auf die wir wieder als Kraft wirken“. Der Sinn der Freundschaft schien ihm in dem lebendigen Werden eines objektiven Zusammenhanges zu liegen, in dem die verschiedenartigen Erlebnisse ihre Einheit finden.

Die Auffassung der Lebenseinheit ihrem inneren Zusammenhange nach wird grundlegend für Diltheys geschichtliche Anschauungsweise. Von diesen Lebenseinheiten aus, das ist sein Standpunkt, muß man die Geschichte aufbauen, will man die toten Abstraktionen überwinden. Mag er in seinen späteren synthetischen Arbeiten für ganze Massen, für durchgehende Bewegungen, für Zeitalter den prägnanten geschichtlichen Ausdruck suchen, es liegt dem ein Reichthum von Einzelbildern zugrunde. Überall Hinweise auf die Gestaltung des Einzellebens, Skizzen oft nur groß angelegter Bilder; oft verweilt er dann auch bei einem dieser Einzelbilder, bevor er den geschichtlichen Gehalt der Zeit auszudrücken sucht. In dem Zusammenhang zwischen dem Verständnis für die einzelnen Lebenszusammenhänge einerseits und der universalgeschichtlichen Betrachtungsweise von geistigen Motiven andererseits besteht der eigentliche Charakter von Diltheys historischer Darstellungsweise. Zunächst scheint beides seinem Wesen nach gesondert zu sein. Auf der einen Seite der geschichtliche Gehalt der Zeit, die allgemeinen Ideen, der künstlerische Ausdruck, die objektiven Gebilde; auf der anderen: das Leben, in seinem Verlauf, in seiner Eigengesetzmäßigkeit, in seiner subjektiven Bedeutung. Die Einheit von beiden zu verstehen, ist das Grundmotiv von Diltheys geschichtlichen Forschungen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Montenegro.

Ein Reisebrief.

Von
Karl Stählin.¹⁾

Es ist ein in jeder Beziehung merkwürdiges Land, das wir, meine Frau und ich, in den letzten fünf gründlich ausgenützten und stets vom schönsten Sonnenscheine begünstigten Tagen bereisten: geologisch die Fortsetzung des Karst in unbeschreiblich großartiger Wildheit, politisch in seiner gegenwärtigen Gestalt eine Gründung des Ruffentums und auch insofern ein Unikum, als bis vor zwei Jahren der reine patriarchalische Absolutismus die Regierungsform war, national ein Bruchstück des großen südslawischen, aber hier stark mit Albanesenblut vermischten Serbenstammes. Die große historische Rolle der Montenegriner bestand seit Jahrhunderten in der zähen Verteidigung des Christentums in seiner griechisch-orthodoxen Form gegen Islam und Türkenherrschaft. Bis heute ist dieser Glaubens- und Rassenkampf nicht beendet, wenn auch gegenwärtig offiziell und tatsächlich friedliche Beziehungen zur Pforte bestehen.

Die Wagenfahrt, die uns am letzten Sonntag, 13. Oktober, in 7¹/₂ Stunden von Cattaro nach Cetinje brachte, läßt das Auge, das sich an der südlichen Pracht Ragusas und den majestätischen Fjordbildern der letzten Meerfahrt sattgetrunken zu haben schien, in neuen Wundern schwelgen. Aus dem Ostwinkel der Bucht von Cattaro in steilen, blendend weißen Zickzacks am Lovćen, dem heiligen Berge Montenegros, emporklettern, bietet die schon bald nach dem Berliner Kongreß, 1882, eröffnete Straße, ein Meisterwerk österreichischer Bautechnik, die herrlichsten Ausblicke auf die dreigeteilten Bocche, die offene blaue Adria und den gewaltigen Bergkranz, die nackten, schroffen, grauen Ketten und Massive des südlichsten Dalmatiens und der zu Anfang der achtziger Jahre von blutigem Aufstand durchtobten Krivošje. 900 m über dem Meere passierten wir die am Hang hinlaufende Grenze und erklimmen bald darauf die erste Pashöhe. In der klaren Morgenluft hob sich wie ein Symbol

¹⁾ Die gegenwärtig die Balkanhalbinsel erschütternden Ereignisse dürften diesen anspruchlosen Reiseerinnerungen einigen aktuellen Wert verleihen. Ich gebe sie, wie sie im Oktober 1907 niedergeschrieben worden sind, im folgenden, mit wenigen späteren Zusätzen versehen, wieder.

freien Heldentums die ragende Gestalt eines Montenegriners ab, der in seinem Sonntagsstaat auf der schwindelnden Höhe seiner Berge stand. Dann rollten wir abwärts in das Kesseltal Njeguš, das mit sieben Dörfchen und Weilern, darunter Petrović, dem Stammsitz des Fürstenhauses, besiedelt ist. Nach kurzer, erquickender Rast im freundlichen Gasthaus von Vrbića ging's an winzigen, vom genügsamen Fleiß der Bewohner ausgesparten Ackerstückchen und Krautgärtlein entlang zum zweitenmal in Serpentinaen aufwärts bis zum 1133 m hohen Paß von Golobrd. Bei der nächsten Wegbiegung ein neues, einfach überwältigendes Landschaftsbild: die grandiose Felsenöde Montenegros. Ringsum nichts als Fels und Stein; Gipfel und Grat hinter- und nebeneinander getürmt, Geröll die Abhänge bedeckend; außer ein paar strohgedeckten Steinhütten, ab und zu einer Schaf- oder Ziegenherde, von emsig strickenden Frauen auf mühsamen Saumpfadern geführt, keine Spur menschlicher Siedlung. Aber unerschöpflich sind die Zauber dieser Karstwelt: die „bella vista“ tut sich auf, ein Panorama, das im Südosten vom blauen Skutarisee und den albanischen Alpen begrenzt ist, nach Nordosten den Blick bis zu den Bergketten von Nikšić schweifen läßt, während sich unmittelbar zur Rechten der von der Grabkapelle Peters II. bekrönte Gipfel des Lovćen erhebt. Die Straße senkt sich zum letzten Male. Tief unten am Ostende eines breiteren Talkessels werden rote Häuschen sichtbar, wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut: das ist Cetinje, mit seinen 3000 Einwohnern die Haupt- und Residenzstadt der Schwarzen Berge. Bald vor Sonnenuntergang langten wir dort an.

Auf den ersten Blick schon macht Cetinje den Eindruck, den wir bei allen übrigen Flecken wieder fanden: auffallend breite Straßen mit nüchternen Häuserreihen, die vielfach nur ein Parterregeschoß, dazwischen zweistöckige Wohnungen aufweisen. Seiner politischen und gesellschaftlichen Bedeutung entsprechend, besitzt es jedoch auch zahlreiche stattliche Gebäude: das schöne, wenn auch sehr einfache Palais des Fürsten mit einer kleinen Freitreppe, die Wohnsitz der Prinzen, die sich freilich zum Teil kaum von schlichten Bürgerhäusern unserer Art unterscheiden, die Ministerien, die fremden Gesandtschaften, unter welchen schon äußerlich die russische ihr überragendes politisches Gewicht erkennen läßt, weiter eine Kaserne, eine Patronenfabrik, ein Hospital, eine Staatsdruckerei, ein Theater u. a. m. Das dreimal von den Türken eingäscherte, aber von den Crnagorzen immer wieder ähnlich seiner ursprünglichen Gestalt aufgebaute Muttergotteskloster nicht zu vergessen, das die Grabstätten der fürstlichen Familie enthält. Über dem Steilfelsen zu seinen Häupten ragt ein runder Turm empor, an dem noch vor 50 Jahren die abgehackten Türkenköpfe als eigenartige Weihgeschenke hingen.

Fast der gesamte Hof weilt zurzeit in Nikšić. Es fehlte Cetinje also während unseres dortigen Aufenthaltes das eigentliche Gepräge der Residenzstadt. Immerhin bot sich bei unserer Einfahrt ein buntes und interessantes Bild: die Straßen und Plätze waren von Montenegrinern in ihrer malerischen Feiertagstracht belebt, die in ihrer Eleganz und Farbenpracht so seltsam mit der kahlen, grauen Berglandschaft kontrastiert: die scharlachrote, schwarz- oder

goldgestickte Weste, die blaue Pluderhose mit hohen Lackstiefeln oder weißen Gamaschen und sandalenartigen, aus Bindfaden geflochtenen Spannen, die breite, buntfarbige, mit Revolver und Pistolen gespickte Schärpe, die schwarze Kapa mit rotem Deckel, goldenem Regenbogen und den fürstlichen Initialen, die mit solcher Farbenzusammenstellung die Trauer um das auf dem Umsfeld vernichtete großserbische Reich, das im Freiheitskampfe vergossene Blut und die Hoffnung auf die Wiedererhebung Großserbiens symbolisiert. Diese Tracht ist die in Friedens- und Kriegszeiten für alle übliche. Nur in dem langen, über die Weste fallenden Rock von roter, brauner, grüner oder lila Farbe, mit goldgesticktem Besatz, zeigt sich der persönliche Geschmack der Reicherer. Lauter hohe Kriegergestalten, stolz und edel daherschreitend, sind ihre Träger, durchgängig bildhübsche Männer mit schwarzem, keckem Schnurrbart und in Zuneigung wie in Haß hellblitzenden blauen oder dunklen Augen. Auch liebliche Mädchengestalten bekommt man zu Gesicht. Doch die mit schwerer Feldarbeit überlastete Frau ist schnellem Altern verfallen.

Von weitem sahen wir den Prinzen Mirko, den zweiten der Söhne des Fürsten, der seinen eleganten Phaeton lenkte. Der etwas puppenhafte Eindruck, den der ganze Flecken mit seinen höheren Ansprüchen hervorruft, wurde im übrigen noch dadurch verstärkt, daß die Vertreter der fremden Mächte am Abend in ihren Equipagen Besuche fuhren.

Nach guter Unterkunft im „Grand-Hotel“ — „propriétaire Vuko Vuletić“, zugleich Bürgermeister der Stadt und in seinem reichen Kostüm mit grünem Obergewand selbst eine fast fürstengleiche Erscheinung — traten wir am nächsten Morgen sofort unsere weitere Wagenreise durch das Ländchen an, das ja noch keine Eisenbahnen besitzt. Das nächste Ziel unserer Fahrt war Skutari, die Hauptstadt Albaniens drüben am türkischen Seeufer. Dieses Reisen ohne Bahn ist nur um so köstlicher. Die Straßenbauten auch Montenegros sind vorzüglich und imposant: hinauf und hinab in Serpentina, die sich um die felsigen Abhänge legen. Auf der Bergseite sind sie durch niedrige Steinmauern geschützt, die jedoch gerade an den Biegungen zahlreiche für den Abfluß der Gebirgsbäche offene Stellen aufweisen. Zwischen den Berggründen finden sich immer wieder einzelne mehr oder weniger breite Talsohlen, die für den Ackerbau, Mais-, Kohl-, Getreide-, selbst Weinpflanzungen ausgenutzt sind, ebenso wie die zum Teil wieder mit niedrigen, roh geschichteten Steinmauern terrassierten Hänge und der Grund der vielfach sich wiederholenden, für die Karstlandschaft so charakteristischen Dolinen.

Die kleinen Pferde sind von hervorragender Ausdauer. Neben den zwei eigentlichen Zugpferden wird zur Hilfe beim Erklimmen der Höhen ein drittes lose eingespannt, das bei der Talfahrt wieder völlig frei und doch gehorsam hinterdrein läuft. So ging es am 14. in einem netten, bald als Zwei-, bald als Dreispänner figurierenden Wägelchen über Belvedere, das seinen Namen durch die prachtvollere Aussicht auf den nun schon auf 20 km naherückten Skutarisee und die „verfluchten“ albanischen Berge vollauf rechtfertigt, in fast östlicher Richtung hinab nach Rjeka. Der saubere, freundliche Flecken ist nach der fernern in der Art der Karstflüsse aus dunkler Höhle hervortretenden

Rjeka benannt und, fast nur aus einer am Fluß sich hinziehenden Straße bestehend, in lieblicher Gegend nach italienisch-dalmatinischer Weise erbaut. Er enthält ein Landhaus des Fürsten. Nur einige alte türkische Feldschlangen, in beschaulicher Ruhe am Ufer gelagert, erinnern hier, so viel näher dem Erbfeind, an einstigen heißen Grenzkampf.

Nun bestiegen wir, nachdem wir unsern jungen trefflichen Kutscher Andreji, einen echten Sohn der Schwarzen Berge, mit seinem Wagen für den morgigen Mittag nach Plavnica am Nordwestufer des Sees bestellt hatten, eine primitive Bark. Albanesen in ihren schmutzig-weißen mit breiter schwarzer Borte versehenen, unten verschnürten Wollhosen und kurzen gleichfarbigen Sacken, den roten oder weißen Fetz auf dem Kopf, und Petroleumkanister waren die übrigen Insassen. Etwa eine Viertelstunde fahren wir auf dem Fluß hinab bis zur Haltestelle eines kaum weniger primitiven Motorbootes. Es gehört wie die ganze Schifffahrt auf dem See der italienischen Compagnia di Antivari, die, von den ersten Banken Italiens unterstützt, Ende 1905 mit einem Kapital von 4 Millionen Kronen gegründet wurde und neben der Seeschifffahrt auch die Einrichtung und den Betrieb des zum künftigen Freihafens ausersehenen Hafens von Antivari und den Bau einer Eisenbahn von dort zum Skutarisee übertragen erhielt, nachdem schon zuvor mit Hilfe italienischer Finanzkräfte die Tabaksregie in Podgorica gegründet worden war. Diese, dem auch dynastisch so eng verwandten Italien zugestandene wirtschaftliche Erschließung Montenegros bedeutet einen weitausschauenden Schachzug des Fürsten, der zwar auf dem Berliner Kongreß den heiß erstrebten und schwer erkämpften Zugang zum Meer erlangt hatte, aber mit dem Servitut der österreichischen Seepolizei längs des neuen kleinen Küstenstreifens belastet blieb¹⁾ und sich zumal seit dem Straßenbau von Cattaro nach Cetinje auch von der Landseite her durch eine immer stärkere kommerzielle Umklammerung des übermächtigen Nachbarn bedroht fühlte.

Der Fluß verbreitert sich nun mehr und mehr zum See. Immerhin bildet dieser noch eine schmale und lange Bucht, die wir erst mit dem Passieren der größten Insel Branjina und des kleineren, ein verfallenes, aber nur um so malerischeres Türkenfort tragenden Eilandes Lesendra verlassen. Mit seinen seichten Uferstrecken stellt der See der Schifffahrt nicht geringe Hindernisse entgegen, und zur Regenzeit ist sein im Sommer 350 qkm umfassendes Gebiet fast um die Hälfte vergrößert. Gegenwärtig reichen Schilf und Wasserpflanzen weit von den Ufern herein, belebt von allerlei Reihern, Duckenten und sonstigen Sumpfvögeln. Wasserjagd wie Fischfang muß auf dieser weiten Fläche eine Lust sein. Als bald öffnet sich auch wieder ein herrliches Gebirgs panorama: nordöstlich, die weite Ebene des Seeufers begrenzend, die Heimat der Malifforen mit den ganz unbotmäßigen, zum Teil katholischen Bergstämmen der Soti, Rastrati, Skreli und wie sie alle heißen, unter die sich der Reisende ebenso wie in das weitere Hinterland nur mit einer Eskorte

¹⁾ Antivari ist mittlerweile bekanntlich zum Freihafen erhoben worden, und schon vorher wurde der Bahnbau bis Virpazar als Schmalspurbahn vollendet.

wagen darf, hinten im Nordwesten die Gebirgswelt der Schwarzen Berge in vielfachen, hintereinander gelagerten Ketten sich emportürmend, im Südwesten und Süden die Bergmassen Neu-Montenegros, die zur Küste von Antivari und Dulcigno, den üppigsten Strichen des Landes, abfallen.

In Höhe vor Virpazar, dem am Südufer gelegenen künftigen Endpunkt der Bahulinie von Antivari, kommt endlich das Dampfboot in Sicht, das uns für die weitere Fahrt aufzunehmen hat. Das Umsteigen macht freilich einige Schwierigkeiten, da man ohne Treppe oder Brücke vom niedrigeren Bord zum höheren klettern muß. Dann werden die von Virpazar kommenden Passagiere und Waren eingebootet: ein jedes Malerauge entzückendes Bild. Die Personen- und Lastfähne legen an, besetzt von einer äußerst buntpfarbigen Menge. Ein Neger lenkt die eine der Barken, die hier Lontren genannt werden. Er mag der Negerkolonie in Dulcigno entstammen, die sich als origineller Rest aus der Türkenzeit dort bis heute erhalten hat. Sein dunkelbrauner herkulischer Leib ist nur mit ein paar Fetzen bedeckt, sein grinsender Mund zeigt ein weißes Prachtgebiß. Dort wieder ein stattlicher russischer Unteroffizier mit martialischem Schnauzbart: er wird wohl zur Gesandtschaft in Cetinje gehören. Von seiner montenegrinischen Begleitung, darunter einer Frau, die sich ehrerbietig vor ihm neigt, verabschiedet er sich, selbst in der Barke zurückbleibend, mit herzlichem Kuß und Handschlag. Weiter Türken und Albanesen in ihren pittoresken Trachten.

Dann erst beginnt die Weiterfahrt. Man könnte sich auf einem der italienischen Alpenseen dünken, wüßte man nicht als Ziel das nicht mehr allzuferne und doch so weltentrückte Skodra und wäre nicht der Orient auf dem Schiffe selbst. Allmählich — wir mögen wohl schon die quer über den See laufende Grenze überschritten haben — taucht im Südosten die hochragende, dunkle Feste von Skutari auf: für uns die letzte Etappe auf dem Siegeszuge des Löwen von S. Marco, dessen Spuren wir schon allenthalben längs der dalmatinischen Küste begegnet waren; denn Venezianer haben auch diese Festung auf erobertem Grund und Boden erbaut, den heute wieder Neu-Italiens Sprache und Kultur umwirbt. Während die Sonne nach 3 Uhr nachmittags noch schräg über den Bergen steht, verrichten die an Bord befindlichen Mohammedaner, ein armselig und abgeriffen bekleideter Geistlicher im schmutzigen Turban und einige Laien, an Backbord murmelnd und mit vielen Verbengungen auf den ausgebreiteten Gebetsteppich niederfallend, ihre Abendandacht. Ein christlicher, nach seiner Heimat Skutari zur Mutter zurückkehrender Albanese, ein junger Mann von zierlicher Gestalt und schwächlichem Antlitz, den wir auf unserer Wagenfahrt schon vor Rjeka eingeholt und auf den Rutscherbock hatten aufsitzen lassen, wo er uns zum Dank seine Lieder vorsang, erzählt uns nun in lebhaftem Italienisch von den Merkwürdigkeiten seiner Heimat, von den albanischen Bergen am Nordufer, unter deren übelberühmtesten Einwohnern er Verwandte hat, von Blutrache und wilder Gewalttat, von alten Sagen und Legenden, die sich an den Bau der jetzigen Feste von Skutari knüpfen. Dabei aber war er von schlimmem Zahnweh geplagt und nahm dankbar ein Fläschchen mit Todtinktur aus unserer Reise-

apothekē an. Das interessierte nun die mitreisenden Türken; auch das Buch, in dem ich las — es war Hasserts „Reise durch Montenegro“ — erregte gewaltig ihre Neugier. Wie zutrauliche Kinder kamen sie heran und ließen sich die Bilder zeigen. Dann ging es an ein Kreuzverhör: was wir für Landsleute seien, wie viel Schiffe der deutsche Kaiser habe, was eine Reise von Deutschland nach Skutari koste. In schlechtem Italienisch, das wieder von unserm albanesischen Freund in seiner Landessprache verdolmetscht wurde, hieß es Rede und Antwort stehen.

Als Verpflegung gab es nichts als den freilich köstlichen schwarzen Kaffee, der überall und bei allen Gelegenheiten in diesen Ländern zu haben ist, und etwas Schokolade, mit der wir uns vorgesehn hatten. Aber dennoch verging die Zeit nur allzurash. Nördlich vom alten Fort zeigten sich bereits hinter den Bäumen, die die Stadt zum guten Teil verdecken, einige Minarets und die Kuppel der katholischen Kirche.

Um 4 Uhr ging der Dampfer, noch weit vom Hafen entfernt, vor Anker: der seine Ufer so häufig wechselnde See war hier so seicht, daß wir wiederum eines der uns entgegengekommenen flachen Boote mit vieler Mühe besteigen mußten, um das Land zu erreichen. Meine Frau bekam als Ehrenplatz einen hölzernen Stuhl in der Mitte des Rahnes, die anderen Passagiere setzten sich auf den Rand. Es wurde von anscheinend wenig geübten Leuten schlecht gerudert, so daß sich das schmale Fahrzeug häufig bedenklich zur Seite neigte. Dabei dauerte diese Schluffahrt noch eine volle Stunde. Aber das Auge hatte wieder so mancherlei köstliche Bilder aufzunehmen, daß der Gedanke an eine Gefahr kaum aufkam. Da galoppieren vor der Stadt dem Ufer entlang ein paar Reiter, die man sich von weitem als Beys auf edlen Türkenrossen vorstellen konnte. Auf sumpfigen Inseln tummeln sich badende Kinder; große Pelikane sitzen unweit davon in stoischer Ruhe. Dort zwischen dem Abhang des hohen Tarabos und dem Burghügel stehen waschende Türkenfrauen bis über die Knöchel im See, und andere Weiber und Mädchen schreiten, die hohen, antik geformten Krüge auf den Häuptern, zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen: „Siehe, da kam heraus Rebekka, Bethuels Tochter, der ein Sohn der Milka war, und trug einen Krug auf ihrer Achsel. Und sie war eine sehr schöne Dirne von Angesicht. Die stieg herab zum Brunnen und füllte den Krug und stieg herauf.“ Es ist der Orient. In jubelndem Entzücken schlägt ihm unser Herz entgegen.

Um 5 Uhr endlich ans Land gestiegen, lernten wir ihn freilich alsbald auch von anderer Seite kennen. Ein Schwarm von albanesischen Trägern, wilde, verwegene Gestalten, denen wir nicht gerne ohne starke Bewaffnung in ihren Bergen, und wär's auch gleich hinter der Hauptstadt, begegnen möchten, stürzten sich auf unser kleines Handgepäck. Nur der Zollbeamte repräsentierte die westliche Kultur. In tadellosem Französisch und mit vollendeter Höflichkeit, aber auch peinlich genau erledigte er die Revision. Doch unser Paß war vom türkischen Ministerresidenten in Cetinje vorschriftsmäßig visiert: der unverdächtige deutsche Professor durfte unbeanstandet den türkischen Boden betreten, und selbst Hasserts Buch wurde nach einigem Bedenken als

Reiseführer genehmigt. Erst, als wir nach diesem glücklich bestandenen Examen einen am Ufer haltenden alten, wackligen Wagen zur Fahrt nach der immer noch eine halbe Stunde im Norden entfernten Stadt besteigen wollten, gestaltete sich die Lage kritischer. Unser albanesischer Reisefreund hatte uns verlassen. Einer seiner Landsleute, der mit uns gelandet war, und in dessen Begleitung sich noch ein paar Personen, darunter eine Bäuerin mit ihrem Marktkorb, befanden, hatte den Wagen während unserer Zollrevision bereits in Beschlag genommen und kam nun mit dem Kutscher, der es seines Profits halber selbstverständlich auf uns, die Fremden, abgesehen hatte, in ein Handgemenge. Als sich die beiden unter dem Gekreische der albanischen Weiber bereits an der Kehle packten, machte ich den Vorschlag zur Güte, der in solchen Lagen meistens zum Ziele führt: wir könnten ja alle zusammen den Wagen benutzen. Das half endlich auch hier. Aber noch waren die Gepäckträger nicht befriedigt, die sich nun mit wilden Blicken, die Hände ausstreckend, herandrängten, um ihren Vasschisch in Empfang zu nehmen, und ich hatte momentan keine kleine Münze außer ein paar Sellern, die sie stolz zurückwiesen. Ich tröstete sie schließlich auf unsere morgige Wiederkehr. So ging es unter Schelten und Fluchen endlich vorwärts, der Wagen mit einem halben Duzend Personen besetzt. Aber auf welchen Wegen! Über Stock und Stein und halb verfallene, hochgewölbte Brückenbogen. Und die Peitsche des Kutschers, der mit einem hochgezogenen Knie auf dem Bock saß, bestand aus einem am Stock hängenden Fädchen.

Immerhin: es ging. So gelangten wir bei Dunkelwerden an der großen Kaserne, dem Gerichtsgebäude und einer kleinen Moschee vorbei in die Stadt, die uns mit den stattlichen, europäisch gebauten Häusern der Hauptstraße einen ganz sauberen und hübschen Eindruck machte. Am Hotel de l'Europe stiegen wir aus und wurden vom Besitzer, einem alten gemüthlichen Österreicher, der jedoch nach vierzehnjährigem Aufenthalte in der Türkei etwas gebrochen deutsch spricht, aufs freundlichste empfangen. Leider war unsere Zeit recht knapp bemessen. Wir wanderten alsbald noch in den türkischen Geschäftsstraßen umher und besahen uns die Handwerker und Kaufleute, wie sie in ihren nach der Straße zu offenen hölzernen Läden mit untergeschlagenen Beinen sitzen und ihre Arbeit verrichten: die Schneider und Schuster, die Obstverkäufer und Fleischer, die Bäcker, die Teppichmacher. Andere saßen in den Schenken, behäbig und schweigsam ihre Pfeife rauchend. Frauen ließen sich nur wenig blicken, die wenigen aber hatten sich, auf ihren hölzernen Stöckelschuhen dahertrippelnd, in undurchdringliche beblüimte Seiden- oder Leinengewänder versteckt und auch die Gesichter in dicke weiße Schleier und Tücher gehüllt. Die einzige Sehenswürdigkeit nach dem Ladenschluß war das Kinematographentheater einer österreichischen Truppe. Man wird es meiner Neugier für das Publikum zugute halten, daß ich den Schluß der Vorstellung noch am späten Abend besuchte. In der Tat waren die Zuschauer interessant genug: sie bestanden aus den Soldaten der Garnison, die die Vorführung dieses Wunderwerks westlicher Zivilisation mit dem andächtigen Stauern der Naturkinder begleiteten und sich dazwischen vor Lachen schüttelten, während ihnen

eine Art Impresario die französischen Aufschriften der Films in ihre Sprache übersetzte.

Von diesem ließ ich mich bei der nicht ganz zweifelsfreien Sicherheit der Straßen mit einer Laterne nach Haus begleiten. Trotz der vortrefflichen Unterkunft in einem zum Hotel gehörigen stattlichen Nebengebäude — der Wirt hatte uns in großer Zuorkommenheit die Behausung seiner Töchter zur Verfügung gestellt — war aber die Nachtruhe erheblich gestört. Zwischen 2 und 3 Uhr ertönten Horn- und Trommelsignale, dann begann eine ganz passable türkische Militärmusik, worauf a tempo alle Hunde Skutaris anschlugen, um das Konzert eine weitere Stunde fortzusetzen. Schließlich ein Schuß, der den ganzen Spektakel beendete: es war, wie wir erst am nächsten Morgen erfuhren, eine Nacht der dreißigtägigen Ramasanfasten, während deren bekanntlich aller körperliche Genuß bei Tage verboten und dafür die Nacht der Erholung an Speise und Trank und aller Lustbarkeit gewidmet ist.

Am Morgen blieben uns nur noch wenige Stunden bis zur Wiederabfahrt. Nun erst erblickten wir die Stadt im Tageslicht. Die Tatsache, daß sie sich im starken Niedergang befindet, kann wohl nur jener erste Eindruck der Europäerstraße und der Umstand verdecken, daß dem Fremden in den vom Christenviertel hier besonders streng geschiedenen Türkenquartieren mit ihren von hohen Mauern beiderseits eingesäumten Gassen jeder Einblick in das Innere der Höfe und der übrigens heute noch trotz mangelnder Pflege zum Teil als üppig geschilderten Gärten ver sagt ist. Immerhin zählt sie noch 35 000 Einwohner, darunter 12 000 Katholiken und 1 000 Orthodoxe, aber keinen einzigen Juden, und 36, abgesehen von der am Südlusse des Burgbergs gelegenen, aber selbst wieder verfallenen Oschamia Plumit, freilich lauter kleine und schmucklose, Moscheen. Vor Zeiten aber war es anders. Wie die mittelalterliche Blüte Skutaris an die Herrschaft der Venezianer geknüpft ist, so verbindet sich die Erinnerung an seine türkische Glanzzeit, die auch in den Innenräumen der Vornehmen gar köstliche Erzeugnisse einheimischen Kunsthandwerks aufwies, mit dem Namen der autochthonen Paschafamilie Buschati im 18. Jahrhundert. Die vom Burgberg nordwärts in die Ebene hinübergewachsene Neustadt dürfte jedoch nach Ippen, dem langjährigen österreichisch-ungarischen Generalkonsul in Skutari und besten Kenner der Verhältnisse, kein Haus enthalten, das älter als 150 Jahre ist, und die meisten ihrer heutigen Insassen sind bäuerlichen, nicht adeligen Ursprungs. Der Handel des einstigen Emporiums sank dann mit dem Emporkommen Adrianopels und Salonikis, der Einführung der Donaudampfschiffahrt bis Belgrad und der Eröffnung der Bahnlinie Saloniki—Mitrovića dahin, und die verarmende Bevölkerung wanderte, soweit sie aus Katholiken bestand, in Scharen nach den benachbarten Slawenländern, nach Montenegro, Süddalmatien, Bosnien und in die Herzegowina, als Krämer und Schankwirte aus. Und zuletzt noch richtete, um das Unheil voll zu machen, das Erdbeben von 1905 große Verwüstungen an.

Der kleine Parusaplatz, der nach den Beschreibungen mit seinen Kaffeeshenken und Gartüchen und ihren politisierenden und konspirierenden Gästen

einen echten Mittelpunkt fanatisch-orientalischen Lebens und Treibens bildet, konnte von uns leider nicht mehr aufgesucht werden. Dagegen besahen wir uns die in ihrer Verwahrlosung höchst malerischen, um die Moscheen gelagerten und jedem Verkehr offenstehenden Friedhöfe, schlenderten am Palais des Paschas, an den Konsulaten der europäischen Mächte, an dem österreichischen Postamt vorbei und in jenen engen türkischen Seitengassen umher, die mit ihren als Straßenübergänge dienenden Quersteynen an Pompeji erinnern. Wir betraten die mächtige katholische Kathedrale, eine dreischiffige Basilika auf einem großen freien Platz, an dem sich auch die Residenz des seit 1878 von Antivari hierher übergesiedelten Erzbischofs von Nordalbanien befindet. Diese Gebäude sind mit österreichischem Geld errichtet, wie auch die Jesuitenschule ihre Stipendien vom Kaiserstaat erhält. Doch der Direktor dieser Schule ist ein Reichsitaliener, die italienische Sprache ist in ihr obligatorisch, und nur mühsam vermag Österreich gegenüber der italienischen Propaganda, die schon mit einer Menge „königlicher Schulen“, sowie mit Zweigniederlassungen vom Franziskaner- und Servitenorden bis hierher vordringungen ist, seinen alten Besitzstand zu wahren.

Wir durchstreiften die Stadt auch nochmals zu Wagen und karambolirten dabei in der Enge des Weges mit einem Ochsenkarren, was indessen, während wir glaubten, die alte Kalesche müsse in Trümmer gehen, nur ein gemüthliches Grinsen unseres zu jedem anderen Beruf befähigteren Kutschers hervorrief. Dann aber führte uns ein gütiges Geschick meinen nächtlichen Begleiter von gestern zu: es war der Diener des österreichischen Generalkonsulats, der uns nun in aller Eile noch zur Altstadt mit der Weste, der Bojanabrücke und dem großen, von der Neustadt völlig abgetrennten Basar, der Hauptsehenswürdigkeit des Ortes, geleitete. Auch unser Reisefreund gesellte sich noch einmal zu uns. Wir stiegen zunächst zum uralten Gemäuer der Zitadelle empor, die sich an der Stelle der antiken Akropolis im Südwesten der Stadt oberhalb des Zusammenflusses von Drin und Bojana erhebt, und genossen von hier den Rundblick auf den weiten Spiegel des Sees, die Berge Montenegros und Nordalbaniens bis hin zum Miriditenland im Süden des Drin, auf die sich träge wälzenden Fluten der für die Schifffahrt verhängnisvollen Bojana, auf Skutari und die traurigen Überreste der vom Erdbeben zerstörten Altstadt am Fuße der Weste. Als ich meinem Erstaunen Ausdruck gab, daß sich keine Hand zum Wiederaufbau rühre, da flammten die Augen unseres albanischen Freundes in unbeschreiblichem Haß, und zwischen den Zähnen stieß er auf Italienisch die mir unvergeßlichen Worte hervor: „O, könnten wir nur an sie heran und sie alle hinauswerfen, diese Türken!“ Dann zur Brücke hinab, die gerade vor uns den Fluß überspannt. So verkommen wie die Wege ist auch diese alte, wacklige Holzbrücke, und doch ist sie von starkem Verkehr belebt: Wagen und Reiter und Fußgänger zogen zu Markt, lauter Albanesen mit der kleinen weißen Rundkappe oder dem Fez, jeder seine Flinte umgehängt und die Patronen im Gürtel. Zuletzt kam für uns der Basar an die Reihe. Wenigstens im Fluge konnten wir noch durch die hauptsächlichsten Brettergassen dieses 2000 Buden umschließenden Geschäftsviertels

eilen und noch einiges von der emsigen Kleinkunst der Silberschmiede, der Ziselierer und Tauschierer, der freilich bis auf wenige Meister zusammengeschrumpften Gilde der Gold- und Silbers flicker, der Kupferschmiede und Zinnarbeiter und Töpfer, der Gürtler und Sattler bewundern. Jedes Handwerk hat hier wie in unserem Mittelalter noch seine besondere Gasse, und jede Landschaft, jede Nation ihr besonderes Handwerk und Gewerbe.

Als Andenken an diesen nur allzu flüchtigen Besuch der albanesischen Hauptstadt mußten wir uns mit einer hübschen, bunt gewirkten Tischdecke begnügen, denn es schlug die Abschiedsstunde, und unseren Andreji durften wir in Plavnića nicht vergeblich warten lassen.

Unter Beihilfe unseres Führers vollzog sich die neue Gepäckrevision, die Fahrt in der Barke und die Umschiffung auf den Dampfer glatt und sicher. So langten wir in den ersten Nachmittagsstunden vor Plavnića an, einem kleinen Ortchen mit Postamt und Lagerhaus in sumpfiger, von Malaria heimgesuchter Ebene, wo wir zum letztenmal ausgebootet wurden. Und da fuhr auch schon Andreji in elegantem Vogen vor. In raschem Trab mit ausgeruhten Pferden ging's nun auf fast schnurgerader, staubiger Landstraße durch die Donja Zeta und Gornja Zeta, das weite, an Mais, Tabak und Wein reiche ebene Land. Die Straßen belebten zahlreiche zweirädrige Ochsenkarren mit Maislasten: sie wurden von selbst im Gehen fleißig strickenden Montenegroinerinnen gelenkt und als Wagen der Urzeit auf weite Entfernung durch das Knarren und Achzen ihrer hölzernen Naben angekündigt. Noch am späten Nachmittag hatten wir unser neues Reiseziel erreicht: Podgorića.

Podgorića, zu deutsch Umberg, ist mit seinen 6600 Einwohnern das größte und wegen seiner Bedeutung als erster Handelsplatz wie seiner Lage nahe der Grenze das interessanteste Städtchen des Fürstentums. Wohl nur diese exponierte Lage ist die Ursache, daß es nicht zu seiner Hauptstadt erhoben wurde. Noch vor einer Generation gehörte der Ort zum türkischen Reich: erst die Kongressakte von Berlin hat ihn Montenegro zugesprochen. Seitdem ist dieser wichtige Grenzpunkt mit mehreren neuen Forts versehen worden. Aber noch heute wird er durch das gegenwärtig ausgetrocknete, tief eingeschnittene Flußbett der Ribnića, die sich hier mit der Moraća vereinigt, in zwei nach Nationalität und Sitte im ganzen scharf getrennte Hälften geteilt: eine montenegrinische und eine mohammedanische.

Unser Gasthaus — wieder einmal „Europa“, an welchen Namen sich die Balkanbewohner ängstlich zu klammern scheinen — liegt an der freundlichen „Riva“, die die Nordseite begrenzt. Vom anderen höheren Ufer ragen alte Mauern und schlanke Minarets herüber. Nirgends läßt sich anschaulicher als hier die Ordnung und aufstrebende Kultur des kleinen christlichen Staates mit dem alten türkischen Wesen vergleichen: die neuen, breiten, nüchternen Straßen, rechtwinklig sich schneidend, mit dem geräumigen Marktplatz in der Mitte, der blühenden Tabakmanufaktur, dem Schulgebäude, dem Wechselgeschäft, der Kaserne, sind montenegrinisch; das Straßengewinkel am Südufer mit den von hohen, undurchdringlichen Mauern umgebenen Häusern und vergitterten Haremsfenstern ist türkisch.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Im Türkenviertel herumstreifend — denn das Herz zog uns selbstverständlich zuerst nach der fremdartigeren und malerischeren Seite —, gelangten wir an ein stattliches Haus, in dessen Hof ich einen neugierigen Blick warf. Da trat ein junger, hochgewachsener und reich gekleideter Montenegriner heraus, der uns freundlichst zum Besuch aufforderte. Wir leisteten mit Vergnügen Folge und erfuhren so zum erstenmal in ganz unvermuteter Weise die montenegrinische Gastfreundschaft. Er stellte uns, als wir in den oberen Räumen angekommen waren, seiner Schwester, einer eleganten und hübschen Erscheinung in weißem Sommerkleid, vor. Die Mutter, eine stattliche Matrone in dunklem Gewande mit schwarzem Kopftuch, trug uns Weichseifast und Likör auf, ohne sich indessen an den Tisch zu setzen. Die beiden jungen Leute aber unterhielten sich nun mit uns in fließendem Französisch: die junge Dame hatte ihre Bildung in Paris empfangen. Wir berichteten über die bisherige Reise und unsere ersten Eindrücke von Podgorica. Nur die Erwähnung der Moschee, die ich vorher betreten hatte, erntete nichts als ein etwas verächtliches Achselzucken von Seite des Bruders. Er zeigte mir das Bild seines Vaters, das in rundem Rahmen an der Wand hing. An der gegenüber befindlichen Seite des behaglich eingerichteten Zimmers glänzten die schönen Waffen.

Mit aufrichtigem Dank verabschiedeten wir uns. Erst später an der Wirtstafel unseres Gasthofes erfuhren wir die Geschichte dieses Hauses. Der Vater war ein albanesischer Stammeshäuptling, der früher in der Leibgarde des Sultans gedient hatte. Er überwarf sich jedoch mit dem Herrscher, wanderte zunächst in seine albanesische Heimat zurück und wurde dann, indem er über die Grenze zog, Montenegriner. Vom Fürsten, welcher mit der Familie seine politischen Pläne verfolgt und mit ihrer Hilfe das Gebiet jenseits der Grenze zu gewinnen hofft, das ihm entgegen den Bestimmungen des Berliner Vertrages wegen des Widerstandes der Grenzbevölkerung versagt blieb, wird sie sehr geschätzt und bezieht von ihm eine hohe Jahrespension. Doch der Fürst scheint sich verrechnet zu haben. Der starke Anhang, den diese Leute in ihrer Heimat besaßen, soll wegen des Wechsels ihrer Nationalität geschwunden sein; ja sie sollen aus demselben Grunde ebendort jetzt so erbitterte Feinde besitzen, daß sie sich nach Eintritt der Dunkelheit nicht mehr ins Freie wagen dürfen, ohne ihr Leben zu gefährden, ja daß sie sogar im erleuchteten Hause nicht vor einem tödlichen Schuß von der Straße her gesichert sind.

Wir waren um eine merkwürdige Erfahrung über die eigenartigen Grenzverhältnisse reicher. Doch ich berichte nur, was ich gehört, und jedenfalls ließen das komfortable Heim und das vollendet sichere, fast weltmännische Auftreten seiner Bewohner in nichts auf die seltsame und gefährliche Lage schließen, in der sie sich befinden sollen.

Schon vorher hatte ich, wie gesagt, auch die diesem Hause gegenüberliegende Moschee besucht. Der Eintritt in den mit Leuchtern und Lämpchen erhellten, mit vielen Matten und Teppichen belegten und von Galerien umgebenen Innenraum ist nur mit ausgezogenen Schuhen gestattet. Als der

würdige Imam außen vorüberging, hatte er mich freundlichst aufgefordert, dem großen, zwei Stunden später beginnenden Ramafangottesdienste beizuwohnen, was ich gerne zusagte. Als ich mich zur bestimmten Zeit eingefunden hatte, wurde ich indes zunächst von dem nebenan wohnenden mohammedanischen Schullehrer eingeladen, in sein Haus zu kommen. Ich lernte in ihm einen jovialen, wohlbeleibten Türken aus Bosnien kennen, der früher als Militärgeistlicher in österreichischen Diensten gewesen war und fließend deutsch sprach. Mit seiner Anstellung in Podgorica hat es nun wieder, wie ich ebenfalls später erfuhr, eine eigentümliche Bewandnis: er ist nicht vom Fürsten, sondern von der mohammedanischen Gemeinde bezahlt, die damit ihre eigenen religiös-politischen Pläne zu verbinden scheint. So kreuzen sich in dieser merkwürdigen Grenzstadt die Bestrebungen und Verhältnisse. Ich mußte mir eine Zigarette drehen und ein Schälchen Kaffee mit ihm trinken. Er hätte mir gerne seinen Schulunterricht gezeigt, und ich selbst bedauerte es auf das lebhafteste, daß mir dieser Einblick versagt blieb, da wir für den nächsten Vormittag schon unsere Weiterreise festgesetzt hatten. Über den Gottesdienst seiner Religion sprach er sich als aufgeklärter Jungtürke mit großem Freimuth aus; er lachte über seinen Schuliener und gleichzeitigen Küster, der uns den Kaffee servierte: er sei ein „fanatique“, was sich dieser wieder gutmütig genug gefallen ließ. Und als der Muezzin von der Höhe des im Ramafan ebenfalls mit brennenden Lämpchen geschmückten Minarett's die Gläubigen zum Gebet rief und nach allen vier Himmelsrichtungen seine klagende Stimme erschallen ließ: „Allahu ekber, eschhedu an la ilaha illa allah, enhedu anna Mohammedun ressul allah, haya 'ala es-salat, haya 'ala el-feläh, allahu ekber, la ilaha illa alla“¹⁾, da meinte er spöttisch: „Er ruft uns, aber wir kommen nicht“.

Ich ließ mir's aber trotzdem nicht nehmen, an diesem Abend selbst als „fanatique“ zu erscheinen, und stieg zur Galerie des türkischen Gotteshauses empor. Die Gemeinde, lauter Männer, hatte sich zahlreich eingefunden und füllte den Moscheeraum, in sechs bis acht Reihen schnurgerade aufgestellt, wie denn bekanntlich der ganze Vorgang mit seinem, die Gebetsformeln begleitenden unendlichen Verbeugen, dem Niederknien, dem Niederwerfen des Oberkörpers, den Drehungen des Kopfes und der Fingersymbolik einer exakt gedrillten militärisch-gymnastischen Übung ähnelt. Der Imam, vor dem Mihrab, der die Richtung nach Mekka angehenden halbrunden Nische, stehend, betet in singendem und näselndem Ton immer wiederkehrend einige Sprüche des Koran, dazu das „Allahu ekber“ und das „Subhana'llah!“²⁾, die Gemeinde fällt nach liturgischer Weise ein. Die ganze, Nikat genannte Zeremonie besteht aus der häufigen Wiederholung dieser Verse und Worte unter gleichzeitiger Ausführung jener stereotypen Körperbewegungen. Es ist der starre Kultus eines bei aller Toleranz des Stifters selbst für das Christen-

1) „Allah ist groß, ich bezeuge, daß es keinen Gott außer Allah gibt, ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Allahs ist, kommet zum Gebet, kommet zum Heil, Allah ist groß, es gibt keinen Gott außer Allah.“

2) „Wir singen den Lobpreis Gottes.“

tum dennoch zum Glaubenskampf einerzogenen Nomadenvolkes. Und Kirche und Staat verharren, wie sie gegründet sind: streng und unabänderlich, wie das unabänderliche Wort des Koran.

In der abendlichen Wirtstafel unseres Hotels befanden sich viele zum Teil vortrefflich deutsch sprechende montenegrinische Beamte, auch ein junger Major. In ihrer Landessprache sang schließlich die ganze Runde Lieder zur Laute, die mir nicht gerade für zartere Ohren bestimmt schienen. Es war zum mindesten ein recht dürftiges, an westeuropäische Coupletware erinnerndes Surrogat für die Heldengesänge zur Gusla, der vielgerühmten Homere Montenegros, die wir leider während unseres ganzen Aufenthaltes in den Schwarzen Bergen nicht zu Ohren bekamen. Dafür aber sollten uns an den zwei nächsten Tagen mancherlei andere Genüsse nicht gewöhnlicher Art zuteil werden.

Wir hatten für den folgenden Tag zunächst den Besuch der benachbarten Ruine von Ducla, dann die Rückreise nach Cetinje ins Auge gefaßt, um von dort aus als letzten Ausflug eine Tour auf den Lovćen zu unternehmen. Doch ein Veterinärarzt, der neben uns am Tisch seinen Platz hatte und eine gründliche Landeskunde besaß, riet uns dringend, von Podgorica aus noch das im Norden gelegene Kloster Ostrog zu besuchen. Wir beschloßen, seinem Rat zu folgen, und hatten es nicht zu bereuen. Die Vormittagsstunden aber waren der Besichtigung von Ducla, dem alten Dioclea, gewidmet, das, jedoch mit Unrecht, für den Geburtsort Kaiser Diokletians ausgegeben wird. Die Ruinenstadt liegt eine halbe Stunde nördlich Podgoricas, am Einfluß der Zeta in die Moraca. Die Fahrstraße überschreitet außerhalb der Stadt auf der alten Wehrbrücke den letztgenannten Fluß, dessen klare, aus dem nördlichen Gebirgsstock der Brda herabeilende blaugrüne Gewässer in steil eingeschnittenem, zur Sommerzeit halb trockengelegtem Bett dahinströmen. Etwas oberhalb des Einflusses der Zeta befindet sich ein zweiter Übergang, der Piperki Most, der zu dem antiken Trümmerfeld zwischen beiden Flüssen hinüberführt. Bei dieser zweiten Brücke unten am Tränkeplatz des steilen Zetaufers hatten sich in buntem Durcheinander die aus dem Norden zu Markt fahrenden Gebirgsbauern mit ihren Karren, Kindern, Pferden und Ziegen gelagert. Auf dem Gelände zwischen den beiden Flüssen aber erblickten wir nun, umwuchert von wilden Beerensträuchern und Weißdorn, die Ruinen. Sie sind bisher freilich nur in mäßiger Ausdehnung freigelegt. Italiener sollen neuerdings die Leitung auch dieser Arbeiten in Händen haben; doch scheinen die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Tages hier in Montenegro allzu starke Anforderungen an die Finanzen zu stellen, als daß für das Gebiet archäologischer Gelehrsamkeit noch die nötigen Summen aufgebracht werden könnten. So gut wie unbeaufsichtigt, ohne jedes Verbot der Wegnahme, liegen die spätrömischen, allerdings zumeist nur aus Sandstein hergestellten Kapitäl, Säulenteile und Gedenktafeln neben und über den Häuserfundamenten umher. Selbst ein vorzügliches, fast manns Hohes Dianarelieff konnten wir bewundern, das uns der auch hier nach seiner Art bewanderte Andreji triumphierend als „una bella ragazza“ auffand und vorstellte. Das nach

Zentnern zu bemessende Gewicht bewahrte mich vor der Versuchung, die Lord Elgins schlimmes Beispiel vielleicht unter anderen Verhältnissen nahe gebracht hätte. Dagegen retteten wir ein Kapitälstück mit edlem Volut und Akanthusblatt vor weiterem Verfall unter den schützenden Rutscherbock, und in wenigstens meinerseits loyalem Verfahren erstand ich von dem in einer Hütte hausenden sogenannten Wächter dieser Schätze, der mit ihnen anscheinend seinen schwunghaften Kunsthandel treibt, eine kleine, in Karneol geschnittene Gemme. Wer hätte es gedacht, daß die Steinwüste Montenegro's echte Intaglios aus der Römerzeit lieferte!

Diese Fahrt hatte etwa 1 $\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch genommen. Nun wurde in Podgori'a, da unsere Pferde die neue, 45 km weite und gänzlich unvorhergesehene Tour nach Ostrog unmöglich hätten leisten können, der Wagen gewechselt. Der grollende Andreji, dem die Sache gegen den Strich ging, mußte einen weiteren Tag in Podgori'a zurückbleiben. Unser neuer Rutscher aber war ein Slawe ganz anderer Art, klein, mit dunkeln Augen, von unterwürfigem, dabei jedoch weit weniger intelligentem Wesen, wenn ich nicht irre, dem slowenischen Typus verwandt. So rollten wir denn, mit einem liebenswürdigen Empfehlungsbrief des Tierarztes an seinen Freund, den Archimandriten von Ostrog, versehen, nochmals über die Wehrbrücke, dann, den Fluß stets zur rechten Seite, in dem schier endlos nach Nordwesten streichenden Zetatal dahin, das sich bald stark verbreitert und gute Kartoffel- und Getreidefelder, grüne Wiesen und Weingärten, sowie sonstige Laubbäume aufweist, während die Kalkhöhen zu beiden Seiten des Tales mit niedrigem dunkeln Nadelholz bedeckt sind. So wenig interessant sich der erste Teil der Fahrt auf der staubigen, von Akazien umsäumten Landstraße im ganzen anließ, so erinnerungsvoll ist doch der Boden, den wir betraten. Es ist die alte Operationsbasis der Türken, von der sie noch 1862 bis in die Nähe Cetinjes vorstießen. Noch 1877 haben hier um das hochgelegene türkische Sperrfort Spuz, das die Enge zwischen der breiten Talsohle vor Danilovgrad und der schmälern Erweiterung gegen Podgori'a beherrscht, heisse Kämpfe stattgefunden: das Fort widerstand den Montenegrinern, während es jedoch auch Euleiman Pascha nicht gelang, von den genommenen Dugapässen nördlich Niksić in das Zetatal einzudringen. Die ganze Einsenkung, die, vom Skutarisee beginnend, durch das Zetatal nach jenen Pässen und darüber hinaus verläuft, trennt Montenegro in eine westliche Hälfte, die eigentlichen Schwarzen Berge, Ernagora, und in eine östliche, die Brda genannt, in deren Urwäldern noch Wölfe und Bären hausen. Nach Danilovgrad, einem freundlichen, neugegründeten und dem Fürsten Danilo zu Ehren benannten Städtchen von 600 Einwohnern, wo wir uns eine kurze Rast gönnten, steigt die Straße in dem nun wieder ganz engen Tale stark bergauf, um dann, am steilen Berg- hang hinlaufend, den unten rauschenden Fluß weiter zu begleiten. Wir befinden uns wieder in großartiger Gebirgswelt. Der Rutscher weist rechts nordwärts hinüber über das Tal: hoch oben an den fernen Felswänden erblicken wir etwas, was wie eine in den Stein gesprengte Nische aussieht: das obere kleinere Ostroger Kloster, das den wundertätigen Leib des heiligen

Vasilius birgt. Wie ist es möglich, dort hinüberzukommen? Doch die Straße windet sich innerhalb der nächsten Stunden östlich über die Felsengehänge herum, in deren Höhlen die Zeta untertaucht. Hinter Magadovića, wo wir nochmals auf ein Viertelstündchen einkehrten, gabelt sich die Straße: der breitere Strang erklettert nordwärts die Paßhöhe nach Nikšić, der schmalere Fahrweg biegt südwärts nach dem unteren Kloster um. Bald zeigt ein großes weißes Kreuz, daß man sich in seinem Bereich befindet. Allmählich wandelt sich die Wildnis, jedenfalls dank ausdauerndem Fleiße, in eine bescheidene Parkanlage mit grünen Eichen und Buchen, ein munterer Quell entspringt dem Felsen. Dann tut sich unerwartet ein großer ebener Platz, ein plateauartiger Vorsprung des Berges, auf, auf dem das untere größere Kloster, Dolnji Ostrog genannt, mit den Wirtschaftsräumen, einem einfachen Han, einem besseren Unterkunftsbaus und der Kirche steht. Die Dämmerung brach herein, als wir am Hostor hielten.

Der Brief an den Archimandriten sicherte uns eine äußerst freundliche Aufnahme. Vom Klosterverwalter wurden wir zunächst im Namen unseres geistlichen Gastfreundes willkommen geheißen und in unser mit einer steinernen Freitreppe versehenes, massiv gebautes Absteigequartier geleitet. Das Kloster ist nur vom Archimandriten nebst dem geringen Wirtschaftspersonal bewohnt. Da dieser sich etwas unpäßlich fühlte, leistete uns bei der Abendmahlzeit, die in unserer Gastherberge eingenommen wurde, nur der Verwalter Gesellschaft, während ein schlanker montenegrinischer Knabe uns mit anmutigem Anstand bediente. Es gab zuerst den in orthodoxen Landen obligaten vortrefflichen Schnaps, den man, wiederum nach Herkommen, in der heiligen Dreizahl trinkt; das darauf folgende kalte Mahl bestand aus Olsardinen, Schinken, Brot, Butter, Käse und Äpfeln; dazu trank man vorzüglichem Rotwein. Nach Beendigung der Mahlzeit aber hörte man Schritte vom Klosterhof herauf. Nach einem Augenblick erwartungsvoller, fast feierlicher Stille trat der Hausherr selbst ein und stellte sich uns mit den Worten vor: „Der Archimandrit“. Eine ernste, aber äußerst sympathische Erscheinung; ein Mann wohl noch in den Dreißigern von hoher, ziemlich beleibter Gestalt mit langem, schwarzem Haar und dunkelbraunem Vollbart, dunkeln, seelenvollen Augen, im schwarzen Gewand mit breiter lilafarbener Binde nach Art unserer Domherren. Wir verbrachten mit ihm noch ein paar angenehme Plauderstunden beim Wein, Raffe und Zigaretten. Er hatte in Czernowitz bei einem Bruder jenes Veterinärs studiert, war dann ein Jahr lang Professor an der geistlichen Lehranstalt in Zara gewesen und ist erst seit einigen Monaten zum Vorstand des Klosters in dieser Felseneinsamkeit berufen. Er spricht fließend deutsch. Selbstverständlich kam auch auf die Geschichte des Klosters die Rede, das vor 1878 hart an der von Nikšić in spitzem Winkel bis hierher ausspringenden Grenze lag; noch im 19. Jahrhundert sei es dreimal von den Türken zerstört und den Flammen überliefert worden, zuletzt in dem neuntägigen Gefecht vom Juni 1877 durch Suleiman Pascha; das obere Kloster freilich hätten sie nur einmal besetzen können. Doch auch in Friedenszeiten hat das Kloster gar manchen Moslim in seinen Mauern gesehen; der Ruf des Heiligen mit

feinen wundertätigen Kräften ist bis weit in die Türkei bekannt, und zumal an Pfingsten strömen alljährlich die Wallfahrerscharen aus allen Himmelsrichtungen hier zusammen. Dann sprach der geistliche Herr über die große Vergangenheit des alten serbischen Reiches und über die Hoffnungen seiner eintrigen Wiedererhebung.

Doch wir waren von den Anstrengungen der letzten Tage stark ermüdet. Hohehrwürden leuchtete uns selbst in unsere mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Schlafzimmer voran, nachdem er uns noch die gleich nebenan liegenden, fast spartanisch einfachen und schmucklosen, aber dennoch vornehmen Gemächer gezeigt hatte, die der Fürst bei seinem Aufenthalt in Ostrog zu benutzen pflegt. So hatten wir denn zum zweiten Male Gelegenheit, uns von der mit Recht gepriesenen montenegrinischen Gastfreundschaft persönlich zu überzeugen. Aber schon um 5 Uhr morgens waren wir nach erquickender Ruhe wieder aus den Federn; denn wir hatten abermals einen langen Reisetag vor uns. Auf steilem, aber gutem Pfad stiegen wir in der köstlichen Höhenluft durch niedrigen Laubwald zunächst zum Gornji-Monastir, dem Felsenkloster, empor, das zuletzt auf einer schmalen steinernen Treppe erreicht wird. Wie ein Schwalbennest ist es, 880 m hoch und vom Gipfel des Ostrog überragt, in das enge, natürliche Gewölbe der Gesteinsmassen eingebaut und beherbergt bloß die Gebeine des Heiligen, einen Mönch und zwei dienende Knaben. Nachdem wir vor dem Schrein in der niedrigen Höhlenkapelle, wie es Sitte ist, unseren Obolus entrichtet hatten, nötigte uns der Einsiedler in seine kleine Stube. In dem mit allerlei heiligen Bildern gezierten Zimmerchen hing merkwürdigerweise auch unsere Kaiserfamilie in schrecklichem Farbendruck. Auf dem Tischchen stand ein Teller mit Nußkernen und ein guter Klosterschnaps bereit; den Beschluß des frugalen Imbisses bildete der nie fehlende schwarze Kaffee. Doch die Unterhaltung gestaltete sich zu einer der schwierigsten, die wir erlebt, da unser Wirt nur serbisch sprach.

Dann eilten wir wieder zum unteren Kloster hinab. Aber unser lebenswürdiger Archimandrit, der soeben die Frühmesse in der Kirche gehalten hatte, ließ uns noch nicht so rasch von hinnen ziehen. Wir erfreuten uns in seiner Gesellschaft an dem herrlichen Blick von der niedrigen Mauer des Klosterhofes herab ins tiefe Zetatal und auf die jenseitigen Höhen. Auch der gerade herabführende Hang ist Eigentum des Klosters und mit Feigen, Pflaumbäumen und Wein angebaut. Zur Frühjahrszeit, versicherte der hochwürdigste Herr, ließen hier tausende von Nachtigallen ihre Lieder erschallen. Währenddessen wurde der Kaffeetisch unter der mächtigen Linde im Hofe gedeckt. Und als wir dort mit unserem Gastfreund Platz genommen hatten, bot sich uns ein neues, höchst eigenartiges Bild: von der Seite des Fußpfades her, der von unten an der Kirche heraufführt, kamen Montenegriner zu einer viertägigen Waffenübung über den Hof gezogen: einzeln und paarweise schritten die hohen Gestalten in ihrer bunten Tracht mit Flinte und Seitengewehr daher, vor der Kirche sich fromm bekreuzend und den Archimandriten militärisch grüßend, der für jeden von ihnen ein freundliches, leutseliges Wort hatte.

Nun aber war es höchste Zeit zur Abfahrt geworden, wenn wir noch Cetinje erreichen wollten. Nach herzlicher Verabschiedung fuhren wir auf der Straße zurück, die wir gestern gekommen waren. An den grauen Felsen zur Rechten huschten schwarze Eidechsen im Sonnenglanz, und lange noch wandten wir unsere Blicke zurück zu dem Felsenhang mit seinem gastlichen Kloster hoch über den blaugrünen Fluten der Zeta.

In Danilovgrad am Nachmittag wieder angekommen, hielten wir noch eine längere Rast. Die Verständigung ging zwar wieder etwas schwierig von statten. Doch taten die freundlichen Wirtsleute, bei denen wir den Tag zuvor schon für kurze Zeit eingekehrt waren, alles, was in ihren Kräften stand, und bereiteten uns ein von uns gar nicht bestelltes leckeres Mahl von Hammelklopsen mit viel Knoblauch, Spiegeleiern und vorzüglichem eingemachten Quitten. Schönes frisches Obst, das wir zum Dank an die Wirtskinder verteilten, war auf dem Markt zu haben, der auf dem freien Platz nahe der Zetabücke in der Mitte des Ortes aufgeschlagen war. Alles atmete Ruhe und Frieden auf diesem blutgetränkten einstigen Grenzboden. An den Wänden aber hingen farbige Bilder, welche den großen Slawenkampf gegen den gemeinsamen Feind nicht vergessen lassen: es sind Szenen türkischer Greuelthaten an gefangenen Bulgaren.

Diese reichlichere Verpflegung in Danilovgrad erwies sich später als sehr angebracht. Denn in Podgorića hieß es nach kurzer Pause, die Heimfahrt nach dem abermals etwa 43 km entfernten Cetinje anzutreten. Und am nächsten Tage stand uns der Abschied von Montenegro bevor. Andreji wartete bereits ungeduldig. Und seine schlechte Laune wurde zum Zorn, als er bemerkte, daß die schöne farbige „Deka“, die Wagendecke, die er seinem Kameraden zur Fahrt nach Ostrog geliehen hatte, mit diesem selbst auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Erst als wir ihm klingenden Ersatz versprachen, legte sich sein Ingrimm.

Die erste Strecke der Heimfahrt brachte uns an der fürstlichen Villa Krusevač vorbei durch die breite Niederung des rechten Moračaufers. Hier gedeiht der Wein in besonderer Fülle. Nach Überschreitung der Silnića, eines kleinen Nebenflusses, ging es wieder die Höhen hinauf in felsige Plateaulandschaft. Eine große Schildkröte kreuzt schwerfällig unseren Weg. Von den Hängen strömen uns ab und zu Wellen von Thymianduft entgegen. Andreji, bei Steigungen neben den Pferden gehend, ist wieder in bester Laune und legt für meine Frau in vollendeter Ritterlichkeit Sträuße bunter Herbstblumen in den Wagen. Bei einem unansehnlichen Häuschen am Weg wurde ein kurzer Halt gemacht. Wir halfen einem kleinen N-B-C-Schützen seine serbische Fibel buchstabieren und plauderten wieder mit netten Wirtsleuten, die uns — abermals auf Antrieb unseres fein empfindenden Rutschers — ihre Truben öffneten und die wundervollen Stickerien an den darin aufbewahrten Sonntagsgewändern und Hemden vorwiesen.

Im Gebiet der Rijeka erheben sich die Felsgebirge wieder zu drohender Höhe. Am Himmel stand der Mond und beleuchtete mit hellem Schein die gewaltige Karstlandschaft. Tief unter unseren Füßen schäumte der ein-

gezwängte Fluß. Alles war bis dahin vortrefflich gelungen. Noch in den letzten Stunden fanden wir uns jedoch von einem Unfall bedroht. Als wir nach abendlicher Rast in Njeka, dem Ausgangspunkt unserer Fahrt über den Skutarisee, wieder die steile Höhe erreicht hatten, fuhren an einer Straßenbiegung unversehens und in leichtfertiger Eile zwei sehr fidele türkische Albanesen an uns vorüber. Andreji, der neben seinen Pferden ging, wollte im letzten Augenblick den Zusammenstoß der Wagen verhindern, dabei wurde er zwischen ihnen eingeklemmt und stöhnte nun vor Schmerz, in den sich die Wut über die unbekümmerte Gleichgültigkeit der Insassen des anderen Wagens mischte. Wir wollten ihm lindernde Essenzen verabreichen, doch das Naturkind verschmähte alles mit Ausnahme meiner Zigaretten. Schließlich konnten wir uns beglückwünschen, daß dieser nächtliche „Grenzzwischenfall“ ohne schlimmeren Schaden abgelaufen war. Am 1. 210 abends fuhren wir in flinkem Tempo in Cetinje ein.

Die Nachtruhe war wieder kurz genug. Denn am nächsten Morgen, d. h. heute früh, ging es um 5 Uhr — zum letzten Male mit Andreji — den Weg nach Cattaro zurück, den wir gekommen waren. Nach all der Fülle großartiger und interessanter Eindrücke, all der freundlichen Gastlichkeit, die uns die Schwarzen Berge geboten, nahmen wir schweren Herzens von ihnen Abschied, als sie und die Zickzacks der großen Straße bei der Ausfahrt aus den Bocche unseren Blicken mählich entschwanden.

Aus einer römischen Porträtgalerie ¹⁾.

Von
Theodor Virt.

I. Scipio der Ältere.

Die allgemeine Bürgertugend hat das antike Rom groß gemacht: eine Reihe starker, tapferer und im Sinne des Altertums auch rechtschaffener Kernnaturen wie Camillus, Cincinnatus und Regulus — die sich indes für das Auge des heutigen rückwärtschauenden Betrachters mehr oder weniger alle gleichen. Ihre Vorzüge gehören der Gattung mehr als dem Individuum an. Erst die Zeit der sittlichen Entartung, das ist, erst die Zeit der Großmachtstellung Roms liefert uns wirklich interessante Menschen, Römertypen, die eigenartig frei, ja schrankenlos ins Übergroße sich auswachsen und immer wieder das Interesse des Dichters und Psychologen gefangen nehmen: Scipio, Sulla, Pompejus und wie sie heißen. Durch sie wird die politische Geschichte geradezu zur Personengeschichte, und die Darstellung der Entwicklung des großartigsten Staatswesens der antiken Welt löst sich wie von selbst in Biographien auf. Denn alle jene Naturen strebten nach der Verwirklichung des Satzes: „der Staat bin ich“. Rom personifizierte sich in ihnen. Dies beginnt gleich mit dem Zweiten punischen Krieg, der in die Jahre 218—201 v. Chr. fällt. Es ist, als wenn wir da plötzlich aus engem Waldesdunkel, in dem ein Baum dem anderen gleicht, auf die freie Halde unter Baumriesen treten, die in Lichtungen isoliert stehen und, aus mächtigem Wurzelwerk hochgetrieben, ins Unermessliche ihre sturmbewegten Wipfel dehnen.

Ich berichte, um dies zu verdeutlichen, im folgenden von dem großen Zweikampf zwischen Rom und Karthago, zwischen Afrika und Italien, von dem Hannibalkrieg, wobei es sich nicht etwa um das heutige Marokko handelt, das, damals noch unzugänglich und uneinnehmbar, ganz außerhalb blieb, sondern nur um Tunis, Tripolis und Algier. Das waren damals reiche, fruchtgesegnete, üppige Länder, und auf sie stützte sich Karthago, die Weltstadt und Großhandelsstadt, die das spanisch-afrikanische Meer beherrschte und Rom dort nicht aufkommen lassen wollte. Aber Rom hatte sich schon als stärker erwiesen. Rom war Landstadt, aber zugleich auch Handelsstadt

¹⁾ Die hier mitgeteilten biographischen Skizzen sind Vorstudien zu meinem Buche „Römische Charakterköpfe“, das im Verlag von Quelle & Meyer erscheinen soll.

erster Größe, und seine transmarinen Interessen griffen unaufhaltsam immer weiter aus.

Zwar gab es damals noch andere Großmächte der um das Mittelmeer gelagerten Welt: die Königreiche Syrien, Ägypten, Mazedonien, die Erben Alexanders des Großen. Aber das waren Länder ohne Aufstreben, ohne Ziele, ohne Zukunft: es waren Dynastien, aber keine Nationen, froh, wenn sie ihr glänzendes Dasein aufrecht erhielten, genussüchtig und phlegmatisch, wie der ganze Orient: Antiochia, Alexandria, Pella die Residenzen.

Bewegung kam in dies Weltbild nur durch Karthago und Rom. Der erste punische Krieg (264—241) hatte keine Entscheidung gebracht. Es folgt jetzt das entscheidende Duell, das uns an das Duell zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 durchaus erinnern muß. Es galt, die Machtfrage definitiv zu lösen: einer nur kann in Deutschland vorherrschen! Ebenso konnte damals nur einer herrschen im Mittelmeer; und hier treten nun gleich auch zwei Charaktere auf, die ihre Zeit beherrscht haben: Hannibal und Scipio. Ich will in diesen Zeilen über Publius Cornelius Scipio handeln.

Aber keiner kann diesen viel vergötterten Mann verstehen, der nicht auch Hannibal versteht. Scipio ist nur als Gegenfigur zu Hannibal das geworden, was er ist.

Karthago war kein Militärstaat und daher wohl den Griechen, aber nicht den Römern gewachsen: semitische Kaufleute ohne alle militärische Ambitionen. Überhaupt sind, wie Cicero mit Recht bemerkt, die Landstädte vor den Seestädten immer im Vorteil; denn in den Seestädten ist die Bevölkerung nicht stabil, sie fließt ab und zu, und die Tradition fehlt, die den Nationalstolz und Opfermut erzeugt. Die preußische allgemeine Wehrpflicht ist etwas ganz Römisches; bei uns will heute auch der friedlichste Zivilist doch gern als Reserveleutnant herumgehen, und im Kriegsfall steht er seinen Mann. So also auch in Rom und Italien: der Städter so gut wie der Bauer equipiert sich selbst und füllt die Legionen. Das ergibt eine gewaltige Kopfbzahl. Um das Jahr 220, dicht vor Hannibals Einrücken, hatte Rom in Italien 800 000 Waffenfähige zur Verfügung. Freilich konnten begreiflicherweise nicht alle gleichzeitig aus ihrem Handwerk oder von ihrem Acker abkommen; aber wenn Rom auch nur jeden fünften Mann einzog, hatte es 160 000 Mann beisammen. Daher hat es in dem bevorstehenden Krieg gleichzeitig nach Spanien und Sizilien, ja auch nach Griechenland und auf die Balkanhalbinsel Legionen detachieren können.

Die Seeleute und Rauffahrer Karthagos wollten dagegen, wie der Engländer und Amerikaner, von Dienstzwang nichts wissen. Sie hatten Geld und ließen Söldner für sich fechten — vom Sold hat der Soldat seinen Namen —, angeworbene Truppen aus Afrika, aber auch aus anderer Herren Ländern, die sich nie für eine Idee und selten für das Vaterland, sondern höchstens für ihren Führer begeistern und schließlich doch zumeist zu dem übergehen, der am besten zahlt.

Auch die karthagische Kriegsmarine war nicht erster Güte und hielt sich nicht auf der Höhe. Der erste punische Krieg war der Krieg der großen

Seeschlachten gewesen. Von jetzt an geht die Marine Roms ebenso wie die Karthagos zurück, und man bietet gar keine Seeschlachten mehr an. Die Sache schien denn doch zu kostspielig (schon damals wie heute), und man kam überein, die Flotten nur zu Transportzwecken zu verwenden.

Auch der Senat, der die Republik Karthago regierte, war keineswegs kriegerisch; er war immer gleich mit einem Gelegenheitserfolge zufrieden. Aber es gab einige Familien fürstlichen, ja königlichen Ansehens in der Stadt, die Krieger, Soldaten, Feldherren von Beruf waren, in deren Händen oft die konsularische Exekutive lag und die nach außen hin den Vorteil und die Ehre der Stadt berufsmäßig vertraten, für sie fochten und ihr Leben ließen. Es sind die so häufig wiederkehrenden Namen eines Hanno, Mago, Hamillkar, Hasdrubal. Kraft ihrer Energie und ihres Patriotismus nahmen sie das Geschick des Staates persönlich in die Hand. Eine solche fürstliche Gestalt war schon Hannibals Vater, Hamillkar Barkas, der Träger der punischen Großmachtspolitik, den Cato wie einen Epaminondas bewunderte. Hamillkar begann, um Kraft gegen Rom zu gewinnen, die Eroberung Spaniens, und als neunjähriger Knabe (im Jahre 237) tat dort sein Sohn Hannibal den Schwur seines Lebens: „niemals Roms Freund zu sein“. In diesem Knabenschwur lag das Schicksal zweier Städte. Der Schwur ging aber, wie man sieht, nicht auf die Vernichtung Roms, sondern bedeutete nur den Vorsatz, selbst so stark zu werden, daß man die Freundschaft, das Bündnis Roms nicht brauchte. Denn Hannibal wußte, daß Rom seine Bundesgenossen zu ersticken, zu erdroffeln pflegte.

Mit unerhört raschem Avancement wurde Hannibal, der junge zwanzigjährige Mensch, in Spanien Reitergeneral; ja, fünfundzwanzigjährig wurde er durch das Heer zum Generalissimus der Armee gemacht. Der Senat Karthagos war dabei gar nicht gefragt worden; der Senat war gefügig und gab nachträglich seine Bestätigung. Eine solche königliche Vollmacht wie Hannibal hatte kein römischer Feldherr: denn Hannibal blieb durch Jahrzehnte ständig in seiner hohen Charge, während die römischen Feldherren fast jährlich wechselten, und er machte nach Gutdünken im Namen der Stadt Politik, schloß Bündnisse, unterwarf Länderstrecken und Städte, konstituierte binnen etwa drei Jahren in Spanien ein stattliches karthagisches Reich, und so hat er, ohne zu fragen, eigenmächtig, das heißt kraft seiner Stellung, auch den Krieg mit Rom begonnen, indem er im Jahre 218 den Ebro überschritt.

Ihm ist es, trotz seines großartigen Heldentums, im Andenken der Menschen schlimm ergangen. Er hat auf einer Erzinschrift seine Großtaten selbst verewigen lassen, aber dies Monument ist verloren. Die römischen Schriftsteller sowohl wie die griechischen haben ihn mit Haß und Neid verfolgt und ihm Missetaten angedichtet, die er nie getan. „Der perfide, der grause, der gräßliche Hannibal“ — mit solchen einfältigen Worten reden die späteren Römer von ihm. In Wirklichkeit war die römische Politik perfider als er. Hannibals Taten reden eine ganz andere Sprache; sie zeigen uns einen Mann von einziger Größe, und zwar auch moralischer Größe, der nicht nur ein Feldherr war von blitzender Genialität und fabelhaft kalt-

blütiger Schlagfertigkeit (er hat immer mit geringeren Kräften gesiegt), nicht nur ein Organisator von höchster Genialität (wir brauchen nur an seinen Alpenübergang zu denken: ein ganzes Heer mit einem Train von Elefanten übersteigt den noch gänzlich straßenlosen Alpenkamm); vor allem bewundernswert ist seine unverrückbare Konsequenz, Ausdauer und Beharrung in Glück und Unglück, ein zwanzigjähriges Seldentum und Selbstopfer, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Patriotismus und bedingungsloser Liebe zu seiner Vaterstadt, deren Schicksal er auf dem Herzen trug: einer der größten Männer semitischer Rasse, aber so, daß die sonst so spezifisch semitischen Eigenschaften nicht stark an ihm hervortraten: jede religiöse Leidenschaft fehlt ihm; aber auch jeder persönliche Ehrgeiz und jedes Wichtig-tun; es geht ihm nur um die Sache, Rom endlich doch zu einem annehmbaren Frieden zu zwingen. Er war ferner ein Mann der Tat und nicht des Wortes, handelt auch nie sanguinisch und vom Temperament hingerissen, sondern stets vorsichtig und nach Berechnung und nur da kühn, wo es sich verlohnte. Aber es verlohnte sich in der Tat, kühn zu sein. Hannibal, der einäugige — er sah gut und hat eigentlich nie falsch gehandelt. Nur in dem einen verrechnete er sich, daß er Roms für jene Zeiten beispiellosen Hilfskräfte unterschätzte und zu gering anschlug.

Wen hatte Rom diesem Menschen, der mit seiner Armee plötzlich wie ein tausendköpfiges Gespenst über die Alpen kam, gegenüber zu stellen? Männer gewöhnlichen Kalibers; ob sie Claudius oder Fabius oder Cornelius heißen, ist im Grunde einerlei. Die Siege Hannibals gingen in Italien Schlag auf Schlag, so wie der junge Tiger die anrennenden Hunde niederschlägt. Im dritten Jahre (216) war die Schlacht bei Cannä; Rom lag niedergezwungen am Boden. Es schien, als wären ihm die Hände abgehauen. Womit sollte es jetzt noch kämpfen?

Wer heute durch den St. Gotthard rollt, kommt auf die Straße Hannibals: ins Ticinotal; dann öffnet sich ihm die wundervoll fruchtbare lombardische Ebene des Po, vom Ticin bis zur Etsch, bis Cremona, Verona. Diese norditalische Ebene war damals von dem Kraftvolk der Gallier bewohnt, und diese Gallier haßten Rom und fochten mit Hannibal. Hannibal hatte auf ihre Hilfe gerechnet. Ganz nackt bis zum Gürtel, gingen diese Leute in die Schlacht und fochten mit langen Säbeln; auch zu Pferde. Die Schlacht bei Cannä wurde von Hannibal durch eine glänzende Reiterattacke eröffnet: das waren solche gallische Reiter. Nun drohten auch Süditalien, Campanien, Apulien, die Samniten zu Hannibal abzufallen, und das Aushebungsgebiet für ein neues römisches Heer war erheblich verkleinert.

Rom trauerte dreißig Tage, aber Rom blieb trotzig. Seine Ressourcen waren doch noch nicht erschöpft. Der Landsturm wurde aufgeboten — auch sechzehn- bis siebzehnjährige Knaben (wie bei uns im Jahre 1813), ja, auch 8000 Sklaven in die Uniform gesteckt. Man brachte angeblich 200 000 Mann auf: so konnten neue Truppen nach Sizilien und Spanien geworfen werden, und ein paar Heerhaufen (unter Fabius Cunctator und Claudius Marcellus, braven Militärs alten Stils) kamen so wirklich auch in Italien zusammen,

die allerdings kaum ein Gefecht wagten, aber Hannibal immer doch beschäftigen konnten. Es war ein Ruin für Italien selbst; das schöne Land, die Städte und Felder verheert, verwüstet und ausgefogen, und zwar nicht nur vom Feind, auch von der römischen Truppe; Frucht, Vieh und Mensch weggeschleppt, dezimiert, vernichtet. Die Sache schien hoffnungslos. Die Verstärkungen, die Hannibal aus Spanien erwartete, brauchten nur zu kommen, und er hatte Rom am Messer. Er konnte Rom aushungern, um hernach selbst auf dem Kapitol zu speisen, wie ihm sein Reitergeneral Maharbal verhieß.

Da erhob sich in Rom ein junges Genie und ein Retter, nicht melancholisch ernst und herbe, wie Hannibal, sondern strahlend heiter, ein sorgloser Optimist: das war Scipio.

Scipio! Siebzehn- bis achtzehnjährig ritt er schon mit in die Schlacht am Ticino und lernte da den großen Sieger Hannibal kennen; er soll da seinen Vater herausgehauen haben. Ja, auch bei Cannä war er mit und floh, wo alles floh. Der Eindruck der Schlacht bei Cannä aber war für ihn unauflöslich, denn er hatte offene Sinne und sah, wie ein großer Stratege manövriert und siegt. Damals schon wird ihn der Ehrgeiz gepackt haben, es diesem großartigen Gegner einmal gleich zu tun. Denn man kann auch das Siegen lernen. Muntere Zuversicht war der Grundzug seines Wesens; und dazu kamen die militärischen Traditionen in seiner Familie. Schon sein Großvater, der Sohn des Scipio Barbatus, siegte dereinst im ersten punischen Krieg; und eben jetzt standen sein Vater Scipio und sein gleichnamiger Onkel kämpfend in Spanien, um die punische Macht dort gemeinsam anzugreifen. Aber ihr Werk mißlang. Beide, Vater und Onkel, wurden dort von Hasdrubal, Hannibals Bruder, geschlagen und getötet.

So trat der fünfundzwanzigjährige junge Mann, der noch nie eine Kompanie geführt hatte, selbstgewiß vor das geängstigte Volk in Rom und bewarb sich ohne Umschweife um den Oberbefehl in Spanien. Es war ein lächerlich tolles Unsinnen. Denn so wie ein preussischer Armeechef nicht leicht unter fünfzig Jahren vorkommt, so stand es annähernd ähnlich auch bei den Römern. Wozu ist sonst die Rangordnung und das liebe stufenweise Avancement, das den Charakter stählt? In Rom waren die würdigen konsularischen und prätorischen Männer dazu da, die Meere zu organisieren und anzuführen.

Aber Scipio drang durch. Er war vor kurzem Marktbeamter, Ädil gewesen, und hatte als solcher für das Volk glänzende Schauspiele gegeben, acht Tage lang, vor allem Wagenrennen im Zirkus, hatte außerdem unter anderem an das Volk straßenweise Rationen Öl verteilt, was dasselbe ist, als wenn bei uns ein Vornehmer etwa jedem Bürger Butter ins Haus schicken wollte. Denn die Alten kochten mit Öl und kannten noch keine Butter. Durch den Erfolg, den er jetzt errang, wird uns sein Bild gleich mit einem Schimmer des Wunderbaren umgeben; er war längst beliebt, und es heißt, daß auch die feurige Ansprache, die er hielt, und vor allem seine edle Gestalt das Volk bezwangen.

In Wirklichkeit aber hätte dem Scipio die edle Gestalt und die Vertheilung wohl wenig genügt. Aber das Kommando haftete nun einmal an seiner Familie. Vor allem aber hat das Vorbild des Gegners selbst hierauf eingewirkt. Das ist offensichtlich und gar nicht zu verkennen. Hannibal wurde fünfundzwanzigjährig Generalissimus, und zwar als Nachfolger seines Vaters; so erhält jetzt auch Scipio, um ihn zu bekämpfen, just fünfundzwanzigjährig sein wichtiges Kommando, und zwar auch er als Nachfolger seines Vaters. Die Römer erkannten eben, daß man, wo alles auf dem Spiel stand, von der ängstlichen Alte-Herrenmethode einmal abgehen müsse; und sie lernten dabei vom Feinde.

Und so wie Hannibal seine Siegeslaufbahn in Spanien begann, so jetzt auch Scipio. Scipio faßte den punischen Stier nicht bei den Hörnern und bewarb sich nicht darum, ein Korps gegen Hannibal selbst zu führen. Was es Furcht? Gewiß nicht. Ihm widerstrebte es, mit beizutragen zu der Verwüstung des eigenen Heimatlandes. Scipio hat es in seinem ganzen Leben vermieden, auf Italiens Boden Krieg zu führen. Und wie viel schöner war es für ihn, abenteuernd ins ferne Ausland zu ziehen! Vor allem: aus Spanien erwartete Hannibal seine ihm notwendigen Verstärkungen. Gelang es, Spanien wegzunehmen, so war Hannibals Stellung in Italien auf einmal unhaltbar, so wie der Baum eingeht, dem man die Wurzel durchsägt hat.

Scipio segelte ab, und das Klügste und Überraschendste war gleich Scipios Erstlingsstat, im Jahre 209. Das Herz und die Hauptstadt der großen punischen Besitzungen in Spanien war die schöne Hafenstadt Neukarthago, die heute Cartagena heißt: die strahlende Inselstadt im blauen Meer, in der That ein zweites Karthago, wo die angesehensten Behörden auch alle Kriegsmagazine, die Kriegskassen, der Provinzialreichschatz des Feindes sich befanden: stark befestigt und ganz unzugänglich. Scipio rückte von Tarragona rasch heran, und es gelang ihm, die Stadt mit einem wuchtig geführten Handstreich blitzschnell zu nehmen. Brillant! Es war alles elegant, was er tat.

Cartagena, wo die Rosen auch im Winter blühen! Cartagena, das fischreiche, wo man die schönsten Fischsaucen bereitete, die das Altertum kannte. Eine Altiengeellschaft versandte die Sauce in Krügen von da über die ganze Welt. Cartagena, berühmt auch durch seine Getreidespeicher oder Silos, die man unterirdisch angelegt hatte und in denen das Getreide fünfzig Jahre lang aufbewahrt werden konnte. Ob Rosen, ob Fischsaucen, ob Silos: die Hauptsache war: das Herz der feindlichen Provinz war getroffen, war ihm ausgerissen. Die punischen Armeen rückten zwar nachträglich heran, wagten aber keinen Versuch, den Römer wieder herauszuwerfen. In Cartagena fanden Scipio auch vornehme Spanier, die von den Puniern als Geiseln festgehalten worden waren: er befreit sie und gewinnt sich damit die Herzen und das Zutrauen der einheimischen Stämme.

210—206, fünf Jahre, blieb Scipio so in Spanien, residierte in Tarragona, lieferte noch ein paar Schlachten, zum Teil durch seine Unterfeldherren, die älter als er, aber ihm devot ergeben sind; er gründet dort auch eine römische

Kolonie, der er nach seiner Heimat den bedeutamen Namen Italica gibt (damit wurde der Name Italiens zum ersten Male ins Ausland getragen). Endlich fällt ihm durch Verrat auch noch Cadix zu, die letzte Stadt, in der die Carthager saßen, und Spanien ist so durch ihn römisches Land geworden.

Nur mit Hasdrubal, Hannibals Bruder, dem gefährlichsten Gegner, hat er es sich leicht gemacht. Hasdrubal stand ihm dort gegenüber; aber es kam zu keiner Schlacht; und Hasdrubal verließ, um nach Italien gegen Rom zu ziehen, mit seinem ganzen Heer unbehelligt das Land. Hasdrubal brachte seinem Bruder Hannibal die erhofften gewaltigen Verstärkungen nach Italien; Rom selbst wurde damit aufs neue bedroht, und Scipio rührte keinen Finger, das zu verhindern. Der Vorwurf bleibt auf Scipio sitzen. Es war nicht sein Verdienst, daß Hasdrubal hernach dennoch seinen Untergang fand und nicht an sein Ziel gelangte. Nicht die Eroberung Spaniens durch Scipio, sondern der Untergang Hasdrubals am Fluß Metaurus bei Florenz ist die eigentliche entscheidende Glückswende in diesem Hannibalkrieg gewesen.

Man muß Scipio zu verstehen versuchen. Er war eben kein Durchschnittsrömer. Laelius heißt der ihm ganz ergebene Freund, der ihn am stärksten beeinflusst hat. Laelius stammte aus der kleinen Stadt Tibur — Tivoli — bei Rom, wo damals noch sehr viel griechische Traditionen herrschten, und Scipio selbst wurde so schon als junger Mensch durch diesen Laelius in die griechische Literatur, in die griechische Kultursphäre hineingezogen.

Daher das Mystische, womit er sich schon als sechszehnjähriger Junge umgab. Er liebte die Einsamkeit; „ich bin dann am wenigsten allein, wenn ich allein bin,“ war sein Ausspruch. Das hatte er von Xenophon; das war sokratisch. Ja, er sprach von Träumen und von Götterstimmen, die er in der Einsamkeit vernahm und die ihn lenkten, und unternahm nichts, ohne zuvor lange einsam im Tempel verweilt zu haben. Die Seestadt Cartagena eroberte er, indem ihm dabei das Eintreten der Ebbe zu Hilfe kam. Der gemeine italienische Soldat wußte damals noch nichts von Ebbe und Flut, und Scipio erklärte den Leuten nicht etwa das Naturgesetz, sondern verkündete mystisch seinem Heere, der Meeresgott Neptun selbst stehe mit ihm im Bunde. Wie fremdartig, diese prophetenhaft-geistliche Pose bei einem sonst so frischen jungen Reitersmann! Insbesondere hatte Scipio, wie später noch so mancher andere, den romantischen Trieb, Alexander dem Großen zu gleichen. Auch das also ein Einfluß des Griechentums. Daher schritt er schlicht militärisch, aber majestätisch einher und trug dabei lange Alexanderlocken; das stand ihm schön, er war eine interessante neue Erscheinung. Daher übte er aber auch gegen schöne junge Frauen, die ihm als Beutestücke gebracht wurden, im Stil Alexanders die edelste Großmut, und alles schwärmte für ihn. Vor allem aber erwachte in ihm der Trieb zur Autokratie und das Talent, selbst König zu sein, wie Alexander, oder doch den König zu markieren.

Auch Hannibal war in Spanien königlich aufgetreten. Jetzt boten die unterjochten spanischen Volksstämme dem Scipio geradezu das spanische Königtum an, und der Grieche Polybius, sein Verehrer, wundert sich, daß Scipio sich nicht irgendwo auf Erden wirklich ein Königreich begründet habe.

In der That war Scipios Residenz in Tarragona wie eine Hofhaltung. Er betonte das. Es machte ihm Freude, für fünf Jahre lang spanischer Monarch zu sein, und um das voll auszugenießen, ließ er den gefährlichen Hasdrubal mit seinem Heer aus Spanien unbehelligt nach Italien abziehen. Mochten die alten würdigen Generäle in Rom zusehen, wie sie mit ihm fertig wurden. Er war ihn los.

Nachdem er zum Abschied noch in Cartagena königliche Festspiele gegeben, kehrte Scipio endlich im Jahr 206 nach Rom zurück.

Er war da. Aber er entließ sein Heer nicht; er blieb mit seinen Legionen vor Rom stehen. Denn er wollte nur als Triumphator in der Tracht Jupiters mit dem Schimmelwagen in die Stadt, und dazu brauchte er die Erlaubnis des Senats. Der Senat mußte also hinaus vors Thor kommen, damit ihm Scipio zunächst seine Taten anpreisen konnte. Solchen meistens recht ruhmredigen Rechenschaftsbericht gaben die heimkehrenden Feldherren regelmäßig zum besten; oft stellten sie sich mit Landkarten und gemalten Schlachtenbildern auf dem Marktplatz auf und demonstrierten dem Stadtvolk, was sie geleistet. Aber der Senat war immer noch altmodisch gesonnen und zäh, denn Scipio war noch zu jung, war ja noch nicht einmal Prätor und Consul gewesen, und der Senat gewährte ihm den Triumph nicht. Als schlechter Privatmann betritt also Scipio die Stadt, opfert aber dem Jupiter auf dem Kapitol gleich hundert Rinder — das gab eine herrliche Volksspeisung —, und die Menge huldigt ihm, wie bisher keinem gehuldigt wurde.

Was nun? Der Krieg war immer noch unentschieden. Hannibal stand immer noch unbeseigt in Süditalien; und die Partei der alten Herren wollte jetzt alle Kräfte gegen diesen Hannibal vereinen. Scipio, der eben jetzt Consul wurde, blickte weiter und setzte nach schweren Kämpfen durch (er terrorisierte dabei den Senat durch das Volk), daß ihm für einen Feldzug in Afrika das Kommando wurde. Er wollte keine Schlachten in Italien schlagen; und es galt, jetzt endlich Karthago selbst zu bedrohen. Also ging er zunächst nach Sizilien. Der Senat suchte ihn zu hemmen, seine Mittel zu beschränken. Aber freiwillige Hilfe floß ihm aus vielen Städten Mittelitaliens, wie Perugia und Arezzo, zu: an Bauholz, Waffen, Proviant. Vierzig Tage, nachdem das Holz gefällt war, lag die neue Flotte schon im Wasser¹⁾.

Das wichtigste aber ist, daß Scipio wie ein Kondottiere jetzt auch Truppen für Geld anwarb: Soldknechte, die ihm huldigten. Das war für einen römischen Consul unerhört, das war der Stil der Könige und Despoten. Es beginnt im Heere jetzt der Berufskrieger, und das hat später Marius durchgeführt. Der Krieg wird dadurch allmählich zum Handwerk bezahlter Leute, und der Bauer und Schuster kann hinfort bei seinem Pflug und bei seinem Pfriemen zu Hause bleiben. Überdies umgab Scipio sich in Sizilien mit einer Leibwache von dreihundert auserlesenen Reitern.

Im Gefolge davon kam aber auch die Meuterei, Frechheit und Verrohung im Heere selbst. Schon in Spanien mußte Scipio solche Meuterei

¹⁾ Plin. n. hist. 16, 192.

dämpfen, schon in Spanien wurden von seinen Soldaten gegen alles damals geltende Völkerrecht schöne Frauen als Beute aufgebracht, verschenkt und verhandelt. Die barbarische Praxis, daß jeder Soldat durch Anteil an der Kriegsbeute belohnt wird, war alt; aber sie artet schon jetzt in ein Raubsystem aus, und die Offiziere räuberten ebenso wie die Gemeinen. Die besiegten Städte und Länder wurden ausgeplündert, ausnahmslos: Privatgut, Tempelgut. Wozu wurden sie sonst besiegt? Nicht durch Arbeit und Industrie ist Rom so reich geworden, sondern lediglich durch seine Kriege. Ein schmachvoller Betrieb. Roms Geschichte ist die Ausplünderung der Welt.

Das Scheußlichste waren damals die Massaker in der Stadt Lokri, für die Scipio jedenfalls verantwortlich war; Pleminius hieß der Legat, der da so wütete; und Scipio suchte ihn wirklich zu decken, eine Zeitlang mit Glück. Der gestrenge Senat sandte eine Untersuchungskommission nach Sizilien; denn man glaubte, Scipios Heerwesen sei dort gänzlich im Verfall; damals, scheint es, hat auch der Dichter Naevius ihn auf der Theaterbühne öffentlich angegriffen. Aber die Kommission fand in Syrakus, dem Hauptquartier, alles wirklich musterhaft. Denn was ließ sich dagegen einwenden, daß Scipio für seine Person da gern vormittags ins Theater ging und nachmittags am griechischen Turnsport teilnahm¹⁾? Und Scipio blieb vollständig Herr der Situation.

Aber es war eine herausfordernde Situation: Scipio in Syrakus, Hannibal in Kroton! beide große Heerführer so hart nebeneinander, unglaublich nahe und nur durch die schmale Meerenge von Messina getrennt! Aber Scipio dachte auch jetzt nicht daran, sich an Hannibal zu versuchen, ja, er wurde von seinem Plan, nach Afrika zu gehen, auch dadurch nicht abgehalten, daß die Karthager im Jahre 205 eine neue Armee unter Hannibals jüngstem Bruder Mago nach Genua warfen²⁾, so daß Rom selbst jetzt abermals von zwei Seiten her bedroht war. Es war eine geniale Konsequenz in Scipios Handeln. Mit 40 Kriegsschiffen, 400 Lastschiffen brach er, gerade jetzt, nach Afrika auf. Bei der Abfahrt alle Felsenufer voll Menschen! ein pompös theatralischer Moment: große Zeremonie und Opferhandlung am offenen Meer. Der Feldherr selbst betet laut und salbungsvoll: alle Landgötter und Meeresgötter, fordert er, sollen Rom helfen, und die Eingeweide der unzähligen Opfertiere werden ins Meer geworfen! Ein frommes Werk, in Wirklichkeit ein Leckerbissen für die Haifische.

Natürlich erfolgten dann in Afrika zunächst etliche Schlachten. Aber Festungen einzunehmen gelang durchaus nicht. Das römische Belagerungswesen war damals noch keineswegs auf der Höhe. Scipio aber bewährte sich auch als Diplomat; und das war eine Eigenschaft, die Hannibal abging. Es handelte sich um die zwei numidischen Könige oder Scheiks, die sich damals in das Land Algier teilten, Syphax und Masinissa: Scipio schloß kavalier-

¹⁾ Plut. Cato 3.

²⁾ Warum stieß Mago nicht zu Hannibal? Offenbar war das Land in der Nähe Scipios zu gefährlich; auch konnte Bruttium kaum Hannibals Heer ernähren; es hätte dort für Mago an Proviant gefehlt.

mäßig mit Masinissa persönliche Freundschaft¹⁾: der König mit dem König, und Masinissa leistete ihm sogleich gegen Karthago die wichtigsten Dienste.

Dahinein spielt auch der Roman von der schönen punischen Frau Sophoniba (Sophonisbe), die dieser König Masinissa liebt, die aber die Frau seines Widersachers Syphax wird. Unser Dichter Geibel hat daraus eine Tragödie gemacht. Masinissa jagt Sophonisbe dem Syphax wieder ab und heiratet sie; Scipio aber fürchtet, die Punierin wird den Masinissa auf Karthagos Seite hinüberziehen und zwingt die Fürstin, Gift zu nehmen, das er ihr sendet.

Aber die Ereignisse überstürzen sich. Hannibal, der unbefiegte, kommt endlich aus Italien herbei und wird von Scipio im Jahre 202 in der berühmten Schlacht bei Zama wirklich überwunden. Zama lag in Algier. Die Entscheidung aber gaben hierbei numidische Reitereschwärme, die Vorläufer der heutigen Araber in Tunis und Tripolis, die dem Hannibal unversehens in den Rücken fielen.

Was sind die Folgen dieses Sieges? Die Herrschernatur im Scipio zeigt sich von neuem. Der römische Senat will noch nichts von Frieden wissen; er wittert gerade jetzt mächtige Beute und fordert die Einnahme und Plünderung der gewaltigen Stadt Karthago selbst. Aber das Volk in Italien, das durch den Krieg kläglich verarmt ist und von der großen Beute doch nichts zu hoffen hat (denn der Hauptgewinn bleibt immer in den Klauen des senatorischen Adels), das Volk in Rom schreit nach Frieden, und Scipio tritt gegen den Senat für das Volk ein und setzt den Frieden durch.

Großartig war alsdann sein Triumphzug durch ganz Italien von Süden her, bis hinauf aufs Kapitol. Tausende von Gefangenen, die er aus Karthagos Hand befreit, zogen lobpreisend vor ihm her. „Liebling des Volks zu sein, Heil Scipio dir!“ ungefähr solche Töne hat man damals zu seiner Verherrlichung angeschlagen, als wäre er ein Monarch. Er war auf dem Gipfel. Der Senat beugte sich. Scipio nannte sich selbst Africanus²⁾. Offiziell wurde er vom Senat mit dem Prädikat „der Glückliche“ gefeiert³⁾. Das Glück, die felicitas, war nicht mit Hannibal; es war mit ihm. Das Glück aber galt als die Eigenschaft und das Vorrecht der Könige und Götterfreunde.

Und er wurde nun, kaum fünfunddreißig Jahre alt, für den Rest seines Lebens „Erster des Senats“ (princeps senatus) und hat als solcher weiterhin die einflußreichste Stimme in der Weltpolitik Roms gehabt. Eine Schar vornehmer Jünglinge begleitete ihn bei öffentlichem Auftreten, sein ständiger „Komitat“⁴⁾. Man sagte: seine Winke hatten die Geltung von Senatsbeschlüssen⁵⁾. So war Scipio der erste wirklich weltgeschichtlich große Mann Roms. Seine Bedeutung zeigt sich beiläufig auch darin, daß er sich herausnahm, den Aufstieg zum Kapitol selbst, den er so oft erklimmte, mit einem

¹⁾ Sallust. Jug. 5.

²⁾ Ein übles Beispiel für andere; s. Liv. 30, 45.

³⁾ Cic. de fin. 4, 22.

⁴⁾ Cic. Cato 29.

⁵⁾ Liv. 38, 51.

Durchgangsbogen zu schmücken, der zwei Rosse und sieben übergoldete Statuen trug. Solche Luxusbauten sind Sache der Könige, und die griechische Kunst wurde dazu in Dienst genommen.

Aber er hielt sich nicht auf der Höhe, und es folgt nun noch das enttäuschende Ende. Scipio wurde laß; er hatte sich ausgegeben¹⁾. Schon seine Amtsführung als Zensor enttäuschte²⁾.

Roms Kriege hörten nicht auf. Es griff damals sogleich mächtig auf die Balkanhalbinsel hinüber (auch neuerdings hätte Italien dazu wohl Lust), und um Griechenland entspann sich der Streit Roms mit Antiochos, dem fernen König von Syrien, bei dem der flüchtige Hannibal Zuflucht gefunden hatte. Wahrlich, der kleine italienische Bauer und Legionärsoldat lernte die Welt kennen; er wurde weithin über Länder und Meere getragen.

Gegen Antiochos zog nun Scipio im Jahre 190 mit seinem Bruder Lucius noch einmal aus. Aber sein Verhalten war diesmal auffällig; es lockte ihn sichtlich, mit einem griechischen Großkönig auf gleichem Fuß zu verkehren, und er ließ sich auf zwecklose Verhandlungen mit dem Gegner ein, die verdächtig scheinen konnten. Antiochos nahm dann Scipios etwa zwanzigjährigen Sohn gefangen; Scipio selbst wird krank; da schickt ihm der König, ohne Lösegeld zu nehmen, seinen Sohn ans Krankenlager, und Scipio dankt ihm dafür mit dem sonderbaren Ratschlag: Antiochos solle keine Schlacht wagen, bevor er, Scipio, nicht genesen und ins römische Feldlager zurückgekehrt sei. Antiochos gibt auf diesen Rat nicht acht und wird bei Magnesia in Scipios Abwesenheit vollständig geschlagen. Hatte Scipio ihm diese Niederlage ersparen wollen?

An diese Ereignisse hat sich der für uns zum Teil unverständliche Scipionenprozeß angeknüpft. Beide Brüder werden in Rom angeklagt, zuerst wegen der unermesslichen asiatischen Beute von ca. 200 Millionen Sesterz, von der 4 Millionen vermißt wurden. Bei ihrer Einbringung und Verteilung hatte es an jeder staatlichen Kontrolle gefehlt. Scipio weigert stolz die Rechenschaftsablage und soll seines Bruders Rechnungsbücher selbst vor den Senat gebracht und sie dort in Stücke zerrissen haben. Ein fast unglaublicher Vorgang: denn die antiken Geschäftsbücher waren aus sehr festem Material, Holz oder Pergament, und ließen sich nicht so leicht zerreißen. Dann begann ein zweiter Prozeß wegen Bestechung, und Scipios Bruder Lucius wurde da wirklich gefaßt, sein Vermögen konfisziert. Die Scipionen scheinen von Antiochos wirklich Geldsummen angenommen zu haben. Scipio selbst blieb verschont, aber er mied seitdem Rom, eine gefallene Größe, und starb wenige Jahre später einsam auf seinem Landsitz Liternum im schönen Campanien, im Jahre 183. Zu Neros Zeit, etwa 250 Jahre später, besuchte der Philosoph Seneca die Landstelle Liternum und staunte über die schlichte Einrichtung der Villa des großen Scipio, vor allem über die Dürftigkeit seiner Badestube. In Neros raffinierter Zeit war man freilich an die schlechter-

¹⁾ So Plutarch Cato maior XI fin.

²⁾ Auch daß er den Senatoren besondere Theaterplätze anweisen ließ, war keine Großtat.

haftesten Thermen gewöhnt. Man zeigte damals auch noch die Öl- und Myrtenbäume, die Scipio dort mit eigener Hand gepflanzt hatte.

Heute pflegt der Reisende, der nach Rom kommt, in der menschenleersten Gegend der Stadt, in der Vigna Sassi, nicht fern von den Caracallathermen, die einsame Grabstube der alten Scipionen zu besuchen. Ein gewaltiger Steinsarg und zahlreiche Steinplatten, die ihren Namen und zum Teil auch Verse tragen und als Verschuß der unterirdischen Grabkammern dienten, sind da beisammen gefunden worden, und man betritt den schlichten Ort mit Ehrfurcht; ist es doch die älteste, historisch denkwürdige Grabstätte Roms! Aber des großen Scipio Sarcophag stand dort nie. Es ist sicher: sein Gebein fand nicht Ruhe in der alten Familiengruft; es ruhte fern von jenem Rom, das ihm so viel dankte. Eine Schlange, die in einer Grotte hauste, hütete in Litemum noch nach Jahrhunderten die „Manen“ des Verstorbenen.

Aber in die Geschichtsbücher kamen über ihn trotz alledem nur wohlwollende Berichte. Das dankte er vor allem dem Polybius, der seine Nachrichten über Scipio alle von dem intimsten Freunde Scipios, von Laelius, erhielt; und gleich nach seinem Hingang bemächtigte sich seiner auch die junge römische Poesie. Ennius besang ihn in homerischem Stil und forderte, daß man ihm Statuen und eine Rundsäule errichte mit Darstellung seiner Taten im Relief; und wirklich wurde seine Imago (Bild) sogleich im Jupitertempel auf dem Kapitol aufgestellt¹⁾. Er wurde wie Alexander geradezu zum Halbgott, zum leibhaftigen Sohn eines Gottes gemacht; er sollte gar wie der fromme Aeneas bei Cumae in die Unterwelt hinabgestiegen sein, um dort Roms fernstes Schicksal zu erfragen. Und eine Menge nobler Handlungen und hübscher Reden sind ihm obendarein angedichtet, die ich hier sämtlich planvoll übergehe.

Wichtiger als alles dieses ist, daß Scipio der Vater der Cornelia war. Er war der Vater der „Mutter der Gracchen“. Zwischen ihm und den Gracchen liegen nur zwei Generationen. Scipio selbst war wohl ein splendider Wohltäter des Volkes gewesen, aber er hatte sich des Volkes dabei doch nur bedient, um den Senat zu kränken, und noch nicht daran gedacht, dem darbenenden im Kampf mit dem Senat zu seinem Recht zu verhelfen. Im Gegenteil verstärkte er als verstockter Aristokrat den Gegensatz zwischen Vornehm und Gering und steigerte vor allem den Druck, den Rom rücksichtslos auf die kleinen italienischen Landstädte, seine sogenannten Bundesgenossen, ausübte. Die Not der Zeit begriff erst sein Enkel Gaius Gracchus. Das schönste Monument großer Männer sind ihre Nachkommen, die ihrer würdig sind und die über ihre Väter hinausgehen. Wir wollen, wenn sich vor unseren Augen das tragische Schicksal der Gracchen erfüllt, nicht vergessen, daß Scipios Blut in ihren Adern floß.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

¹⁾ Appian. Ib. 33; Val. Maxim. 8, 15, 1.

Die Öffnung der Dardanellen.

Von

Vizeadmiral a. D. P. G. Hoffmann.

I.

Ein allgemein zur Geltung gelangter Satz des Völkerrechts gibt den Schiffen aller Nationen das Recht der friedfertigen Durchfahung fremder Küstengewässer, ohne Unterschied, ob sie der Kriegs- oder Handelsmarine angehören, und ohne Rücksicht auf den Zweck der Fahrt. Eine englische Flotte im Krieg gegen Rußland, die sich nach der Ostsee begibt, hat zweifellos das Recht, innerhalb Kanonenschußweite an der Küste des neutralen Belgiens vorbeizufahren und Sund und Belte wie im Frieden zu passieren. Die territorialen Rechte, die jeder Staat auf das Meer, das seine Küsten bespült, nach internationalem Einverständnis innerhalb der drei Seemeilen Zone besitzt, erleiden eine Einschränkung in Hinsicht der Schiffahrtswege, die von Meer zu Meer durch solche Territorialzonen hindurchgehen und insbesondere in bezug auf die Meerengen, die zwei Teile der offenen See miteinander verbinden. Dieser letztere Grundsatz hat eine epochemachende Anerkennung erfahren, als durch Vertrag vom 14. März 1857 der Sundzoll zur Abschaffung gelangte. Nicht als Ablösung bestehender Verpflichtungen zur Zahlung des Zolls, sondern als Beihilfe zu Aufwendungen für Lotsenhaltung, Betonung und Beleuchtung der dänischen Gewässer wurde ein Geldbetrag zugestanden. Dänemark erkannte die Verpflichtung an, keinem Schiffe, welches es auch sei, unter irgendetnem Vorwand Hindernisse bei der Durchfahrt zu bereiten.

Wenige Monate vorher war nach beendetem Krimkrieg der Pariser Vertrag geschlossen, der das osmanische Reich „zur Teilnahme an den Wohltaten des Völkerrechts und zu dem System von Europa zuläßt“. In einer Anlage zu diesem Vertrage wurde wörtlich reproduziert, was durch die Londoner Konvention vom 13. Juli 1841 von den Großmächten als bindender Grundsatz anerkannt worden war, und was noch heute für die Rechtslage als ausschlaggebend anerkannt wird: „Seine Hoheit der Sultan erklärt, daß er fest entschlossen ist, in Zukunft das Prinzip unabänderlich aufrechtzuerhalten, das als alte Regel seines Reiches aufgerichtet ist, kraft dessen es zu allen Zeiten für Kriegsschiffe fremder Mächte verboten gewesen ist, in die Straßen der Dardanellen und des Bosporus einzufahren; und daß, solange sich die Pforte im Frieden befindet, Seine Hoheit kein Kriegsschiff in besagte Straßen zulassen wird.“

Damals mochte sich diese Aufrechterhaltung der alten Regel des Türkenreichs aus Zeiten seiner Nichtzugehörigkeit zur europäischen Völkergemeinschaft

als eine notwendige Konsequenz der sogenannten Neutralisierung des Schwarzen Meeres ergeben. Für die Kriegsschiffe sowohl der Küstenstaaten als der aller anderen Mächte sollte das Schwarze Meer verschlossen bleiben. Von den Meerengen als Schiffahrtsweg zwischen zwei freien Meeren konnte daher für Kriegsschiffe im Sinne des Völkerrechts nicht gesprochen werden. Aber als durch den Londoner Vertrag von 1871 die Küstenstaaten wieder Freiheit erlangten, Kriegsschiffe im Schwarzen Meer zu halten, wurde die alte Regel nicht fallen gelassen, sondern verschärft durch die dem Sultan zugesprochene Befugniß, die Meerengen nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden den Kriegsschiffen befreundeter Nationen zu öffnen für den Fall, daß die Hohe Pforte das zur Sicherung der Stipulationen des Pariser Vertrages für notwendig halten sollte. In dieser Form erhielt die alte Regel nun einen gegen Rußland gerichteten Charakter, während sie bisher gleichmäßig allen Mächten gegenüber gegolten hatten. Bis dahin hatte es immer den Anschein gehabt, als ob die dem Sultan zustehende Machtbefugniß über die Meerengen für Rußland eine wertvolle Bürgschaft zum Schutze seiner Küste gegen fremde Angriffe darstelle. Niemals ist das Recht der freien Durchfahrt für Kriegsschiffe von russischer Seite gefordert worden. Die Kaiserin Katharina wünschte das Schwarze Meer wie die Ostsee von jedem Besuch fremder Kriegsschiffe und Kaper frei zu halten, damit der Verkehr aller Handelsschiffe in diesen Gewässern durch die Kriege zwischen England und Frankreich keinerlei Beeinträchtigung erfahre. Später fehlte es den Russen nicht an Gelegenheit, im Bunde mit den Türken ihre Kriegsschiffe in das Mittelmeer hinauszusenden. Sie konnten sich der Ionischen Inseln bemächtigen, und sie erwiesen sich als eifrige Bundesgenossen, als die Türkei von Agypten aus durch Mehemed Ali gefährlich bedroht wurde. Aus letzterer Veranlassung verpflichtete sich die Pforte in einem geheimen Zusatz zum Vertrage von Ankar Skelissi 1833, als Entgelt für russische Hilfe die Dardanellen gegen fremde Kriegsschiffe zu schließen. Damit gewann die alte Regel den Charakter einer Schutzmaßregel für Rußland. Auch die obengenannte Londoner Konvention von 1841 war eine Verabredung durchaus im Sinne Rußlands. Als bei den Wiener Konferenzen 1855 die Beschränkung der russischen Seestreitkräfte im Schwarzen Meer Gegenstand der Verhandlungen war, schlug Rußland die Öffnung der Meerengen als eine Konzession an die Westmächte vor. Der bezügliche Vertragsentwurf (Beilage zum Protokoll Nr. XII) hat folgende Eingangsformel: Da es den Hohen kontrahierenden Höfen am Herzen liegt, die Besorgnisse zu zerstreuen, die aus Ungleichheit der Seestreitkräfte der beiden Uferstaaten am Becken des Schwarzen Meeres entstehen können, so willigt S. H. der Sultan durch einen freiwilligen Akt seines souveränen Willens ein, die durch den Vertrag von 1841 bekräftigte Regel der Sperrung der Dardanellen und des Bosphorus abzuändern und hinfort den Kriegsschiffen aller Nationen ohne Unterschied die freie Durchfahrt durch die Meerengen zu gestatten, um sich vom Archipel in das Schwarze Meer zu begeben.“ Dieser Vorschlag stieß auf allgemeinen Widerspruch, weil man, — um eine Wendung der damaligen diplomatischen Verhandlungen zu gebrauchen — die Existenz der Türkei mit dem europäischen Gleichgewicht eng zu verknüpfen bestrebt war.

Aus alledem geht klar hervor, daß der Wendepunkt, von dem ab das Meerengenverbot als eine Benachteiligung für Rußland empfunden werden konnte, nicht sehr alten Datums ist. Von diesem Zeitpunkt an beginnt aber auch eine Strömung einzusetzen für die Beseitigung der völkerrechtlichen Ausnahmestellung des Sultans als Pfortners am Eingang zum Schwarzen Meer. Die Friedenspartei in England, die mit den freihändlerischen Radikalen identisch ist, war weit entfernt, die Sperrung der Meerengen als ein Unterpfand des Friedens anzusehen. John Bright und seine Freunde traten wiederholt lebhaft für die freie Durchfahrt der Kriegsschiffe ein. Die Engländer in solcher Lage würden sich mit Gewalt die Durchfahrt erzwingen. Keine Nation könne sich zufrieden geben, wenn ihren Kriegsschiffen das Recht verwehrt werde, ihrer Handelsflotte zu folgen und sie zu schützen. Dieser Richtung trat Disraeli, gestützt auf die Konservativen, mit Erfolg entgegen. Er nahm für England die Rolle einer Schutzmacht der mohammedanischen Welt gegen das Slaventum in Anspruch und setzte die Bestätigung der alten Verträge auf dem Berliner Kongreß durch. England setzte dem Vordringen Rußlands einen Damm entgegen und verschärfte abermals die gegen Rußland gerichtete Spitze durch die Erklärung, nicht den Vertragsmächten, sondern allein den unabhängigen Entschliefungen des Sultans gegenüber erkenne es eine Verpflichtung an, das Meerengenverbot zu respektieren. Von russischer Seite wurde dieser Auffassung entgegengetreten. Graf Schuwaloff gab die Erklärung zu Protokoll, daß nach Auffassung der russischen Bevollmächtigten die Schließung der Meerengen ein europäisches Prinzip sei und daß die durch den Berliner Vertrag bekräftigten Stipulationen von 1841, 1856 und 1871 eine Bindung nicht nur dem Sultan, sondern allen Vertragsmächten gegenüber darstellten. Dieser Auffassung sind die Völkerrechtsjuristen im allgemeinen beigetreten. Aber Rußland hätte hier Gelegenheit gehabt, wenn es die Durchfahrt für sich hätte erkämpfen wollen, der englischen Auffassung beizutreten und bei gelegener Zeit sich mit der Pforte einseitig verständigen können. Aber es hat auch geschwiegen, als Lord Salisbury noch einmal im Hause der Lords (7. Mai 1885) England für berechtigt erklärte, mit seiner Flotte in das Schwarze Meer einzufahren im Falle ernster Verwicklungen in jenen Gewässern, auch wenn der Sultan, übel beraten, seinem Interesse entgegen die Erlaubnis dazu verweigern sollte. Dagegen hat die englische Diplomatie eifersüchtig darüber gewacht, daß der Sultan keinerlei Konzessionen an Rußland zugestehe. Als, einem persönlichen Wunsch des Zaren nachgebend, der Sultan einmal ein nicht armiertes russisches Torpedoboot nach dem Schwarzen Meer durchließ, gab dieser unerhebliche Ausnahmefall sogleich zu englischen Remonstrationen Veranlassung. Während des russisch-japanischen Krieges ist der Buchstabe des Vertrages gegen Rußland streng beobachtet worden. So gewinnt man den Eindruck, als müsse Rußland das Verbot fortgesetzt als eine ungerechtfertigte Belästigung empfinden. Trotzdem ist nicht bekannt geworden, daß in neuester Zeit die russische Regierung jemals Schritte getan hätte in der Richtung einer Aufhebung dieser drückenden Einschränkung der Bewegungsfreiheit seiner Kriegsschiffe. Im Gegenteil scheint es, als wenn dahinzzielende Versuche des Votschafters in Konstantinopel, die anlässlich der

Vorkommnisse des türkisch-italienischen Krieges im Laufe des letzten Jahres unternommen wurden, die ausdrückliche Mißbilligung der russischen Regierung gefunden haben. Die Rückberufung des Botschafters Tscharikoff wurde in diesem Sinne in England ausgelegt.

Die Zurückhaltung Rußlands in dieser Frage wird damit zu erklären sein, daß die Anerkennung der Meerenge als einer internationalen Wasserstraße im Sinne des Völkerrechts den ehrgeizigen Endzielen der russischen Politik gar nicht erwünscht ist. Wer die Beherrschung des Einganges zum Schwarzen Meer anstrebt, dem muß daran gelegen sein, die Berechtigung des Herrschens am Bosphorus, die Wasserstraße jederzeit zu sperren, aufrechtzuerhalten. Je schwächer nun der Staat wird, der diese Herrschergewalt gegenwärtig ausübt, je leichter wird es für Rußland, im Falle kriegerischer Verwicklungen die Beherrschung der Wasserstraße vom Lande aus an sich zu bringen. Ein internationales Abkommen, das die Freiheit der Durchfahrt für Krieg und Frieden garantiert, würde für einen solchen Fall eine Bindung auch für Rußland bedeuten, die höchst lästig werden kann. Das Interesse für eine Proklamierung der Meerenge als freier internationaler Meerenge liegt somit bei allen seefahrenden Nationen, die Handelsinteressen im Schwarzen Meer zu schützen haben, mehr als bei Rußland, falls es noch daran denkt, jemals in Konstantinopel Einfluß zu üben. Denn im Laufe der letzten Zeit sind Interessen emporgewachsen, die der Frage nach Offenhaltung der Dardanellen ein ganz anderes Gesicht geben. Es handelt sich nicht mehr um das Recht der Kriegsschiffe allein und auch nicht einseitig um Entwicklungsmöglichkeiten der russischen Flotte, sondern um die Interessen des internationalen Handels. Dieser hat ein zunehmendes Verlangen danach, daß eine Unterbrechung der Schifffahrt unter allen Umständen ausgeschlossen bleibt. Die Steigerung dieses Verkehrs ist für ganz Europa von eminentester Bedeutung. Ein schwacher Staat am Bosphorus auf sich selbst gestellt, setzt den Handel fortwährend der Beunruhigung aus, es könnten durch Zwistigkeiten auf der Balkanhalbinsel zeitweilige Verkehrsstörungen eintreten. Die Pforte in nicht unbegründetem Mißtrauen gegen alle ihre europäischen Freunde ist stets bereit, den Zugang zum Bosphorus zu sperren, sobald sie Konstantinopel zur See für bedroht hält. Im letzten italienischen Kriege ist es nur vorübergehend zu einer Unterbrechung der Schifffahrt gekommen, weil die Diplomaten sich energisch für eine Offenhaltung des Seeweges eingesetzt haben. Aber kein Schiedsgericht wäre in der Lage gewesen, der türkischen Regierung die Pflicht zum Schadenersatz aufzuerlegen, wenn in Geltendmachung des Rechtes der Selbstverteidigung eine vielmonatige Sperrung verhängt worden wäre.

II.

Heute stehen wir am Vorabend einer Neuregelung der Stellung des ottomanischen Reiches im System von Europa. Die Türkei hat aufgehört, ein erhebliches Gewicht bei der Abwägung europäischer Machtverteilung in die Waagschale zu legen. Die Ansprüche, die der Sultan bisher, gestützt auf eine gefürchtete Militärmacht, erheben konnte, sind nicht mehr aufrechtzuerhalten. So werden alle Verkehrsinteressen des Schwarzen Meeres ins-

gesamt die Forderung stellen, daß die bisherigen Ausnahmerechte, die nur noch durch die Eifersucht der Mächte am Leben erhalten werden, in Fortfall kommen. Dann aber erhebt sich die Frage, was an Stelle derselben Neues treten soll.

Auf den ersten Blick scheint nichts einfacher als Beseitigung aller Sonderbestimmungen und Anwendung der allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes. Aber bei näherer Betrachtung wird sich ergeben, daß ohne Verträge hier nicht auszukommen ist. Denn das Recht auf friedfertige Durchfahung allein befriedigt nicht den Anspruch des Verkehrs, solange es jeden Augenblick durchbrochen werden kann durch das Recht der Selbstverteidigung, d. h. das Recht des Uferstaates, innerhalb der territorialen Zone alle für erforderlich erachteten Vorkehrungen gegen feindlichen Angriff zu treffen.

Die Einfahrt zur Ostsee ist eine internationale Wasserstraße, zu deren Durchfahung es keines Vertrages bedarf. Auch diejenigen Staaten, die dem Vertrage vom 14. März 1857 nicht beigetreten sind, haben Anspruch darauf. Aber der Vertrag hat doch eine große Bedeutung. Denn indem die vertragsschließenden Mächte von Dänemark die Verpflichtung entgegengenommen haben, daß kein Schiff, unter welchem Vorwande es auch sei, an der Durchfahrt gehindert werden soll, haben sie die Verpflichtung ihrerseits anerkannt, Dänemark vor Ereignissen zu schützen, die eine Aufrechterhaltung der freien Durchfahrt unmöglich machen würden. Dänemark wird im Falle einer feindlichen Bedrohung zu den Vertragsstaaten sagen: „Wenn ihr mir nicht helft, die Gefahr für Kopenhagen, von der Seeseite angegriffen zu werden, abzuwehren, bin ich genötigt, den Sund zu sperren.“ Es ist kaum zweifelhaft, daß auf einen solchen Notschrei Vertragsmächte reagieren würden, wenn nicht alle einmütig, so doch die an der ungehinderten Durchfahrt zumeist interessierten. Daß diese aus dem Vertrag abzuleitende Garantie als immerhin nicht ganz zureichend empfunden wird, hat sich darin gezeigt, daß verschiedene Vorschläge gemacht worden sind, die Stellung Dänemarks als Wächters der Meerengen weiter zu stützen. Aber die eigentümliche Stellung dieses kleinen Staates in der europäischen Völkerfamilie hat es als entbehrlich erscheinen lassen, solche Maßregeln, die allen Teilen erhöhte Verpflichtungen aufbürden würden, zu vereinbaren. Man hat schließlich geglaubt ein übriges zu tun, indem man sich über den ziemlich nichtsagenden Ostseevertrag vom Jahre 1908 verständigt hat, der den territorialen status quo zu respektieren verspricht. Es ist klar, daß die für Sund und Belt hinreichende Regelung in allen Teilen ungeeignet ist, als Muster zu dienen für die bevorstehende Neuordnung der Meerengenfrage von Konstantinopel. Während Dänemark ein aus der großen internationalen Politik ausgeschalteter Staat ist, der der Unterstützung mächtiger Freunde gewiß sein kann, wenn er selbst sich zu schwach fühlt, Blockade oder Sperrung der Ostseeingänge zu verhindern, befindet sich die Türkei als Pufferstaat im Orient fortwährend in der Lage, daß ihr die Hilfe einer europäischen Macht nur gegen Gewährung politischer oder wirtschaftlicher Vorteile gewährt wird. Völkerrechtliche Verpflichtungen bedeuten für die Türkei, ähnlich wie für China, nur eine Quelle von Verlegenheiten. Ihre Nichterfüllung bleibt für andere Staaten stets eine will-

kommene Gelegenheit, in selbstsüchtiger Weise zu intervenieren. Für die von Feinden ringsum bedrängte Türkei sind die für Dänemark allenfalls genügenden Regeln des Völkerrechtes nicht zureichend. Es bedarf einer besonderen internationalen Vereinbarung für den geographisch wegen der Enge der Straßen und politisch wegen der exponierten Lage der Hauptstadt eigenartigen Fall. Eine solche ist um so mehr geboten, als die noch um Anerkennung ringenden Doktrinen des Völkerrechtes nicht so zuverlässig wirken wie Verträge, denen das verantwortungsvolle Versprechen der Vertragsmächte angefügt wird, daß sie die Durchführung mit ihren Machtmitteln erzwingen und schützen wollen. Erst durch solche Verträge wird eine wirkliche Fortbildung des kodifizierbaren Völkerrechtes erreicht. Wenn heute ein Vertrag über die freie Durchfahrt durch die dänischen Gewässer zum Abschluß käme, er würde bei der fortgeschrittenen Technik des internationalen Rechtes sicherlich anders lauten wie der von 1857. Jetzt liegen die mühevollen, viele Jahre währenden Arbeiten vor, die der Suezkanalkonvention vorangegangen sind. Ein reiches Material ist dabei zusammengetragen bezüglich der rechtlichen Verkehrssicherung internationaler Wasserstraßen, das jeder neuen Abmachung nutzbar gemacht werden wird.

Im Laufe der Vorverhandlungen zu jener Konvention wurde einmal von dem österreich-ungarischen Vertreter mit Erfolg geltend gemacht, man müsse bei dem Entwurf zu einem solchen Vertrage der Analogie Rechnung tragen, die zwischen einer internationalen natürlichen Wasserstraße (der unteren Donau) und dem internationalen Seekanal bestehe. Bei dem Entwurf zu einem Dardanellenvertrage wird man gegenwärtig auf die Analogie zurückzugreifen haben, die zwischen dem künstlichen Seekanal und der natürlichen Meerenge besteht. Denn das zu lösende Problem ist in beiden Fällen das gleiche: es soll die friedfertige Durchfahung unter allen Umständen für Kriegs- und Handelsschiffe sichergestellt werden.

Das bedingt immer eine Einschränkung des Kriegesrechtes. Ein Angriff auf die Ufer der Meerengen vom Wasser aus muß ausgeschlossen werden. Will man dem Bosporus den Charakter eines internationalen Seeweges zuerkennen, so müssen sich alle an der Durchfahrt interessierten Staaten untereinander verpflichten, zu verhindern, daß im Falle eines Krieges, in den die Türkei hineingezogen wird, Konstantinopel vom Bosporus angegriffen wird. Denn nur beim Vorliegen solcher Garantie kann von der Türkei verlangt werden, die Meerenge auch im Kriege offen zu halten.

Eine derartige Garantie enthält der Artikel IV der Konvention für den Suezkanal: „Da der Kanal offen bleibt als ein freier Durchgang im Kriege, selbst für die Schiffe der Kriegführenden, so soll kein Recht des Krieges und kein Akt von Feindseligkeit noch irgendeine Handlung, die zum Zweck hat, die freie Schifffahrt zu beeinträchtigen, weder im Kanal und in seinen Zugangshäfen noch innerhalb eines Umkreises von drei Seemeilen Radius außerhalb dieser Häfen ausgeübt werden, selbst wenn das osmanische Reich eine der kriegführenden Mächte sein sollte.“

Eine solche Bestimmung rechtfertigt sich durch die Überlegung, daß alle Nationen ein Recht auf die unbehinderte Durchfahrt haben, daß daher ein

Kriegsführender, der dieses Recht durch feindselige Handlungen beeinträchtigt, nicht nur seinem Feinde, sondern allen Nationen Schaden zufügt.

Dreizehn Jahre später, am 18. November 1901, wurde zwischen England und den Vereinigten Staaten ein Vertrag bezüglich des Panamakanals (Hay-Pauncefort-Vertrag) geschlossen, der einen weiteren Fortschritt auf dem Wege völkerrechtlicher Verständigung zur Sicherung internationaler Wasserstraßen darstellt. Der Vertrag geht von dem allgemeinen Grundsatz der Neutralisation dieses Kanals aus, indem er, als auch fernerhin gültig, auf einen Satz des älteren Vertrages (Clayton-Bulwer-Vertrag vom 19. April 1850) zurückverweist, der besagt: „Der Kanal soll offen sein außer für die Angehörigen der Vertragsmächte auch für die Angehörigen jedes anderen Staates, der willens ist, dem Kanal denselben Schutz zu gewähren, wie ihn die Vereinigten Staaten und Großbritannien zu leisten sich verpflichten.“ Als Basis für diese Neutralisation werden dann der Suezkanal-Konvention von 1888 folgende sechs Regeln entnommen (Artikel III des Hay-Pauncefort-Vertrages):

1. Der Kanal soll frei und offen sein für Kriegs- und Handelsschiffe aller Nationen, die die Regeln dieses Vertrages befolgen.
2. Der Kanal soll niemals blockiert werden, und kein Kriegsrecht soll in ihm geübt werden.
3. Kriegsschiffe kriegsführender Mächte sollen den Kanal möglichst ohne jeden Aufenthalt durchfahren.
4. Kein Kriegsführender darf im Kanal Truppen, Munition oder Kriegsmaterial landen.
5. Diese Regeln sollen auch gelten für das Meer 3 Seemeilen vor den Zugängen zum Kanal. Kein Kriegsführender darf einen Aufenthalt länger als 24 Stunden in diesem Umkreise nehmen und keiner einem Gegner vor Ablauf von 24 Stunden folgen.
6. Die Kanalanlagen sollen völligen Schutz gegen Angriff oder Verletzung durch Kriegsführende genießen, sowohl in Kriegs- wie in Friedenszeiten.

Der sechste Satz hat insofern eine besondere Bedeutung, als er nicht anders verstanden werden kann, als daß die friedfertige Durchfahrt auch dann den Kriegsführenden freisteht, wenn die Vereinigten Staaten selbst eine der kriegsführenden Parteien sind, obgleich es nicht, wie in der Suezkanal-Konvention bezüglich des osmanischen Reiches, ausdrücklich gesagt ist. So gelangen wir zu der wichtigen Feststellung, daß in allen neueren Verträgen der Grundsatz des Völkerrechts zur uneingeschränkten Durchführung gekommen ist: internationale Wasserstraßen sind im Kriege und im Frieden für alle Schiffe ohne Unterschied offen für die friedfertige (zutreffender ist das englische *innocent*) Durchfahrt.

Wird dieser Grundsatz zur Annahme gelangen für die Dardanellen und den Bosporus? Es liegt nahe, einzuwenden, ob denn die Türkei ruhig zusehen soll, wenn eine feindliche russische Flotte aus dem Schwarzen Meere ausläuft, um türkische Häfen in Kleinasien und Syrien anzugreifen, dort Truppen zu landen usw. Wie solche Unternehmung verlaufen würde, ist hier nicht zu erörtern. Nur das läßt sich sagen: Einwendungen ganz gleicher Art kann man auch dem Panamakanalvertrage entgegenhalten. Eine

im Kriege mit den Vereinigten Staaten befindliche Macht würde nach dem Wortlaut des Vertrages Freiheit haben, eine Flotte durch den Kanal zu schicken, um die kalifornischen Häfen anzugreifen. Die Amerikaner haben eine solche Eventualität nicht als ein Hindernis betrachtet, die zukünftige internationale Wasserstraße frei zu erklären für alle, die sie durchfahren wollen. Nur zum Schutz gegen Gesetzlosigkeit und Unordnung ist eine militärische Überwachung den Kanal entlang ausdrücklich den Vereinigten Staaten vorbehalten. Daß solche in Kriegszeiten einen beträchtlichen Umfang annehmen wird, ist nicht zu bezweifeln.

Es ist nicht einzusehen, warum nicht alles dieses auf Bosporus und Dardanellen anwendbar sein sollte. Es ist wertvoll, daß das Prinzip in den neu zu schließenden Verträgen zur Anerkennung gelangt. Ob es allen und jeden Vorkommnissen in Zukunft standhält, bleibt abzuwarten. Man hat in bezug auf den Panamakanal die Ansicht vertreten, daß in einem Kriege gegen die Vereinigten Staaten kein Feind es wagen werde, den von amerikanischen Bürgern bedienten Kanal zu durchfahren, auch wenn ihm Völkerrecht und Verträge Unverletzlichkeit zusicherten. Auch wer mit der Türkei Krieg führt, mag Mißtrauen setzen in die türkische Heilighaltung des Völkerrechts. Aber in keinem Kriege bieten Gesetze völlige Sicherheit gegen fanatisierte Individuen. Es ist Sache der Kriegführenden, wie weit sie sich darauf verlassen wollen, daß die Verträge geachtet werden. Was heute noch als undurchführbare Beeinträchtigung des Rechts der Kriegführenden belächelt wird, mag in einem Jahrzehnt als feststehende Selbstverständlichkeit des Völkerrechts gelten.

Wenn nun Einigkeit darüber besteht, dauernden Frieden in den Meerengen zu proklamieren, so muß auch darauf Bedacht genommen werden, wie Verletzungen des internationalen Übereinkommens verhindert werden können. Dazu gehört, daß jede Nation, die von der Durchfahrt für ihre Kriegs- und Handelsschiffe Gebrauch machen will, dem Schutzvertrage beitrifft, wie es der Clayton-Bulwer-Vertrag für den Panamakanal fordert. Dazu gehört ferner, daß nach Analogie der Suezkanalkonvention den ausländischen Vertretern am Bosporus eine Überwachung übertragen wird derart, daß sie die osmanische Regierung veranlassen, jede Gefahr, die der freien Durchfahrt droht, abzuwenden, nötigenfalls durch Anrufen der Vertragsmächte. Dazu gehören endlich Maßregeln zum Schutz von Konstantinopel.

Was man auch für Argumente und Analogien heranziehen mag, immer bleibt eigenartig und unvergleichbar bei dieser Meerengenfrage die Lage von Konstantinopel. Man kommt nicht um die Erkenntnis herum, daß Konstantinopel an einer internationalen neutralisierten Wasserstraße seine bisherige Bedeutung einbüßt. Aber das ist nur die letzte Phase des Niederganges, der sich langsam und stetig vollzogen hat. Mit der Aufteilung der europäischen Türkei hat Konstantinopel ohnehin aufgehört als politische Zentrale des Orients zu gelten. Es wäre eine Anomalie, wenn es als begehrenswerter Schlüsselpunkt einer strategischen Position künstlich erhalten bliebe, wenn der vorgeschobene Posten auf der europäischen Seite des Bosporus in Zukunft dieselbe politische Bedeutung behalten sollte als Hauptstadt des osmanischen

Reiches wie bisher. Aber da an eine Neutralisierung Konstantinopels mit dem Teilgebiet, das der Türkei in Europa verbleibt, nicht zu denken ist, so erhebt sich die Forderung, vorzusorgen für den Fall völkerrechtswidrigen Mißbrauchs des im Kriege nicht verschließbaren Schiffahrtsweges.

Die Frage, ob permanente Befestigungen an einer internationalen Wasserstraße, die im strengsten Sinne neutralisiert bleiben soll, zulässig sind, ist im bejahenden Sinne entschieden worden bei den diplomatischen Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien über die Befestigung des Panamakanals. Vorher konnte man eine Reihe von Verträgen anführen, in denen solche Befestigungen als unvereinbar mit dem neutralen Charakter der von ihnen bestrichenen Gewässer angesehen worden sind, freilich ohne daß dabei ein einheitlicher völkerrechtlicher Grundsatz oder eine konsequente Anwendung des Wortes „neutral“ erkennbar wäre. Im Jahre 1867 wurde Korsu für neutral erklärt und die Unbrauchbarmachung seiner Befestigungen ausbedungen; 1881 verständigten sich Chile und Argentinien darüber, daß die Magellanstraße frei und neutral bleiben sollte und demgemäß keine Befestigungen dort angelegt werden dürften. Die Suezkanal-Konvention verbietet die Anlage permanenter Befestigungen zum Zwecke der Verteidigung Ägyptens am Kanal. Endlich sind 1904 England und Frankreich übereingekommen, „um die freie Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar sicherzustellen, Fortifikationen oder strategische Werke an der marokkanischen Küste zwischen Melilla und dem Fluß Sebu nicht zuzulassen“. Alle diese Präzedenzfälle wollen aber sehr wenig besagen. Denn an keiner Stelle handelt es sich um ein Preisgeben des Rechtes der Landesverteidigung an einem hervorragend wertvollen Punkte, überall um eine mehr oder weniger wertlose Form, um die Verträge voller zu gestalten, und den alten Gedanken zur Geltung zu bringen, daß eine Unbrauchbarmachung von Festungswerken das äußere Zeichen für die Unterwerfung unter das Gebot, für immer Frieden zu halten, sein soll. Wenn es sich um die Offenhaltung des Eingangs zum Schwarzen Meer in Krieg und Frieden handelt, so ergibt sich mit Notwendigkeit nicht die Beseitigung, sondern die Zulassung der Vermehrung permanenter Befestigungsanlagen an den Küstenlinien. Denn die Gefahr des Bruchs der Verträge muß immer als möglich gedacht werden. Man kann den Besitzern von Konstantinopel nicht verdenken, wenn sie einem verräterischen Angriff auf die Hauptstadt auch von der neutralen Seeseite vorbeugen durch Strandbatterien und unterseeische Verteidigungsmittel. Denn wenn auch die Achtung vor dem Völkerrecht und der feste Wille, internationale Vereinbarungen gegen Übertretung sicherzustellen, fort und fort zunimmt, so sind wir doch noch weit entfernt von der Verwirklichung der Idee eines Weltstaatenbundes mit Stabilisierung des Besitzstandes der Staaten und internationaler Exekutionsflotte unter der Flagge der Staatengesellschaft, wie sie die Pazifisten auf der dritten Friedenskonferenz in Vorschlag bringen wollen.

Zur Fortbildung des Völkerrechtes haben immer die Politiker den entscheidenden Schritt getan und nicht, wie manche Theoretiker meinen, die Völkerrechtsjuristen, die erst kodifizieren können, was sich in der Praxis bewährt.

An der Pashöhe.

Eine Anekdote

von

Wilhelm Schäfer.

Vor mehr als dreißig Jahren, als der Weg über den Susten nur erst ein Saumweg war, kam morgens vom Steinwirthshaus eine Frau herauf, die so viel Tage vor dem Paß gefessen hatte, daß sie auch einmal sehen wollte, wie es da drüben war. Als sie nun gerade die letzte von den mühsamen Lehren heraufkam, stieg von der anderen Seite her ein härtiger Mann, der augenscheinlich schon in der Frühe das ganze Maiental von Wassen heran gewandert war. Es machte sich so, daß beide genau zu gleicher Zeit auf der Höhe standen, so daß sie nacheinander ihre Köpfe und Stück für Stück den ganzen Körper sahen, bis sie sich beide, von ihrer Leistung übermüdet, ins kurze Gras hinwarfen und so auf einmal aus zwei Welten hergeweht auf dieser Pashöhe beieinander saßen.

Sie kamen aber wirklich aus zwei Welten; denn der Fremde, wie sich bei einer notgedrungenen Unterhaltung bald herausstellte, war auf der Rückreise nach Kalifornien, von wo er — ein Ingenieur — zum Studium nach Zürich gekommen war. Er wollte nur noch das Berner Oberland ansehen und danach über Basel und Paris das Schiff gewinnen. Sie war dagegen eine deutsche Professorenfrau, deren Mann am Steingletscher etwas Geologisches studierte, und dem sie in der einsamen Wüstenei Gesellschaft leistete; eine Frau schon in den Jahren, wo das Leben wechselt, doch braun und munter. Wie sie nun auf der einsamen Pashöhe mit dem Fremden dasaß, der so unerwartet mit dem ersten Ausblick ins Maiental vor sie gekommen war, vermischte sich das merkwürdig in ihren Sinnen, die so viel Tage über den Ramm hinüber gesucht hatten und nun den gebräunten Mann als Sinnbild dieser jenseitigen Gebirgswelt vor sich sitzen sahen; so sehr, daß sie ihn mehr wie eine Erscheinung als nur eine Reisebegegnung betrachtete und so zum erstenmal trotz ihren Alters und ihrer Ehe das Wunder erlebte, sich mit einem anderen Menschen allein in der unnahbar fremden Welt zu fühlen.

Denn ihr Mann, der Professor, an den sie in jungen Jahren als Tochter seiner Hauswirthin geraten war, und mit dem sie seit zweiundzwanzig Jahren in kinderloser Ehe lebte, war von Anfang an mehr ein Angestellter der

Wissenschaft als ein Mensch oder gar ein Mann gewesen, und in der Gewohnheit von so viel Jahren hatte sie all seine Schrullen und Wichtigkeiten so auswendig gelernt, daß ihr da keine Überraschungen mehr kommen konnten. Nun aber saß sie in einer starren Verwunderung da, daß es dem Fremden, der von der Sonne messinggelb war, auffallen mußte; als sie darum nach einer halben Stunde von seinen Vorräten mitgegessen hatte und ihn die Zeit drängte — der noch bis Meiringen und Brienz ans Schiff wollte — sagte er ihr Lebewohl, nicht anders denkend, als daß sie hinunter ins Maiental wollte; beim Abschied nahm er erst ihre Hand, dann ihren Mund und küßte sie in einem Übermut, der ihm bei der Merkwürdigkeit der Begegnung nicht unangebracht scheinen mochte. Wie er sich dann rasch nach dem Steingletscher hinunter wandte, stand sie noch immer im hilflosen Schrecken vor diesem Überfall; nur als er Stück für Stück, zuletzt noch vielfach winkend, verschwunden war, lief sie wirklich die ersten Rehren ins Maiental hinunter, blieb aber bald an einem Felsblock sitzen, in einer Sehnsucht und einem Aufruhr, wie sie ihn nie, auch in den Mädchenjahren nicht, erlebt hatte.

Als sie beim Mittagessen ihren Professor wieder sah, der unterdessen über seinem Mikroskop gefessen und davon noch blindere Augen bekommen hatte, als sie gewöhnlich waren, und rot gerändert von der Anstrengung: sah sie ihn zum erstenmal mit dem Bewußtsein an, daß es ein Unglück für sie gewesen war, statt an einen Mann an diesen Stecken zu geraten. Sie hatte eine brennende Lust, ihm ihr Erlebnis ins Gesicht zu sagen, hütete es aber wohl als ihr Geheimnis, das in der Folge immer mehr von ihr Besitz nahm und zur letzten Entfremdung von ihrem Mann führte, die, von ihm kaum wahrgenommen, für sie zu einer Mauer wurde, dahinter sie mit ihren Träumen war; nicht anders, als ob er ihr Vater oder Onkel und sie ein junges Mädchen geworden wäre, das in den Sehnsüchten einer heimlichen Liebe den brausenden Schwall der Jugend zum ersten Male erlebte.

Trotzdem hätte ihr Leben wohl die Spule so abgelaufen, wie sie gesteckt war, wenn ihr der Professor nicht einige Jahre danach gestorben wäre. Er hinterließ ihr ein Vermögen von achtzigtausend Mark, von dessen Zinsen sie wohl leben konnte; und als sie damit in ein stilles Rheinstädtchen zog, schien alles den richtigen Gang zu gehen, besonders für die Verwandten, die auf die Erbschaft lauerten. Sie lebte da vier Jahre lang, wurde schloßweiß, doch behielt sie ihren schnellen Gang; allmählich hatte sie auch einen kleinen Verkehr, in dem sie um der Drolligkeit ihrer Bemerkungen willen nicht unbeliebt war, und in dessen bescheidenen Vergnügungen sich der Aufruhr allmählich zu erledigen schien, der auf jener Pashöhe in sie gefallen war.

So stand die Sache, als sie eines Tages, schon gegen den Herbst, nachdem sie mit Spaziergängen, Handarbeiten, Besuchen und gelegentlichen Dampferfahrten wieder einmal den Sommer hingebracht hatte, bei einer Freundin — der Frau des Arztes — die viel gereist war, ein Album mit eigenen Aufnahmen aus der Schweiz fand, darunter auch eine vom Steingletscher mit den Sustenhörnern war. Die Freundin, in dem Stolz, ihre photographischen Kunstwerke zu zeigen, auch mit der Erinnerung solcher Wanderfahrten einen

Teil ihres Lebens auszubreiten, das an der Seite eines fröhlichen Mannes tüchtig und erfüllt gewesen war, bemerkte ihre Aufregung nicht. Sie aber, die danach einen ganzen Abend und die halbe Nacht schluchzend hinbrachte, weil sie zum zweitenmal, nun aber grausamer durch die Nähe des Alters, die Passhöhe erlebte — wo der Fremde immer noch als das Sinnbild all der großen, weiten jenseitigen Welt Stück für Stück über den Rand zu ihr heraufstieg —, überraschte ihre Freundin andern Morgens mit der Nachricht, daß sie unbedingt zum Herbst noch eine Fahrt in die Schweiz machen wolle. Alle Mahnungen, daß es zu spät sei für die Berge, vermochten nicht, sie abzuhalten; nach drei Tagen reiste sie aus der kopfschüttelnden Bekanntschaft der kleinen Stadt über Basel in das Land der Alpen, deren erste Schneespitzen, bei Olten aus der Bahn gesehen, sie mit mädchenhaftem Jubel begrüßte.

Sie kam an dem ersten Tag bis Bern, ging da noch durch die Lauben und sah die Brunnenritter, die Tortürme mit dem Uhrwerk, das emsige Geschäft altmodischer Verkaufsstände schon mit der Verwunderung einer Kleinstädterin an, die, durch die rasche Tagesfahrt eines Zuges hierher versetzt, die bunte Fremdheit dieser Welt verstärkt empfand. Sie war selten und stets mit dem Professor gereift, der sie durch die gereizten Ansprüche seiner Eigenheiten draußen mehr als zu Hause in Altem hielt, so daß ihre Eindrücke auch bei längeren Aufenthalten flüchtig wie aus der Eisenbahn blieben. Nun war sie allein und wirklich da, sah neue Merkwürdigkeiten, wohin sie blickte, und kam in einen Reisetaukel, der sich bald zur Entzückung steigerte. Schon andern Morgens, als sie mit dem Dampfer über den kornblumenblauen Thunersee hinfuhr, wo die Vorberge: der spitze Niesen und die zackigen Stockhörner weit herunter mit Frühschnee bedeckt waren, so daß die Berge dahinter ihre weißen Körperflächen riesiger als sonst aufstürmten, wo in der klaren Herbstluft das Laub alle Stufen von gelb bis rotbraun ablief und feurig vor der Bläue stand, schritt sie das kleine Verdeck des Schiffes rastlos ab, Kinderweisen aus ihrer Schulzeit singend, so daß die Schiffleute die kleine Dame im weißen Haar belächelten. Und als sie erst in Grindelwald Wohnung genommen hatte und sich den firnüberflossenen und beschneiten Felswänden, den tiefhängenden Gletschern und den zackigen Silberlinien der Bergbäche direkt gegenüber sah, die ihr tagsüber im Wechsel ihrer Beleuchtungen ein herrliches Schauspiel machten und nachts unheimlich wurden mit dem Geräusch der Bäche; als sie von früh bis spät mit ihren Füßen durch die noch immer grünen Wiesen mit den lustigen Häusern, durch die Tannenwälder und über die Bergpfade bis in den Schnee hinauf gehen konnte: versank ihr das ganze frühere Leben vor der Herrlichkeit dieses sonnigen Daseins zu einem sinnlosen Traum. Alle Passwege lief sie noch ab, über die kleine und die große Scheidegg, und einmal kam sie bis nach Meiringen hinunter, von wo sie damals über Gadmen an den Sustenplatz gefahren waren; aber da hinauf ging sie noch nicht.

Wenn sie nun an die Täglichkeiten der kleinen RheinStadt, an die Bekannten und den unveränderlichen Wechsel von unwichtigen Sorgen und

harmlosen Vergnügen dachte, in denen ihr die letzten vier Jahre nach dem Tod des Professors hingegangen waren, dann kam sie sich vor wie ein Papagei, der immer noch auf seiner Stange herumkletterte, obwohl ihm die Kette längst von den Füßen genommen war. Sie begriff nicht mehr, wie all die Menschen ihr köstliches Leben hinbringen konnten in einem Gehäkel von Pflichten, an deren Erfüllung vor dem großen Leben der Natur nichts gelegen war, bis der Tod sie irgendwie überraschte und ihr einziges Dasein mit den reichen Möglichkeiten aller Sinne ungenützt auslöscht.

Ende Oktober schrieb sie ihrer Freundin als das vorläufige Ergebnis vieler entzückten Briefe, daß der Herbst im Hochgebirge das Schönste sei, was ein Mensch erleben könne, und daß sie nun auch noch den Winter abwarten wollte. Dort in der kleinen Stadt am Rhein wie hier in dem Gebirgsdorf — wo sie allmählich jedermann kannte, wie sie mit jugendlicher Behendigkeit die Wege abließ und rostbraun geworden von der kräftigen Sonne zu ihrem weißen Haar merkwürdig ausfah — fiel sie immer mehr aus dem Kreis der ordentlichen Existenzen heraus und galt für eine Närrin.

Als dann aber nach der Trübseligkeit düsterer Novemberwochen der Winter wirklich kam und das breite Tal meterhoch verschneite, als das Gesschlittel anfang mit dem lustigen Geklingel der Pferde, als die Luft durchsichtig wurde, wie wenn nur noch ihre Farbe, kein Dunst, keine Schwere geblieben wäre, als die Tannen und die Dächer mit ihren bauchigen Schneelasten wie Spielzeug dastanden und alte Leute wie die Kinder auf den langgebogenen Bahnen mit Handschlitten fuhren, als sie selber aufsaß und, allmählich mutiger werdend, alle Vorzüge dieser Vergnügung genoß und so Tag für Tag nach dem Wetter hangend wirklich wieder mit ihren weißen Haaren ein Schulmädchen wurde: da hätten ihr alle Ärzte und Bekannten ein Gutachten ausstellen können mit tausend Unterschriften, daß sie nun wirklich eine Närrin wäre, und sie hätte nur gelacht, weil sie endlich in dieser kindlichen Vergnügung und der Bewegung in allen Sonnenlagen sich in die Fülle des Daseins verfest fühlte, das seit den ersten Jahren ihrer Jugend ein unaufhörlicher Stundenplan mit immer neuen Beengungen für sie gewesen war.

So hatte sich das Leben dieser Frau noch mit dem Alter auf eine selige Insel gerettet, als ihr das bürgerliche Dasein, aus dem sie fortgegangen war, hartnäckig folgte. Der Frühling mit seinen Tauwinden und der großen Schneeschmelze, den krachenden Lawinen und den unendlichen Rinnsalen kam wieder als eine neue Schönheit für sie; nur war es schlecht darin zu gehen, und so entbehrte sie, auf ihr Bettzimmer im Hotel angewiesen, allmählich die häusliche Behaglichkeit ihres früheren Lebens. Daß sie jemals wieder in das Rheinstädtchen, in den Bekanntenkreis und in die Pflichten einer Professorenwitwe zurückkehren könnte, schien ihr unmöglich; so kam sie auf den Gedanken, mit ihrer bürgerlichen Existenz ganz in dem Tal zu wohnen und nur zu der wüsten Zeit im November und im Frühling eine Stadt aufzusuchen. Erst wollte sie ein kleines Bauernhaus kaufen, eins von den breiten

Holzhäusern mit den geschnitzten Galerien; als sich das unmöglich erwies, weil auf jeden Sitz immer mehrere Erbanwärter lauerten, kam sie darauf, sich selber solch ein Haus zu bauen.

Sie fing an, die Hügel nach geeigneten Plätzen abzusuchen, und geriet schon wieder in eine neue Entzückung, da einer reizvoller als der andere mit schönen Ahornbäumen am grasigen Abhang lag. Sie war beseligt von ihrer Idee und wurde erst ernüchtert, als sie aus der Romantik ihrer freien Wahl bis zu dem Zwang der Preise vordrang. Ihre Lieblingsplätze waren entweder gar nicht oder nur für Summen zu haben, die am Domplatz einer Großstadt nicht ungewöhnlich gewesen wären. Denn diese Oberländer waren nicht nur mit der bäuerlichen Einfalt begabt, die keinem Fremden ein Stück ihres ererbten Bodens gönnt, sondern auch durch die tausend Schliche ihrer Fremdenindustrie gewist; der Boden und die Berge, das brachte ihnen nicht mehr ein, als daß sie kärgliche Kleinbauersleute wie die anderen waren, nur mühsamer schaffend: die Fremden aber, die nur ihre Ventel aufzutun brauchten, und das Gold quoll heraus, die waren ihre Minen, aus denen sich mit rasch gelernten Listen Münze gewinnen ließ. Aus dem treuherzigen Grüßgott enthüllte sich der Frau bei ihren Unterhandlungen eine gefährliche Verschlagenheit, vor der sie ratlos stand. Von den poetischen Plätzen bald in die bescheidensten Winkel gedrängt, mußte sie selber manchmal lächeln, auf was für Schutthalden sie zu bauen ernsthaft erwog. Briefliche Warnungen ihrer Freundin halfen ihr auch nicht; in der Verbitterung und Ohnmacht, das geliebte Thal zu lassen, wurde sie hüzig wie ein Spieler, der am Verlieren ist, und eines Tages hatte sie, durch eigensüchtige Ratgeber geschickt bedrängt, zu ihrem eigenen Schrecken einen Bauplatz fest gekauft, der zuviel Geld von ihrem kleinen Vermögen festlegte, als daß sie eigentlich noch ans Bauen denken konnte.

Die Mine war geschlagen; den Platz mit Schaden los zu werden, gelang ihr nicht, und so verfiel sie einem verhängnisvollen Vorschlag, größer zu bauen und eine Pension für Fremde einzurichten. Ihre reichlich gewarnte Vorsicht hätte da vielleicht noch haltgemacht, wenn nicht auch hier der Fremde von der Pashöhe dazwischen gekommen wäre; so übertrug sie die Romantik der Erinnerung auch auf die Fremden in einer solchen Pension, als ob sie immer so seltsam aus fremden Erdteilen hergeweht kämen. Es war nicht diese Überlegung selber, nur die Stimmung davon; aber anders als aus Stimmungen vermochte ihre Natur nicht mehr zu handeln.

Lieferanten und Handwerker beeilten sich, ihren Wünschen zu willfahren; als der Hochsommer kam, stand das Gebäude schon großmächtig im Rohbau da, und im Herbst, gerade als die letzten Fremden abreisten, war es fertig. Eine Winteraison gab es damals noch kaum, und so sah sich die Frau zum Winter als Herrin einer leeren Flucht von Stuben, wo es nach Farbe roch und jedes lackierte Möbel von dem Kapital erzählte, das sie hatte aufnehmen müssen, um alles nach den Vorschlägen ihrer Berater einzurichten. Es schneite herrlich schon im November, aber zum Schlitteln kam sie kaum mehr, weil sie von Sorgen kränkelte. Seitdem sie den Platz gekauft hatte,

war alles mit der Unabwendbarkeit einer Mure über sie gekommen, wie sie manchmal aus den Tobeln herunterquollen, Wiesen und Bäume mit ihrem Schlamingeröll unaufhaltsam zu bedecken.

Ihr Unglück aber wurde Hohn, als sie im Frühommer mit den Oberländern auf die Fremden lauerte und endlich die ersten kamen. Da merkte sie, daß diese Goldgräberei zähe Eigenschaften erforderte, die sie nicht hatte. Es war, als ob sie mit jedem Gast und seinen Ansprüchen ihren Professor noch einmal vervielfältigt bekommen hätte; die sich aus dem Zwang ihres kleinbürgerlichen Daseins in die Freiheit der Berge geflüchtet hatte, sah sich den Wünschen, Launen, Vorwürfen von hergewehnten Gästen und schlauen Dienstboten ausgeliefert, mit denen sie um ihre armselige Existenz zu kämpfen hatte. Als ihr Anfang August nach anderen Mißgeschicken eine Familie von einer Bergfahrt nicht wiederkam, weil sie den Abstieg nach der anderen Seite genommen hatte, ihr zurückgelassenes Gepäck sich als ein armseliger Plunder enthüllte und sie in der Aufregung eine von ihren bequemen Treppen herunterfiel, hoch genug, um sich den Knöchel zu zerbrechen, kam ihr der Unfall, als ob sie aus den schwindelnden Ängsten einer Schaukel herausgefallen wäre; denn nun endlich konnte sie wieder wie ein Gast in ihrer Bettkammer liegen und sich bedienen lassen.

Sie mußte eine Haushälterin nehmen, die alles für sie leitete; eine schon ältliche Oberländerin, die bisher die rechte Goldader nicht gefunden hatte, obwohl sie in allen Schleichwegen des Handwerks erfahren war. Die merkte bald, daß hier die Konjunktur auf Null hindrängte, um danach für einen praktischen Geschäftssinn ein dankbares Feld zu geben; und da sie den hatte als Oberländerin, sah sie nicht ungünstig in die Zukunft, obwohl es mit der Pension kaum noch in Rehren abwärts ging.

Die Frau in ihrer Kammer war nicht mehr töricht genug, ihr zu vertrauen; auch wußte sie, wie tief sie unter der Pashöhe war; doch blieb sie in der Kammer, als sie längst humpeln konnte an ihrem Stock. Vor ihren Fenstern war die Aussicht auf die Berge, die wie riesige Mauern aus dem Tal aufstiegen und ihm die Morgensonne nahmen. Sie konnte tagelang darsitzen und wie damals am Steingletscher träumen, was wohl dahinter wäre. Sie wußte, daß es in langen Schneeterrassen zum Wallis hinunterging, und konnte manchmal auf ihre Brille lächeln, die ungebraucht auf dem Fensterbord lag, wie sie in dieses Loch gekommen wäre, da sie doch die Weite gesucht hatte; und immer häufiger kam es, daß sie früh aus einem kurzen Morgenschlaf mit der Seligkeit kindlicher Träume aufwachte, als ob ihr Fuß wieder heil und bereit zu neuen Wanderungen wäre.

Von ihrer Pension hörte sie nicht mehr viel, weil sie der praktischen Haushälterin längst für kindisch galt; sie fragte auch nicht mehr; und selten war es, daß ein Gast die menschenscheue Besitzerin auf dem Flur erblickte mit ihrem weißen Haar und dem hinkenden Gang. Bis Ende September die letzten gegangen waren und sie mit der Haushälterin und einer Magd allein die leeren Stuben hütete, die nun die langen Wintermonate und den längeren Frühling hindurch auf den kurzen Hochsommer warten sollten.

Pünktlich zum ersten Oktober war die Buchführung zu einem vorläufigen Abschluß gebracht und auf dem soliden Tiefstand angelangt, auf dem die zähe Oberländerin sich eine Existenz erhoffte. Eines Tages erschien sie in der Kammer mit allen Büchern und einem Mann mit ungestärktem Leinenkragen, der sie geprüft hatte. Die Frau mußte an verschiedenen Stellen ihren Namen einschreiben, und ganz unnötig gab es eine hitzige Auseinandersetzung, bei der es laut herging, obwohl sie keine Frage tat und nur erschrocken auf den Augenblick wartete, wo die beiden mit dem Lärm aus ihrer Kammer verschwinden würden.

Der Augenblick kam auch, wie alle mit dem Fallsal guter und schlimmer Dinge gekommen und gegangen waren; als er vorüber war, standen vor der Thür zwei Goldgräber, die mit keinem Blick zu zwinkern brauchten, um doch zu wissen, daß nun die kindische Frau da drinnen nicht mehr die Herrin, sondern nur noch eine Pensionärin wäre, deren Kostgeld so lange auf den Rest von ihrem Guthaben abgeschrieben würde, bis der gleichfalls zu Ende war. Doch sollte das nur eine Gnade sein.

Das Gnadenbrot schien ihr nicht schlecht zu schmecken; als ob ihr nun die Füße noch frei geworden wären, fing sie wieder an zu gehen; es machte sich nur langsam am Stock, und sie war weck geworden in der Zimmerluft, auch blieb das Wetter unfreundlich, so daß sie oft in Regen und wehende Nebel kam: aber es hielt sie keinen Tag zu Haus. Bis sie blaß und erschöpft kaum noch heimfand, verfolgte sie ihre Wege, und immer waren es die schmalen Pfade, die zur Höhe gingen. Ein paarmal versuchte sie, bis zur großen Scheidegg hinaufzukommen: wie eine Almeise in einen Sandtrichter gefallen ist und nicht mehr wieder bis an den Rand hinaufkam, schien es mit ihr, der nun die Kinder schon nachriefen.

An einem Morgen aber war sie fort: wie mehrere Personen nachher bezeugten, mit dem Frühzug und zu einer Bergfahrt gerüstet aus dem Tal gefahren, wo sie, wie alle Fremden, kaum eine Spur hinterließ; denn das Gebäude, das noch auf ihren Namen stand und ihr Vermögen gewesen war, galt nur als Zoll, den sie, wie alle Fremden, in der Goldgräbergrube lassen mußte. Es steht noch wohl erhalten und gilt nach dem Konkurs als gut geführt.

Sie selber aber, die vorher flüchtig geworden war, wie die Berichte sagten, blieb ungesucht und ungefunden, bis man im nächsten Frühjahr am Sustenpaß die Leiche einer kleinen Frau im Schnee auffand, die noch im Spätherbst hinaufgegangen und bei der Paßhöhe wohl in einen Schneesturm geraten war.

1912.

Der Zusammenbruch der Türkei.

Berlin, Mitte Dezember 1912.

Das Jahr, an dessen Ende wir stehen, hat dem hundertjährigen Kalender keine Unehre gemacht: es ist ein welthistorisches Jahr geworden, wie 1812. Damals brach das Glück, die Größe und bis zu einem gewissen Grade auch die Persönlichkeit Napoleons, die fünfzehn Jahre lang, seit seinen ersten italienischen Siegen, Europa im realen wie im idealen Sinne unterjocht hatte, in einem grausen Wintersturm jählings zusammen; im Jahre 1912 hat die Herrschaft der Türkei der Hauptsache nach in Europa aufgehört. Die kulturhistorische Bedeutung des Ereignisses muß noch höher als seine politische eingeschätzt werden. Drei Jahrhunderte lang ist die Despotie und die Unbildung der Türken der Alpdruck für den Südosten Europas gewesen. Trotz seiner Erstarrung und Greisenhaftigkeit war das byzantinische Wesen mit seiner Kirche und seinen Traditionen ein fruchtbares Bildungselement für die Serben, Bulgaren und Walachen, welche die Balkanhalbinsel von der Donau bis zum Berg Athos und dem Ägäischen Meer immer mehr mit ihrer barbarischen Masse erfüllten. Durch den Sieg der Osmanen über die Serben auf dem Amsfeld 1389 wurden alle Hoffnungen, die sich an die Durchdringung des Slawentums mit byzantinischen Bildungskeimen knüpfen konnten, vernichtet: die Nacht der Barbarei brach über die Südslawen herein, durch die eigene Roheit und Wildheit der noch ungezügelteren Natur und durch die unbarmherzige Unterdrückung einer fremden asiatischen Rasse, der selbst die Ahnung eines Fortschrittes in politischer und religiöser wie in wirtschaftlicher Entwicklung fehlte. Die Türken sind unter dem Banne des Islams im intellektuellen Sinne eine bewegungslose Masse, noch heute dieselben wie ihre Vorfahren, die zuerst im vierzehnten Jahrhundert nach Europa übergingen, achtzig Jahre später Konstantinopel einnahmen und zum Sitz eines großen kriegerischen Reiches machten. Nicht im eigentlichen Sinne eine Nation, sondern nur eine durch den Krieg und die fortschreitende Eroberung wachsende Schar von Sklaven unter einem unbeschränkten Herren. Sie war von 1350 - 1680 im Aufstieg, so lange der Krieg, der einzige Grund und Zweck ihres Daseins und Zusammenhaltens, vom Siege begleitet war, ihnen die Balkanländer und Griechenland, die Inseln des Ägäischen Meeres bis nach Malta, Ägypten bis zu den Wasserfällen des Nils und die nordafrikanische Küste bis nach Marokko unterwarf und sie siegreich in die Burg von Ofen und zweimal vor die Mauern Wiens führte. Dann ebte die Sturmflut. Die Gegner kamen allmählich zu Kräften und erhoben sich aus halb barbarischen Zuständen zur Kultur, während die Türken, im starren Zwang des Islams, erst in den Stillstand und dann in den Verfall entarteten. Seit den Siegen Sobieskys und des Prinzen Eugen sind die Türken aus einem Schrecken Europas zu einem Versuchsobjekt für die Diplomaten der Großmächte und zu einer Artischocke für ihre ehemaligen Vasallen, die Serben, Montenegriner, Rumänen, Bulgaren und Griechen geworden. Die einen spielen

mit ihnen, die anderen haben sie Blatt für Blatt entblättert. Jetzt sind sie daran, den Boden zu verspeisen.

Die Balkanstaaten waren weder bei den Großmächten noch in der öffentlichen Meinung Europas bisher angesehen und beliebt. Einzig Rumänien machte seit 1866, als der Hohenzoller Karl die Regierung angetreten hatte, durch die fortschreitende Befestigung seiner inneren Verhältnisse und seiner wirtschaftlichen Lage eine rühmliche Ausnahme. Die Haltung seines Heeres in dem russisch-türkischen Kriege 1878 erwarb ihm die allgemeine Anerkennung: in allen Wirren der Balkanhalbinsel würde man fortan mit ihm zu rechnen haben. Um so lästiger wurde den Großmächten das ehrgeizige Bulgarien, dem der Aufruhr in Mazedonien die bereite Gelegenheit bot, sich in die türkischen inneren Angelegenheiten zu mischen. Der Sieg der jungtürkischen Partei im Sommer 1908, die Absetzung Abduls Hamids im April 1909 führten die Katastrophe herbei. Wohl waren die Jungtürken die Blüte der osmanischen Intelligenz, aber sie brachten zugleich das zerstörende Element der Reformen nach dem Pariser Muster in ein Reich, das durch seinen politischen Aufbau wie durch seine Religion zum Stillstand gezwungen ist, in einer Eilefertigkeit und Überstürzung, die verderblich wirken mußten. Wohl war Abduls Hamid ein heimtückischer Despot gewesen, aber zugleich der einzige Staatsmann, der durch Listen und Ränke, durch Gewalttat und Überredung, das Reich nach innen und außen zusammenzuhalten vermochte. Solange er regierte, wäre der Vierbund der Griechen und Bulgaren, der Serben und Montenegriner nie zustande gekommen: erst als die Jungtürken ihn abgesetzt hatten, war die Bahn für Ferdinand von Bulgarien und Venizelos in Griechenland frei. Was unmöglich schien, wurde Ereignis, was den Großmächten nie gelungen war, die Einigung gegen den gemeinsamen Feind, gelang den Kleinstaaten. Gleichsam im Handumdrehen. Sie verteilten die Beute, ehe sie losgeschlagen: an Bulgarien fiel das befreite Mazedonien; an Serbien der Sandschak und Altserbien, das Amsjefeld mit den Erinnerungen an Duschan, den letzten Herrscher über das alte historische Serbien; an Griechenland Thessalien und Epirus, vielleicht Saloniki; an Montenegro der See und die Stadt Skutari. Mit diesen Eroberungen in Aussicht zog das Kreuz in den Feldzug gegen den Halbmond. In wenigen Wochen, seit dem 18. Oktober, in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, ist der Feldzug entschieden worden. Auf allen Seiten wichen die Türken zurück: die Christen stehen in Saloniki und vor Konstantinopel. Wenn nicht die Großmächte ihr Halt! rufen, ist die Herrschaft der Türken in Europa zusammengebrochen. Ihres Bleibens ist nicht mehr auf europäischem Boden. Die Hagia Sophia wird wieder der Dom der griechischen Christenheit werden.

Die Türken sind eine breite kriegerische, aber keine kulturfördernde, ja nur kulturempfängliche Rasse. Innerhalb des Islams stehen sie in dieser Hinsicht weit hinter den Persern und Arabern zurück. Der Firnis der französischen Bildung, mit dem sie während des neunzehnten Jahrhunderts ihre ursprüngliche Barbarei anstrichen, blieb eben an der Haut haften; im Wesen nach sind sie die Türken aus den Zeiten Solimans geblieben, nur ohne den siegreichen, unwiderstehlichen Zug, der sie damals vorwärts trieb. Sie haben weder große Dichter noch große Baumeister gehabt, keine Moschee von Agra, kein Lieder- oder Märchenbuch von künstlerischer Bedeutung. Selbst das Gestimmer und die Glanzlichter, die von Konstantinopel ausgehen, rühren nicht von ihnen her, sondern von der byzantinischen Tradition und dem internationalen Gewimmel, das über die Brücke von Galata flutet. Im realistischen wie im poetischen Sinne. Ihre charakteristischen Eigenschaften, Ruhe in der Haltung, Mäßigkeit in der Lebensweise, Ergebung in das Unvermeidliche, sind mehr passiver als schöpferischer Natur. Keine Stadtmenschen, sondern geborene Dörfler und Ackerbauer. Aber gerade ihre Schwäche machte die Türkei zum Schoßkinde der öffentlichen Meinung Europas. Man bedauerte sie und spielte zugleich mit ihr. Während des ganzen letzten Jahrhunderts war die

orientalische Frage das Lieblingsproblem der Diplomaten. Nicht daß irgendeiner ihre Lösung für möglich gehalten hätte. Auch Bismarck nicht. Er wünschte sich Glück dazu, daß er keinen einzigen pommerschen Grenadier dafür einzusetzen brauchte. Das „bißchen Herzegovina“ beunruhigte ihn nicht. In Konstantinopel dachte er nicht. Nun sind freilich seitdem durch die Erschließung Kleasiens und den Bau der Bagdadbahn die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands an der Entwicklung der Türkei bedeutender und stärker geworden, allein zu einem politischen Einfluß reichen sie noch nicht aus. Sichtlich jedoch war die Sympathie Deutschlands, Frankreichs und Englands im letzten Jahrzehnt den Türken zugewandt. Die Balkanstaaten galten für halbfertige, minderwertige Existenzen, für unsicher und fragwürdig in ihren finanziellen Beziehungen, für unerprobt und prahlerisch in ihrer militärischen Leistung. Man erinnerte an den kläglichen Feldzug der Griechen gegen die Türken im Jahre 1898. Die Verschwörung der serbischen Offiziere gegen den König Alexander im Juni 1903, seine und der Königin Draga Ermordung unterbrach eine Weile jeden Verkehr der österreichisch-ungarischen und der englischen Offiziere mit ihnen. Der König von Montenegro war in den Augen Europas nur ein Räuberhauptmann.

Darum sind wir alle, nicht nur die Diplomaten, durch den Aufschwung der Balkanvölker überrascht, verblüfft, bestürzt worden. Seit der Mitternacht des 18. Oktober, als die Glocken von Sofia den Krieg einläuteten, ist ein Erfolg dem anderen gefolgt. Die Serben sind in Aestüb, die Griechen in Saloniki eingezogen, die Bulgaren stehen vor Konstantinopel. Überall sind die Türken, hier nach tapferem Widerstande, dort in panischer Flucht vor ihnen gewichen: nur in Adrianopel und Skutari haben sie ein Plewna gefunden, wo sie sich zu längerer Verteidigung festsetzen konnten. Ihre Leitung hat so vollständig versagt wie ihre Organisation. Weder Proviant noch Munition war jemals zur rechten Stunde und am rechten Platze da, vor Hunger mußten die tapfersten Soldaten die stärksten Stellungen aufgeben und wurden zu Plünderern und Deserteuren; mitten im siegreichen Vormarsch stockte die Bewegung, weil die jungen unerfahrenen und ungeübten Truppen sich verschossen hatten: die Offiziere hatten ihre Leute nicht in der Hand, die Mehrzahl von ihnen hatte nie im Manöver ein Feuergefecht durchgemacht. Jetzt nach der Niederlage wird man sich ihrer Ursachen und der eigenen Schuld auch bei der Hohen Pforte bewußt. In orientalischer Lässigkeit und Sorglosigkeit hat man das Schicksal über sich kommen lassen. Wie im vergangenen Oktober in Tripolis, so diesmal in Europa. Serben, Montenegriner und Bulgaren standen schon sprungbereit an den Grenzen, als das osmanische Kriegsministerium die ersten Befehle zur Mobilmachung erließ. Wochen mußten vergehen, ehe die Reserven und Rekruten aus Kleinasien, Syrien und Arabien auf dem Kriegsschauplatz eintreffen konnten. Keine Zeit war da, sie zu drillen und an das Gefecht zu gewöhnen. Verhängnisvoll erwies sich die Maßregel der jung-türkischen Reformen von 1909, die Christen zum Waffendienst neben den Türken heranzuziehen. Die Religion dürfe keinen Unterschied zwischen den Bürgern eines Staates machen, alle wären Osmanen und berufene Verteidiger des Vaterlandes. Die Folge war der massenhafte Übergang der Christen schon vor dem Kampf zu ihren Glaubensgenossen, der geringe Eifer im Gefecht und die Flucht bei der ersten günstigen Gelegenheit. Als Krieger Allahs und seines Propheten hatten die Türken ihre Siege erfochten, als „Vaterlandsverteidiger des osmanischen Staates“, in Reich und Glied mit Christen und Juden waren sie Epreu vor dem Winde. Wie in Tripolis von den Italienern, wurden sie in Europa von den vier verbündeten Balkanstaaten überrascht. Dieser Bund war ein lautes Geheimnis, nur die Türken kannten ihn nicht. Sie kannten ihn wohl, aber sie verachteten ihn und dachten nicht daran, seinem Angriff mit überlegener Kraft zuvorzukommen. Ihre Befehle zur Mobilmachung ergingen, als die Montenegriner und die Serben, die Griechen und die Bulgaren in hellen Haufen über die Grenzen strömten. Diese Verspätung um drei Wochen

ist ihr Verhängnis geworden. Außerlich; innerlich waren sie längst dem Tode geweiht. Gewiß hat die politische Parteifucht in der türkischen Armee, der Ehrgeiz der Führer und der Versuch einer Reform an Haupt und Gliedern dem Staate den letzten Stoß gegeben. Aber er war seit Jahrzehnten morsch, faul und zum Falle bestimmt. Seine Führer hatten die Empfindung, daß sie sich in Europa überlebt hätten, und dieses Gefühl war allmählich in die tieferen Volksschichten gedrungen. Sie besaßen nicht mehr das Bewußtsein, wurzelständig in Europa zu sein, sie kamen sich nur als geduldet darin vor und suchten diese peinliche Ahnung und Angst durch größeren Hochmut und stärkere Unterdrückung der Christen vergebens zu betäuben. An ihrer Haltung seit dem Ausbruch des Krieges merkt man ihre innere Unsicherheit.

Die vielberufene orientalische Frage, welche die Großmächte während eines Jahrhunderts aus Angstlichkeit und gegenseitiger Eiferfucht, gerade wegen der Künste ihrer Diplomatie, nicht zu lösen vermochten, haben die vier kleinen Balkanstaaten in wenigen Tagen nach der Bismarckschen Formel: durch Blut und Eisen schnell und glatt gelöst: jeder hat sich genommen, was ihm geographisch und ethnographisch gehörte, und alle vier sagen nun, in der Hand das siegreiche Schwert: wem's nicht gefällt, der komme an. Die beiden Großmächte, Oesterreich-Ungarn und Rußland, die bisher das Schicksal der Balkanhalbinsel in der Wage hielten, sind ausgeschaltet. Stark durch ihr Bündnis und ihre Erfolge sind die Balkanvölker zum ersten Male seit vierhundert Jahren die Herren ihrer Geschichte. Durch redliche Kulturarbeit haben sie sich ihre Stellung ebenso fest wie durch militärische Tüchtigkeit erworben. Bei ihnen ist der Fortschritt, ist die Freiheit gegenüber der Rückständigkeit der Türken. Die Sentimentalität, die für den Schwachen Partei nimmt, darf dem Starken nicht das Recht des Lebens einschränken wollen. Weder Oesterreich-Ungarn noch Italien gönnt den Serben eine Niederlassung am Adriatischen Meere, weder Durazzo noch Alessio, obgleich sie beide Städte von den Türken erobert haben. Man verweist sie auf das Ägäische Meer, zu dem ihnen der Zugang durch die Eroberung Salonikis zugänglich geworden ist. Die Serben, die noch auf lange hinaus ein Ackerbau treibendes, Vieh züchtendes Volk bleiben werden, hoffen durch einen Seehafen an der Adria für ihre Schweine ein größeres Absatzgebiet in Italien zu gewinnen und wollen ihn gegen den Widerspruch Oesterreich-Ungarns erzwingen. Der Wunsch wurde noch dadurch gefährlicher, daß den Serben kein anderer Weg zur Adria freisteht als der durch die Landschaften der Albanier, ihrer Todfeinde. Die Unterdrückung dieser Stämme ist die Voraussetzung für die Freiheit und Sicherheit der serbischen Straße. Aber weder Oesterreich-Ungarn noch Italien sind willens, den Serben die Albanier auszuliefern. Schon zu den Zeiten des römischen Kaiserreichs waren sie wegen ihrer Unbändigkeit und Wildheit gefürchtet, und zugleich bildeten die illyrischen Legionen die eigentliche Wehrmacht des alternden Reiches. Der Kaiser Diokletian ist aus ihren Reihen hervorgegangen. Sein Alter hat er in diesen Landschaften verlebt. Ragusa und Spalatro sind noch heute durch die Ruinen seiner Paläste berühmt. Im Mittelalter, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, leisteten sie unter Skanderbegs Führung den vordringenden Osmanen einen zähen Widerstand. Endlich aber erlagen sie der Obermacht und nahmen in ihrer Mehrzahl den Glauben des Islams an. Seitdem sind sie geschworene Gegner der Serben, Griechen und Montenegroiner, ihrer Grenz-nachbarn, und haben der Hohen Pforte und ihren Sultanen bis heute die besten Soldaten und Feldhauptleute gegeben. Abdul Hamid bevorzugte sie vor allen seinen Untertanen. Wie die antike Kultur den Illyriern, ist die moderne den Albanern fremd geblieben. Zwischen ihnen und ihren Nachbarn bilden die Verschiedenheit der Rassen und der Religionen und die von Geschlecht auf Geschlecht sich vererbende Blutrache unüberwindliche Schranken. Zweifellos würden Griechen und Serben ihrer Herr geworden sein, wenn nicht Oesterreich-Ungarn und Italien schützend die Hand über ihnen hielten. Sie widersetzen sich der Aufteilung des

albanischen Gebietes und der Festsetzung der Serben am Adriatischen Meere, weil sie in den Albanern einen Damm gegen die slawische Hochflut sehen; denn für sie sind Serben und Montenegriner nichts als die Vorhut der Russen.

Der Siegeszug der Verbündeten gegen die Türken kam vor Adrianopel, vor Skutari an dem gleichnamigen See und den Schanzen von Eschataldscha im Ausgang des Novembers zum Stillstand. Etwa vierzig Kilometer nördlich von der alten byzantinischen Mauer Konstantinopels sind vor Jahrzehnten die Schanzen von deutschen Offizieren angelegt worden. Wie die gesamte Kriegsmacht waren auch sie unter der Regierung Abdul Hamids verfallen und vermorst, trotzdem hielten sie den Ansturm der Bulgaren aus. Schneller, als die Bulgaren Kanonen und Munition herbeischaffen konnten, kamen die kleinasiatischen Regimenter in den Schanzen an. Eine Woche lagen sich die Heere in unentschiedenen Gefechten gegenüber, dann brachen hüben und drüben Typhus und Cholera die Kraft und die Streikluft. Die gegenseitige Erschöpfung führte zum Waffenstillstand: in London sind am 16. Dezember die Friedensverhandlungen eröffnet worden.

Die entscheidende Tatsache ist, daß sich die Türkei trotz ihrer Niederlagen in Europa behauptet hat. Freilich in sehr verminderter Gestalt und Macht. Aber doch immerhin mit Adrianopel, Janina und Skutari in achtungsgebietender Gestalt. Um so mehr, da nach dem Friedensschluß der Neid und die Eifersucht unter den vier Verbündeten Zwietracht säen werden: jeder wird sich von dem andern für überverteilt halten. Schon jetzt sehen sich Griechen und Bulgaren Salonikis wegen mit scheelen Augen an. Daß die Hagia Sophia ihnen allen noch immer unerreichbar geblieben, ist ein bitterer Wermutstropfen in dem Becher der Freude. Rein und zweifelsohne ist der Streit zwischen Kreuz und Halbmond noch nicht entschieden. Allein die Türken fühlen, daß ihre letzte Stunde geschlagen hat. Von der europäischen Küste richten sich ihre Blicke nach der asiatischen hinüber. Nicht nur die der führenden Männer. Tausende von Flüchtigen vor den Bulgaren aus den ehemaligen türkischen Dörfern und Landstädten in Mazedonien und Thrazien suchen drüben eine neue Heimat. Bereitwillig nimmt sie das menschenarme Kleinasien auf. Es hofft von ihnen mit Hilfe der Eisenbahnen, die ihnen die Deutschen bauen, eine neue Blüte. Die Zukunft der Osmanen liegt hier, in Europa haben sie ihre Rolle ausgespielt. Sie sind ohne Tragik gefallen. Nicht gewaltsam wurde Konstantinopel ihrer Herrschaft entrisen, es entschlüpfte ihren Händen seit Abdul Hamids Sturz. Das europäische Pera drängte das türkische Stambul immer mehr in den Hintergrund zurück. Feuersbrünste räumten mit den alten Überresten unbarmherzig auf. Dem Namen nach ist Konstantinopel noch die Residenz und der Sitz des Sultans, in seinem Wesen ist es eine internationale Stadt unter der Herrschaft der Botschafter der Großmächte, deren Handel, Bewegung und Wohlstand sich durch die Öffnung des Bosporus und der Dardanellen verdoppeln würde.

Österreich-Ungarn und Italien, Rumänien und die Türkei haben gegenüber der slawischen Hochflut auf der Balkanhalbinsel die gleichen Interessen zu ihrer Abwehr und Eindämmung. Vielleicht hätten sie klüger gehandelt, schon den gegenwärtigen Kampf durch gemeinsames Auftreten zu verhindern. Aber das Ubel ist nun einmal geschehen; es gilt weiteren Eroberungszügen einen eisernen Niegel vorzuschieben. An dem Trog, dem Hochmut und der Grausamkeit der Serben erkennt man, wessen man sich von ihnen bei neuen Siegen zu versehen hat. Alle diese Völker leben noch im Zustande der Halbbarbarei und haben einander an Rohheit nichts vorzuwerfen. Damit, daß sie die Laster unserer Kultur angenommen haben und die Schöpfungen unserer Technik benutzen, haben sie den Weg zur eigenen Entwicklung noch nicht beschritten. Der Balkan bedarf noch eines Napoleon, dessen Talent und despotischer Wille Ordnung und Gesetz schafft und erzwingt. Bis dahin muß er eben von außen bewacht werden.

Karl Frenzel.

Benedek.

„Ein besiegter Feldherr! O, wenn der Laie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat! Der Abend von Königgrätz im österreichischen Hauptquartier! O, wenn ich mir den vorstelle! Solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General wie Benedek!“ Diese Worte soll der General Moltke bald nach der Schlacht bei Königgrätz über seinen besiegten Gegner gesprochen haben. Sie bezeichnen ganz den vornehmen Sinn und die Abgeklärtheit des großen Geistes.

Benedek ist von der Nachwelt vielfach hart und ungerecht beurteilt worden. Sicher ist, daß seiner Führung viele und schwere Mißgriffe zur Last zu legen sind. Für den völligen Zusammenbruch der böhmischen Nordarmee ihn allein oder doch fast ausschließlich verantwortlich zu machen, ist Übertreibung, die schon bald nach dem Kriege als solche erkannt, auch durch die Veröffentlichungen Friedungs im wesentlichen als solche gekennzeichnet ist. Die militärische Fachliteratur Preußens hat in vielen Beziehungen einen ähnlichen Standpunkt vertreten.

Das uns vorliegende Werk „Feldzeugmeister Benedek und die k. und k. Nordarmee 1866“ unter Benutzung neuer Quellen von Wilhelm Alter, Berlin (Berlin, Gebrüder Pactel [Dr. Georg Pactel], 1912), unternimmt es, in einer genaueren Darstellung des Lebens Benedeks die stattgehabten Mißgriffe eingehender zu erörtern, zu erklären, den Feldherrn zu rechtfertigen. Herr Wilhelm Alter hat schon in der „Deutschen Rundschau“ (Januarheft 1911) wichtige Teile seiner Forschungen veröffentlicht. Hieran haben sich Entgegnungen und auch von seiten Alters Gegenbemerkungen geknüpft. Generalfeldmarschall Graf Schlieffen hat „Die Enthüllungen“ in den „Vierteljahrsheften des Generalstabes“ kritisiert. Ich habe in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“ (März 1911) versucht, die „Neuen Enthüllungen“ in bezug auf ihre Bedeutung für die Operationen zu prüfen. — Eine kurze Besprechung des Alterschen Werkes kann das Für und Wider seines von dem bisherigen Urteil abweichenden Standpunktes nicht schrittweise erörtern. Die Andeutung der wichtigsten Gesichtspunkte muß genügen.

Die Schilderung beginnt mit einem kurzen Überblick über den Lebensgang Benedeks, mit seiner überall anerkannten großen Begabung für das Einzelne des Dienstes, seiner vorbildlichen Treue zu seinem Kriegsherrn, seiner glänzenden Bravour und seinem scharfen Blick als Truppenführer im Gefecht. Alles ausgezeichnete Eigenschaften, die überall anerkannt wurden und werden, wenn schon an seiner Leistung als Kriegsführer bei Solferino eine nachträgliche Beurteilung auch einiges aussetzen mag.

Die Wahl Benedeks als Führer der Nordarmee 1866 ist trotz seiner lebhaften Weigerung erfolgt. Nur der Appell an seine Monarchentreue seitens des Kriegsherrn selbst hat ihn bestimmt, diese Stellung anzunehmen, von der er selbst wußte, daß sie seine Kräfte und Befähigung überstieg. Benedek will besondere Bedingungen hinsichtlich seiner Selbständigkeit als Obergeneral gestellt haben, die aber

später mißachtet worden wären. — Gleich bei Beginn der Operationen hat er sich in einem sehr scharfen Gegensatz zu seinem Generalstabschef General Krismanic befunden — Meinungsverschiedenheiten, die zu aufgeregten, sehr wenig erquicklichen Szenen geführt haben. Dadurch soll die Möglichkeit, einen österreichischen Angriff von Olmütz in nördlicher Richtung unmittelbar nach Schlessen zu führen, abgeschnitten sein.

Nachdem die österreichische Armee von Olmütz nach der oberen Elbe, auf Grund unvollkommener Marschanordnungen verzögert, in Marsch gesetzt war, sind die günstigen Gelegenheiten verpaßt, um der II. preussischen Armee den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren. Abgesehen von dem österreichischen Erfolge bei Trautenau, erlitten die einzelnen Korps der Nordarmee bei Nachod, Skalitz, Schweinshädel, Königinhof schwere Feilniederlagen, das sächsische und das I. österreichische Korps fochten bei Münchengrätz und Gitschin unter ungünstigen verlustreichen Verhältnissen. Der Verfasser prüft im einzelnen, wie an zahlreichen Mißgriffen nicht den Feldherrn, sondern seinen Stab, d. h. Krismanic und Henikstein, die Hauptschuld trafe. — Er stützt sich vielfach auf Friedungs Veröffentlichungen, daneben aber auf noch ungedrucktes Material, und hierbei spielen „Mittheilungen eines alten hochgestellten Offiziers“ und das „Kriegstagebuch“ des als Feldmarschall-leutnant 1881 verstorbenen Obersten Karl v. Vegetthof, während des Feldzuges Chef des Evidenz- (Nachrichten-) Bureau's im Hauptquartier, eine wichtige Rolle. An sich sind diese Quellen sicher im besten Glauben geschrieben und benutzt, ob aber den betreffenden Verfassern nicht hier und da irrige Auffassungen untergelaufen sind, ist nicht ganz ausgeschlossen. Jedes kriegsgeschichtliche Memoirenwerk entsteht entweder unter dem Eindruck großer Ereignisse oder später, nachdem einige Zeit den sicheren Blick getrübt hat.

Der dritte Hauptpunkt des Werkes ist die Frage, ob sich Benedek nicht einer schweren Verfehlung schuldig gemacht hat, indem er am 3. Juli die Schlacht von Königgrätz auf dem rechten Elbufer, den Fluß dicht hinter seiner Front, der drohenden Umfassung seiner rechten Flanke durch die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausgesetzt, angenommen hat. Ob es nicht ein unverantwortlicher Mißgriff war, einen Kampf bis zur Erschöpfung seiner Truppen durchzuführen, der mit einer schweren Niederlage endete und mit einer Vernichtung der ganzen Armee enden mußte, wenn der Gegner seine durch die Anlage und den Verlauf der Operationen geschaffene günstige Lage noch besser ausgenützt hätte. — Alter weist nach, daß auch in dieser Frage Benedek die mindere Schuld treffe, daß er vielmehr anderen höheren Wünschen nachgegeben hätte. Hierzu ist zu bemerken, daß am 2. Juli, namentlich aber am 3., ein Abmarsch nach der stark in der linken Flanke gelegenen Stellung Pardubitz—Kolin nur unter den nachtheiligsten Folgen möglich, daß dieser noch in Frage kommende Entschluß also verfehlt gewesen wäre.

Durch das Werk zieht sich ein scharfer Ton gegen die damals im Kaiserreich maßgebenden Kreise des hohen Adels mit ihrer höchst verwerflichen Protektionswirtschaft. Ob überall Licht und Schatten richtig verteilt sind, bleibe dahin gestellt. Sicher dagegen ist, daß weder Benedek noch Krismanic, noch der sehr einflußreiche Oberstleutnant Neuber den Kreisen des hohen Adels angehörten. Man kann also die militärische Unfähigkeit nicht als eine Sondereigenschaft des damaligen hohen militärischen Adels anführen: die Armee als solche war nicht auf der Höhe ihrer schwierigen Aufgabe. Weiter geht aber aus Alters Darstellung hervor, daß Benedek in seiner eigenen Hilflosigkeit für alle operativen Fragen das zu ersetzen außerstande war, was seine Hilfskräfte vermissen ließen. Die Anlage des Marsches von Olmütz nach der oberen Elbe, der Rückzug von Dubenez nach Königgrätz waren marschtechnische Angelegenlichkeiten, ohne Kenntniss der einfachsten Grundsätze entworfen. Die Truppe mußte sie büßen. Wer Armeen führt, muß sie kennen. Doch ist zuzugeben, daß die mit der Anfertigung im einzelnen betrauten Offiziere schweres Verschulden trifft, trotzdem trägt der Feldherr hierfür die Verantwortung,

er erntet allen Ruhm der glücklichen Erfolge, er ist auch für die Rückschläge verantwortlich, und zwar allein. Benedek hat sich dem nicht entzogen, aber die nachträgliche Geschichtsschreibung, die ihn entlasten will, wird damit in den Augen der Sachverständigen kaum durchdringen.

Mit vollem Recht betont Alter vielfach, daß die österreichische Armee in taktischer Hinsicht an dem Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs zerschellt ist. Wenn die ganze Ausbildung der Infanterie eine Reihe von Jahren vorwiegend darin bestanden hat, überall, wo man den Feind sah, ihm mit Tam-Tam und fliegenden Fahnen entgegenzustürzen, so war sie auf einem falschen Wege. Wenn aber der Feldzeugmeister immer als eminenter Taktiker geschildert, als großartiger Praktiker hingestellt wird, muß man doch das Urteil dahin verbessern, daß er lediglich in dem falschen Geleise mitfuhr, daß er somit weder ein Taktiker noch ein Praktiker war, sondern ein Anhänger falscher Grundsätze. — Mit einem falsche Grundsätze der Taktik befolgenden Heere, als Spitze eines durch und durch unharmonischen Oberkommandos, selbst in den Elementen der Führung größerer Massen ohne theoretische Kenntnis, ohne praktische Erfahrung und wider seinen Willen an seinen Platz gestellt, konnte der Feldzeugmeister nicht wohl die österreichische Sache zu einem glücklichen Ende führen. Alter hat recht, wenn er es als eine unbillige Härte bezeichnet, diesen Oberbefehlshaber allein für alles Unglück verantwortlich zu machen. Nur ein Genie ersten Ranges wäre an der ihm zugefallenen Rolle nicht gescheitert.

Das Altersche Werk bringt zahlreiche interessante Gesichtspunkte für die psychologische Seite des großen Krieges, und wer immer sich mit dem eingehenden Studium des Kampfes um die Vorherrschaft in Deutschland 1866 beschäftigt, wird an dieser Darstellung nicht vorübergehen können.

Gleichzeitig liegt ein anderes, den Feldzug 1866 in Böhmen behandelndes Werk vor: „Benedek und die Taten und Schicksale der k. und k. Nordarmee 1866“, von Moriz Freiherrn v. Ditsfurth, k. und k. Oberleutnant a. D. (3 Bände, Wien 1911). Es verfolgt wesentlich andere Ziele als das vorgenannte. Der Verfasser will der todesmutigen, opferwilligen österreichischen Armee ein literarisches Denkmal setzen, dazu beitragen, daß die Erinnerung an die heldenmütigen Taten und Schicksale der Armee gleichzeitig als Mahnruf für die Zukunft wachgehalten werden. An Anklagen gegen das Heer hatte es nach dem harten Mißgeschick nicht gefehlt. — Im Sinne dieser Aufgabe hat der Verfasser mit edlem Feuer, in mehr volkstümlicher Darstellung den Verlauf des Krieges geschildert.

v. Z w e h l, Generalleutnant z. D.

Otto Brahm.

Der Literaturhistoriker und Bühnenleiter, der jüngst im siebenundfünfzigsten Lebensjahr unter allgemeiner ernster Teilnahme, weit über Berlin und Deutschland hinaus, bestattet worden ist, dessen zielbewusste Energie, dessen Klugheit und Zuverlässigkeit an seiner Wahre Dramatiker der Heimat und Osterreichs, ein Sprecher seines Theaters, der Freund und Journalist, nicht zuletzt mit wohlthuender Wärme, obgleich auf anderen künstlerischen Bahnen wandelnd, der Berliner Generalintendant einhellig gerühmt haben, war geraume Zeit ein hervorragender Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau“. Wilhelm Scherer hatte ihr diese junge, von ihm entdeckte und geförderte Kraft zugeführt, deren selbständige Eigenart hier in manchen Anzeigen und Auffäßen, in größeren Probstücken auch aus seinen Biographien Kleists und Schillers hervortrat. Es ist jedoch nicht die persönliche Verbindung mit unseren Blättern, was ein bündiges Wort zu seinem Gedächtnis als Pflicht erscheinen läßt, und da er selbst in eigenen gesprochenen oder geschriebenen Nachrufen ganz und gar kein Pathetiker war, darf kein rednerischer Superlativ sich hervordrängen. Als ich ihn 1879 in Straßburg kennen lernte, war ich ein sehr grüner Dozent, er ein sehr reifer Student, der seine unjüngliche Überlegenheit gern ironisch offenbarte, aber sich so geschickt, so selbständig anregend, so wahrhaft und tüchtig, auch bei aller scheinbaren Kühle so warm und anhänglich erwies, daß ich ihn bald liebgewann und seitdem in ungetrübter Freundschaft mit ihm gelebt habe. Er vollendete damals eine ungemein belebte und klare Arbeit über das Ritterdrama, mit der er sich die akademischen Sporen erwarb, und brachte von einer Münchner Reise sein erstes Feuilleton heim, über einen Besuch bei Paul Heyse, dem er später gewiß nicht nahe geblieben ist. Aus engen Verhältnissen Hamburgs stammend, seiner Familie in herzlicher Treue ergeben, bildete Brahm hier als Theaterreferent der Vossischen Zeitung neben Fontane, der ihn sogleich erkannte und an sich zog, unermüdlich sein schriftstellerisches Talent aus, ohne dem Tage zu dienen und auch in knappen Zeiten seine Feder je mißbrauchen zu lassen. Größere Essays von seltener Sicherheit des Umrisses gediehen dem Charakteristiker. Um die Gabe, scharfsichtig und resolut auf das Entscheidende loszugehen, alles Nebensächliche aber fallen zu lassen, den festen Grund der Darstellung gleichsam unterirdisch zu mauern und eine lichte Gliederung der Teile zu gewinnen, konnte ihn mancher von uns Zünftlern beneiden, der sich leicht in Einzelheiten und Anspielungen verliert. Das gekrönte, nach Gehalt und Form durchaus preiswerte Buch über Heinrich v. Kleist, noch 1911 zur Säcularfeier mit strenger Nachprüfung massenhafter Literatur umgearbeitet, zeigte der einst von dem jungen Wilbrandt einschmiegend dargebotenen Krankheitsgeschichte gegenüber ruhige Linien, klare Analyse, treffende Stilkritik. Und nach dem Uberschwang älterer Schiller-Biographien, die auf den Ton der Festrede gestimmt waren, mußte das von neuen, großen und schwergelehrten Torst durch seine wohlbemessene Knappheit absteckende Werk des einstigen „Schiller-Hassers“ sich durch die gleichen Vorzüge wie sein Kleist-Buch reichen Beifall erobern, obwohl Brahms Art dem Ethos und Pathos des Helden kaum verwandt war. Er hat dieses Denkmal leider nach anderthalb Zeilen unvollendet gelassen, weil statt literarhistorischer Arbeit der Dienst der Gegenwart ihn ganz forderte. Wohl möglich aber, daß seine von Stimmungen und Verstimmungen gemüthlicher oder körperlicher Art in seltenstem Maß unabhängige

Arbeitskraft trotz der langen Pause noch den Rückweg zu dem auch durch treffliche Leistungen anderer nicht ausgestochenen Bruchstück gefunden hätte. Er schrieb eine Zeitlang unschichtig an seinem Schiller — „Kapitelchen gefällig?“, so erging die Meldung zum Vortrag des eben Beendeten in das Freundeshaus — und an der nicht eben auf Schiller eingeschworbenen „Freien Bühne“. Der Titel dieses Literatur und Theater aufrührenden Organs war der gleiche wie bei dem 1889 von Brahm und ein paar Genossen begründeten Unternehmen, das außer fragwürdigen Experimenten einem großen geschlossenen Kreise Werke wie Ibsens „Gespenster“, Tolstojs „Macht der Finsternis“, des jugendlichen Neulings Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang“ und „Weber“ in meisterhaften Darstellungen durch ein hier und dort rasch geworbenes, zur Einheit ausgebildetes Ensemble vorführte. Es waren unvergeßliche Stunden, trotz und gerade wegen manches Widerspruchs. So wurde Brahm allmählich ganz dem Theater gewonnen. Dieser kritisch wägende Kopf konnte niemals ein stürmischer Revolutionär sein; nichts bezeichnender für seine bei allem Wagemut doch in jedem Sinne vorsichtige Art, als die ausgesprochene Genugtuung, daß Hauptmanns zweites Stück „so völlig, in Stoffwelt und innerer Kunstform, von seinem Vorgänger abweicht . . . ein Zeugnis für die Weite und Entwicklungsfähigkeit dieses Talents, das uns allen noch mancherlei zu raten aufgeben wird“. Seit dem September 1894 haben wir ihn erst im Deutschen Theater, dann im Lessing-Theater walten und nach einem unmöglichen Anlauf, „Kabale und Liebe“ antischillerisch für den Naturalismus zu transkribieren, sein in Ibsen, Hauptmann, in Schnitzler und wenigen anderen festwurzelndes Repertoire ohne jedes Star-System, darum auch ohne tiefe Erschütterung durch den Abschied einzelner großer Talente, oft zur höchsten Vollendung bringen sehen, vorbildlich weithin. Der Biograph Kleists und Schillers, von denen allensfalls „Der zerbrochne Krug“ und aus äußerem Anlaß „Demetrius“ seine Bretter beschritten, und der Direktor führten getrennten Haushalt. Der Vers verstummte fast ganz, oder hervorragende Kräfte zeigten sich seiner unmächtig. In der durch die großstädtischen Verhältnisse ermöglichten „Beschränkung“, die Goethe freilich so nicht gemeint hat, erwies Brahm den „Meister“. Auch er mußte mitunter natürlich zu leichterem Ware greifen und einen Kassenerfolg ausnützen, auch er hatte das, wie es scheint, unüberwindliche Uebel zu beklagen, daß der lebendige Besitz immer enger wird und das Publikum von der Wiederaufnahme erfolgreicher Stücke in demselben Hause zumeist nichts wissen will — aber Brahm, so begabt er auch glücklicherweise für die Verwaltung war, ist an der Spitze seiner Truppe kein Geschäftsmann gewesen, kein Spekulant auf die Gunst der Menge nach jenem schönen Wort:

Le public est le maitre, il faut bien le servir,
Il faut pour son argent lui donner ce qu'il aime.

Mit derselben zähen Überzeugungskraft hielt er siegreich an seinem Gerhart Hauptmann fest, wie er in einem tapferen und lebendigen Buch das Uindenten Karl Stauffers verteidigte, und die Prosastücke Ibsens erschienen mehrmals in würdigen Zyklen.

Zwei Jahre noch, dann wollte er sich von dem heißen Boden zurückziehen, auf dem er auch an kritischen Abenden mit ruhigster Miene gestanden, und als Schriftsteller tätig sein. Wir hofften viel von ihm, nicht bloß die Freunde, die seinen vertrauten Umgang dankbar genossen, und wir beklagen nun, daß diesen reichen Gaben durch eine nach langjährigen körperlichen Anfechtungen ihn schnell zerstörende Krankheit ein zu frühes Ziel, ein Abbruch, kein Abschluß, gesetzt worden ist. Der hohle, für einen bekennenden und wirkenden Mann sehr fragwürdige Nachruf: „Er hatte keinen Feind“ darf Otto Brahm nicht gewidmet werden; aber alle haben ihn willig oder widerwillig geachtet, viele verehrt, manche geliebt.

Erich Schmidt.

Noch einmal „Gottfried Keller und das Duncersche Haus in Berlin“.

Herr Professor Gustav Cohn wehrt sich in seiner Anmerkung auf S. 464 ff. des Dezemberheftes der „Deutschen Rundschau“ gegen meine Darstellung seines Anteils an Kellers Rückerstattung des Vorschusses, den Franz Duncker dem Dichter für die Galatea-Novellen geleistet hatte.

Ich will nun von vornherein zugeben, daß meine Worte: „Er ließ sich durch den Nationalökonom Gustav Cohn, der damals am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich wirkte, versichern, daß mit der Zurückzahlung des Vorschusses die Rechtskraft des alten Vertrages erloschen sei,“ die Vermutung erwecken könnten, als ob Keller sich von Cohn ein förmliches Gutachten über die Rechtsfrage habe geben lassen. Das war also, wie Herr Professor Cohn nachweist, nicht der Fall. Über den Anteil aber, den er 1878 an der Erörterung der Rechtsfrage hatte, ist er von seinem Gedächtnis doch getäuscht worden. Er schreibt in seiner Anmerkung: „Im April 1878 besuchte mich ein Berliner Jurist, der selber im Duncerschen Hause verkehrt hatte. Als ich ihn mit Keller bekannt machte, brachten sie das Gespräch sehr bald auf dieses Haus. Da die beiden sich öfter sahen, ist wahrscheinlich auch der Verlagsvertrag zum Gegenstande ihrer Unterhaltung geworden. Davon weiß ich aber nur das eine (oder nur das eine ist mir im Gedächtnis geblieben), daß Keller mir später einmal (oder öfter) seine Dankbarkeit für den Berliner Freund ausdrückte, der ihm dazu verholfen hatte, die Rückzahlung des Vorschusses zu bewerkstelligen. Von der Rechtsfrage, die hierbei beteiligt war, wußte ich so wenig, und Keller hat mir so wenig davon gesagt, daß ich nicht recht verstehen konnte, warum Keller fremder Vermittlung bedurfte, um an Duncker den Vorschuß zurückzuzahlen.“

Tatsächlich verhält sich die Sache aber so, daß Cohn zwischen dem Berliner Freunde und Keller bei der Erörterung der Rechtsfrage vermittelte. Das beweisen zwei im Nachlaß Gottfried Kellers aufbewahrte undatierte Briefe Cohns an Keller, jedenfalls aus dem Jahre 78 stammend. In dem einen teilt Cohn Keller den Bescheid des Berliner Freundes mit, daß die Schuld nur an Duncker persönlich ausgezahlt werden könne. In dem anderen schreibt er, daß er (Cohn) die Frage, die er im Auftrage Kellers an den juristischen Berater gestellt, so formuliert habe: „Sie wünschen zu wissen, ob Sie, juristisch und moralisch, von Ihrer Verpflichtung liberiert werden, wenn Sie jetzt an Duncker den feinerzeit empfangenen Vorschuß nebst Zinsen zurückzahlen.“

Daraus geht zweierlei hervor: 1. hat Cohn damals doch einen klaren Einblick in die Rechtsfrage gehabt. 2. hat allerdings nicht er selber, aber doch sein juristischer Freund in Berlin dazu beigetragen, daß Duncker nach Rückzahlung des Vorschusses die Rechtskraft des alten Vertrages auslöschte. Dabei darf nicht vergessen werden, daß damals, als dies geschah, Franz Duncers Verlag nicht mehr bestand. Wenn also, wie der juristische Berliner Freund an Cohn zuhanden Kellers schrieb, die Schuld nur an Duncker persönlich, nicht an seine Rechtsnachfolger (vgl. S. 233 meines Aufsatzes) zurückbezahlt werden konnte, so war die Gültigkeit des alten

Vertrages schon dadurch aufgehoben, daß Franz Duncker ja gar keine Möglichkeit mehr hatte, ihn zu erfüllen und Kellers Novellen zu verlegen. Hätte der Verlag noch bestanden, so wäre jedenfalls auch das Gutachten des Berliner Juristen anders ausgefallen. Das Wesentliche aber für Kellers Biographie ist, daß der Dichter überhaupt das Bedürfnis empfand, bei der Abrechnung mit Duncker eine juristische Persönlichkeit beizuziehen: er war 1878 der „Grüne Heinrich“ nicht mehr, als welcher er zwanzig Jahre früher von Duncker sich den Vorschub hatte zahlen lassen.

Zürich.

Emil Ermatinger.

Die vorausgehende Entgegnung des Herrn Professors Ermatinger hat mir große Freude gemacht, die freilich mit Wehmut gemischt war. Aber die Hauptsache, um derenwillen ich meine Anmerkung nicht glaubte unterlassen zu dürfen, bleibt bestehen. Der Anlaß wäre dahingefallen, wenn Ermatinger den Satz, der von meiner „Versicherung“ berichtete und mich anscheinend einen allgemeinen Rechtsgrundsatz aussprechen ließ, der unrichtig war — anders formuliert und an eine andere Stelle gesetzt hätte, die den Zusammenhang des besonderen Falles zeigte. Für mein Gedächtnis (nach 35 Jahren!) habe ich schon in der „Anmerkung“ Vorbehalte gemacht, möchte aus meinen Briefen an große Verstorbene niemals ein unfreundlicheres Zeugnis sich gegen mich erheben als dieses.

Göttingen, 6. Dezember 1912.

Gustav Cohn.

Ein Besuch beim Erzbischof vom Sinai.

In einer Vorstadt von Kairo versteckt, liegt eine kleine Klosterniederlassung, die vom Lärm der Weltstadt nur durch eine hohe Mauer und durch einen kleinen wohlgepflegten Garten getrennt ist. Es ist die Filiale des Katharinenklosters auf dem Berge Sinai, das da und dort im Orient herum kleinere Besitzungen hat. Hier ist seine Eminenz Porphyrios II., Erzbischof des Klosters, leichter zu finden als in der weitabgelegenen Wüsteneinsamkeit des Sinai.

Mit einem Empfehlungsschreiben versehen, begab ich mich auf die Suche. Nach vielen Irrfahrten in einem Labyrinth von Gassen und Gäßchen befand ich mich endlich vor dem Portal. Ein Bruder in schwarzer Kutte und mit der hohen schwarzen Hutröhre auf dem Kopf, der gewöhnlichen Kopfbedeckung der griechischen Geistlichen, unter der ein geflochtenes Zöpfchen etwas unordentlich hervorschaute, öffnete mir und führte mich durch den Garten ins Haus. Orangen und Zitronenbäumchen stehen am Wege und leuchten mit ihren goldgelben Früchten dem Besucher schon von weitem entgegen. Die purpurne Bongainvillie klettert an der Mauer empor, und die scharlachrote „Bint el qunsul“, die Konsulstochter, streckt sich auf dem hohen Stengel, um über sie hinwegzuschauen. Dazwischen eine Fülle von Rosen, aus denen Palmen in den blauen Himmel emporsteigen. Der Bau hat nichts Klosterähnliches und sieht eher aus wie die Villa eines wohlhabenden Mannes, der sich vom Lärm der Welt zurückgezogen hat, um in Ruhe seinen Garten und sich selbst zu pflegen. Ich erwarte den Erzbischof im Selamlik, dem gewöhnlichen Empfangsraum jedes arabischen Hauses. Ein Bruder bringt ein Schälchen wohlduftenden Kaffees, womit der Orientale jeden Gast bewillkommt. Es ist noch früh am Nachmittag, und die Stadt beginnt erst wieder aus der Siesta emporzutauhen, in die wohl auch Seine Eminenz versunken war, denn ich mußte

lange warten. Die Gedanken spannen sich von der modernen Zimmerausstattung wie von selbst hinüber zu jenem altersgrauen, noch von Justinian gegründeteten Klosterbau im Sinaigebirge, wo ich vor zwölf Jahren unvergeßliche Tage erhabener Wüsteneinsamkeit verbracht hatte. Wie im Traum stiegen vor mir jene hohen Klostermauern auf, hinter denen eine versonnene Welt in jahrhundertlangem Schlafe verzaubert ist: die Klosterkirche mit den goldenen Lampen und der heiligen Krypta, wo Moses im brennenden Busch das Bild der in seiner Seele brennenden und aufleuchtenden Gottesoffenbarung sah; die Mönche, die der Welt entfliehen wollten und sie doch in ihrem Herzen mit in diese Einsamkeit trugen, den Klostergarten, dessen silbergraue Ölbäume und dunkle Zypressen der einzige Trost des Lebens sind mitten in einer Wüstenei glühender Felsen und abgestumpfter Seelen. Ich träumte wieder von den toten feierlichen Erzbischöfen, deren Bilder an den Wänden der Klosterbibliothek hängen und uns in unserer Arbeit mit aufgehobenem Finger segneten und gleichzeitig zu warnen schienen, die heilige Stille durch kein lautes Wort zu stören, von den Klosterglocken, die tief in der Nacht in unsere Träume hineinkläuteten. Und alles, was in der Seele sich wehrte gegen Lärm und Hast, gegen den Menschen und seine Kultur, was sich aus dem hellen Lichte des kritischen Verstandes flüchten wollte in die Dämmerung mystischer Verfertigung, sehnte sich in dieser traumwogenden halben Stunde nach jenen heiligen Bergen, ihrer Felseneinsamkeit, dem stillen Kloster und dem blauen Himmel, zu dem die braune und menschenleere Erde kein Sorgengewölke emporzusenden hat. Mitten in diesen Erinnerungen öffnete sich die Thür und eine hohe, ehrwürdige Gestalt trat ein. Es war einen Augenblick, als ob die Träume Kraft gehabt hätten, die Wirklichkeit hervorzuzaubern und einen jener alten Erzbischöfe von den Wänden herab leibhaftig wieder ins Leben hineinzustellen, aber die französische Anrede, mit der der Erzbischof mich begrüßte, verscheuchte rasch alle Hirngespinnste und stellte uns fest und deutlich auf den Boden der modernen Welt. Der Erzbischof ist ein gebildeter Mann; er hat früher in Leipzig studiert, kennt die Arbeit der neueren Theologie, wie übrigens viele griechische Geistliche, und bewahrt der deutschen Wissenschaft seit jener Zeit ein ehrfurchtsvolles Andenken. Er weiß von daher, was Generationen seiner Vorgänger nicht mehr gewußt haben, daß er der Hüter eines der bedeutendsten Bücherschätze der Welt ist, jener Sinaïtischen Bibliothek, an die jeder mit der Geschichte des biblischen Textes vertraute Gelehrte mit der größten Ehrfurcht denkt; hat sie uns doch durch lange finstere Jahrhunderte hindurch einige der ältesten Bibelhandschriften erhalten, die wir kennen. Daran waren allerdings mehr der wohlthätige Staub der Jahrhunderte, die starken Mauern einer abgeschlossenen Klosterfestung und die reine, konservierende Lust der Wüste schuld gewesen, als die treue Hut der Mönche, denen erst ein deutscher Gelehrter, Konstantin v. Tischendorf, wieder kund tat, was für einen Schatz sie unwissend hüteten. Bis zu seinem Besuch lagen die handschriftlichen Bücherschätze des Klosters unordentlich zerstreut, in Treppenhäusern und Löchern vergraben, und mögen wohl gelegentlich auch zur Feuerung gedient haben. Seither sind sie in einem hellen Raume aufgestellt und katalogisiert worden; ein Bibliothekar wacht so streng und argwöhnisch darüber, daß der Besucher der Bibliothek so lange vom Verdacht des Bücherdiebstahls umgeben ist, bis er das Kloster wieder verlassen hat. Diesen Argwohn bekamen wir vor zwölf Jahren empfindlich am eigenen Leib zu spüren wegen des berühmten syrischen Codex sinaiticus, in dem angeblich nach der Benützung ein Blatt fehlen sollte. Die ganze Mönchschar wurde damals aufgeboten, um in unserem Gepäck, in unserer Wäsche, in unseren Büchern und Kleidern nach dem verlorenen Blatte zu fahnden. Wir antworteten darauf mit dem Verdachte, daß das verlorene Blatt nur der Vorwand war, um die Neugierde nach dem Inhalt unserer Kisten zu befriedigen.

Der gegenwärtige Erzbischof schenkt der Bibliothek sein volles Interesse. Die Ordnung und Katalogisierung der Handschriften ist beendigt, und die Nachforschungen

sind so weit getrieben, daß wohl keine weiteren Überraschungen aus vergessenen Löchern und Schränken ans Tageslicht kommen können wie zu Tischendorfs Zeiten oder noch vor wenigen Jahren, da die Damen Lewis und Gibson dort oben eine der ältesten syrischen Übersetzungen des Neuen Testaments fanden. Aber wenn auch nun die Handschriften geordnet und katalogisiert sind, so ist damit noch nicht alle Arbeit getan. Die geordneten Schätze sollten zu einem großen Teil noch bearbeitet und herausgegeben werden. Wie, wenn das Kloster die Ruhmlosigkeit seines langen Schlafes in Vergessenheit versenken würde dadurch, daß es selbst diese Schätze habe und die Früchte dieser Arbeit als „Sinaitische Studien“ aller Welt kund täte, anstatt sie fremden, zugereisten Gelehrten zu überlassen, die im Staub des Klosters Ruhm und Ehre gefunden haben? Solche Gedanken tauchen ab und zu im Geiste des Erzbischofs auf. Aber wenn er auf seine schlafende Herde blickt, unter der keiner den Fleiß und die Kenntnisse vergangener Mönchsgeschlechter besitzt, geschweige denn die heute für eine solche Arbeit unentbehrliche Gelehrsamkeit, so versinkt wohl auch dieser Traum sachte in den traditionellen Kloster Schlaf.

„Es wäre für die Wissenschaft von großem Werte, wenn die Bibliothek aus ihrem abgelegenen und schwer zu erreichenden Kloster an einen leichter zugänglichen Ort, vielleicht nach Kairo, übergeführt werden könnte; ist nicht an eine solche Möglichkeit zu denken?“ fragte ich.

„Unter keinen Umständen,“ antwortete der Erzbischof. „Ermessen Sie einmal die Gefahr eines großen Brandes, wie er in einer Stadt wie Kairo jeden Augenblick mit Leichtigkeit ausbrechen könnte!“

„Dagegen müssen sich ja andere Bibliotheken auch schützen. Für einen feuerfesten Bau ließe sich gewiß Geld finden. Pierpont Morgan, der gerade jetzt in Ägypten reist und Hunderttausende ausgibt für alte Handschriften, hätte gewiß auch einige Tausende übrig, wenn es gälte, eine der ehrwürdigsten Bibliotheken der wissenschaftlichen Welt zugänglicher zu machen und sie vor dem Untergang zu schützen.“

„Vielleicht; aber selbst wenn das der Fall wäre, so verbieten die alten Kanones des Klosters durchaus jede Entfernung der Bücher aus dem Kloster, ja, sie bedrohen eine solche mit Fluch und Strafe.“

„Aber der berühmteste Koder des Klosters, der Codex sinaiticus! Der hat doch auch seinen Weg nach Europa gefunden und ist sogar in den Besitz europäischer Sammlungen übergegangen!“

„Nicht mit unserem Willen.“

„Hat denn nicht das Kloster vom Zaren eine Geldsumme für die Abtretung des Koder angenommen?“

„Sie hatte nie die Bedeutung einer Verkaufssumme; und wir haben nicht aufgehört, den Koder als Eigentum des Klosters zu betrachten und ihn zurückzuverlangen, obschon wir wissen, daß das ein aussichtsloses Bemühen ist. Was vermag ein armes Kloster gegen die Macht des wissenschaftlichen Abendlandes?“

Ich erlaubte mir, bei mir selbst einige Zweifel an der Armut des Klosters zu hegen, mußte dann aber erfahren, daß in der Tat die Besitzungen des Klosters für den Lebensunterhalt der Inwohner kaum ausreichen, seitdem die englische Regierung in Ägypten dem Kloster eine jährliche Steuer von mehreren tausend Franken abnimmt. Der Erzbischof hat Sorgen. Von dieser spricht er. Von der anderen, die ich ihm abfühlte, wie er als gebildeter Mensch inmitten der geistigen Wüste des Klosters leben könne, sprach er nicht.

Adolf Keller.

Literarische Rundschau.

Briefe Jakob Burckhardts.

Jakob Burckhardt. Briefe an einen Architekten (1870—1889). Herausgegeben von Hans Trog. München, Georg Müller (Eugen Rentsch). 1912.

Das Bild des Gelehrten und Schriftstellers Jakob Burckhardt steht fest; das des Menschen ist nahezu legendarisch. Er hat sich nach Kräften vor der Welt zurückgezogen und, soweit sie nicht durch sein Amt gefordert waren, Berührungen mit den Mitmenschen möglichst vermieden. Beinahe ein Einsiedler in der Vaterstadt, war er ein persönlich Unbekannter draußen. So ausgeprägt und reichgeprägt dieser merkwürdige und seltene Geist war, so viele zu den Füßen des Lehrers gesessen haben, seine Persönlichkeit ist nur wenigen nahegetreten und selten erschöpfend gewertet worden. Und da man ihn beschwieg, wie er beschwiegen zu sein wünschte, so begann er allmählich, außer in den engsten Kreisen, zu verdämmern und dem Mythos anheimzufallen.

Darin hat sich nun mit einem Male ein Wandel vollzogen. Wir haben statt schwanker Umrisse ein entschiedenes, an Einzelzügen ausgiebiges Bild. Das verdanken wir den annähernd hundert Briefen, die der Kunstgelehrte von 1870—1889 an den Landsmann Max Althoff geschrieben hat, der, ein ungewöhnlich begabter Architekt, auch musikalisch und als Maler soweit talentiert war, daß er vorübergehend Zirkel und Reißschiene mit der Palette vertauschte. Er starb 1892, fünfzigjährig, fünf Jahre vor seinem um ein Vierteljahrhundert älteren Freunde, der ihm offenbar sehr zugetan war, wie nur ganz wenigen, wenn überhaupt einem zweiten in seinem Leben. Daher sind die Briefe so vertrauend und rückhaltlos, so leicht und unbesorgt aus dem Augenblick heraus und niemals gehemmt oder verschattet durch den Gedanken an die Möglichkeit einer Indiskretion oder Veröffentlichung, obgleich einige, wenigstens teilweise, nicht bloß für den Empfänger, sondern auch für die kleine Kunde bestimmt waren, denen der Schreiber und der Adressat angehörten.

Wir sehen in ein unermüdliches Gelehrten- und Lehrerdasein. Burckhardt liest an der Baseler Hochschule wöchentlich zehn Stunden Geschichte und Kunstgeschichte, wobei er sich nicht nur aufs sorgfältigste vorbereitet, sondern alles, selbst die Zitate, auswendig lernt. Wenn er sein Semester beendet, so kann der Pedell hinter ihm das Tor der Universität schließen, denn er ist der letzte. Daneben erteilt er noch, ausgerechnet ein Vierteljahrhundert lang, von 1858—1883, den Geschichtsunterricht an den obersten Gymnasialklassen, und zwar, wie der Herausgeber betont, mit tiefer innerer Befriedigung. Beinahe am ersten Tage der durch das Gymnasialamt beengten Universitätsferien tritt er jeweilen eine Kunstreise an. Von früh bis spät besucht er Sammlungen, Kirchen, Paläste, betrachtend, studierend, notierend. Abends schreibt er seine Notizen zurecht. Der Einundsechzigjährige durchlief am Vormittag des 4. August 1878 in Brescia „anderthalb Duzend Kirchen und fand in einer oder zweien allein schon genug, um tagelang daran zu spinnen“. Während des Aufenthaltes am nämlichen Orte wiederholte er unter Umständen die Besuche nach einem bestimmten System: „Jetzt beginnt das Nachholen, das dritte, vierte, fünfte Betrachten der Kunstwerke, wobei nicht selten die Erfahrung gemacht wird, daß man bei der ersten Betrachtung und damaligen Notiz müsse dumm gewesen sein zum Heufressen.“ Erholung sucht er daheim in Basel

von abends 9 Uhr an fast ausschließlich an seinem Klavier, wenn er sich nicht ins Konzert oder Theater verfügt oder etwa einem Abendschoppen zusetzt. Einen Spaziergang gestattet er sich nur am Sonntagnachmittag, um sich in irgendeinem Weindorf des angrenzenden Marktgräflerlandes an einem bodenständigen würrigen Tropfen gütlich zu tun. Gegen Aufenthalte an einem Kurorte sträubt er sich aufs äußerste: „Ich hasse dies gemeinsame Faulenzen mit vorgeschriebener Geselligkeit und dem gemeinschaftlichen Herumtrampeln. Wer gutmütig genug ist, wird dabei geistig total aufgenüzt; man gibt sich eine enorme Mühe, stumpfe Leute unterhalten zu helfen, und muß froh sein, wenn sie nicht die unvermeidlich eintretende Halbvertraulichkeit zu törichtem Zeug mißbrauchen.“

Namentlich auf der Reise geht der Briefschreiber Burchardt aus sich heraus, erfrischt und belebt von neuen Eindrücken und frei von der Mühsal des Amtes, die er mit zunehmenden Jahren seufzend spürt. Und da offenbart sich nun erst recht der reiche, ungewöhnliche, originelle und selbstherrliche Geist, der über Menschen und Dinge seine raschen und bestimmten Ansichten hat und diese Anschauungen häufig mit ungesuchtem, auch vor dem Verben nicht haltmachendem Humor und mit der Würze einer erlesenen Baseler Lästerzunge garniert. Mitunter spendiert er eine lustige Geschichte, die er am Wirtstisch aufgefischt, oder leimt ein Lied im Schwartenmeierstil zusammen — immer ein untadeliger Stilist, dem Präzision und schlagende Ursprünglichkeit auch in rapid hingeworfenen Zeilen unweigerlich zu Diensten stehen; zuweilen erquickend durch allerliebste Grazie; immer überlegen, kühl, scharfblickend, wo ihn nicht Vorurteile im Garne haben.

Denn den neueren Erscheinungen auf den Gebieten der Musik und der bildenden Künste vermag er nicht mehr gerecht zu werden, will es im Grunde auch nicht, da er, vorwiegend aufs Historische orientiert, das öffentliche Wort erst dann ergreift, wenn es keinen Lebenden mehr berührt. Mit welchem Recht er dies Verfahren beobachtete, beweisen gerade die Briefe, wo gegenüber Lebenden an die Stelle des ausbalancierenden Urteils, das seinen Reiz bei ihm ohnehin so häufig durch die subjektive Färbung gewinnt, schlankweg nur noch das persönliche Mögen oder Nichtmögen, Temperament und Augenblicksempfindung ins Recht treten und eben dadurch ihre gehen, daß sie das Korrektiv der historischen Maßstäbe entbehren. Richard Wagner ist ihm ein Greuel, dem er baldigen Untergang prophezeit. Courbet und Manet widern ihn an, nicht nur, weil er, wie er in anderem Zusammenhang aufrichtig beklagt, von der malerischen Technik nichts versteht, sondern weil er sich nicht darein finden kann, daß „das rendu gar alles und der Gegenstand nichts mehr ist“. Der Name Böcklins, dessen Viola im Baseler Museum beiläufig gestreift wird, drängt sich hier auf als der eines von Burchardt unzulänglich Gewürdigten. Selbst am alten Vermeer tadelt er, daß „seine Person (d. h. die weiblichen Gestalten seiner Bilder) fast immer so gleichgültig ist“.

Dabei ist anziehend und eigentlich rührend, wie er dem Adressaten zur Zeit, da er unter die Maler gegangen war, Sujets für Bilder vorschlägt, beinahe im Stil des schematisch gewordenen Rotoko aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ihm gegenüber brechen warme Töne durch. Sonst verbirgt er seinen Gemütszustand und mastiert ihn gerne mit Selbstironie. Nur einmal, bei einer römischen Abendbeleuchtung, bekennt er: „Da habe ich doch heulen müssen!“ Bloß den vollen Eindruck der Kunst verrät er wohl öfter rückhaltlos und dann etwa in jenen Dichterwendungen, die den Schriftsteller zeichnen, z. B.: „Das Innere der Kathedrale von Amiens ist einer der sublimsten Atemzüge.“

Überall fügen sich zwischen das Persönliche aufschlußreiche Aussprüche oder Andeutungen über Kunst, Kunstwerke und Kunstbetrachtung, ohne daß Jakob Burchardt in seine Briefe auch nur den kleinsten Faden eines Kollegen hineinzerrt oder irgendwo das Bedürfnis zu dozieren empfindet. Im Handumdrehen fallen dem Briefschreiber erlesene Gedanken, Bilder und Wendungen zu, woraus sich ergibt, daß auch der Schriftsteller solche Kostbarkeiten mühelos aufgelesen, nicht

erarbeitet hat. Man darf dabei in Anschlag bringen, daß diese Briefe nicht aus dem Behagen einer Sommerfrische oder einer Bummelreise herauswachsen, sondern aus den gedrängten Pausen ernstest Studiums oder am Abend eines arbeitsreichen Tages. Sie enthalten kaum Funde und Entdeckungen auf dem Acker der Kunstgeschichte. Die sucht er auch gar nicht oder äußert sich doch darüber nicht. Er zieht aus, um das eigene Wissen, die eigene Einsicht zu bereichern, seine Ideen durch den Augenschein zu klären und zu bestätigen und dadurch das wissenschaftliche Gewissen des Dozenten zu beruhigen; seine Publikationen liegen vor diesem Briefwechsel. Bilderdatierungen, Bilderzuweisungen, künstlerische Beziehungen und Ableitungen und derartiges berührt er kaum. Sein Glück und Wunsch ist das Anschauen und Insaufnehmen des Schönen und Bedeutenden. Kunsterverkenntnis und Kunstgenuß gehen ihm ineinander auf.

Eine Menge von Vorurteilen, namentlich gegen Lebende, entsprangen aus Vereinsamung und Zurückhaltung, die beinahe an Menschenscheu grenzte. Es war ihm ein Fest, einem Fest auszuweichen. Der Gedanke, vorgestellt zu werden, flüchtete ihm Schrecken ein. Einen Deutschen, der ihn auf dem Comerboot anreden will, „stammelt er in einigen unartikulierten Lauten ab“. Die Deutschen, etliche badische Dörfer in der Nähe Basels ausgenommen, kannte er fast nicht und beurteilte die ganze Nation nach dem oft vorlauten Reisepublikum in den italienischen Sammlungen oder nach der zufälligen Gasthofsgesellschaft auf der Reise. Übrigens treffen ihn trotz seiner Vorliebe für das Romantische, die sich u. a. in der Schätzung des niederen Volkes in Italien äußert, gewisse Züge der Franzosen äußerst widerwärtig; anlässlich des pompösen Begräbnisses von Viktor Hugo scheint ihm für den Katastrophal die Inschrift passend: „Dem Blagueur die Blagueurs.“ Mit wenig Liebe betrachtet er die deutschen Altertumsforscher und Philologen, die er während seines Londoner Aufenthaltes seinerseits „perfekt entbehren kann“. Einmal bemerkt er böshaft, die Archäologen von Fach seien glücklich, wenn sie nur irgendwo Verfall nachweisen könnten. So ungerecht in dieser Verallgemeinerung — und Burckhardt neigt eben zu solchen Verallgemeinerungen — der Ausspruch auch ist, so muß man doch hinzufügen, daß andererseits nichts Persönliches gegen Fachgenossen, nichts Polemisches sich in diesem Briefbande regt, wie denn Burckhardt ohne Not von seinen eigenen Arbeiten niemals redet, es wäre denn, er ließe etwa einmal eine Klage laut werden wegen früher von ihm übersehener Kunstschöpfungen.

Es wirkt niederdrückend, wie sich mit zunehmenden Jahren die geistvollen Züge allmählich vergrämen. Burckhardt war von Haus aus Pessimist, kühlten Herzens und bis ans Ende vereinsamter Junggeselle. Diese Elemente, zusammen mit der politischen Entwicklung speziell auch seiner Heimat, erzeugten bei ihm eine Tragik, welche den Vergleich mit der des alternden Erasmus von Rotterdam aufdrängt. Obgleich in angesehener Stellung und wohlgeborgen, fühlte er sich von den verhältnismäßig engen Zuständen seiner Vaterstadt gepreßt und eingepfercht. Vor allem aber befürchtete er von der wachsenden Demokratie unsagbares Elend, den Niederbruch von Kunst und Wissenschaft und weltweite Inkultur und Barbarei. Einmal erwägt er sogar die Möglichkeit, vor der in Basel anschwellenden demokratischen Bewegung in eine andere Stadt zu fliehen. Allein er ist in Basel gestorben. Anderswo als in der Vaterstadt hätte er nicht leben können, wie er sie auch damals nicht verließ, als ihn ein glänzender Ruf an die Berliner Hochschule erreichte. —

Keiner war zur Herausgabe dieser Briefe berufener als Hans Trog. Er ist in Basel aufgewachsen, der Schüler und Biograph Burckhardts, ein gründlicher Kenner seines Lebens und seiner Werke sowie der Baseler Verhältnisse.

Nach dieser trefflich eingeleiteten und besorgten Briefausgabe erfüllt er hoffentlich bald die andere Burckhardtverpflichtung, die ihm noch obliegt, nämlich eine erweiterte Neuauflage seines feinen Büchleins über den großen Kunsthistoriker.

Adolf Frey.

7d. **Ernst v. Wildenbruch.** Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Lizmann. Erster bis dritter, siebenter und achter Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1912.

Das gesamte Schaffen Ernst v. Wildenbruchs wird diese verdienstliche, vom Grote'schen Verlag großzügig angelegte Ausgabe vereinigen, deren Leitung als berufenster Redaktor der mit der Biographie des Dichters beschäftigte Bonner Literaturhistoriker Lizmann übernommen hat. Die erste, auf sechs Bände berechnete Reihe bringt die Romane und Novellen, die zweite Reihe in neun Bänden die Dramen und als Abschluß Wildenbruchs lyrische Dichtungen. In der einleitenden Lebensgeschichte weist Lizmann, dem für seine Arbeit reiches Material aus dem Nachlaß floß, die wichtigsten Abschnitte in der Entwicklung und Produktion des Dichters nach, aus denen sich ihm für die Werke bestimmte, der Chronologie folgende Gruppen ergaben. Nach ihnen ist geschieht die Einteilung in einzelne Bände getroffen worden, innerhalb deren ästhetische Rücksichten eine zwanglosere, angenehme Anordnung gestatteten. Die Einleitungen des Herausgebers weisen in knapper Charakteristik auf die Entstehung und Bedeutung der Dichtungen hin, während die Anmerkungen am Schluß über die Handschriften, Drucke und die bemerkenswerten Abweichungen der Texte willkommene Aufschluß geben. Dem rüstig fortschreitenden Unternehmen dürfen wir ein glückliches Gedeihen wünschen, da es neben den Sonderausgaben, dank der umsichtigen Anlage und der Sorgfalt in den erläuternden und biographischen Beiträgen, ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Kenntnis des Dichters zu werden verpricht.

97. **Das poetische Berlin** (Altberlin - Neuberlin). Von Heinrich Spiero. Bd. V und VI der „Pandora“, geleitet von Oskar Walzel. München, Georg Müller und Eugen Rentsch. 1911, 1912.

Berlin gilt im allgemeinen nicht eben für eine Stätte der Poesie, und auf den ersten Blick mag es wunder nehmen, daß Heinrich Spiero dem „poetischen Berlin“ zwei Bändchen gewidmet hat. Bei näherem Zusehen aber wird man gewahr, daß hier von den Tagen Nicolais an ein reges literarisches Leben geherrscht hat, das zwar niemals im eigentlichen Sinne schöpferisch, immer aber bereit war, neue Strömungen in sich aufzunehmen. Alle Perioden und Wandlungen der neueren Literatur haben sich in der geistigen Bewegung Berlins gespiegelt: keine von ihnen ist hier entsprungen, aber jede hat von hier aus maßgebenden Einfluß geübt. So war es in der Goethezeit, so mit der Romantik und so mit der jüngsten Phase, der sogenannten „Moderne“, die schließlich ihre Impulse von Skandinavien, von Frankreich, von Rußland empfing. In dieser Hinsicht trifft zwar die von Spiero gemachte Scheidung in Altberlin und

Neuberlin nicht buchstäblich zu: die Grenzen sind schwankend. Allein das muß ihm zugestanden werden, daß er beides mit gleicher Unparteilichkeit, und wenn vielleicht nicht mit gleicher Liebe, doch mit dem ernststen Willen behandelt hat, es zu verstehen. Zu rühmen ist, wie Spiero mit knappen, aber sicheren Strichen und treffenden Zügen zu charakterisieren weiß, wie er aus der Menge der Gestalten die markantesten hervorhebt und im Hintergrunde doch immer das wachsende, wechselnde Stadtbild von Berlin gewahrt bleibt. Denn wie in der Literatur weiß der Verfasser auch in der Geschichte Berlins Bescheid; Wohnstätten, die längst verschwunden sind, werden nachgewiesen und neben den topographischen Angaben auch die chronologischen nicht vermisst. Erstaunlich ist, wie vieles auf so beschränktem Raume zusammengedrängt worden, ohne zur bloßen Nomenklatur zu werden: vielmehr ist jedem Namen, auch dem geringsten, ein signifikantes Beiwort gegeben. Bescheiden hinter den Größeren treten die Kleinen, heute halb Vergessenen zurück; aber auch aus ihrer Schar ragt mancher Charakterkopf hervor, den zu betrachten immer noch der Mühe lohnt. Glückliche gewählt, den Text gleichsam illustrierende Proben aus Dichtung und Prosa verleihen der Darstellung einen eigenen Reiz, einen erhöhten Stimmungsgehalt, so daß man von diesen beiden anspruchslos auftretenden Bändchen wohl sagen darf, sie werden jedem, der sie zur Hand nimmt, auch wenn er kein Berliner ist, eine sympathisch anregende Lektüre bieten.

91. **Deutsche Gedichte und Gedanken.** Für die Angehörigen des deutschen Heeres und der wehrhaften Jungmannschaft. Herausgegeben von Heinrich Fränkel. Mit einem Vorwort von Generalfeldmarschall Colmar Freiherrn von der Goltz. Berlin, Verlag Teutonia. 1912.

Deutsche Gedichte und Gedanken für die Angehörigen der Kaiserlichen Marine. Herausgegeben von Heinrich Fränkel. Berlin, Verlag Teutonia. 1912.

Eine warm zu empfehlende Sammlung volkstümlicher Gedichte, alle durchweht von dem frischen patriotischen Geiste, den zu wecken, zu pflegen und zu nähren so sehr not-tut. Hier finden wir sie wieder, die lieben alten Lieder, die uns seit den Tagen der Kindheit vertraut sind. Der Herausgeber hat es mit sicherem Takte verstanden, aus der unendlichen Fülle deutscher Dichtung all das herauszufinden, was zum Herzen junger Soldaten und der heranwachsenden deutschen Jugend sprechen kann. Für den literarischen Kritiker ergibt sich dabei das sicher manchem unerwartete Resultat, daß die vom Empfinden des Volkes bevorzugten Lieder durchweg zugleich einen hohen künstlerischen Rang einnehmen. Es hat in der Tat den Anschein, als sei gerade die höchste Kunst der Seele des Volkes zugänglich, und es dürfte wirklich nur die Salzbildung sein, die von

jeder das Platte und Mittelmäßige in künstlerischen Dingen bevorzugt hat. Besondere Bedeutung gewinnt die Sammlung dadurch, daß der um die Förderung unserer nationalen Wehrkraft hochverdiente Generalfeldmarschall von der Goltz, der Begründer der sich erfreulicherweise immer mehr ausbreitenden Jungdeutschland-Bewegung, ihr schöne Worte von edler Einfachheit und väterlicher Herzlichkeit als Einführung mit auf den Weg gegeben hat. Die beiden Hefte sind in hohem Maße dazu geeignet, der Jugend einen Begriff von der Größe und Schönheit des deutschen Geistes- und Gemütslebens zu geben und ihr das nahe zu bringen, was Heinrich v. Kleist in seinem Katechismus der Deutschen die höchsten Güter der Menschen nennt: „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst.“

07. **Familienzenen.** Bierzehn Geschichten von Weib und Kindern, von Dienstboten und von der Weltseele. Von Walter Harlan. Berlin, Egon Fleischel. 1912.

Das ist ein sehr liebenswürdiges, lustiges Büchlein, frisch und anspruchslos, und einzelne der in ihm veröffentlichten Skizzen gehören zu den erfreulichsten Blüten unserer heutigen humoristischen Produktion. Besonders ergötzt sich die Geschichte von Miß Butterfield, der Vestalin, die in ihrem jungfräulichen Schlafgemache von dem begierigen Quartaner Hans überrascht wird und in dem Glauben, es mit einem Einbrecher zu tun zu haben, das ganze Haus wachschreit; ebenso hübsch gelungen ist die Humoreske „Wieso ich meinen Bart stehen lassen“ — eine drollige Umweisung für Männer, die einer drohenden Verlobung ausweichen wollen. Sehr drollig ist auch die Erzählung, wie die ganz auf klassizistische Kunst und Wissenschaft eingeschworene Witwe des Gymnasialprofessors aus Sorge um ihren einzigen Jungen sich dazu entschließt, ihren Abscheu gegen die Alviatik zu überwinden und ihn, der Student der technischen Wissenschaften und Pilot ist, auf seinem ersten größeren Luftstiege zu begleiten. Die letzte Geschichte des Bändchens „Der Weltraumzer oder die pessimistische Almeife“ wirkt interessante Streiflichter auf die Relativität alles menschlichen Tuns und Treibens — kurz, überall klingt uns in diesen kleinen knappen Skizzen das herzliche Lachen eines gesunden, befreienden Humors entgegen, an dem gerade in der Gegenwart kein Überfluß herrscht.

07. **Die Alten.** Novellen von Sigfried Siwertz. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig und Stockholm, Albert Bonniers Verlag. 1912.

Von den hier zu einem starken Bande vereinigten Novellen ist den Lesern der Deutschen Rundschau „Das Rettungsboot“ schon bekannt, jene ergreifende Geschichte des alten trunksüchtigen Schauspielers, der heimat- und stellunglos auf einem Rettungsboot in die Welt hinausfährt und auf einen Rutter mit jungen Studenten stößt, die ihn mit sich nehmen und ein letztes freundliches Licht in das Leben des alten Mannes hineintragen. Die anderen Novellen des schwedischen Dichters, dessen „Mälarpiraten“ ihn unseren Lesern aufs neue in Erinnerung gebracht haben werden, berühren sich, wie schon der Titel anzeigt, inhaltlich nahe mit der eben erwähnten: Siwertz führt uns eine ganze Galerie alter Leute vor, deren Schicksale uns ohne Ausnahme auf das nachhaltigste rühren und ergreifen. Die hier so nahegelegende Klippe einer weinerlichen Sentimentalität hat der Dichter glücklich zu vermeiden gewußt: alles ist plastisch in ruhigen, sicheren Linien vor uns hingestellt. Man vergißt nicht einen dieser Alten, die uns hier begegnen: den pensionierten Bahnhofsinspektor Lauris, der Uhren sammelt und aus seinem idyllischen Pensionsdasein durch eine plötzliche Liebe zu der hübschen kleinen Rega, der Tochter seiner Hauswirtin, gestört wird; den lustigen Junggesellenklub vom Mälarsee, die alte Mutter Varen, deren Haus eingerissen wird und die mit dem Hause zugleich stirbt, die alte Provençalin, die nicht ruht noch rastet, bis sie ihren ungläubigen Mann vor seinem Tode mit den Erbstüngen der Kirche versorgt hat, den gespenstischen, mumienhaften Professor des Sanskrit, der in einem Balkonal zweifelhaften Genres Ersatz für die Entbehrungen seiner Jugend sucht und allgemein verhöhnt wird. Am tiefsten und bedeutendsten neben dem „Rettenungsboot“ erscheint das „Testament“, die Geschichte des alten reichen Mannes, dessen einzige Tochter ungeliebt und unfruchtbar dahinwelken muß, und der sich schließlich mit seinem unglücklichen Kinde in der gemeinsamen Liebe zu den Kindern der Armen findet; außerdem etwa noch „Emanuel Eurot“, der alte eiserne Fabrikant und Herrenmensch, der lieber auf die Mitarbeit und die Nähe seines über alles geliebten Sohnes verzichtet, als der neuen Zeit Zugeständnisse irgendwelcher Art zu machen. Es ist eine lange, melancholische Reihe, diese Alten, und vielleicht das einzige, was gegen dieses Buch einzuwenden wäre: daß die hellen, lichten Farben, wie sie Platon in seinem Kephalos oder Vischer in seinem bekannten Epigramme schildert, fehlen. Farben, die uns erfreulicherweise in der Wirklichkeit nicht allzu selten zu begegnen pflegen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, versehen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achenbach. — Oswald Achenbach in Kunst und Leben. Von Caecilie Achenbach. Köln, A. Dumont-Schaubergsche Buchhandlung, 1912.

Ashley. — The social policy of Bismarck. A critical study, with a comparison of German and English insurance legislation. By Annie Ashley. With a preface by Gustav von Schmoller. London, Longmans, Green and Co. 1912.

Bach. — Ein Seelstücker. Der Roman eines Aufrechten. Von Ottomar Bach. Leipzig, Kienig-Berlag 1912.

Baedeker. — Ägypten und der Sudan. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 21 Karten, 84 Plänen und Grundrissen und 55 Abbildungen. Siebente Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1913.

Baefede. — Seelenwanderungen. Novellen von Georg Baefede. München, C. S. Ved. 1913.

Bernhardt. — Unsere Zukunft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Von Friedrich von Bernhardt, General der Kavallerie z. D. 1.—5. Tausend. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Bibliothèque française. XIX^e siècle: Chateaubriand Deux tomes. Textes choisis et commentés par André Bonnier. Paris, Librairie Plon. 1912.

Bloem. — An heimischen Ufern. Von Walter Bloem. Mit 132 Abbildungen und einem farbigen Kunstblatt. Unter Mitwirkung namhafter Kunstphotographen herausgegeben von Franz Goerke. Charlottenburg, Vita. O. J.

Bode. — Karl August von Weimar. Jugendjahre. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. 1913.

Bonet-Maury. — L'unité morale des religions. Par Gaston Bonet-Maury. Paris, Félix Alcan. 1912.

Borinski. — Deutsche Poetik. Von Prof. Dr. Karl Borinski. Vierte verbesserte Auflage. Sammlung Götsche Nr. 40. Berlin, G. J. Göschen. 1912.

Bossert. — Histoire de la littérature allemande. Par A. Bossert. Quatrième édition revue et complétée. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Brandt. — Balladen. Von Wolf Brandt. Dresden, Carl Reißner 1912.

Brodes. — Cajus von Verbe, der Gefährte des Paulus. Ein Bild vom Kämpfen und Werden in der ältesten Christenheit. Von F. Brodes. Halle a. S., Richard Mühlmann 1913.

Bruchmüller. — Von Gestern und Heute. Ein märkisches Geschichts- und Etzigenbuch von Wilhelm Bruchmüller. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1913.

Buchner. — Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Von Erhard Buchner. Zweiter Band: 1700—1750. Dritter Band: 1750 bis 1787. München, Albert Langen, D. J.

Christ. — Erinnerungen einer Überflüssigen. Von Lena Christ. München, Albert Langen. D. J.

Damm. — Sonette. Von Otto Damm. Frankfurt a. M., Schirmer und Mahlau 1912.

Descharnes, Dumesnil. — Autour de Flaubert. Études historiques et documentaires. Par René Descharnes et René Dumesnil. Deux tomes. Paris, Mercure de France. 1912.

Dicens. — Charles Dickens ausgewählte Romane und Geschichten. Übersetzt und herausgegeben von Gustav Meyrink. Dreizehnter bis fünfzehnter Band: Martin Chuzzlewit. München, Albert Langen. D. J.

Dohn. — Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos. Von Walter Dohn. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung 1912.

Dostojewski. — Rasolnitoff (Verbrechen und Heimtückung). Von F. Dostojewski. Ins Deutsche übertragen von Woldebar Jenien. Minden, J. C. C. Bruns. D. J.

Euden. — Erkennen und Leben. Von Rudolf Euden. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Euden. — Sinn und Wert des Lebens. Von Rudolf Euden. Dritte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Dreizehntes und vierzehntes Tausend. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

La femme. — Sa situation réelle, sa situation idéale. Conférences précédées d'une préface de Sir Oliver Lodge. Traduit de l'anglais par Adrienne Terrier. Paris, Félix Alcan. 1913.

Fournier. — Historische Studien und Etzzen. Von August Fournier. Dritte Reihe. Wien-Leipzig, F. Tempsky und G. Freitag. 1912.

Friedrich. — Die Befreiungskriege 1813—1815. Bearbeiter von Generalmajor Rudolf Friedrich. Dritter Band: Der Feldzug 1814. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. 1913.

Frobenius. — Und Afrika sprach . . . Bericht über den Verlauf der dritten Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs Expedition in den Jahren 1910 bis 1912. Mit Unterstützung des Hamburger Museums für Völkerkunde herausgegeben von Leo Frobenius. Mit 68 ganzseitigen Bildern, über 200 Detailillustrationen, einem bunten Bild, 4 Plänen und Tafeln. Volkstümliche Ausgabe. Charlottenburg, Vita. D. J.

Godwin. — Das nackte Herz. Von Katharina Godwin. München, Albert Langen. D. J.

Godwin. — Erinnerungen an Mary Wollstonecraft. Von William Godwin. Aus dem Englischen überfetzt von Therese Schelling-Edstein. Halle a. S., Edgar Thomann. 1912.

Goethe. — Fran Nat Goethe. Gesammelte Briefe. Anhang: Goethes Briefe an seine Mutter. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Mit einem Bildnis in Stichdruck. Leipzig, Seife und Beder. D. J.

Goll. — Im bitteren Menschenland. Nachgelassene Gedichte von Ernst Goll. Herausgegeben von Julius Franz Schüb. Berlin, Egon Fleißel und Co. 1912.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf. Sämtliche Werke in 24 Bänden. Herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Wloefli. 17. Band: kleinere Erzählungen. Zweiter Teil. Bearbeitet von Hans Wloefli. München, Georg Müller und Eugen Neufuß. 1912.

Greins. — Deutscher Literaturspiegel. Von Rudolf Greins. Leipzig, P. Staadmann. 1912.

Grisar. — Luther. Von Hartmann Grisar. S. J. Dritter Band: Am Ende der Bahn. Klübbild. Erste und zweite Auflage. Freiburg, Herderische Verlagshandlung. 1912.

Hanstein. — Biologie der Tiere. Von Prof. Dr. R. von Hanstein. 216 Abbildungen, 4 farbige und 10 schwarze Tafeln. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Harlan. — Catejus Irrefahrt. Novelle aus Altflandern. Von Walter Harlan. Berlin, Egon Fleißel und Co. 1912.

Harnack. — Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek. Von Adolf Harnack. Berlin, Julius Springer. 1912.

Herre. — Deutsche Kultur des Mittelalters in Wort und Bild. Von Prof. Dr. Paul Herre. Mit 245 schwarzen Abbildungen auf 112 Tafeln und einem farbigen Titelbild. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Hirrichsen. — Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters. Von Dr. med. Otto Hirrichsen. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1911.

Hirrichsen. — Sexualität und Dichtung. Ein weiterer Beitrag zur Psychologie des Dichters. Von Dr. med. Otto Hirrichsen. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1912.

Hirschstein. — Die französische Revolution in deutschen Drama und Epos nach 1815. Von Hans Hirschstein. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. 1912.

Hölderlin. — Hölderlins Werke. In vier Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Marie Joachimi-Dege. Berlin, R. Bong und Co. D. J.

Homer Lea. — Des britischen Reiches Schicksalsstunde. Mahnwort eines Angehörigen. Von Homer Lea. Aus dem Englischen und mit einer Einführung von Graf E. Reventlow. Mit vier Kartenstücken im Text. Berlin, C. S. Mittler und Sohn. 1913.

Huggenberger. — Die Bauern von Etzig. Roman von Alfred Huggenberger. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, P. Staadmann. 1913.

Jordan. — Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Von Wilhelm Jordan. Vierte Auflage. Wohlfelie Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Die jüdische Gemeinschaft. Reden und Aufsätze über zeitgenössische Fragen des jüdischen Lebens. Herausgegeben von Dr. Ahron Eliasberg. Der Rassenadel der Juden. Von Dr. Alexander Schuler. — Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur. Von Moritz Goldstein. Berlin, Jüdischer Verlag. O. J.

Kappstein. — Adolf Hausrath. Der Mann, der Theolog, der Dichter. Von Theodor Kappstein. Berlin, G. Grote. 1912.

- Kipling.** — Duct. Geschichten aus alten Tagen. Ein Buch für große und kleine Leute. Von Rudyard Kipling. Einzige berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Prof. Dr. E. Noienbach. Mit zahlreichen Illustrationen von S. R. Millar. Charlottenburg, Vita. D. 3.
- Knapp.** — Albert Knapp als Dichter und Schriftsteller. Mit einem Anhang unveröffentlichter Jugendgedichte. Von Dr. Martin Knapp. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.
- Krauß.** — Seelen, die zum Lichte führen. Von Ernst Krauß. Memmingen, Th. Otto. D. 3.
- Kyber.** — Unter Tieren. Von Manfred Kyber. Charlottenburg, Vita. D. 3.
- Landquist.** — Ellen Key. Von John Landquist. Einzige autorisierte Übertragung von Marie Franzos. Halle a. S., Edgar Schömann. 1912.
- Leuchterberger.** — Altflaßisches Viatikum aus Homer, Sophokles und Horaz. Gefammelt von Gottlieb Leuchterberger. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.
- Lippert.** — Zur Psychologie des Jesuitenordens. Studien von Peter Lippert. S. J. Keupen, Josef Köpfel. 1912.
- Lyrisches Jahrbuch 1912.** Frankfurt a. M., Schirmer und Mahlau. 1912.
- Marrinowski.** — Nervosität und Weltanschauung. Studien zur seelischen Behandlung Nervöser. Von Dr. J. Marrinowski. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, Otto Salle. D. 3.
- Matthias.** — Frau Uja. Goethes Mutter. Von Adolf Matthias. Mit 16 Einhaltsbildern und 30 Textbildern nach zeitgenössischen Vorlagen. Band 18 der „Lebensbilder der Jugend“. Braunschweig, Georg Westermann. D. 3.
- Mein Vaterland.** Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Band 1: Der Schiffsche Zug. Von Karl Credner. — Band 2: Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt. Von E. Hauptmann. — Band 3: Vom deutschen Rhein. Nachdentliche Plaudereien. Von Felix Lampe. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. D. 3.
- Meurer.** — Das Labyrinth. Von Kurt Erich Meurer. Frankfurt a. M., Schirmer und Mahlau. 1912.
- Meyer-Benfey.** — Kleists Leben und Werke. Dem deutschen Volke dargestellt von Heinrich Meyer-Benfey. Göttingen, Otto Sape. 1911.
- Mieh.** — Denken und Schauen. Gedichte von Hans Mieh. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1913.
- Murillo.** — Murillo. Des Meisters Gemälde in 287 Abbildungen. Herausgegeben von August L. Mayer. Klassiker der Kunst XXII. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.
- Neuburger.** — Erfinder und Erfindungen. Von Dr. Albert Neuburger. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Müller und Co. 1913.
- Neumann.** — Die Reden Gotamo Buddhos aus der längeren Sammlung Dighanikayo des Pali-Kanonens. Übersetzt von Karl Eugen Neumann. Zweiter Band, München, R. Piper und Co. 1912.
- Neuwirth.** — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. J. Neuwirth. Heft 22 und 23 (Schlußheft). Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.
- Ostland.** Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Herausgegeben von A. Dietrich, O. Hoetzsch, M. Lambert, D. Schäfer, Max Sering, L. Wegener, K. Wiedenfeld, E. Zechlin. Erster Jahrgang. Lissa i. P., Oskar Enltz. 1912.
- Philippi.** — Alt-Berlin. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von Felix Philippi. Mit 25 Bildnissen auf 15 Tafeln. Berlin, E. C. Mittler und Sohn. 1913.
- Platen.** — Die Gedichte des Grafen August von Platen. Ausgewählt und herausgegeben von Albert H. Rausch. Erste Auflage. Frankfurt a. M., Schirmer und Mahlau. 1912.
- Ploß.** — Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Völkerkundliche Studien. Von Dr. med. Heinrich Ploß. Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. B. Renz. Zweiter Band. Mit 274 Abbildungen im Text. Leipzig, Th. Grieben. 1912.
- Presber.** — Der Tag von Damaskus. Sumorifische Novellen. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.
- Rachilde.** — Der Wöllfinnen Aufruhr. Ein Klosterroman von Rachilde. Minden, J. C. C. Bruns. D. 3.
- Rausch.** — Das Buch der Trauer. Von Albert H. Rausch. Gedichte aus den Jahren 1902—1907. Frankfurt a. M., Schirmer und Mahlau. 1911.
- Rausch.** — Sonette. Die toskanischen Sonette. Die hessischen Sonette. Von Albert H. Rausch. Berlin, Egon Fleischer und Co. 1912.
- Reimann.** — Johann Sebastian Bach. Von Heinrich Reimann. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und ergänzt von Bruno Schrader. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.
- Reynier.** — Les origines du roman réaliste. Par Gustave Reynier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.
- Ring.** — Anne Karine Corvin. Erzählung von Barbra Ring. Einzige berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Rjfsen. München, Albert Langen. D. 3.
- Sarnestk.** — Der Eroberer. Schauspiel in fünf Akten. Von Detmar Heinrich Sarnestk. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.
- Scapinelli.** — Lebensfreude. Roman von Carl Conte Scapinelli. Dresden, Heinrich Minben. D. 3.
- Scherer.** — Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Von Valentin Scherer. Mit 24 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1913.
- Schmaus.** — Geschichte und Herkunft der alten Franken. Von Prof. Dr. Johann Schmaus. Mit 15 Bildern im Text und auf Tafeln und einer Karte. Bamberg, E. C. Buchner. 1912.
- Schmidt.** — Goethe-Lexikon. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Kröner. D. 3.
- Schmied-Kowarzik.** — Umriß einer neuen analytischen Psychologie und ihr Verhältnis zur empirischen Psychologie. Von Walther Schmied-Kowarzik. Leipzig, J. Ambr. Barth. 1912.
- Schmittbener.** — Treuherrige Geschichten. Von Adolf Schmittbener. Mit einem Bildnis Schmittbeners, Zeichnungen von Ludwig Bernwald und Einleitung von Dr. Alfred Graf. Hamburg-Großhorstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.
- Schneider.** — Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik. Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen von Dr. Oswald Schneider. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.
- Schrader.** — Holbein. Von Bruno Schrader. Mit farbigen Reproduktionen nach den Originalen. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.
- Schrader.** — Dürer. Von Bruno Schrader. Mit farbigen Reproduktionen nach den Originalen. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.
- Schrecker.** — Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit. Von Paul Schrecker. München, Ernst Reinhardt. 1912.
- Schreibershofen.** — Das deutsche Meer. Bilder aus Krieg und Frieden. Von Major a. D. von Schreibershofen. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Müller und Co. 1913.
- Schrent.** — Richard Wagner als Dichter. Von Erich von Schrent. München, E. S. Beck. 1913.
- Schroedter.** — Fröhlicher Reigen. Bilder von Hans Schroedter. Mainz, Josef Scholz. D. 3.
- Schubart.** — Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum verdeutscht und erklärt von Wilhelm Schubart. Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.
- Schultheß-Rechberg.** — Frau Barbara Schutthes, die Freundin Goethes und Lavaters. Von Gustav von Schutthes-Rechberg. Zweite Auflage. Jülich, Schultheß und Co. 1912.
- Schultz.** — Die bildenden Künste. Eine Einführung in das Verständnis ihrer Werke. Dritte Auflage der Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Von Alwin Schultz. Neu bearbeitet von Rudolf Berauonli. Mit 160 Abbildungen. Leipzig, G. Freytag, Wien, F. Tempsky. 1912.
- Schulze.** — 1813—1815. Die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung. Mit Einführungen herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit 79 Abbildungen auf 67 Einhalts tafeln, 14 farbigen Bildern und 4 farbigen Karten. Leipzig, R. Voigtländer. D. 3.
- Schurz.** — Lebenserinnerungen. Von Karl Schurz. Band III: Briefe und Lebensabriß. Berlin, Georg Reimer. 1912.
- Séché.** — Le cénacle de Joseph Delorme (1827—1830). I. Victor Hugo et les poètes de Cromwell à Herkani.

- Documents inédits. Par Léon Séché. Paris, Mercure de France. 1912.
- Segond.** — L'intuition Bergsonienne. Par J. Segond. Paris, Félix Alcan. 1912.
- Esjoldborg.** — Sara. Die Geschichte einer Liebe. Von Johan Esjoldborg. Leipzig, Georg Meiseburger. 1913.
- Etowronnet.** — Das Bataillon Spork. Roman. Von Richard Etowronnet. Berlin, Altheim und Co. 1912.
- Sodofsky.** — Gedichte von Dr. med. Wilhelm Sodofsky. Herausgegeben von Dr. oec. pol. Gustav Sodofsky. Dritte, sehr bedeutend erweiterte Auflage. Riga, Jonck und Poliewsky. 1913.
- Esommer.** — Das Notofodult und Anderes. Drei Erzählungen von Fedor Esommer. Halle a. E., Richard Mühlmann. 1913.
- Sophokles.** — Antigone. Tragödie des Sophokles. Übersetzt von Ludwig Bellermann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.
- Sophokles.** — Die Spürhunde. Ein Satyrspiel von Sophokles. Für die Aufführung des Lauchstedter Theatervereins im Juni 1913 frei übersetzt und ergänzt von Carl Robert. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.
- Spiero.** — Gerhart Hauptmann. Von Dr. Heinrich Spiero. Mit 34 Abbildungen und einem farbigen Armablagbild. Volksbücher der Kunst. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1912.
- Stajfen.** — Die sieben Naben. Gezeichnet von Franz Stajfen. Scholz's Künstler-Bilderbücher. Mainz, Jos. Scholz, D. 3.
- Stern.** — Einführung in die Probleme und die Geschichte der Ethik. Von Dr. Wilhelm Stern. Wien, Hugo Heller und Co. 1912.
- Stieglist.** — Einführung in die Musikästhetik. Von Olga Stieglist. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.
- Strachwitz.** — Sämtliche Lieber und Balladen. Von Moriz Graf Strachwitz. Herausgegeben von Hanns Martin Esler. Berlin, G. Grote. 1912.
- Sträßer-Weidegg.** — Von der Bühne des Lebens. Lieber und Gedichte von Hans Sträßer-Weidegg. Buchschmuck von Erich Köhn. Halle a. E., Otto Schiele. 1912.
- Strich.** — Liselotte und Ludwig XIV. Von Dr. Michael Strich. Mit einer Tafel. Band 25 der „Historischen Bibliothek“. München, R. Oldenbourg. 1912.
- Strüber-Guntber.** — Der Schönheitspreis. Roman. Von Fritz Strüber-Guntber. Stuttgart, Adolf Wenz und Co. 1912.
- Stunden mit Goethe.** Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. IX, 1. Berlin, E. E. Mittler und Sohn. 1912.
- Swoboda.** — Geheimnis und Offenbarung der Schönheit. Von Karl L. Swoboda. Berlin, Carl Duncker. 1912.
- Thompson.** — Der heilige Ignatius von Loyola. Ein Heiligenleben. Von Francis Thompson. Übertragung aus dem Englischen von Helene von Neuf-Kempten, Jos. Köbel. 1912.
- Torge.** — Das Urteil des Salomo. Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenakt. Von Ebe Torge. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.
- Traumann.** — Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. In zwei Bänden. Erster Band: Der Tragödie erster Band. München, G. S. Beck. 1913.
- Trenar.** — Die Einheit der Natur. Umriss eines Weltbildes. Von Carl E. Trenar. Straßburg, Josef Singer. 1912.
- Tschudi.** — Gesammelte Schriften zur neueren Kunst. Von Hugo Tschudi. Herausgegeben von Dr. E. Schwedeler-Meyer. Mit einem Bildnis. München, F. Brudmann. 1912.
- Altheims Jugendbücher.** Band 10: Lobengrin. Von Gerhart Hauptmann. Mit Bildern von Ferdinand
- Staeger. — Band 11: Das Ende der großen Armee. Von Walter Bloem. Mit Bunttafeln nach Gemälden von Wassili Wereschtschagin. — Band 12: Kaiser Max, der letzte Ritter. Von Felix Salten. Mit Illustrationen nach zeitgenössischen Bildern von Albert Dürer und Hans Burgkmair. Berlin, Altheim und Co. 1913.
- Vesper.** — Spiele der Liebe. Schwänke in Versen. Von Will Vesper. München, Martin Mörike. 1913.
- Victoria.** — The girlhood of Queen Victoria. A selection from her Majesty's diaries between the years 1832 and 1840. Published by authority of his Majesty the King. Edited by Viscount Escher. In two volumes. London, John Murray. 1912.
- Voigt-Diederichs.** — Wandertage in England. Von Helene Voigt-Diederichs. München, Albert Langen. D. 3.
- Vom alten Stamm.** Eine Sammlung jüdischer Bücher: Im Lande der Väter. Von Schalom Asch. — Die liebe Provinz. Von Sch. Gorelik. Berlin, Jüdischer Verlag, O. J.
- Von der Wolga bis zur Donau.** Ausgewählte Novellen und Erzählungen von Dostoi, Gorki, Tientewicz, Andrejew, Kuprin u. a. Ins Deutsche übertragen von Marie Behmeritz. Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn. D. 3.
- Wagner.** — Das dunkle Tor. Roman. Von Hermann Wagner. München, Albert Langen. D. 3.
- Walburg-Zeit.** — Die Sibirischen Forschungsreisen des Grafen Karl Walburg-Zeit. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern bearbeitet von Oskar Gannfart. Mit einem Titelbild. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.
- Walter.** — Hohe Sonnentage. Ein Ferienbuch aus der Provence und Lunesein. Von Nikolaus Walter. München, Jos. Köbel. 1912.
- Weber.** — Carl Maria v. Weber. Herausgegeben von Rudolf Debel. Berlin, G. Grote. 1912.
- Wedel.** — Erinnerungen des Generalleutnants Karl von Wedel. Herausgegeben von Curt Froeger. Zweiter Teil: 1810—1858. Mit vier Kartenstücken im Text. Berlin, E. E. Mittler und Sohn. 1913.
- Weingartner.** — Erlebnisse eines königlichen Kapellmeisters in Berlin. Von Felix Weingartner. Berlin, Paul Cassirer. 1912.
- Wildenbruch.** — Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Verthold Usmann. Erste Reihe: Romane und Novellen. Dritter Band. — Zweite Reihe: Dramen. Siebenter und achter Band. Berlin, G. Grote. 1912.
- Winternitz.** — Geschichte der indischen Literatur. Von Prof. Dr. M. Winternitz. Zweiter Band, erste Hälfte: die buddhistische Literatur. Leipzig, C. F. Amelang. 1913.
- Winzer.** — Menschen von anderm Schlage. Ein Buch für Kämpfer und Freie. Von Richard Winzer. Zwei Bände. Leipzig, Otto Wigand. D. 3.
- Wolf.** — Im Land des Lichts. Ein Streifzug durch Kabylien und Wüste. Von Thea Wolf. Mit 64 Bildtafeln und einer Karte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.
- Worringer.** — Formprobleme der Gotik. Von Dr. Wilhelm Worringer. Mit 25 Tafeln. München, R. Piper und Co. 1911.
- Wygodzinski.** — Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. Von Prof. Dr. W. Wygodzinski. 6.—10. Tausend. Köln, Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung. 1912.
- Zahn.** — Erzählungen aus den Bergen. Für die Jugend. Aus seinen Werken ausgewählt von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. D. 3.
- Zahn.** — Was das Leben zerbricht. Ein Buch von Ernst Zahn. Erstes bis zehntes Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung.

Von
Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Golz.

I.

Welthistorische Ereignisse, die wir selbst als Zeitgenossen miterleben, machen auf uns weniger Eindruck als vergangene. Man muß erst in einige Entfernung von ihnen abgerückt sein, um ihre Bedeutung ganz zu ermessen. Was im verflossenen Oktober und November auf der Balkanhalbinsel vor sich ging, ist geeignet, eine völlige Umwälzung in der Entwicklung Südosteuropas hervorzurufen. Es ist zwar noch kein förmlicher Abschluß der großen orientalischen Frage, kommt diesem aber doch sehr nahe. Jedenfalls ist eine völlig neue politische Lage geschaffen worden. Das ist uns bisher nur wenig bewußt geworden und sollte doch unsere Aufmerksamkeit aufs höchste in Anspruch nehmen.

Es kam zu schnell und zu überraschend, in seinen Wirkungen zu unerwartet, um sogleich richtig gewürdigt zu werden. Kurz ehe der Balkankrieg begann, lebte Europa noch der Zuversicht, daß der Frieden erhalten bleiben würde. Die Diplomatie versicherte es, und sie hat von je her im Orient eine besondere Rolle gespielt. Wer, auf neuere Erfahrungen gestützt, daran zweifelte, hielt es doch für wahrscheinlich, daß der Angriff des Balkanbundes keine durchschlagende Entscheidung bringen werde. Man glaubte die Verbündeten dazu nicht stark genug und erwartete einen schleppenden Gang der Ereignisse, der vielleicht ähnlich wie 1875 und 1876 das Vorspiel zum Eingreifen der Großmächte werden könne.

Die Widerstandsfähigkeit des Osmanenreiches hatte sich noch 1877—78 gegen die bedeutende Übermacht Rußlands so außerordentlich bewährt, daß man seine kleinen Nachbarn für unfähig hielt, ihm ernsthaft gefährlich zu werden. Nur von Bulgarien sah man ansehnliche kriegerische Leistungen voraus.

Statt dessen hat ein kurzer Feldzug genügt, um den größeren Teil der Balkanhalbinsel in die Gewalt der Angreifer zu bringen. Erst nahe vor den Toren der Hauptstadt kam ihre Offensive in dem Augenblicke zum Stehen, als dies niemand mehr erwartete, sondern die Welt schon dem Einzuge der Sieger in Konstantinopel entgegen sah. Dann erst wandte sich das Blatt,

und der Angreifer wurde in ernstern Kämpfen blutig zurückgewiesen; denn daß es sich nicht um ein freiwilliges Haltmachen gehandelt hat, ist heute kein Geheimnis mehr.

Den Zusammenbruch hatte man weit eher von der alten, despotisch regierten, vom eigenen Herrscher niedergehaltenen Türkei erwartet, als von der seit 1908 in einem Verjüngungsprozeß begriffenen, von der man eine baldige Erstarkung hoffte oder fürchtete, je nach dem Standpunkte, den man ihr gegenüber einnahm. Urteilsfähige Leute, die noch im letzten Sommer aus dem Orient heimkehrten, wußten von dem wiederermachten Leben, namentlich von der eifrigen Arbeit des Heeres zu berichten, wie man sie seit mehr als drei Jahrzehnten dort nicht gesehen hatte.

Schon dieser Umstand beweist ebenso wie der erfolgreiche Widerstand am Ende des Krieges, daß diejenigen Kritiker, die sich den für die Türken so unglücklichen Verlauf des Feldzuges durch nichts anderes als Verrottung, Verfall, Verkommenheit usw. glauben erklären zu können, mit ihrem Urteil sehr an der Oberfläche bleiben. Die Beobachter aus der Zeit vor dem Kriege täuschten sich gewiß nicht insgesamt; und überhaupt wäre es nicht verständlich, daß ein Volk, welches vor 35 Jahren noch so große soldatische Eigenschaften an den Tag legte, diese derart verloren haben sollte, daß es nichts Befriedigendes mehr zu leisten vermag. Ganz besondere Ursachen wirkten ohne Frage dabei mit, und das geschichtlich Lehrreiche, das völker-psychologisch Fesselnde ist es, diese Ursachen aufzusuchen.

Um sie zu ergründen, wird es nötig, auf den Ursprung der jungtürkischen Herrschaft zurückzugehen, der jetzt mehr als vier Jahre hinter uns liegt. Die große Umwälzung von 1908 war das Werk des gebildeten Teiles der osmanischen Jugend — namentlich der jungen Offiziere. Viele der Hauptträger der Bewegung hatten das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten, ja ein großer Teil es noch nicht einmal erreicht. Es lag keine allgemeine Bewegung der Volksmassen vor, sondern nur eine wohlorganisierte Verschwörung des besten Teiles der höheren Klassen, die sich allerdings auf die in jenen gärende allgemeine Unzufriedenheit stützte. Die jungtürkische Erhebung leitete ihr moralisches Recht aus der Notwendigkeit her, einem elementaren Ausbruch der Volkswut vorbeugen zu müssen, der den Kampf aller gegen alle und eine gefährliche Anarchie zur Folge gehabt haben würde.

Drohend genug sahen die Dinge aus, und es ist ein zu früh vergessenes Verdienst der Jungtürken, daß sie den aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehenden blutigen Wirrwarr im Reiche verhütet haben. Sie waren tatsächlich die Befreier und Wohltäter des Landes, zumal seit Sultan Abdul Hamid die Berechtigung der Bewegung anerkannte und erklärte, sich an ihre Spitze zu stellen.

Im schroffsten Wechsel, der sich denken läßt, wenn auch ohne bedeutende Erschütterung, ging die Gewalt im Lande auf die Jugend über. Eine ganze Generation wurde übersprungen und bis auf wenige Männer beiseite geschoben. Schwärmer, Idealisten und Theoretiker übernahmen die Führung. Junge Offiziere schrieben im Augenblick den Generalen vor, was sie zu tun

hätten, forderten ihnen Versprechungen ab und schalteten und walteten nach ihrem Ermessen.

Die Masse der Truppe blieb, als die ersten Tage des Jubels über die erlangte freie Bewegung vorüber war, dem ganzen Vorgange gegenüber ziemlich verständnislos und gleichgültig. Sie wäre auch durch die älteren und höheren Offiziere nicht in Bewegung zu bringen gewesen. Es war aber nicht deren Schuld, daß das Heft ihren Händen so völlig entglitt. Das Überwachungssystem der alten Regierung hatte Formen angenommen, von denen man sich heute noch in Europa eine ganz unvollkommene Vorstellung macht. Kein Regimentskommandeur, kein General durfte mit seiner Truppe verkehren oder sie gar zu beeinflussen versuchen, geschähe es auch im besten Sinne. Er wäre sofort, als geheimer ehrgeiziger Absichten verdächtig, denunziert worden und der Verbannung in einen entfernten Reichswinkel, wenn nicht einem schlimmeren Lose, verfallen. Es war kein Wunder, daß sich die höheren Befehlshaber von ihren Untergebenen fernhielten, auf ihren Geschäftszimmern verblieben, die Flut der Schriftsachen zu erledigen suchten, die täglich über sie hereinbrach, und keinen anderen Weg machten als den von ihrer Wohnung nach dem Dienstgebäude und zurück. Das ging bis zum Kriegsminister hinauf, der ins Palais des Sultans berufen wurde, um Rechenschaft zu geben, wenn er einmal durch eine andere Straße gefahren war als gewöhnlich. So kam es, daß sie ihre Truppe nicht kannten und diese sie nicht. Die meisten Soldaten mögen nicht einmal gewußt haben, wie sie hießen. Allenfalls ging ihre Kenntniss bis zum Vinbaschi — dem Bataillonskommandeur — hinauf; auch das war schon sehr viel.

Kein Wunder also, daß von dieser Seite her eine mildernde regelnde Gegenwirkung und eine Hinüberleitung in den neueren Zustand nicht ausgehen konnte. Es hat sicherlich im Heere der alten Türkei nicht an energischen Männern gefehlt, aber die Verhältnisse waren stärker als sie. Auch darf man nicht außer acht lassen, daß eine Jahrzehnte andauernde, wenn auch nur erzwungene Lethargie niederdrückend selbst auf starke Charaktere wirken muß, und daß die Gewöhnung an Passivität am Ende alle Lust und Kraft zum Handeln lähmt. Ist es doch verführerisch bequem, keine Verantwortung und keine Pflicht der Selbsttätigkeit zu tragen.

So ist es gekommen, daß ein ganzes Zeitalter bis auf einzelne Zeugen gewissermaßen in die Vergessenheit untertauchte. Damit aber schwand auch aus dem Heere das Wichtigste — die Autorität, die in schwierigen Lagen, zumal im Kriege, das vornehmste Erfordernis ist. Sie sollte in dem neuen, mit Einführung der Konstitution erst erstehenden Heere von Grund aus wieder geschaffen werden. Dazu hätte es einer Kraft von welthistorischer Bedeutung bedurft.

Wenn trotzdem die Anfänge der neuen Armee erfreulich waren und zu den besten Hoffnungen berechtigten, so spricht das für die Trefflichkeit des Stoffes, aus dem sie geschaffen wurde.

Nach der Umwälzung war eine Herkulesarbeit zu vollbringen, aber sie wurde tüchtig angefaßt und hätte zum Ziele geführt, wäre der Türkei ein

Jahrzehnt der Ruhe beschieden gewesen. Zunächst mußten fast die sämtlichen bei der Fahne befindlichen Leute entlassen werden, weil sie widerrechtlich weit über die gesetzliche Zeit dort zurückgehalten waren. Es entstand ein neues Heer. Aber zu dessen Ausrüstung fehlte es im Augenblick an allem; nur Waffen und Munition waren ziemlich reichlich vorhanden, dafür hatte Sultan Abdul Hamid gesorgt. Ausreichend für die Macht, welche die Türkei brauchte, waren freilich auch sie nicht, aber immerhin doch für den ersten Bedarf genug. Wie der Großherr sich nun darin getäuscht hatte, daß er glaubte, die völlig unterdrückte Initiative im Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, wieder wecken zu können, irrte er auch darin, daß er annahm, die gute Waffe allein genüge, seine Leute würden sie zu brauchen wissen, wenn er sie ihnen zum Kriege frisch in die Hand gäbe.

Von einer, den heutigen Anforderungen des großen Krieges auch nur einigermaßen entsprechenden Ausbildung der Truppen war keine Rede gewesen. Es wurde weder in größeren Verbänden geübt noch Feld- oder Vorpostendienst betrieben, noch manövriert, noch gar geschossen — selbst mit Platzpatronen nicht. Gebannt auf ihre Kasernenhöfe oder dicht daneben gelegene Exerzierplätze trieb die Truppe tagaus, tagein nur geisttötenden, elementaren Exerzierdienst. Sie stellte damals — noch bis 1909 — nur ein gesetzlich geregeltes Massenaufgebot der Mohammedaner dar. Mehr war sie nicht und konnte unter Sultan Abdul Hamid auch nicht mehr sein, da er selbst ein weiteres nicht duldete. Sogar die sehr bescheidenen Bestimmungen über Einübung der Reservisten und Landwehren blieben unausgeführt. Am aktiven Stande durfte überhaupt nicht gerührt werden.

Dies brachte für die neue Armee neben allen anderen Schwierigkeiten einen außerordentlichen Mangel an geübten Lehrkräften mit sich. Als solche boten sich nur die jungen, aus den Militärschulen hervorgegangenen Offiziere dar. Sie hatten wenigstens einigen Unterricht im modernen Gefecht genossen. Allerdings war auch ihnen nie dienstlich die Gelegenheit geworden, ein Gewehr abzufeuern. Sie kannten zudem das Leben der Truppe nicht, standen durch Bildung und Gewohnheiten der Mannschaft fern, sahen auf die aus dem Unteroffizierstande aufgerückten Kameraden — die sogenannten Regimentsoffiziere — vielfach mit Geringschätzung herab und verletzten sie durch den Hochmut, den ihnen das Bewußtsein eingab, Träger einer neuen Zeit zu sein. Die Soldaten lernten sie als Befehlende und Strafende kennen, nicht als Fürsorgende. Nach dem Dienste widmeten sie sich dem Genuß der früher ungeahnten Freiheit.

Die vom Kriegsministerium zur Besserung des Loses der Truppe getroffenen Maßnahmen bedurften der Zeit, um bis nach unten hin durchzudringen; so machte sich der Mannschaft die Umwälzung zunächst durch erhöhte Anforderungen fühlbar. Früher hatte sie gerade nur das Notdürftigste erhalten, um bestehen zu können; aber sie durfte dafür ein träges Dasein führen. Jetzt erhielt sie nicht viel mehr; die Anforderungen wurden jedoch im ersten Eifer recht hoch gespannt. Den Vorteil freier Bewegung empfand der Soldat nicht; denn er war auch unter Abdul Hamid, im Gegen-

sage zu dem streng überwachten Offizier, schon ziemlich frei und ungebunden gewesen. Es machte sich also in Reih und Glied bald eine stille, doch weit verbreitete Unzufriedenheit geltend.

Das waren die Keime zu der großen Militärmeuterei in der Hauptstadt vom April 1909, durch welche die vielversprechenden Anfänge mit einem Schlage wieder vernichtet wurden. Ihr Untergrund war die Erhebung der erbitterten Regimentsoffiziere gegen die neuen Herren, die aus den Militärschulen hervorgegangenen jüngeren, bevorzugten Offiziere, die bei ihrer Entfremdung von der Truppe völlig überrascht wurden, und von denen eine Anzahl — etwa dreißig — der Revolte zum Opfer fielen.

Die Meuterei wurde durch die schnelle Entschlossenheit, Umsicht und Energie Mahmud Schewket Paschas, des damaligen Generalgouverneurs von Mazedonien, den das Zentralkomitee der jungtürkischen Partei zu Saloniki wirksam unterstützte, wider alles Erwarten rasch unterdrückt. Er ward zum Retter des Reiches und hat Außerordentliches unter den schwierigsten Umständen geleistet, denn er vermochte nur etwa 18000 Mann, also weit weniger als die Welt glaubte, gegen Konstantinopel in Bewegung zu setzen, wo vielleicht die doppelte Anzahl Bewaffneter vorhanden war.

Die Eroberung der Hauptstadt, die erstaunliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der ihre Besetzung und die Sicherstellung der Ordnung und Ruhe vor sich ging, erregte mit Recht in ganz Europa Aufsehen und trug dem jungtürkischen Offizierkorps reiche Anerkennung ein. Dieselbe Presse, die es heute mit Schmähungen überhäuft, war damals seines Lobes voll. Der leichte Sieg über die führerlosen Meuterer aber verleitete es zu einer begreiflichen Selbstüberschätzung. Jetzt erst recht fühlten sich die jungen Leute als Herren der Lage.

Das strenge Strafgericht, das über die Niedergeworfenen erging, steigerte bei diesen die Erbitterung. Eine Anzahl Regimentsoffiziere wurden hingerichtet, andere verbannt oder beseitigt. Viele schieden ohne Zwang aus, da ein sehr günstiges Pensionsgesetz den Unzufriedenen dies erleichterte. Offiziermangel trat ein, und das Bindeglied zwischen den Offizieren aus den Militärschulen und der Mannschaft verschwand fast ganz. Ältere Unteroffiziere, die als Berufssoldaten über die Pflichtzeit hinaus dienten, gab es nicht, da ihnen gute Versorgung als Lockmittel gefehlt hatte.

Trotzdem wurde mit der Truppenausbildung schon nach kurzer Zeit wieder rüstig begonnen. Als ich im Juni 1909 nach Konstantinopel kam, war alles bei der Arbeit und die Krisis äußerlich überwunden. Aber sämtliche Truppenteile hatten einen sehr niedrigen Stand. Meist befanden sich nur Rekruten in Reih und Glied, da die ältere Mannschaft zur Zwangsarbeit verurteilt oder entlassen worden war. In Ausbildungspersonal fehlte es noch mehr als zuvor. Die Autorität hatte eine neue Schwächung erfahren. Zudem trat der Regierungswechsel ein. Die Nationalversammlung entsetzte nach den Bestimmungen des Staatsgrundrechts Sultan Abdul Hamid des Throns und berief Mehmet V., der dreiunddreißig Jahre in strengster Klausur gehalten

worden war, an seine Stelle. Daß der neue Großherr zunächst keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu nehmen vermochte, ist erklärlich.

In jener Zeit wurde auch der Grund der Spaltung im jungtürkischen Offizierkorps gelegt. Die Offiziere der sogenannten Expeditionsarmee, die Konstantinopel erobert hatten und mit ihren Truppen zur Sicherung fort-dauernder Ruhe bei der Hauptstadt blieben, beanspruchten, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach, eine bevorzugte Stellung. Sie sahen sich als Herren der Lage, sowie als Hauptstütze des jungtürkischen Komitees an und führten im Verein mit diesem das entscheidende Wort. Verdruß, Neid und Unwillen bei ihren Kameraden waren die Folge davon.

Als das beste Mittel der Ausöhnung erschien die Ablenkung aller von den persönlichen und den inneren politischen Fragen auf das reinmilitärische Gebiet. Mahmud Schewket Pascha, damals noch Generalissimus, später auch Kriegsminister, arbeitete mit feurigen Ansprüchen darauf hin und suchte die Gemüter für die Wiederaufrichtung des Reichs und die Größe des Osmanentums zu entflammen — ein schwieriges Werk, da die Grundlagen einer systematischen Erziehung zur ernstesten Pflichterfüllung und Hingabe fehlten. Die Frage, ob Strenge damals zweckmäßiger gewesen wäre als Ermahnung, und ob es möglich war, damit durchzubringen, wird der Fremde schwer mit Sicherheit beantworten können. Mahmud Schewket war in jener Zeit stärker als das Komitee und seine Anhänger. Aber es ist zweifelhaft, ob ein offener Kampf gegen beide nicht das eben beruhigte Land in neue Verwirrung gestürzt hätte. In der Verhütung alttürkischer Anzettlungen leistete das Komitee übrigens gute Dienste.

Die Arbeit schritt zudem befriedigend fort. Im Herbst 1909 fanden größere Manöver bei Adrianopel statt, die ersten seit mehr als drei Jahrzehnten. Sie kamen hauptsächlich durch das Verdienst Abdullah Paschas, des damaligen kommandierenden Generals in Adrianopel, zustande, der sich frisch ans Werk machte, im Sommer seine Truppen, so gut es gehen wollte, durch größere Feldübungen vorbereitete und sie zur Verfügung stellte. Die Vorarbeiten wurden durch meinen alten Schüler und Freund Pertev Pascha, der im letzten Kriege als Oberquartiermeister im großen türkischen Hauptquartier wirkte, vortrefflich ausgeführt. Im Stabe Nogis hatte er vor Port Arthur und bei Mukden reiche Kriegserfahrung erworben und war seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Die Verpflegung war gut geregelt, auch für den Sanitätsdienst gesorgt; doch kam dieser während der wenigen Manöver-tage nicht sonderlich in Frage.

Soldaten, Offiziere und Generale waren gleich neu im Fache. Keiner von ihnen hatte bis dahin ein größeres Manöver mitgemacht, die meisten Befehlshaber, die Truppeneinheiten, die sie jetzt führen sollten, überhaupt noch nicht versammelt gesehen. Etwa neun Zehntel der Soldaten befanden sich erst seit zwei oder drei Monaten im Dienste. Aber der allgemeine gute Wille ersetzte die Mängel, und die Manöver verliefen, wenn man den Umständen Rechnung trägt, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Freude darüber war groß. Zur Schlußkritik sammelten sich hunderte von Offizieren um einen

Tumulus und warteten geduldig, bis die Manöverleitung, nach Erledigung einiger Anordnungen, bei ihnen eintreffen konnte. Die keineswegs durchweg anerkennende Besprechung, die in einen Hinweis auf das in der Zukunft zu Erreichende auslief, wurde — für uns Deutsche eine ungewöhnliche Erscheinung — mit lautem Händeklatschen beantwortet. Die Stimmung war gehoben, die Versammlung zerstreute sich mit den besten Vorsätzen. Es waren schöne, hoffnungreiche Stunden; denn allgemein sproßte die Überzeugung, die Arbeit für die Wiederbelebung des alten osmanischen Kriegsruhms erfolgreich durchführen zu können. Der Zweck des Manövers war erfüllt, ein Bild des Krieges gegeben, das dem Lehrpersonal bei den kleinen Übungen der Ausbildungszeit vor Augen schweben sollte.

In Mazedonien wurden ähnliche Übungen in kleinerem Maßstabe bei Saloniki, Monastir, Üskub und Serres abgehalten. Mehr ließ sich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes nicht tun.

Die Arbeit im kleinen sollte nun folgen, um die sichere Grundlage für die Kriegstüchtigkeit des Heeres zu bilden. Mahmud Schenket Pascha übernahm bald das Kriegsministerium und entwickelte eine rastlose Tätigkeit. Es war eigentlich alles neu zu schaffen — angefangen mit der Bekleidung, die fast vollkommen mangelte. Noch bedeckten sich die Soldaten in den lustigen Kasernen, auch nachts und bei winterlicher Kälte, mit ihren Mänteln, die aber fürs Feld geschont werden sollten. 550 000 Uniformen wurden beschafft. Unterkunft, Übungsmittel und Übungsgelegenheit fehlten vielfach, unter anderem auch die Platzpatronen¹⁾ und Manöverkartuschen. Die scharfe Munition reichte nicht aus. 450 Millionen Patronen, große Mengen Artilleriemunition wurden aus Deutschland bezogen, das Feldgeschütz- und Gebirgsgeschützmaterial vermehrt. Und dennoch waren für die zahlreich ins Feldheer eingestellten Redif- (Landwehr-) Divisionen nur die alten zurückgestellten Kruppschen Geschütze, aber weder Geschirre, Pferde noch sonstige Ausrüstungen vorhanden. Sie scheinen auch, zum Teil wenigstens, ohne Batterien ins Feld gerückt zu sein. An 30 000 Pferde wurden, meist im Auslande, angekauft und das alles mit Geldmitteln, deren Geringsfügigkeit unsere Verwaltung in helle Verzweiflung setzen würde.

Dem schlimmen Mangel an Offizieren und Unteroffizieren sollte durch Erweiterung der bestehenden Generalstabs- und allgemeinen Militärschule, sowie durch die Neugründung einer sehr gut geordneten Reserveoffizierschule und von Unteroffizierschulen abgeholfen werden. Um die von der alten Armee verbliebenen Offiziere für die heutige Dienstmethode brauchbar zu machen, wurden in Konstantinopel, Adrianopel und Saloniki Offiziersübungslager errichtet, in denen der Reihe nach alle Offiziere einen dreimonatlichen Ausbildungskursus durchmachen sollten, ähnlich — nur länger — wie unsere Reserveoffiziere auf den Truppenübungsplätzen. Eine Infanterie- und Artillerie-schießschule entstand, beide gut ausgestattet und mit ausgedehntem Übungs-

¹⁾ Zu den Manövern traf der erste Bedarf am Vorabend gerade noch rechtzeitig ein.

gelände versehen. Modellregimenter sollten für die Armee das gute Beispiel geben. Von Untätigkeit und Vernachlässigung kann also wahrlich nicht die Rede sein.

Und das alles mußte geschaffen werden durch Vermittlung einer Verwaltung, in der von jeher Zentralisation, schleppender Bureaucratismus und unendliches Formenwesen vorgeherrscht hatten, niemand aber an Selbständigkeit oder gar Initiative gewöhnt war. Es ist ein Wunder, daß soviel zustande kam, als es geschah. Die aus Deutschland berufenen Instrukteure wurden zum größten Teil in den Lehrinstituten, Übungslagern und Modellregimentern verwendet und haben in anstrengendem Dienste Treffliches geleistet, das auch in der türkischen Armee, selbst nach der Niederlage noch, volle Anerkennung gefunden hat. Es sind auf den meisten Gebieten des militärischen Dienstes erfreuliche Fortschritte gemacht worden — aber das alles waren doch nur Anfänge und konnten auch nichts anderes sein.

In drei Jahren schafft man aus dem Nichts kein modernes Millionenheer. Ja, hätte das unglückliche Land Ruhe zur Arbeit gehabt, nach der sich alle maßgebenden Personen sehnten, so wäre es wohl angegangen; aber auch diese fehlte. Abgesehen von den inneren politischen Wirren wurde die Armee unaufhörlich durch die einander ablösenden Aufstände in entfernten Provinzen gestört. Es folgten zwei allgemeine Erhebungen in Arabien, deren Bekämpfung ein großes Truppenaufgebot erforderte, der Aufstand der Drusen im Hauran und der Beduinen des südlichen Syriens, auf europäischem Boden aber nicht weniger denn vier Erhebungen in Albanien. Endlich kam noch der italienische Krieg hinzu — lokaler kleinerer Unruhen nicht zu gedenken. Sie waren zum Teil durch den Radikalismus und Doktrinarismus der jungtürkischen Regierung hervorgerufen worden, die aus dem bis dahin von einem harten und straffen Absolutismus beherrschten Lande zu schnell einen konstitutionellen Musterstaat herstellen wollte. „Wenn neue Schichten zur Macht gelangen, wird es wohl immer der Fall sein, daß sie des Verständnisses und daher auch der Wertschätzung des historisch gewordenen Rechtes ermangeln, vielmehr in Unkenntnis der in Wirklichkeit sehr komplizierten Maschinerie des Staates neue Einrichtungen einführen zu können glauben“¹⁾. Das war auch der Irrtum der Jungtürken, die zudem im ersten Eifer des Herrschens alles zugleich begannen. Jedesmal, wenn infolge dieser Vorgänge in höchster Eile ein Expeditionskorps bereit gestellt werden sollte, wurden die Truppenteile, die sich gerade in der besten Verfassung befanden, aus ihren Verbänden herausgerissen und der Friedensstand durch Mannschaften aufgefüllt, die in anderen Truppenteilen schon eine einigermaßen hinreichende Ausbildung genossen hatten. Diese verloren dadurch ihre Gehilfen bei der Einübung der neu eingestellten Rekruten. Ein fortwährender Wechsel trat ein, dem auch die Offiziere nicht entgingen. Zu jeder Jahreszeit erschienen junge Wehrpflichtige in verschieden starken Abteilungen zur Einstellung bei den Truppen, und es mußte immer wieder

¹⁾ Dr. E. Graf v. Mälinen im Dezemberheft 1912 der „Deutschen Revue“: „Der Zusammenbruch des jungtürkischen Staates“, eine sehr lehrreiche, fachkundige Studie.

„von vorn“ angefangen werden. Schon darum wäre die Einführung des „preußischen Drills“, dem unsere Armeegegner in der Heimat so gern die Schuld an den türkischen Niederlagen aufbürden möchten, eine Unmöglichkeit. Es war immer nur eine Ausbildung „nach Umständen“ ausführbar. Bis auf die letzte Zeit klagten auch die deutschen Lehrmeister gerade über diese Schwierigkeit. Einmal aus ihrer Zugehörigkeit zu größeren Einheiten herausgerissene Truppenteile kehrten auch meist nicht wieder dorthin zurück, und der Linienstand des Heeres bildete noch immer ein buntes Mosaik wie zur hamidischen Zeit. Verwaltung, Versorgung blieben dabei vom alten Verbandsverbande abhängig. Bataillone an der adriatischen Küste waren auf das Generalkommando von Adrianopel, solche in Smyrna oder auf den Inseln auf das in Konstantinopel angewiesen usw. Auch dies erschwerte die regelmäßige Rekrutierung und Heranbildung ungemein.

Und zu allem hat es an Zeit gefehlt. Die einfache Tatsache, daß die jetzt geschlagene türkische Armee erst drei Jahre alt war, hat Europa in seinem Urteil völlig übersehen. Drei Jahre beträgt die Dienstzeit bei der Fahne. Im Herbst dieses Jahres konnte also erst der erste, nach neuer Art ausgebildete Jahrgang zur Reserve entlassen werden. Alle weiteren zurückstehenden Jahresklassen in Reserve und Landwehr stammten aus der hamidischen Zeit. Sie waren der Hauptsache nach unausgebildet, kannten zum großen Teil nicht einmal die neuen Waffen.

Bei den vielen Unregelmäßigkeiten im Heeresbetriebe waren freilich Ausnahmen entstanden. Die Einberufungen wegen innerer Wirren hatten Mannschaften, die sonst gar nicht gedient hätten, Gelegenheit zu einiger Gewöhnung an den militärischen Dienst geboten. Auf der anderen Seite waren wieder Leute, die dienen sollten, daheim gelassen worden. Es kommt hinzu, daß in der Türkei auch rechtlich, wie ehemals bei uns noch 1814, ein großer Teil der Wehrpflichtigen, ohne im Heere gedient zu haben, unmittelbar zur Landwehr (Redif) überführt wurde. Dazu gehörte die breite Schicht der Mouinsiß, d. h. derjenigen, die aus Familienrückichten, zumal wegen der Unmündigkeit der Frauen, der Außenwelt gegenüber, im Frieden dienstfrei blieben, zum Kriege aber eingezogen wurden.

II.

So stellte sich das türkische Heer, das in den Balkankrieg zog, in Wahrheit dar als ein noch im Entstehen begriffenes modernes Kadreheer von Rekruten, gemischt mit einem zum großen Teile unausgebildeten Massenaufgebot.

Seine besten, am längsten dienenden Mannschaften hielt das ferne Arabien fest, wohin nur ausgebildete Leute gesandt worden waren.

Diese Zustände haben die Haltung der Truppe mehr beeinflusst, als die Einstellung der Nichtmohammedaner, die in der Presse eine so große Rolle unter den Ursachen der Katastrophe gespielt hat. Einst verlangte Europa die Zulassung der Christen zum Heeresdienst als sichtbares Zeichen für die Gleichberechtigung der Rajah. Heute bricht es über die türkische Heeresverwaltung

den Stab, weil sie diese Forderung erfüllt hat. Sie war eine Notwendigkeit, da das islamitische Volkselement, wenn es fortgesetzt die Last des Kriegsdienstes allein trug, sich in nicht allzuferner Zeit aufgerieben hätte. Es wäre allmählich in die Minderheit geraten. Freilich war die Einrichtung noch zu neu. Man hätte besser für den Kriegsfall eine Ausnahme gemacht und nur die gerade im Dienst befindlichen Nichtmohammedaner mitgenommen. Es hat sich aber, da Loskauf gestattet wurde, im allgemeinen nicht um mehr als 10 Prozent, also um keinen entscheidenden Bruchteil, gehandelt.

Viel verhängnisvoller war eine andere Maßregel, die wenige Wochen vor dem Kriege von der Regierung getroffen wurde, welche — nach Mahmud Schewket Paschas Sturz — das Kabinett Said Pascha ersetzte. Wohl im Vertrauen auf die Versicherungen der großen Mächte, daß der Krieg auf der Balkanhalbinsel verhütet werden würde, und mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen, entließ sie an 120 000 Mann, die sich bei den Fahnen befanden. Es waren die Redifdivisionen, die Mahmud Schewket angeblich gegen italienische Landungen bei Smyrna und den Dardanellen seit Monaten unter Waffen hielt, sowie der älteste Jahrgang des Linienstandes. Unverständlich erschien seinerzeit das große Aufgebot gegen Italien, das gar nicht damit drohte, den Krieg aufs Festland zu übertragen. Heute erst erkennt man den vorausschauenden Blick des Mannes, der diese geübte Truppenmacht in der Hand haben wollte, um sie im gegebenen Augenblicke über Pandirna und von Gallipoli her auf den thracischen Kriegsschauplatz zu werfen.

Noch niemals hat es gefrommt, wenn der Krieg droht, den politischen, ökonomischen oder Opportunitätsrücksichten ein entscheidendes Wort zu lassen und mehr auf andere als auf sich selbst zu vertrauen. Als der Krieg dennoch ausbrach, hatten die Entlassenen zum Teil ihre Heimat noch nicht erreicht, und man mußte zunächst nehmen, was an Mannschaften zu erreichen war. Mögen sie dann auch zum größten Teile noch zurückgekehrt sein, so geschah es doch nicht zu den Truppenteilen, denen sie angehört hatten. Diese waren aufgelöst, und die neuen konnten bei der Kürze der Zeit den inneren Halt nicht mehr gewinnen.

Um so mehr darf man bildlich von einem Rekrutenheere sprechen, das ins Feld rückte. Zumal waren die Redif- (Landwehr-) Divisionen 2. Klasse, die fast ganz aus den vom Friedensdienste Ausgenommenen gebildet wurden, nichts als ein großer Rekrutenhaufe.

Nuch mit einem solchen Heere läßt sich immerhin etwas ausrichten, das hat der große amerikanische Sezessionskrieg bewiesen. Nur darf es nicht sogleich vor Aufgaben gestellt werden, denen es seiner inneren Natur nach nicht gewachsen ist. Nuch die Amerikaner erfuhren es an Bull-Run.

Die Möglichkeit eines überraschenden bulgarischen Angriffs noch während der ersten Entwicklungsperiode des neuen türkischen Heeres lag zu nahe, als daß sie nicht vorher hätte erwogen werden sollen. Sie wurde unter anderem den Armeemanövern von 1910 zugrunde gelegt.

Die große Ausdehnung des Reiches, die dünne Bevölkerung, das noch spärliche Eisenbahnetz brachten es mit sich, daß die türkische Armee auf alle

Fälle viel später als die bulgarische mit ihrem Aufmarsche fertig wurde. Von den Bulgaren nahm man ziemlich richtig an, daß sie am zwölften Tage nach befohlener Mobilmachung bereit sein könnten. Das war für die Türken nicht zu erreichen. Sie mußten sich daher so weit rückwärts versammeln, daß es noch in Ruhe geschehen konnte, und daß einige Zeit vor dem ersten großen Zusammenstoße zu Vorbereitungen blieb.

Die Wahl fiel damals sehr richtig auf den Oberlauf des Ergene Dere, eines vom Istrandja Dagh am Schwarzen Meere erst scharf nach Südwest, dann in westlicher, später wieder in südwestlicher Richtung zur Maritza eilenden Flüsschens¹⁾. Den rechten Flügel bezeichnete etwa das Städtchen Seraij am Fuß des Karatepe, den linken die Bahnstation Muradli nördlich Rodosto; hinter der Stellung liegt das vielgenannte Tschorlu, Abdullah Paschas erstes Hauptquartier im Balkankriege. Dort sollten sich die ankommenden Truppen in verschanzter, von Natur starker Stellung sammeln, die ersten eintreffenden drei Divisionen und eine starke Kavalleriebrigade die Deckung des Aufmarsches übernehmen. Aus zwei Richtungen, über Konstantinopel und über Rodosto, war der Zufluß der sich sammelnden Streitkräfte gedacht; hinter der Front aber lief in kurzer Entfernung die, wie der Ergenefluß, sich scharf nach Südwest wendende Eisenbahn mit vier Stationen entlang. Das hätte die Versorgung der Armee außerordentlich erleichtert — ebenso den Rücktransport von Kranken und Verwundeten. Die Bulgaren hatten von der Grenze noch 7–8 ziemlich starke Märsche dahin, mußten Adrianopel einschließen, sich dadurch erheblich schwächen und konnten durch die vorgeschobenen türkischen Truppen im Vormarsch wesentlich aufgehalten werden. So war Zeit genug zu gewinnen. Adrianopel sollte also etwa die Rolle von Rars in Ghazi Moukhtars asiatischem Feldzuge von 1877 spielen.

Beim Feinde wurde natürlich die Kenntnis des Versammlungsraumes und auch des Umstandes vorausgesetzt, daß am Ergene Dere geschanzt wurde. Seine vordersten, über Demotika, vom Einschließungsheere vor Adrianopel und über Ruz-Kilisse voraufmarschierenden, durch Kavallerie verstärkten Divisionen sollten unter einheitlichem Befehl, den damals Abdullah Pascha führte, den Versuch machen, den Aufmarsch der feindlichen Hauptarmee durch schnelles Vorgehen zu stören.

Die Manöveridee war wiederum von dem mittlerweile zum Oberstenrange zurückversetzten Pertev Bey bearbeitet worden, der auch die nötigen Vorbereitungen in umsichtiger Weise getroffen hatte.

Das Manöver verfolgte also einen ernstern Zweck wie das vorhergehende und sollte überdies der Welt zeigen, daß die junge Türkei schon imstande sei, eine ansehnliche, modern ausgerüstete und geführte Truppenmacht aufzubieten. Mit einigen nachrückenden Verstärkungen kamen an 60000 Mann zusammen. Das Adrianopeler Manöver hatte zu diesem größeren Versuche ermutigt, der zu voller Zufriedenheit verlief, wenn auch die am Ende ausbrechende Cholera die Freude daran trübte.

¹⁾ Zum Verständnis bezüglich der Örtlichkeiten genügt die Karte der Balkanhalbinsel jedes guten Wandatlasses.

Selbstredend sollte die Hauptarmee am Ergene Dere nicht dauernd in passiver Verteidigung verharren, sondern, sobald der feindliche Vorstoß abgewiesen und sie fertig war, zum allgemeinen Gegenangriff vordringen. Mit der Annahme, daß der Augenblick dafür gekommen sei, schloß das Manöver ab. Es hatte ein ungefähres Bild der Wirklichkeit geben sollen.

Zum Widerstande in verschanzter Stellung ist auch eine junge, noch ungelübte Armee imstande. Hat sie dabei einige Festigkeit und durch einen ersten Erfolg Selbstvertrauen gewonnen, so kann sie zur Offensive wohl befähigt sein.

Wäre derart verfahren und die vorangehende Niederlage von Kirk-Kilisse sowie die von Lüle Burgas vermieden worden, so hätte sich am Ergene Dere wahrscheinlich das ereignet, was jetzt an der Tschataldja-Linie geschehen ist. Der Umschwung im Gange des Feldzuges wäre dort eingetreten.

Freilich kam für das Gelingen des Planes sehr viel darauf an, ob sich Adrianopel ohne Hilfe von außen her einige Wochen halten können. Ziel es, so wurde die Einschließungsarmee zur Verstärkung des Angriffs auf das Ergene Dere frei, und Adrianopel mußte von den Türken wieder erobert werden. Die Vorbedingung hat sich in der Wirklichkeit erfüllt.

Adrianopel behauptete sich über Erwarten lange und gut, obgleich sein Fall vom Gegner als unmittelbar bevorstehend schon zu Beginn des Feldzuges verkündet wurde. Zur Zeit der Manöver — 1910 — war es noch wehrlos, nur von älteren, halb verfallenen Erdwerken umgeben. Rüstig ist der Ausbau, wenn auch nur mit den einfachsten Mitteln, in Angriff genommen worden, wobei zwei der deutschen Offiziere, der Fußartillerie und dem Ingenieur-Korps¹⁾ angehörig, tatkräftig mitwirkten. Was auch heute noch in der Türkei geleistet werden kann, wenn ein ernster Wille treibt, hat sich an diesem Beispiele gezeigt. Zugunsten des Planes wurde sehr zweckmäßigerweise die Tschataldja-Linie aufgegeben und die dort stehende Artillerie nach Adrianopel geschafft. Den Kriegsberichterstellern hat das den erwünschten Stoff für die herbesten Kritiken über die entsetzliche Vernachlässigung jener ehemals befestigten Linie geliefert — ein Vorwurf, der etwa demjenigen gleichkäme, daß Deutschland Meise oder gar Silberberg verfallen ließe.

Wohl konnte die bulgarische Armee vorsichtiger verfahren, nicht sogleich angreifen, die Belagerung Adrianopels nur sichern und seinen Fall abwarten, ehe sie weiter vorging. Dann wäre die türkische Armee gezwungen gewesen, ihre abwartende Haltung aufzugeben und zum Angriff vorzugehen, um Adrianopel zu retten. Sie hätte aber in diesem ungünstigen Falle immer noch die Zeit gewonnen, ihre Rüstung zu vollenden und die junge Mannschaft wenigstens etwas an den Kriegszustand zu gewöhnen.

Eine Aufstellung näher der Grenze erlaubte freilich ein unmittelbares Zusammenwirken mit der Garnison von Adrianopel; sie sicherte mehr Land, namentlich den Eisenbahnknoten von Kuleli Burgas nordöstlich Demotika, der für Truppen- und Materialtransporte nach Mazedonien wichtig war,

¹⁾ Oberst Poffeldt und Oberstleutnant Muth.

aber sie brachte die Gefahr eines vorzeitigen Zusammenstoßes mit der noch ungeschwächten bulgarischen Armee mit sich, die man auf 150—180 000 Mann eingeschätzt hat. Die ungeübten Truppen, womöglich noch während der Versammlung, im wegelosen Lande, bei rauher Jahreszeit, ohne wohlgeordneten Nachschub, auf einem Boden, der vom ersten andauernden Regen knietief aufgeweicht wird, einem solchen Zusammenstoß auszusetzen, mit ihnen sogar zur Offensive vorzugehen, widersprach ihrer inneren Verfassung. Es war eine Leistung, der sie unmöglich gewachsen sein konnten. Sie waren noch nicht manövrierfähig und zudem in der Minderzahl. Die türkische Ostarmee hat, ohne die Besatzung von Adrianopel, sicherlich nie mehr als einen fechtenden Stand von 120—130 000 Mann gezählt.

Es ist mir unbekannt, inwieweit die Ergebnisse jenes denkwürdigen Manövers in die amtlichen Entwürfe des türkischen Generalstabes übergegangen sind. Mahmud Schenket Pascha war wohl entschlossen, sie, wenn er Generalissimus geblieben wäre, zu benutzen. Er hat auch, als kurz vor dem Kriege befreundete Offiziere sich bei ihm verabschiedeten und von dem beabsichtigten Vorgehen zum Angriff sprachen, mit dem Ausdruck der ernststen Besorgnis nicht zurückgehalten.

Die Lage in Mazedonien war für den Fall eines überraschenden Angriffs noch weit ungünstiger als in Thrazien. Sie bildete damals den Gegenstand ernster Besprechungen, aus denen sich für mich auf des Kriegsministers Wunsch noch im Spätherbst eine Reise nach dem Westen der europäischen Türkei ergab. Die Truppen standen dort weit zerstreut, dem Gegner, der von drei Seiten zu erwarten war, an Zahl zunächst gar nicht gewachsen. Dort mußte die Versammlung der Verteidigungsarmee also ebenfalls von der Grenze in ansehnliche Entfernung zurückverlegt werden. Die Wahl fiel auf Ischtib, wo sich die Einmarschlinien des Gegners von Köstendil, von Branja und durch den Sandjak über Prischina vereinigen. Ein feldmäßig verschanztes Lager sollte zur Aufnahme der ankommenden Truppen angelegt und mit Geschütz versehen werden. Es hätte eine ähnliche Rolle spielen können, wie die Stellung am oberen Ergene Dere in Thrazien, ist jedoch nicht zur Ausführung gekommen.

Was nun das entgegengesetzte Verfahren, das Vorgehen und die Aufnahme des Kampfes weit vorwärts nahe der Grenze, veranlaßt hat, das zu den ersten unglücklichen Schlachten führte, ist heute noch nicht genau festzustellen. Nur der Laie in militärischen Dingen, schnell fertig mit dem Urtheil, weiß alsbald genau, woran und an wem es gelegen hat.

War es die Überschätzung der eigenen, die Unterschätzung der feindlichen Kräfte, der Wunsch, beim Kriegsausbruche durch einen baldigen Erfolg die gedrückte Stimmung im Lande zu heben und Vertrauen zu erwecken? War es wiederum diplomatische Einwirkung, die nach türkischen Siegen verlangte, um mit der Friedensaktion einsetzen zu können — vielleicht wird es nie vollkommen bekannt werden. Ehe man ein bestimmtes Urtheil fällt, soll man eine Äußerung der Beteiligten abwarten. Oft schon haben in manchem Kriege wohlbegründete Maßregeln zum Unheil geführt.

Eine Nachricht, daß die bulgarischen Hauptkräfte bei Jamboli ständen und deren Führer beabsichtigten, von dorthier gegen die rückwärtigen Verbindungen der zwischen Kirk-Kilisse und Adrianopel sich entwickelnden türkischen Kräfte — also wohl diese auf dem rechten Flügel umgehend — vorzudringen, soll im letzten Augenblicke noch eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Ein schneller Gegenstoß ward beschlossen, um diese Absicht zu kreuzen. Das Ganze klingt etwas gekünstelt und ist nicht recht verständlich, aber es berührt eine Schwäche der inneren Verfassung des ottomanischen Heeres — das strategische Dilettantentum, wie es ein langer Frieden, Bücherweisheit und die Entfernung vom praktischen Leben der Truppe zeitigen.

Im Generalstabe zu Konstantinopel herrschte von jeher eine ansehnliche theoretische Bildung, die freilich mehr breit als tief war. Feldzugsentwürfe gehörten zu den Liebhabereien zumal der jungen Welt. Wer die Kriege Napoleons fleißig gelesen hatte, war bald mit sich im klaren, daß man es, wenn man vor den Feind käme, machen müsse wie Napoleon. Daß dies in Gedanken sehr leicht, in der wirklichen Ausführung aber recht schwer ist, wurde gern übersehen.

Clausewitz' Warnung, daß man aus den Büchern ins Feld durchaus nichts anderes mitnehmen dürfe, als die Übung des Verstandes, die ihre Lektüre erzeugt hätte, wäre dem türkischen Generalstabe noch heute nützlich. Eine gewisse abstrakte, weltfremde Strategie hat dort eine Heimstätte gefunden. Nirgends sonst werden soviel Entwürfe gemacht; nirgends trifft man so viel angehende Bonapartes, die alles am besten wissen. „Ich hatte viel von Kombinationen gehört, was die Bulgaren tun und wie man es ihnen einbrocken würde — dabei dachte man nicht daran, daß die Truppe verpflegt werden müsse und daß zur Munition auch Reservemunition gehöre,“ schrieb mir kürzlich ein Freund.

In früherer Zeit traten die begabtesten Militärschüler nach dem Offiziersexamen in die Generalstabsschule über, von wo sie nach dreijährigem Lehrgange der Armee als Generalstabsoffiziere zugeteilt wurden und dies bis zum Ende ihrer Laufbahn blieben, ohne je in die Truppe einzutreten und mit ihr in engem Verkehr zu leben. Sie waren ausschließlich Generalstabsspezialisten, deren Tage in den Kanzleien des Kriegsministeriums, Generalstabes und der hohen Kommandobehörden verflossen.

Dies verderbliche System ist nach der Umwälzung geändert worden; die jungen Leute gehen von der Schule jetzt erst zur Truppe und sollen von Zeit zu Zeit wieder dorthin zurückkehren. Aber diese zweckmäßige Einrichtung ist noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen; sie wird vielfach als eine lästige Förmlichkeit betrachtet, die erfüllt werden muß, weil sie einmal da ist. Unser junger Generalstäbler setzt hingegen alles daran, auch in der Front Gutes zu leisten, und er weiß, daß es meist auch mit seiner Generalstabslaufbahn vorüber ist, wenn ihm das nicht gelingt.

Die hergebrachte Ausnahmestellung der türkischen Generalstabsoffiziere, die ehemals, als sie vor dem russischen Kriege geschaffen wurde, berechtigt gewesen sein mag, weil sie nur einer ganz geringen Zahl wirklich hervorragend

begabter Leute zuteil ward, ist es heute nicht mehr. Sie verleitet Naturen, die wenig über die Mittelmäßigkeit hervorragten, zum Dünkel. Durch die Rolle, welche eine Anzahl von Generalstabsoffizieren bei der Bewegung von 1908 und später im Komitee spielten, ist dieser nicht gemildert worden. Nicht alle hatten die wirklich bedeutenden Eigenschaften Envers, des wackeren Verteidigers von Bnghazy, aber jeder glaubte doch mindestens ihm gleichzustehen. Als vor zwei Jahren die wichtige Frage der Neubefestigung von Adrianopel erwogen wurde, hielt sich, trotzdem ich einige Jahre als Chef des deutschen Ingenieurkorps gewirkt und unter meiner Leitung die großen Neubauten begonnen worden waren, ein junger türkischer Generalstäbler für verpflichtet, mich darauf aufmerksam zu machen, daß meine Ansichten veraltet seien, und daß man feste Plätze heute nur noch durch bewegliche schwere Artillerie verteidige. Andere verwiesen mich auf Oberst Schwartes Buch über den Festungskrieg mit der Lehrfestung Wittenberg. Sie müsse auf Adrianopel angewendet und dieses das türkische Mez werden. Darüber, daß die Musterfestung nach einem flüchtigen Überschlag mit ihrer Ausrüstung etwa 120 Millionen Mark gekostet hätte und deren nur 3½ verfügbar waren, daß ferner ihr Ausbau zehn Jahre dauern müßte, aber man nur auf zwei oder drei Jahre Frist bis zum Kriege rechnen dürfe, gingen die Anhänger des „türkischen Mez“ zur Tagesordnung über. Wäre es ihnen gelungen, durchzudringen, so hätten die Bulgaren in einem Umzuge von etwa 54 Kilometern um Adrianopel herum nur verlassene Bauplätze, aber kein einziges verteidigungsfähiges Werk gefunden.

Der Gedanke, einer weitausholenden Umfassungsbewegung des Feindes durch einen schnellen, energischen Offensivstoß zu begegnen, ist in der Theorie durchaus richtig, zur praktischen Ausführung aber gehören entschlossene Führer und sehr manövrierfähige Truppen. Sodann ist ein Kriegstheater nötig, das schnelle Bewegungen und eine rasche Entscheidung gestattet. Alle diese Vorbedingungen fehlten hier.

Der Mangel an Augenmaß für das Erreichbare, das Sichverlieren in phantastischen oder rein theoretischen Spekulationen ist keineswegs nur ein Bildungsfehler. Er scheint in der ganzen Disposition des orientalischen Geistes zu liegen; denn man findet ihn nicht bloß in der Armee, sondern auch auf anderen Gebieten öffentlicher Tätigkeit wieder. Das Nabelliegende, Einfache genießt kein Ansehen. Durchweg werden Pläne zu groß, ohne richtigen Zusammenhang mit dem praktischen Bedürfnis und ohne sorgfältige Prüfung der gegebenen Bedingungen entworfen. Die Mittel sind dann früh zu Ende, und das Angefangene bleibt liegen. Die vielen unvollendeten Unternehmen aller Art legen dafür Zeugnis ab, obschon nicht zu leugnen ist, daß die neuere Zeit darin eine Wendung zum Besseren gebracht hat. Auch im Seerwesen ist die Geringschätzung des Einfachen, der mühevollen Kleinarbeit kennzeichnend. „Wir sind ein Herrenvolk und darum hierfür nicht beanlagt“ — in dieser Antwort eines sehr begabten jüngeren türkischen Offiziers, der in Deutschland gedient hatte, liegt etwas Wahres. Der Türke kann den alten Erobererstolz und die Eroberersorglosigkeit nicht vergessen. Auf die guten

Eigenschaften und den vortrefflichen Willen des gemeinen Mannes bauend, vernachlässigen die Führer nur zu leicht die Sorge für die Truppe. „Bei uns weiß der Soldat, daß er hungern muß, wenn der Krieg beginnt“ — damit ist schon die unbequeme Sorge für den Verpflegungsdienst gar oft abgetan worden. Es scheint, daß in dieser Beziehung sogar gegen früher eine Verschlechterung eingetreten ist und das höhere Offizierkorps sich mit dem Anwachsen formaler Generalstabsbildung weiter vom Boden des realen Lebens entfernt hat. So ist man denn diesmal mit den Zumutungen an die Ertragungsfähigkeit und Bedürfnislosigkeit der Truppe über alles richtige Maß hinausgegangen und hat die Auflösung heraufbeschworen. Magazine scheinen in hinreichender Zahl von der Armeeführung angelegt worden zu sein. Aber es fehlte die Verbindung zwischen ihnen und den Truppen.

Für den Bewegungskrieg gebrach es auch an einer einigermaßen erfahrenen mittleren und unteren Führung, die nicht wie die obere durch Studium erworben werden kann, sondern nur durch praktische Übung. Dazu hatten die regelrechten Exerzitien der kleineren Truppenverbände und die Prüfung ihrer Führer in diesem Fache gefehlt — die alljährliche Besichtigung der Kompagnien, Bataillone, Regimenter, Brigaden, die bei uns für die Laufbahn des Offiziers entscheidend sind. Die besten Armee-, Korps- und Divisionsbefehle sind wirkungslos, wenn Brigaden, Regimenter und Bataillone sich nicht mit der nötigen Schnelligkeit und Sicherheit zu entwickeln vermögen. Das trat auch bei dem Armeemanöver von 1910 hervor, und meine Absicht war es damals, 1911 noch einmal wiederzukommen, um ein Beispiel von unserer Art der Truppenbesichtigung zu geben. Ich fühlte jedoch schon deutlich heraus, daß die jüngere militärische Welt — nicht etwa meine ehemaligen Zuhörer, wohl aber deren Schüler — den alten Lehrmeister auf gute Art loszuwerden wünschten, um ihr Heil selbst zu versuchen. Der Prozeß war ein ganz natürlicher und psychologisch völlig verständlich — aber dennoch wohl noch verfrüht. Aus dem Besuch ist nichts mehr geworden.

Ungünstig hat auf die Führung auch ein Umstand eingewirkt, der wenig bekannt ist — der Erlaß des 1909 auf Betreiben von Komiteeoffizieren durch das Parlament angenommenen Gradregulierungs- (Tesviyé-) Gesetzes. In Sultan Abdul Hamids letzten Regierungsjahren hatte der mit der Verleihung militärischer Grade an Günstlinge des Hofes getriebene Anflug den Höhepunkt erreicht. Ganz junge Leute ohne jede soldatische Bildung oder Verdienste bekleideten den Rang von Brigade- und Divisionsgeneralen; die Zahl der Stabsoffiziere war Legion und stand in gar keinem Verhältnisse zum Bedarf. Eine Neuordnung war notwendig, sollten fernerhin die Rangverhältnisse in der Armee ernst genommen werden.

Hätte man, wie in Frankreich nach dem Kriege von 1870/71, eine aus angesehenen Generalen zusammengesetzte Kommission mit der Neuordnung der Grade betraut, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Jungtürkischer Radikalismus und unberechtigtes Mißtrauen gegen die höher Gestellten ließen es zu dieser einfachen Maßregel nicht kommen. Jeder Mißbrauch sollte verhütet werden. Von der Armeekommission der Deputierten-

Kammer wurde ein schwer verständliches Exempel festgestellt, demzufolge, je nach den in den einzelnen Gradstufen verbrachten Dienstjahren, für jeden Offizier der Armee der Dienstgrad neu herausgerechnet werden sollte, der ihm zukam. Eine Fülle von Sonderbestimmungen erschwerte die Übersicht. Einige davon waren im Gegensatz zum Grundgedanken wohl bestimmt, die Interessen von Parlamentsmitgliedern und ihren Freunden zu wahren. Am Ende kamen bei der Umrechnung die widersinnigsten Resultate zum Vorschein. Vor allen Dingen fehlte jede Rücksicht darauf, daß die Inhaber der neu verteilten Grade auch die Eignung für diese haben mußten.

Ein Teil der befähigsten Generale, die wegen ihrer Verdienste schnell emporgestiegen waren, wurde ebenso herabgesetzt wie das Heer der Hofgünstlinge und verlor seine Kommandos — so unter anderen Mahmud Moukhtar, der damalige kommandierende General der ersten Armee, und Pertev, Divisionsgeneral im Generalstabe, der zuvor schon Unterstaatssekretär im Kriegsministerium gewesen war. Beide mußten ihre Stellen räumen und erhielten wieder Oberstenrang.

Dafür erwarben eine Reihe von Persönlichkeiten, die irgendwo ein halbvergessenes Dasein führten, und an die niemand mehr gedacht hatte, vermöge langer Dienstzeit ein gesetzliches Unrecht auf hohe Kommandoposten, an deren Erreichung sie selbst nie gedacht, und für die sie weder geeignet noch vorbereitet waren.

Gelang es nun auch noch beim Kriegsausbruch, die allerersten Stellen mit den fähigsten Leuten zu besetzen, so war dies doch weiter hinab nicht mehr möglich, und die Launen des Tesvivyé-Gesetzes entschieden, in wessen Hände die größeren Untereinheiten des Heeres gerieten. Hier ist denn auch zum großen Teil ein völliges Versagen der Befehlsführung in immerhin noch sehr wichtigen Rangstufen eingetreten.

Für den Gedankenflug der Armeeführung fehlte also das Werkzeug, ja, es wurde nicht einmal erkannt, daß es fehle. Statt Krieg zu führen, führte man ein Kriegsspiel durch, und das konnte nur zum Unheil ausschlagen; denn Truppen sind keine Schachfiguren.

Dies Entfernen von der Wirklichkeit enthält übrigens auch für uns eine Warnung. Es schleicht sich unvermerkt im langen Frieden, wo theoretische Studien die Wirklichkeit vertreten und die Beschaffenheit der Truppen, welche von der Phantasie auf dem Plane bewegt werden, keine Rolle spielt, unvermerkt die Gewohnheit ein, an alle die gleichen Anforderungen zu stellen. Das kann in unserer Zeit, wo Reserve-Korps und -Divisionen schon beim Kriegsbeginn in erster Linie verwendet werden, leicht zu falschen Voraussetzungen führen, die sich durch bittere Enttäuschungen rächen würden.

Ähnliche, auf theoretischem Radikalismus beruhende Gründe haben zum großen Teil auch die Verwirrung verschuldet, die bei der Mobilmachung zum Vorschein kam. So gefährlich es in der politischen Lage der Türkei auch war, an den Schutzmaßregeln des Reiches zu rühren, hatte die Regierung sich doch 1911 entschlossen, eine neue Armeeeinteilung für das ganze Reich einzuführen. Aus den alten 7 Orduş (Heeren) wurden 14 Armeekorps meist

zu 3 Divisionen und 5 selbständige Divisionen. Dazu kamen noch 56 Redif- (Landwehr-) Divisionen. Die Brigadeverbände fielen fort, die Regimenter wurden anders zusammengesetzt, kurz, bis hinab auf die Bataillone und Landwehrbataillonsbezirke sämtliche alten Verbände aufgelöst und neue hergestellt. Dies aber geschah trotz ernster Warnungen für das ganze weite Reich mit einem Schlage, statt nach und nach, so daß sich immer nur ein kleiner Teil des Heeres im Übergangsstadium befunden hätte, wenn plötzlich ein Krieg ausbrach. Wie mit einem großen Schwamm wurde die alte Armeeinteilung von der Karte gewischt und eine neue hineingezeichnet. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß diese eben nur erst auf dem Papier stand, als mobil gemacht wurde und man nun zu vielen Improvisationen greifen mußte. Aber auch das Kriegsministerium selbst, namentlich die Armeeverwaltung, war neu, da nach Mahmud Schewkets Sturz alles geändert und gerade die letztere nach dem ehemaligen französischen Muster aus der Zeit vor dem russischen Kriege eingerichtet wurde. Zur Einarbeitung hatte ihr natürlich die Zeit gefehlt. Augenscheinlich ist der Glaube, daß die Friedenspolitik der Großmächte den Krieg noch für lange Zeit hinausschieben werde, bis zur letzten Stunde unerschüttert gewesen. Man hat dabei vergessen, daß eine rein passive Politik am Ende zum Verlust jeder Autorität führen muß und auch der kleinste Bernegrosch durch sie ermutigt wird, den eigenen Weg zu gehen. Klang es doch der Welt wie ein beabsichtigter Hohn, als König Nikolai von Montenegro eine halbe Stunde, ehe er den Besuch der Gesandten mit der Friedensmahnung empfing, den Krieg an die Türkei erklärte. —

Ein beachtenswerter Beweggrund läßt sich für die unglücklichen militärischen Maßregeln, zumal bei der Westarmee in Makedonien, anführen, und er soll nicht unbeachtet bleiben. Sie war für die ihr zufallende Aufgabe numerisch zu schwach. Da die türkische Flotte keinen Versuch machte, sich nach dem Friedensschlusse mit Italien der Herrschaft über das ägäische Meer zu bemächtigen, so konnte sie auch nicht mehr rechtzeitig verstärkt werden. Die Eisenbahn von Vedeagatsch nach Saloniki, welche die Verbindung mit dem östlichen Teil der europäischen Türkenherrschaft herstellte, war wenig leistungsfähig, bald auch unterbrochen. Um so mehr schien es geboten, die Kräfte zusammenzuhalten. Nur bei Janina und Skutari, die, ihrer Lage nach, darauf angewiesen waren, sich selbständig zu behaupten, mußten gesonderte Heeresteile belassen werden. Trotzdem scheint eine heillose Zersplitterung der Kräfte stattgefunden zu haben, und der Widerstand ist an allen Punkten zugleich aufgenommen worden. Das erinnert an den russisch-türkischen Krieg vor 35 Jahren, wo, zur Zeit des Falles von Plewna, nicht weniger als 130 türkische Bataillone in Bosnien, der Herzegowina und an den Grenzen Serbiens und Montenegros untätig zerstreut standen. Wenn diese 130 Bataillone zu einer Entsatzarmee versammelt worden wären, so konnte Plewna gerettet und der Belagerer bis an die Donau zurückgedrängt werden. Danach hätte sich der Streit mit den schwächeren Gegnern von selbst geregelt.

Aber der nämliche Grund hat beide Male von der allein richtigen Maßregel abgehalten. Die Erfahrung lehrte die Türken, daß jedes von ihnen in Europa

einmal aufgegebene Gebiet auch für immer verloren war. Hinter den abziehenden Truppen wurde die nicht flüchtende muselmanische Bevölkerung niedergemacht, und das Interesse an einer Wiedereroberung schwand damit. Das verführte dazu, den Bitten von Behörden und Einwohnern um Schutz nachzugeben und Streitkräfte hier und dort mit der örtlichen Verteidigung zu beauftragen, die dann an entscheidender Stelle fehlten. Osman Paschas verzweifelter Durchbruchversuch am 10. Dezember 1877 scheiterte hauptsächlich daran, daß er die mohammedanische Bevölkerung Plewnas mit ihren Ochsenkarren und armseligem Hausgerät zwischen die beiden zum Durchbruch bestimmten Divisionen aufnahm und infolge ihrer Saumseligkeit bei der Versammlung es der hinteren Division unmöglich gemacht wurde, die vordere rechtzeitig zu unterstützen.

Gewiß ist das Mitgefühl mit gefährdeten Stammes- und Glaubensgenossen kein hinreichendes Motiv, um das Schicksal von Heer und Staat aufs Spiel zu setzen, aber es ist doch immer noch unter den Motiven das entschuldbarste und menschlich vollkommen begreiflich.

III.

Dies wären der Hauptsache nach die äußeren Ursachen, welche die bisherigen türkischen Niederlagen erklären; doch sie allein genügen nicht. Sie können nur das taktische und strategische Mißgeschick verständlich machen, nicht aber den moralischen Zusammenbruch, der sich in der Art und Weise ausdrückt, wie das Heer geschlagen wurde. Paniken, die sich wiederholt bei der Ostarmee eingestellt haben, das Auseinanderlaufen ganzer Truppenteile, ohne daß überhaupt ein ernstere Kampf vorher stattgefunden hatte, sind in der türkischen Armee, von wenig Ausnahmen, wie Nißib, abgesehen, bisher nicht vorgekommen. Das ruhige, phlegmatische Temperament zumal des mohammedanischen Orientalen widersteht im allgemeinen den Wirkungen des Massenschreckes vortrefflich. Man darf nur die türkische Bevölkerung einmal beim plötzlichen Hereinbruch großen Unglücks, einem der häufigen Riesenbrände, einem Schiffszusammenstoß oder ähnlichen Ereignissen beobachtet haben, und man wird es doppelt unbegreiflich finden, daß Tausende ohne sichtbaren Grund Waffen und Gepäck von sich warfen, um dem Feinde den Rücken zu kehren, der nicht einmal verfolgte.

In der tollen Rückzugsnacht nach Jena und Auerstädt haben sich bei den preussischen Truppen Szenen ereignet, an die sich selbst ein Mann von so starker Seele wie Gneisenau noch nach langen Jahren nur mit Schrecken erinnerte. Aber man darf nicht vergessen, daß sie, hungrig und erschöpft, eben einen blutigen Schlachttag hinter sich hatten, während dessen sie an manchen Stellen im Feuer auf die Hälfte ihres Bestandes, ja auf weniger zusammengeschmolzen, daß sie neunzehn ihrer Generale tot oder tödlich verwundet vom Pferde hatten sinken sehen und erst der Mangel an jeder Führung sowie das Zusammenströmen zweier zurückkehrender Heeresgruppen die Ordnung gelöst hatten. Das sind Umstände, die am Ende auch einen

gefunden Stamm brechen, wie es selbst mit Napoleons Veteranen nach Waterloo geschah.

Diese erklärenden Nebenumstände fehlten hier, und doch hat es sich um Söhne eines bisher im Rufe besonderer Tapferkeit stehenden Volkes gehandelt.

„Als letztes Wort aber drängt es mich, noch einmal meiner hohen Bewunderung für die soldatischen Vorzüge der türkischen Armee Ausdruck zu geben. Unverzagt im Unglück, klaglos unter den furchtbarsten Leiden, guten Muts in jeder Lage zeigten Offiziere wie Gemeine während des ganzen Feldzuges den Charakter wahrer Helden,“ — so urteilt ein völlig unparteiischer Gewährsmann, der englische Arzt Dr. Ryan, nach den Erfahrungen des russischen Krieges¹⁾, und ein Landsmann von ihm äußerte sich im jetzigen Balkankriege: „Es ist verhältnismäßig leicht, einen Panegyrikus auf den ‚Elan‘ von Soldaten zu schreiben, die von der Flut des Sieges getragen werden, aber was soll man von denen sagen, die während Abdullahs furchtbarem Rückzug gestorben sind? Was von denen, die den bitteren Kelch leeren mußten, in den noch die Galle der Demütigung getan wurde? Ich war Zeuge ihres Leidens und nahm teil an ihren Entbehrungen während ihrer Niederlagen. Sie sind tot. Ich lebe. Als ich aber mit Abdullahs fliehender Armee eingepfercht war, da wußte ich, daß kein einziger dieser Soldaten gezögert hätte, sein Leben für das meinige hinzugeben, und doch war ich ein verhaßter Giaur. Jeder Soldat war während dieses entsetzlichen Rückzuges zehnmal ein Held. Tausende von diesen braven Burschen wurden den Notwendigkeiten des Krieges geopfert. Verödete Heimwesen in Anatolien und in der europäischen Türkei werden über ihren Untergang wehklagen. Sie schlafen dort auf der weiten thracischen Ebene den letzten Schlaf. Möge Allah, der Mitleidige, erbarmenden Auges auf seine toten Kinder blicken und ihre Seelen im Paradies empfangen. Mag der ungefüme, heißende Wind, der stets durch die thracische Ebene fegt, sein säuberlich über die Asche dieser gefallenen Helden fahren.“

Die deutschen Offiziere, die dem Rückzuge bewohnten, sind desselben Lobes für die Eigenschaften der Mannschaft voll. Er ging regellos, ohne jede Leitung, mehr wie eine Völkerwanderung als ein Heereszug vor sich. Die ermatteten, halbverhungerten Soldaten blieben vielfach entkräftet im aufgeweichten Rübenboden Thraciens stecken und endeten lautlos, wo sie niedersanken. Die anderen schleppten sich weiter, zwischen ihnen Flüchtlinge mit ihren Wagen, Lebensmitteln, dem ärmlichen Hausrat, Vorräten und Vieh. Nichts wurde von den Verhungerten angetastet, kein Haus von den Halberfrorenen betreten. „Jede europäische Dame hätte sich im Zuge befinden können, ohne Gefahr zu laufen,“ erzählt ein Augenzeuge. „Kein Erzeß, keine Widersetzlichkeit kam vor. Still legten sich die Leute an der Straße nieder, wenn der Abend kam; mit einem leisen Gebet erhoben sie sich am Morgen, um den Todeszug fortzusetzen.“

Wenn solche Tugenden nicht mehr standhalten, so muß eine Ursache vorliegen, die auf dem Gebiete der Völkerpsychologie zu suchen ist. Sie wird

¹⁾ Dr. med. Ryan, Unter dem roten Halbmond. Stuttgart, Robert Luz. S. 376.

dem Fremden schwer verständlich zu machen sein und auch von demjenigen, der das türkische Volk kennt, mehr geahnt, als genau erkannt werden. Ich selbst habe nie Gelegenheit gehabt, die Haltung der türkischen Armee im Kriege zu beobachten, wohl aber immer nur Gutes darüber gehört. Dennoch teilte mir ein deutscher Beobachter, der Ghazi Achmed Moulhstars Feldzug in Armenien mitgemacht hat, die merkwürdige Wahrnehmung mit, daß die brave Truppe, die dort unausgesetzt und bis dahin siegreich gegen Übermacht gefochten hatte, in einem bestimmten Augenblick, ohne daß die Umstände fühlbar dazu gedrängt hätten, die Siegeshoffnung aufgab und die zäh behaupteten Stellungen am Madja Dagh bei Rars plötzlich verließ. Das war am 15. Oktober 1870 geschehen. Der Fatalismus des türkischen Soldaten, der ihn in der Gefahr lange aufrecht erhält, scheint doch die Gegenwirkung zu üben, daß er, wenn er glaubt, daß ihm der Erfolg von Gott nicht beschieden sei, sich in das Unvermeidliche ergibt, statt gegen das hereinbrechende Schicksal weiter anzukämpfen. Eine ähnliche Erscheinung ist es, wenn man die brave und willige Mannschaft, die große Beschwerden standhaft erträgt und bedeutende Anstrengungen aufbietet, unerwartet vor einem Hindernis haltmachen sieht, dessen Überwindung ihr unmöglich erscheint, ohne es in Wirklichkeit zu sein. „Olmass!“ — „Es geht nicht!“ wird dann zu einem verhängnisvollen Wort, über das sie nicht hinwegkommt. Es fehlt ihr die unermüdlische Hartnäckigkeit, die beispielsweise dem Bulgaren eigen ist, von dem ein sehr bezeichnendes Sprichwort sagt: „Der Bulgar hegt den Hasen auf seiner Araba¹⁾, und er endet damit, daß er ihn fängt.“ Der intensive Wille zum Siege mag trotz des alten Erobererstolzes, dessen Nachklang auch heute noch jedes Mohammedaners Seele schwellt, doch gebunden sein durch die Vorstellung von dem Verhältnis des göttlichen Willens zu seinem Tun.

Die Umwälzung von 1908 hat in dieser Hinsicht im moslimischen Volke eine weitgehende Veränderung hervorgerufen. Das Neue, das sie schuf, obwohl es nach dem langen und harten hamidischen Drucke mit heller Freude begrüßt wurde, kam doch zu unvermittelt, um ganz erfaßt zu werden und an Stelle der alten, im Gemüt wirkenden Triebfedern andere gleich starke erstehen zu lassen. Das Gebet des Padischah und der Gedanke, gegen die Feinde des Glaubens zu kämpfen, hatte bis dahin den türkischen Krieger vorwärts getragen und noch vor fünfunddreißig Jahren Heldentaten bewirkt wie die Verteidigung Plewnas, Lowezas, die Stürme auf den Schipkapas und anderes. Mit der Einführung der Konstitution war der bis dahin allmächtige Wille des Padischah für das Bewußtsein des Volkes weggewischt; man hörte seine Stimme nicht mehr, und es fehlte das alle Gläubigen anfeuernde und führende Wort. Das hat die Massen verwirrt, zweifelnd gemacht und ihnen das Vertrauen geraubt.

Es mag dahingestellt bleiben, ob das Experiment, das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Midhat Pascha und vor ihm schon Ali und Fuad, die letzten wahrhaft bedeutenden Großveziere, begannen, nämlich

¹⁾ Der Ochsenkarren mit Blechrädern.

aus dem alten islamitischen Erobererreiche einen modernen ottomanischen Staat, gleichsam eine zweite Auflage des byzantinischen Kaisertums, zu machen, überhaupt zu verwirklichen ist oder nicht. Jedenfalls blieb den Jungtürken bei ihrer Erhebung nichts anderes als die Wiederaufnahme desselben Gedankens übrig. Das Wort „Konstitution“ hatte im Augenblicke eine geheimnisvoll wirkende Kraft für die Volksmassen gewonnen; sie versprachen sich davon das Heil der Zukunft, und es war kein anderes da, das zur Lösung hätte gewählt werden können.

Es ist ihnen kein Vorwurf daraus zu machen, sondern nur aus der rein mechanischen Auffassung, aus der radikalen Art, wie sie an seine Verwirklichung gingen. Der Versuch, im Handumdrehen das despotisch straff regierte Völkergemisch hinüberzuleiten in den zentralistisch-konstitutionellen Musterstaat, war das von der Überschätzung der eigenen Kraft und geistigem Dünkel geborene Vergehen am Staatswesen.

Die Überführung hätte am ehesten vorgenommen werden können durch ein gut geleitetes Eingreifen des Padiſchah. Sultan Mehmet V., ein wohlmeinender Mann ohne die Monomanien seines nach natürlicher Anlage weit bedeutenderen Vorgängers, hätte, von einem kleinen Kreise tüchtiger Männer umgeben, das Werk vielleicht vollbringen können, wenn man ihm die notwendigen Machtbefugnisse gelassen hätte.

Ein neues Ideal hätte das des Glaubensstreters ersetzen müssen, sei es der Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, sei es die Vaterlandsliebe. Beides war gleich schwer. Die historische Erinnerung, die den Griechen, auch den heutigen, erfüllt und über sich selbst hinaushebt, ist dem Türken etwas Fremdartiges. Unter Sultan Abdul Hamid war es eines Tages nahe daran, daß aller Geschichtsunterricht überhaupt abgeschafft wurde, weil von Revolutionen darin die Rede war. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem wir leben, wie es uns beseelt, ist nicht minder unbekannt. Vaterlandsliebe kann dort nicht erwartet werden, wo der Sprache sogar das Wort „Vaterland“ fehlt und ein Fremdwort, das arabische „Batan“, dafür eingesetzt werden muß. Wir Deutschen im türkischen Dienste machten uns den Unterschied im Volksempfinden zum ersten Male 1885 klar, als wir die Gleichgültigkeit wahrnahmen, mit der die Losreißung Ostrumeliens in Konstantinopel aufgenommen wurde, die uns, die Gäste und Freunde des Volkes, mehr erregte als die Einheimischen.

Nur eine Reihe großer Volkserzieher und eine geschlossene Einheit der kleinen rührigen Partei, welche die Rettung und Wiederbelebung des Landes auf ihre Fahnen geschrieben hatte, würde die innere Umwandlung, die jenem nötig war, haben vollbringen können. Die neu geschaffene ottomanische Nation hätte sich gänzlich umdenken müssen, wenn sie für den modernen Staat passen wollte. Das rein Persönliche hatte bis dahin seit Jahrzehnten ganz im Vordergrund gestanden. Es war der alleinige Ausgangspunkt für alles Urteilen und Empfinden gewesen. Gut war, was der eigenen Person vorteilhaft erschien und dem Padiſchah genehm war, böse, was ihm mißfiel und nicht dem eigenen Vorteil diente. Abdul Hamid hatte es versucht, sich selbst

zum alleinigen Mittelpunkt für alles Fühlen und Denken seiner Untertanen zu machen. Er duldete keine Götter neben sich. Vaterland war ein verbotener, Nation sogar ein strafbarer Begriff, der Glauben an individuelle Rechte fast schon offene Auflehnung.

Dies rein Persönliche in der Denkungsart sollte sich nun in die Hingebung an etwas Abstraktes, das Staatswohl, umwandeln; das hätte jedenfalls einer geraumen Zeit bedurft. Einstweilen kam das, von einer geringfügigen Minorität der Gebildeten beherrschte Volk nur mit dem eigenen Empfinden in Verwirrung, wußte nicht wohin, ward mit sich selber uneins und entbehrte des Halts. Die unerquicklichen Parteistreitigkeiten im Parlament gaben ein deutliches Bild davon.

Dazu kam sehr bald die Enttäuschung über die praktischen Wirkungen der neuen Staatsform. Man tut der jungtürkischen Regierung Unrecht, wenn man jetzt nichts Gutes an ihrem Wirken läßt. Sie hat in verhältnismäßig kurzer Zeit viel Beachtenswertes geschaffen; sie hatte auch den redlichen Willen dazu. Gerade, wer längere Zeit unter dem alten Regime in der Türkei gelebt hat, empfand das bei einer Wiederkehr am lebhaftesten. Zahlreiche Hemmungen und Plackereien waren abgestellt worden, in nicht wenig Dingen Ordnung geschaffen. Schon die Regelmäßigkeit der Gehaltszahlungen, ein Idealzustand, von dem der türkische Offizier und Beamte ehemals kaum zu träumen wagte, wurde hergestellt, die Flut der Sinekuren abgeschafft, Offizierkorps und Beamtentum vermindert und gereinigt.

Verkehrserleichterungen fanden statt, der Straßenbau wurde rüstig in Angriff genommen, der Eisenbahnbau wieder belebt. Die Staatseinnahmen stiegen, und wenn sie das Gleichgewicht im Budget nicht herzustellen vermochten, so rührte das zum großen Teil davon her, daß der Staat seinen Verpflichtungen nachkam, was er vordem häufig nicht tat. Aber es wurde doch endlich ein ernsthafter Staatshaushalt aufgestellt und auch danach gewirtschaftet.

Das alles ist natürlich heute vergessen; man gewöhnt sich an das Gute sehr schnell und erinnert sich nicht mehr, daß man es noch vor kurzem als Wohlthat empfand.

Freilich zeigte das neue Regime auch Schattenseiten. Die Soldzahlungen waren regelmäßig geworden, aber aus übertriebener Sparsamkeit zugleich auch sehr kärglich. Kriegssteuern und allerlei andere Abzüge minderten sie noch mehr herab. Die alte Behaglichkeit im Dienstbetriebe hörte auf. Es wurde überall mehr verlangt. An Stelle der Günstlingswirtschaft des Hofes trat bald eine solche der Parteigewaltigen. Die geheime Nebenregierung, die früher die Palaisspizel führten, wurde ersetzt durch eine solche der Komitee-Kommissare. Sie sollen fast denselben Terrorismus ausgeübt haben wie jene. Die Freude am Wahlrecht wurde vergällt durch rücksichtslose Beeinflussung oder gar Vergewaltigung der Wähler. Die erhoffte Verminderung der Steuerlasten trat nicht ein; die Vorteile der Neuordnung machten sich eher in den größeren Städten, als auf dem platten Lande fühlbar.

Auch der Nativismus, der sich stark regte, richtete manches Unheil an, wie in der Verwaltung der Meffabah. Das Streben, die Fremden überall zu verdrängen, war erheblich verfrüht, da man sie noch nicht zu ersetzen vermochte.

Vor allen Dingen aber hatte sich in der Menge, nach den Leiden und der Bedrückung der alten Zeit, eine weit übertriebene Vorstellung von dem zu erwartenden Segen des neuen Regime festgesetzt, die gar nicht in Erfüllung gehen konnte, und der nun die bitterste Enttäuschung und Unzufriedenheit folgen mußte. Dies wirkte um so schmerzlicher, als sich anfangs alles so gut angelassen und vollzogen hatte.

Dazu kamen die unaufhörlichen Aufstände in den Provinzen, die inneren Unruhen, die häufigen Kabinettswechsel.

Wenn sich der Wunsch nach der Rückkehr zum überwundenen alten Regime auch nur in einzelnen Gemütern insgeheim geregt haben mag, so war derjenige nach kräftiger Herrschaft durch eine Militär-Diktatur weiter verbreitet. Aber sie blieb aus. Es fehlte der Mann dazu. Mahmud Schewket Pascha, der sie am ehesten hätte aufrichten können, wollte, bei der Reinheit seines Charakters, Ehrgeizigen in den nachwachsenden Generationen kein schlechtes Beispiel geben.

Die Volksstimmung war unter diesen Umständen gerade nicht geeignet, die Grundlage für einen namhaften und geschlossenen Widerstand gegen einen von außen hereinbrechenden Sturm zu erzeugen. Der alte Pessimismus kehrte zurück. Es hätte einer starken Hand am Staatsruder und einiger Jahre der Ruhe bedurft, um ihn auszurotten. So aber waren die Leute der unaufhörlichen Störungen, der Einberufungen, der fortwährenden Opfer müde. Sie hatten der Lasten und des Kampfes genug getragen und sehnten sich erschöpft nach deren Ende.

In der Armee hatte die Ausnahmestellung des Expeditionsheeres von 1909 Unzufriedenheit erregt. Mit Recht oder Unrecht wurden die Offiziere der Truppen, die zur Unterdrückung der Meuterei herbeigeieilt waren, von ihren Kameraden der Überhebung angeklagt und beschuldigt, sich, trotz aller einschränkenden Bestimmungen des Tesvîyé-Gesetzes, Bevorzugungen zu verschaffen, die anderen verschlossen blieben. Die Klagen führten dazu, nach Wegen zu suchen, um gleiche Rechte mit den Bevorzugten zu erobern, sei es durch Anlehnung an einflußreiche Komiteemitglieder, sei es durch Zusammenschluß untereinander, wie in der oft genannten Offiziersliga, deren Bedeutung stark übertrieben worden ist.

Die trotz aller Einwirkung von oben, trotz eines am Ende sogar dagegen erlassenen Gesetzes nicht enden wollende Beschäftigung der Offiziere mit innerpolitischen Angelegenheiten, der man in Europa alle Schuld an dem Unglück der Armee gegeben hat, ist weit übertrieben worden. Es hat sich vor dem Feinde äußerlich nichts davon gezeigt. Daß politische Zwistigkeiten unter Generalen und Offizieren sich in der Führung der Truppen geltend gemacht hätten, ist nirgends bekannt geworden.

Das Schädliche waren die Nebenerscheinungen, nämlich die Schwächung der Autorität im Heere und die Ablenkung des Interesses von den soldatischen Pflichten.

Erscheinungen wie die, daß Offiziere die Stellungen nicht antraten, die ihnen zugewiesen waren, daß ganze Gruppen durch den Mund der Kommandeure sich gegen dies oder jenes von der Regierung Verlangte aussprachen, lehrten, wie schlimm es in letzter Zeit mit der Autorität bestellt war, und von ihr hängt zumal bei ausbrechendem Kriege alles ab. Autorität allein erzeugt Vertrauen, und eine Armee ohne Vertrauen auf ihre Führer, hoch und niedrig, ist verloren. Der Mangel daran, der sich in die Armee eingeschlichen hatte, noch ehe der erste Schuß fiel, hat am unglücklichen Verlauf der Schlachten und den entstandenen Paniken ohne Zweifel mehr Schuld getragen, als die politischen Meinungsverschiedenheiten.

Das zweite Übel war die nicht erst neuerdings, sondern schon von alters her eingerissene Gleichgültigkeit gegen den militärischen Erfolg, die durch die Beschäftigung mit der Politik wohl eine gewisse Verstärkung erfahren haben mag. Unter Sultan Abdul Hamid galt er gar nichts. Im Gegenteil machte sich der tüchtige Soldat leicht durch seine Leistungen verdächtig. Die dreißigjährige erzwungene Untätigkeit hatte am Ende in der älteren Generation eine vollständige Interesselosigkeit gegenüber dem Dienste und gegenüber der eigenen Truppe hervorgerufen. Man schätzte allenfalls die Kunst des Krieges, aber nicht die soldatischen Tugenden, und das ist immer der Anfang der Auflösung.

Die Unregungen des neuen militärischen Lebens weckten wohl die Neigung dafür in den jüngeren, nicht aber, wenigstens nicht hinreichend, in den älteren Schichten des Offizierkorps.

Der rein soldatische Ehrgeiz, der seine Freude an überwundenen Schwierigkeiten, an überstandenen Anstrengungen und tüchtigen Leistungen hat, auch wenn ein sofortiger Lohn nicht folgt, war leider aus dem Heere geschwunden — und ihn zu wecken, reichen wenige Friedensjahre nicht aus. Auch das Tesviye-Gesetz hatte auf militärische Leistungen und Befähigung keinen Wert gelegt, sondern höchstens auf Dauerbarkeit und Geduld im Ertragen der Dienstjahre.

So fehlte im Heere der energische Trieb zu Taten, der Wille zum Siege, der gesunde Stolz auf seine Tüchtigkeit, und dem Volkzgeiste das Vertrauen. Durch die rein passive Tapferkeit und die Geduld im Ertragen aber können diese Mängel nicht ersetzt werden.

Dennoch kann man nur mit einem Gefühl tiefer Trauer dem Auflösungsprozeß zusehen, der sich an der jungtürkischen Armee vollzog, in der die Keime zum Guten, nach langer Zeit gewaltsam herbeigeführter Erstarrung, gelegt worden waren und erfreuliche Triebe zeigten. Die geschilderten Mängel hätten sich bei vorsichtigem Gebrauch des Heeres noch im Verlaufe der Krieges zum großen Teile beseitigen lassen. Es hätte sich innerlich zu festigen vermocht und zu tüchtigen Leistungen befähigen können, wenn ihm nicht gleich eine Aufgabe gestellt worden wäre, die über seine Kräfte ging.

Gewiß würde es zum Ziele gelangt sein, wenn ihm längere Frist zur Vorbereitung beschieden gewesen wäre. Ein immerhin erfreulicher Anfang ist jäh durch das Schicksal unterbrochen worden.

Die in ungewohnter Art und nicht mehr, wie ehemals, in elender Kleidung und Ausrüstung, sondern wohl ausgestattet ühenden Truppen zu beobachten, war in den letzten Jahren die Freude und die Hoffnungsquelle für das von so vielem Ungemach bedrängte türkische Volk. An seinen Siegen hätte es sich wieder aufrichten können. Daß es im Heere von allen Zweigen des Staatswesens am besten herging, war niemand zweifelhaft und das Lob auch verdient. Daß alles, was in kurzer Zeit hätte geschehen können, noch nicht genug in die Tiefe ging, um das Reich gegen einen Sturm von außen zu schützen, entzog sich dem Urteil der Nichteingeweihten. Aber sie wiegten sich auch in den naiven Glauben, daß einem redlich strebenden Volke, das sich emporarbeiten will, die Zeit zum Vollbringen gegönnt sein müsse. Sie rechneten auf Gerechtigkeit und Rücksicht der Nachbarn, auf das Wohlwollen der Großmächte. Vergessen wurde dabei die Lehre, daß die Welt nur gerecht gegen den Starken, nur rücksichtsvoll gegen den Gefürchteten ist und daß diplomatisches Wohlwollen noch nicht zu tatsächlichem Beistande verpflichtet, — eine heilsame Lehre für alle diejenigen, welche das Schicksal der Staaten vom moralischen Recht und nicht vom Gebrauche seiner Kraft abhängig machen möchten.

Mitten im ersten Entwicklungsprozeß, gerade als sie sich aus eigener Kraft zum Guten emporzuarbeiten begann, nicht im Zustande träger Versumpfung, ist die türkische Armee durch einen Anfall von vier Seiten her überrascht worden. Das war ihr tragisches Geschick. Jedes Land, das sich aus der Stagnation wieder zum Leben hindurchringen will, wird eine Gefahrenzeit durchmachen müssen, in der es bereits das Mißtrauen der Nachbarn zu reizen beginnt, ohne schon stark genug zu sein, ihm siegreich zu widerstehen. Das Unternehmen muß darauf hin gewagt werden. Im Räte der Götter war es beschlossen, daß es diesmal mißglücken sollte.

Anders steht es mit der materiellen Bewertung des Verlustes. Die Türkei wird Konstantinopel und einen Teil von Thracien als Brückenkopf für die Hauptstadt auf europäischem Boden behalten. Sie kann diesen stark verminderten Besitz auch behaupten und bleibt durch ihn mit der europäischen Kultur in Verbindung. Losgelöst von der türkischen Herrschaft werden Mazedonien und Albanien, ferner Epirus und das bisher noch türkisch gebliebene Thessalien, sowie einige der Inseln im ägäischen Meere, der Ausdehnung nach ein bedeutender Verlust. Albanien hat der Türkei in früheren Zeiten ein hervorragendes Soldatenmaterial geliefert, die Douanen des im lebhaften Emporblühen begriffenen Saloniki einen nicht unerheblichen Prozentsatz der Einkünfte des europäischen Reichsteiles. Das ist um so schmerzlicher, als nach den ersten Erschütterungen im Gefolge der Umwälzung und den dann geschlossenen Abkommen mit Oesterreich und Bulgarien niemand mehr an eine so nahe und so schwere Einbuße dachte.

Aber die Lage der Türkei ist zugleich auch eine einfachere geworden. Das schier unlösbare mazedonische Problem, zu dem sich in den letzten Jahren noch ein albanisches gesellt hat, wird von nun ab seine Kräfte nicht mehr in Anspruch nehmen. Es war im Norden die offene Wunde, wie es im Süden die unruhigen Provinzen Arabiens bis vor kurzem noch gewesen sind.

Die unaufhörlichen Kämpfe gegen die von den Nachbarn ausgerüsteten und heimlich unterstützten Parteigänger der verschiedenen mit einander ringenden Nationalitäten fesselten die militärischen Kräfte, die sich daran knüpfenden fortwährenden diplomatischen Schwierigkeiten die intellektuellen der Regierungsmaschine.

Das Stammland der türkischen Herrschaft, Anatolien, mußte jene immer neu hergeben. Es stellte auch die Sektomben für Yemen und Assyrien. Wenige der Leute, die dorthin gingen, kehrten heim; der Abschied wurde gewohnheitsmäßig als ein Abschied für immer aufgefaßt.

Die leitenden Staatsmänner waren gezwungen, den größten Teil ihrer Zeit und Arbeitskraft europäischen Fragen zu widmen, den bulgarischen, serbischen, montenegrinischen und griechischen Grenzstreitigkeiten und Grenzverletzungen, die nie enden wollten, den Bandenkämpfen mit ihrem Gefolge von Einmischung der Großmächte, von einengenden Abmachungen mit ihnen, Versprechungen und Verpflichtungen aller Art, die am Ende unerfüllbar wurden. Die Pforte war in den Westprovinzen nicht mehr Herr im eigenen Hause. Stellte sie die eine Nationalität zufrieden, so reizte sie damit die andere, die ihre Rechte verletzt glaubte. Sie hat mit anerkanntem Geschick das Chaos lange genug in der Schwebe gehalten, ohne daß der befürchtete Kampf aller gegen alle ausbrach. Die unmögliche Aufgabe, es allen Völkern recht zu machen, hätte nur durch einen Krieg gelöst werden können, für den sie selbst den Augenblick wählte und der die unruhigen und ehrgeizigen Nachbarn zur Ruhe gebracht hätte. Für eine solche offensive Politik fehlten aber der Entschluß, die Mittel und die Vorbereitungen. Wie tief die Folgen dieser Zustände sich auch im Heerwesen fühlbar machten, geht aus der Notwendigkeit fortgesetzter militärischer Maßnahmen zur Beruhigung des Landes hervor. Immer wieder mußten fliegende Kolonnen oder auch größere Expeditionen zu diesem Zwecke entsendet werden. Es ist schon angedeutet worden, daß dadurch jede regelmäßige und andauernde Erziehung für den neuzeitlichen Krieg unmöglich gemacht wurde.

Das kann jetzt anders werden. Die christliche Bevölkerung Anatoliens ist überall in der Minorität und wohnt, von wenigen Distrikten abgesehen, zerstreut in der mohammedanischen Masse. Aufrstände sind dort weniger zu befürchten, und wo sie etwa vorkommen sollten, werden sie die europäische Politik weniger berühren, nicht deren unaufhörliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reichs hervorrufen. Diesem wird somit die für eine Regeneration notwendige Ruhe zuteil werden.

IV.

Vor fünfzehn Jahren habe ich den Nachweis geführt, daß der Rückbildungsprozeß in der äußeren Gestaltung der türkischen Herrschaft ein natürlicher und in der Geschichte sich oft wiederholender ist ¹⁾. Immer sind erobernde Völker im ersten Anlaufe, getragen von einer großen Idee und geführt von kriegerischen Fürsten, über die natürlichen Grenzen ihrer Kraft hinausgegangen. Sie waren daher nicht imstande, ihre Höchstleistung dauernd aufrecht zu erhalten und die größte einmal erreichte Gebietsausdehnung zu behaupten. Ein Rückbildungsprozeß begann.

Die Gründung des türkischen Reiches geschah aber nicht durch ein in sich geschlossenes Volk, nicht einmal durch einen ansehnlichen Stamm, sondern durch eine kleine kriegerische Horde, die ein kühner Abenteurer führte. Es waren 400 „Zelte“ unter Ertoghrul Bey, aus Choraffen stammend, die in die Dienste des Seldschukenkultans Alaeddin traten, um ihn in den Kämpfen gegen unbotmäßige Vasallen zu unterstützen. 400 Zelte sind nach der gewöhnlichen Rechnung etwa 2000 Menschen. Aus so kleinen Anfängen sproßte das große Reich. Ertoghrul wurde Lehnsträger des Sultans; sein Sohn Osman dehnte die eigene Herrschaft aus und setzte sich, als Alaeddin vor einer Mongoleninvasion an den byzantinischen Hof entflohen, an dessen Stelle. Er nannte sich Padiſchah der Osmanen, schuf damit einen neuen Volksbegriff und begann die Trümmer der Seldschukenherrschaft zum Teil unter seinem Szepter wieder zu vereinigen. Von nun an trat er auch für den Islam ein, den er als Bindemittel für die unterworfenen Gebiete benutzte. Griechische Lokalfürsten nahmen zuerst den Glauben Mohammeds an. Ihre Hörigen folgten. Das von Osman und seinen Nachfolgern geschaffene Staatswesen war also nicht, wie vielfach angenommen wird, die Fortsetzung der Seldschukenherrschaft, sondern eine Neuschöpfung auf schmaler, künstlich geschaffener Grundlage. Ein buntes Gemisch von Völkerspittern, die von zahlreichen Eroberungszügen her in Vorderasien zurückgeblieben waren, wurde durch Schwert und Islam erst zu einer einigermaßen homogenen Masse zusammengeschweißt. Je größer die Landstriche wurden, die das osmanische Schwert eroberte, und je mehr sich das Heer von der Wiege seiner Macht, den fast vollkommen islamitisch gewordenen Bezirken Vorderasiens, entfernte, desto dünner wurde der islamitische Einschlag. Viele Landstriche wurden schnell durchzogen; es fehlte die Zeit, sie dem neuen Reiche innerlich fest anzugliedern. Mehr und mehr Gebiet blieb fast unberührt seitwärts liegen und bewahrte sein Christentum, wie Griechen, Serben, Bulgaren, Ruſo-Wallachen und ein Teil der Albaner. In den nördlichen und westlichen Balkanländern traten oft nur die Grundbesitzer zum Islam über, um ihre bevorzugte Stellung zu behalten. Einige Verstärkung erfuhren die Eroberer wohl durch die mohammedanischen Stämme, die von den Byzantinern schon vor der türkischen Eroberung auf der Balkanhalbinsel angesiedelt worden waren. Bei Servia und Kozana im

¹⁾ Deutsche Rundschau, 24. Jahrgang, Heft 1, Oktober 1897, S. 95 ff.: „Stärke und Schwäche des türkischen Reiches“.

nördlichen Thessalien leben noch heute die islamitischen Konjaris — die Leute von Konia —, Nachkommen feldschuchischer Kriegsgefangener, welche die oströmischen Kaiser dorthin verpflanzt hatten. Aber im Verhältnis zu den ausgedehnten Länderstrecken, die gewonnen wurden, verschlug das nicht viel. Das Rekrutenmaterial war nie sehr reich, und die Gründung der Janitscharengarde durch Sultan Orchan, mittelst Rekrutierung von christlichen Knaben für die mohammedanische Streitmacht, war schon eine Ausmaßregel. Von der Donau ab kann man eigentlich nur noch von Militärkolonien sprechen. In Rumänien und Ungarn gewann der Islam keinen sicheren Boden mehr. In all diesen Gebieten blieben die Türken neben den fremden Nationalitäten immer in der Minorität. Bei den unaufhörlich von ihnen geführten Kriegen nahmen sie an Zahl nicht zu und konnten, trotz der anfänglich gut durchgeführten Türkisierung, die für einen fest gefügten Einheitsstaat erforderliche Volksmehrheit nicht gewinnen. Sie selbst aber stellten ja schon ein Gemisch der zahlreichen, in den Mittelländern zwischen Europa und Asien lebenden Völkerschaften dar, das durch den Islam allein zu Osmanen gestempelt worden war.

Das Rätsel der reißenden Eroberung erklärt sich daher ebenso leicht, wie der schnelle Rückgang seit der vergeblichen Belagerung von Wien. Der Kulminationspunkt in der Machtentwicklung war längst überschritten. Die später verlorenen nördlichen Provinzen hatten die Türken niemals recht besessen.

Überdies hatten sie zur Zeit ihrer großen Eroberungen schon ein wohlgeordnetes Konstriptionsystem besessen. Die jährliche Rekrutenaushebung für die Janitscharen erreichte eine Höhe bis zu 40 000 Knaben. Das war für das Mittelalter eine ungeheure Zahl. Ihre Feinde brachten die Heere noch durch Lehnsvspfichtungen auf; sie waren ihnen numerisch nie gewachsen. Das änderte sich mit der Zeit und hat sich heute ins Gegenteil verkehrt, wo ihre Nachbarn, ebenso wie sie, die gesamte Volkskraft zum Kriege aufboten.

Mit sich selbst verglichen, waren ihre kriegerischen Leistungen in der Neuzeit, zumal 1877/78, nicht geringer als ehemals. Der Friedensstand der türkischen Armee betrug in den letzten Jahren, vor Einstellung der Nichtmohammedaner, in der Regel rund mindestens 250 000 Mann. Das war viel zu viel für die Menschen- und Finanzkräfte des Landes; denn nur etwa 12 bis höchstens 15 Millionen Menschen waren der Rekrutierung tatsächlich unterworfen. Es war aber viel zu wenig für die Sicherung der Grenzen des ausgedehnten Staatsgebietes und für die Gewährleistung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Innern. Welche ungeheure Anstrengung das dauernde Waffenaufgebot für das Volk bedeutete, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Deutschland, nach demselben Maßstabe gemessen, stets eine Friedensstärke von mehr als einer Million unterhalten müßte, ein Teil davon aber im aufreibenden Kleinkriege und in ungünstigen Klimaten fortwährend einen erschreckend hohen Abgang aufwies. Die Folgen davon waren in Anatolien deutlich wahrzunehmen: verödete Dörfer, entvölkerte Landstriche, in welche die nicht mohammedanische Bevölkerung nachdrängte.

Das kann von nun ab anders werden. Eine weit geringere Last als bisher wird auf dem verkleinerten Staatsgebiete ruhen. Gelingt es der Türkei, die anatolischen Kernlande des Reiches zu entwickeln, so kann sie stärker werden als zuvor. Eine wohldurchdachte und gut vorbereitete innere Kolonisation würde dabei unschätzbare Dienste leisten. Es ist von größter Wichtigkeit, die mohammedanische Bevölkerung Vorderasiens durch die aus den abgetretenen europäischen Provinzen auswandernden islamitischen Flüchtlinge wieder zu vermehren. Leider pflegen die Verluste bei diesen Völkerwanderungen im kleinen sehr erhebliche zu sein, zumal, wenn sie, wie jetzt, in der schlechtesten Jahreszeit stattfinden. Die orientalische Sorglosigkeit läßt es leicht an den einfachsten Vorsichtsmaßregeln fehlen. Aber ein Zuwachs von Hunderttausenden wäre immer möglich, wenn die türkische Regierung sich mit denen der vergrößerten Balkanstaaten über einen Bevölkerungsaustausch verständigt und ihn nach beiderseitiger Übereinkunft auf die besseren Monate im Jahre verlegt. An unbesiedeltem Lande fehlt es in Anatolien nicht. Es sind auf asiatischem Boden innerhalb der heutigen Reichsgrenzen noch wertvolle Eroberungen zu machen. In Kurdistan, im alten Mesopotamien und Babylonien, ja selbst in Syrien gibt es noch immer Distrikte, deren Bevölkerung sich bisher tatsächlich unabhängig gebärdete und nichts zu den Staatslasten beitrug. Zahlreiche Nomadenstämme können sesshaft gemacht werden. In dieser Hinsicht hat Sultan Abdul Hamid tüchtig vorgearbeitet. Keiner seiner Vorfahren hat im Reiche so unbedingt geherrscht wie er. Sein Großvater Mahmud II. hatte noch gegen unbotmäßige Gouverneure förmliche Kriege zu führen. Er setzte sie durch einfache telegraphische Befehle ein und ab. Nach dem Süden hin ist für weitere Ausdehnung noch ein großes Gebiet vorhanden. Jetzt, da die unaufhörlichen Händel um des europäischen Besitzes willen schweigen werden, kann sich die ottomanische Volkskraft dorthin wenden und sich durch islamitische Erwerbungen verstärken.

Freilich ist dazu die Lösung einer außerordentlich schwierigen Frage notwendig — die dauernde Ausöhnung der arabischen Reichshälfte mit dem Chalifat der ottomanischen Sultane. Die Araber haben dieses bis in die neueste Zeit hinein als ein usurpiertes angesehen, und erst die letzten Vorgänge, namentlich der tripolitaniſche Krieg, in dem Türken und Araber eng vereint gefochten haben, hat wenigstens äußerlich die alte Feindschaft verschwinden lassen. Seit langem herrscht zum ersten Male in ganz Arabien Ruhe. Eine geschickte innere Politik wird darauf fortbauen können. Ist sie von Erfolg, so mag das jetzt Verlorene zwar nicht wiedergewonnen, wohl aber anderweit ersetzt werden können. Das während der letzten Jahrzehnte immer reger gewordene Gemeingefühl des Islam ist geeignet, den Versöhnungsprozeß zu fördern und die Umwandlung des bisherigen halb europäischen, halb asiatischen Reiches in einen islamitischen Kulturstaat zu fördern.

Dazu würde freilich die Verlegung der Hauptstadt eine unbedingte Notwendigkeit sein. Konstantinopel soll der stärkste Waffenplatz des Reiches für Heer und Flotte bleiben, auch die Sommerresidenz der Großherren. Der Sitz der Regierung aber muß ein anderer werden; denn es ist kein Ort

zum Arbeiten. Die herrliche Lage ist eine zu arge Verführung; die Natur beherrscht dort den Menschen, und diese Herrschaft hat noch keiner Regierung gut getan. Ein kraftvolles Handeln, wie die Wiederaufrichtung eines niedergeworfenen Staates es verlangt, ist von Byzanz niemals ausgegangen. Selbst die fränkischen Herren, die 1204 das lateinische Kaisertum aufrichteten, unterlagen dem Zauber des Orts. In weniger als einem halben Jahrhundert war ihr Geschlecht so entartet, daß Michael der Paläologe an der Spitze von nur 800 Mann ihrer elenden Herrschaft mühelos ein Ende machte.

Unter den gegenwärtigen Umständen wäre Aleppo auf der Grenzscheide der türkischen und der arabischen Reichshälfte, oder vielleicht besser noch Damaskus, trotz seiner etwas zu sehr nach Süden gerichteten Lage, der geeignete Ort. Den für die Türkei so unfruchtbaren Balkanhändeln und Balkanwirren entrückt, stünden die Herrscher dort zwischen den beiden großen Volksgruppen ihres Reiches, den Lebensinteressen, der Denkungsart und dem Fühlen beider in gleicher Weise zugewandt. Die innige Verbindung könnte — wenn sie überhaupt möglich ist — von dort aus leichter hergestellt werden als von Istanbul, wo fremde, europäische, aber keine türkischen Lebensfragen die Regierenden nach wie vor hauptsächlich in Anspruch nehmen möchten. Auf die europäische Großmachtrolle, welche die Türkei bisher so zähe und mit so großen Opfern festgehalten hat, könnte sie verzichten, dafür aber die dankbarere einer islamitischen Vormacht übernehmen. Darin würde ihr noch eine bedeutende geschichtliche Rolle vorbehalten bleiben.

Freilich wird auch das nicht leicht und ohne Gefahr sein. Sie bliebe dort immer noch zwischen den beiden in Asien rivalisierenden Weltmächten England und Rußland. Aber ihre Kräfte reichen zur Behauptung der Selbstständigkeit bei tüchtiger Vorbereitung auf die Verteidigung vollkommen aus, und in dem politischen Wettbewerb der Gewaltigen fände sie stets nach einer Seite hin Anlehnung.

Auf die übrigen Bedingungen einer Regeneration des Reiches in seinen islamitischen Stammländern einzugehen, ist hier nicht der Ort und auch überflüssig, weil das vor fünfzehn Jahren von mir darüber Niedergeschriebene noch jetzt zutrifft.

Eins aber ist unerläßlich, nämlich das Schweigen des Parteihaders in der gebildeten ottomanischen Gesellschaft, die 1908, von der jungen Generation geführt, das jetzt so gewaltsam unterbrochene Werk der Wiederaufrichtung und Erneuerung des Staatswesens unternahm. Sie ist ohnehin, im Vergleich zur großen Masse des Volkes, nicht zahlreich und daher umsomehr darauf angewiesen, fest zusammenzuhalten, mag auch der einzelne dabei das Gefühl haben, selbst nicht hinreichend zur Geltung zu kommen.

Der gefährlichste Feind, den die junge Türkei bisher gehabt hat, war sie selbst. Die Auffassung und Beurteilung aller Staatsangelegenheiten von einem rein persönlichen Standpunkte aus muß schwinden und einer objektiven und sachlichen Platz machen. Die erstere ist durch Sultan Abdul Hamid in

mehr als drei Jahrzehnten großgezogen worden, die innere Umstimmung wird nicht leicht werden, aber von ihr hängt die Rettung des Staates ab.

Im Geschick der jungen Türkei liegt etwas Tragisches, das denjenigen, der sie mit Teilnahme bei dem ersten Wiedererhebungsversuche verfolgt hat, mit Trauer erfüllen muß. Trotz aller Irrtümer und Mißgriffe, die bei diesem Versuche begangen worden sind, war er doch ein höchst aner kennenswerter und ging aus edlen Motiven hervor. Es hat nur die Zeit zur Vollendung gefehlt, die Erhaltung des Friedens, den jeder denkende Osmane sehnlichst herbeiwünschte, für ein einziges Jahrzehnt. Man erhoffte ihn von dem liberalen Europa, von dem man annahm, daß es dem Versuche eines bis dahin despotisch regierten Volkes, sich in den aus eigener Kraft erworbenen modernen, freiheitlichen Staatseinrichtungen zu befestigen, mit Wohlwollen entgegenkommen werde.

Das war eine verständliche, aber schwere Täuschung. Der Staat ist Macht und keine Akademie für Entwicklung menschlicher Tugend. Er handelt nicht nach Wohlwollen, sondern nach Interessen. Rücksicht auf die Schwäche seiner Nachbarn kann nur insofern von ihm verlangt werden, als er von der Ausnutzung dieser Schwäche keinen Vorteil zu erwarten hat. Das ist menschlich nicht schön, aber bisher noch immer Brauch gewesen in der Politik dieser Welt. Die Balkanstaaten hatten die Ruhe zur Erstarkung gefunden, die die Türkei sich wünschte, und sie benutzten den günstigen Augenblick zum Angriff, als sie einig waren und den geringsten Widerstand zu erwarten hatten — das war ihr gutes Recht.

Ihr Vorgehen ist eine neue Warnung gegen die Theorie der Friedensschwärmer, welche die großen Lebensfragen der Völker durch gegenseitige Achtung vor den Rechten des anderen regeln wollen. Von diesen Rechten hat jeder Teil die eigene Auffassung, und die Verständigung wird scheitern, sobald es sich um Ernstes handelt. Stark sein ist das einzige Mittel, um mit Erfolg von anderen Gerechtigkeit zu heischen. Das ist die Lehre, die das verkleinerte Osmanenreich aus den bitteren Erfahrungen der letzten Zeit wird ziehen müssen.

Möge sie auch in Deutschland niemals vergessen werden. Das Ergebnis des Balkankrieges ist für uns von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Man hört von den Anhängern des „Friedens um jeden Preis“ jetzt, wo man es will, die Versicherung, daß die neuen staatlichen Veränderungen eher zum Vorteil als zum Nachteil für uns ausfallen würden. Das aufstrebende Bulgarien zumal werde neue Möglichkeiten für fruchtbringende Handelsverbindungen bieten — sich aus eigenem Interesse dem mitteleuropäischen Staatenbunde zuwenden — der Balkanbund werde überhaupt gute Beziehungen zu diesem suchen.

Das mag sich alles für einige Zeit verwirklichen; es kann aber ebenso wenig wie die Regelung der anderen Fragen, die jetzt die Diplomatie beschäftigen, die eine große Tatsache aufheben, daß an Österreichs Südgrenze ein starker südslawischer Staatenverband entsteht, dessen Selbstvertrauen durch

die errungenen Erfolge aufs höchste gestiegen ist. Es wäre ganz unlogisch, anzunehmen, daß dieser sich jetzt, gesättigt durch das Erreichte, zur Ruhe niederlegen und nie wieder von Erweiterung und Vergrößerung träumen werde. Wer das glaubt, kennt die Völkerschaften an der unteren Donau nur wenig. Von der Türkei ist für sie nichts mehr zu gewinnen; die Grenzen sind ungefähr so weit vorgeschoben, als ihre Nationalitäten gemeinsam reichen. Nach dorthin kann sich ihr Streben und das jetzt geweckte Expansionsbedürfnis nicht wenden. So bleibt denn kein anderer Ausweg als der nach Norden. Auf österreichischem Boden leben noch 6 Millionen Serben — die Serbo-Kroaten eingerechnet — und etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Rumänen. Rumänien, zwischen Rußland und dem vergrößerten Bulgarien eingengt, wird kaum anders handeln können, als sich dem Balkanbunde anzuschließen. Bulgarien hat auf österreichischem Boden keine Interessen, aber es erreicht jetzt den eigenen Bundesgenossen gegenüber nicht die Grenzen in Süd und West, auf die es bisher einen ethnographisch und historisch begründeten Anspruch zu haben glaubte, und den es auch ferner in der Stille bewahren wird. Sie zu erreichen kann es am ehesten hoffen, wenn die Nachbarn weiter nach Norden vorgeschoben und dort entschädigt werden können. Daraus muß ein geschichtlicher Drang gegen den mitteleuropäischen Staatenbund entstehen, der unendlich viel mehr zu bedeuten hat als die Fragen nach einer neutralen Eisenbahnlinie oder einem wenig brauchbaren Adriahafen. Er wird im entscheidenden Augenblick zum Zusammengehen mit unseren Gegnern einladen.

Trotzdem kann der Frieden noch lange aufrechterhalten bleiben; doch wird es immer nur so lange dauern, als man uns für die Stärkeren in Europa hält.

Zum Schluß sei eine persönliche Bemerkung erlaubt, weil sie zur weiteren Klärung der Vorgänge im Orient beiträgt.

Anno 1895 verließ ich schweren Herzens die türkische Armee, in der ich $12\frac{1}{2}$ Jahre gedient und an die ich, trotz aller Schwierigkeiten, die damals einer jeden soldatischen Tätigkeit durch den Ulgwohn des Großherrn bereitet wurden, mein Herz gekettet hatte. Im Lebensalter zwischen 40 und 52 Jahren knüpft man auch die letzten intimeren Freundschaften auf dieser Erde; viele der im letzten großen Drama handelnden Personen standen mir nahe, eine Anzahl davon waren meine ehemaligen Schüler. Sultan Abdul Hamid hatte mich 1883, durch Vermittlung des damals ihm für die Armee reform zur Seite stehenden deutschen Generals Rähler, als Inspektor an die Militärschulen berufen, wo ich zu meiner Befriedigung sogleich einen bestimmten Wirkungskreis fand. Als Rähler, der des Sultans volles Vertrauen besaß, 1885 starb, blieb sein Platz zunächst unbesezt. Erst nach dem serbisch-bulgarischen Kriege, im Sommer 1886, wurde mir auch die Stelle als Souschef des Generalstabes, die er neben seiner allgemeinen Aufgabe innegehabt, noch zu der anderen übertragen. Sie war jedoch keine unabhängige und hatte nicht viel zu bedeuten. Zugleich erhielt ich den Auftrag, gemeinsam mit dem

General Mouzzaffer Pascha (Graf Czaychowski), einem ausgezeichneten Kenner der türkischen Armeeverhältnisse und hochgebildeten Offizier, einen Entwurf für eine Reform zu bearbeiten. Wie erwähnt, sollte aber der aktive Stand des Heeres nicht berührt werden. Er beschränkte sich also auf ein neues Rekrutierungsgesetz, das die allgemeine Wehrpflicht der mohammedanischen Untertanen des Großherrn regelte, ferner auf ein Reserve-, Landwehr- und Landsturmgesetz, ein Mobilmachungsreglement nebst anderen ergänzenden Vorschriften, unter denen sich auch eine für den Nachschubdienst hinter der Armee befand. Dazu kam eine das ganze Reich umfassende neue Einteilung in 364 Bataillonsbezirke — unseren Landwehrbezirken vergleichbar —. Bei dem Mangel an zuverlässigem Kartenmaterial und einer auch nur einigermaßen ausreichenden Statistik war dies eine wahrhaft ungeheure Arbeit, die trotzdem bis 1893 bewältigt wurde. Ein türkischer Generalstabsoffizier, Oberst Ali Bey, hatte daran durch seinen unermüdlichen Fleiß das Hauptverdienst. Er starb bald danach. Auch eine topographische Aufnahme begann und wurde für die europäische Türkei sowie für Vorderasien bis zum 30° östlicher Länge fertig. Dann übernahm eine französische Mission unter General Defforges die Fortsetzung.

Die gesetzliche Grundlage für das Aufgebot der Moslims war geschaffen. Eine moderne Ausbildung der Truppen unterblieb. Dazu behielt sich Sultan Abdul Hamid in jedem Falle die besondere Genehmigung vor — und diese erfolgte nicht.

Auch der Versuch, den Generalstab in seine praktische Tätigkeit einzuführen, scheiterte. Zwar wurden Generalstabstreifen nach unserer Art in den Provinzen eingeführt, aber die Zusammenfassung zu Operationsstudien im großen Generalstabe blieb aus. Ein strategisches Kriegsspiel, das unter meiner Leitung stattfand und das insofern ein Interesse hat, als nicht nur ein bulgarisch-türkischer Krieg die Unterlage bildete, sondern auch die beiden jetzt am meisten genannten türkischen Generale Nazim und Abdullah Pascha damals die Führung übernahmen, der erste auf bulgarischer, der zweite auf türkischer Seite. Den gegen heute noch sehr verschiedenen Verhältnissen entsprechend, war selbstverständlich ein anderer Gang des Feldzuges gedacht, als er 1912 stattfand. Die Hypothese besagte, daß die in jener Zeit numerisch noch sehr viel schwächere bulgarische Armee die Entscheidung durch einen kühnen Vorstoß, südlich an Adrianopel vorbei, in der Richtung auf Demotika suchte. Eine in Eile versammelte türkische Ostarmee sollte ihn an der Urda und Mariza abwehren. Die Übertragung der Studie auf das Gelände war unser kühner Traum. Es kam aber nicht dazu. Eine hochnotpeinliche Untersuchung, in welche die Teilnehmer unerwartet verwickelt wurden, machte ihm ein jähes Ende. Ich erhielt die erste Nachricht davon durch eine türkische Dame, deren Mann in der Nacht arretiert und nach Bildiz abgeführt worden war. In ihrer Angst rief sie meine Hilfe an. Meiner Intervention gelang es dann auch, Nachteile für die Mitarbeiter zu verhüten und den Großherrn zu überzeugen, daß es sich um keine Verschwörung, sondern eine, sogar durch ältere türkische Vorschriften verlangte, Arbeit gehandelt habe. Mit der Fort-

setzung dieses und ähnlicher Versuche zur Vervollkommnung des Generalstabsdienstes aber war es dennoch vorbei. Der Großherr behielt sich Sonderbefehle für sie vor, und es ist nie wieder die Rede davon gewesen. Wie unrecht es ist, auf die älteren türkischen Generalstabsoffiziere Steine zu werfen, weil sie sich auf ihren schweren Beruf nicht hinreichend vorbereitet haben, mag nebenbei auch aus diesem Vorfall erhellen.

Die Einsicht, daß das damals für mich Mögliche erreicht, weiter aber nicht zu kommen sei, sowie die Sehnsucht, noch einmal im Vaterlande zu dienen, veranlaßten meine Rückkehr nach Deutschland.

Es sind also genau siebenzehn Jahre her, als ich tiefbewegt aus dem türkischen Dienste schied — und zwar aus einer ganz anderen Armee als der heutigen, nämlich der alten Armee Abduls Hamids II.

Dennoch, und obwohl der letzte meiner ehemaligen deutschen Mitarbeiter noch vierzehn Jahre länger in besonderer Vertrauensstellung bei Sultan Abdul Hamid verblieb, hat es ein Teil der europäischen Presse — namentlich der italienischen und französischen — für angezeigt gehalten, mich für die türkischen Niederlagen im Balkankriege verantwortlich zu machen und — mehrfach in recht unflätiger Art — anzugreifen. Insbesondere hat ein italienisches Blatt die Entdeckung gemacht, daß ich allein die Schuld an der Niederlage des linken türkischen Flügels in der Schlacht von Lüle Burgas trüge. Wie man dies vom Kurfürstendamm in Berlin aus zu bewerkstelligen hat, ist mir nicht klar geworden und beruht wohl auf einer Überschätzung meiner Fähigkeiten. Wenn, was zu hoffen ist, demnächst türkische Darstellungen des Feldzuges auf Grund des amtlichen Materials erscheinen, so werde ich die Schicksale jenes Armeeflügels aber mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen.

Sodann sind angeblich die deutsche Taktik und der „preußische Drill“ bei Kirkkilisse zusammengebrochen; das deutsche Kriegsmaterial soll dort eine endgültige Niederlage erlitten haben usw.

„Ist dies auch Tollheit, hat es doch Methodel!“

Nicht ich, nicht die zur Zeit in der türkischen Armee dienenden deutschen Offiziere, sondern das ganze verhaßte Deutschland sollte herabgesetzt, sein Ansehen bei Freund und Feind gemindert werden. Mehrere Sendungen enthielten denn auch Zusätze wie: „So wie jetzt den Türken, wird es den Deutschen gehen, wenn sie mit den Franzosen zusammentreffen.“

Daß deutsche Taktik in der ihrer inneren Natur nach ganz anders gerichteten türkischen Armee gar nicht betrieben werden kann, sondern nur türkische, geht aus dem Vorangegangenen deutlich hervor. Damit aber der „preußische Drill“ — dies geheimnisvolle auch im Vaterlande noch in der Phantasie vieler Leute umgehende Schreckgespenst — zusammenbrechen konnte, hätte er zuvor erst eingeführt sein müssen, woran niemand gedacht hat. Zudem war bei Kirkkilisse keines der von deutschen Offizieren ausgebildeten Modellregimenter anwesend, und die an anderer Stelle auftretenden haben einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Von der Unbrauchbarkeit der deutschen Bewaffnung ist es seit der Schlacht vor der Tschataldja-Linie am 17. bis

19. November still geworden; sie scheint sich dort gar nicht fühlbar gemacht zu haben.

Der Lärm, der darüber zuvor entstand und der auch in der deutschen Presse widerhallte, hat sich ohne die Erklärungen, die durch diese, zum Teil in der ungehörigsten Art, von mir gefordert wurden, gelegt. Es ist auch beim besten Willen nicht einzusehen, welchen Anlaß wir Deutsche haben sollten, mutmaßliche Gegner vor einer Unterschätzung unserer Kampfweise und Rüstung zu warnen. Sie setzt sich in der Regel auf künftigen Schlachtfeldern in verhängnisvolle Fehler um, wie es schon einmal 1870 geschah. Unsere Gegner an diesen zu hindern, ist doch wahrlich nicht unsere Pflicht. Möglich wäre es, daß rührige Agenten hier oder dort deutschen Waffenfabriken, auf Grund des Geschwäzes, einen Lieferungsauftrag abjagten. Das wird aber doch nur dort geschehen, wo eine sehr unselbständige oder schwache Regierung in Bewaffnungsfragen sich nicht nach der eigenen Einsicht und dem Ergebnis systematischer Prüfung, sondern nach Zeitungsartikeln entscheidet, und diese Fälle sind sicherlich selten. Der Schaden wird kein großer und jedenfalls geringer sein, als wenn wir die Gegner rechtzeitig aufklären, was sie von uns zu befürchten haben.

Daß deutsche Zeitschriften und Tagesblätter gar an der allgemeinen Heze gegen mich und die Tätigkeit der Deutschen in der Türkei teilnahmen, ist ein betrübendes Zeichen für den Volksgeist und lehrt, was einmal unsere Heerführer zu erwarten haben, wenn das Glück ihnen im Felde nicht hold sein sollte. Gerade dann aber wären gegenseitiges Vertrauen und Zuversicht notwendig.

Zum mindesten hätte doch abgewartet werden können, bis von türkischer Seite ein Vorwurf laut wurde — und das ist, wenigstens von beachtenswerter Stelle aus, nicht erfolgt. Alle deutschen Offiziere haben auf ihren Posten die besten Kräfte eingesetzt und in dem ihnen zugewiesenen, bestimmt abgegrenzten Wirkungskreise Tüchtiges geleistet. Mir war in ehrenvoller Art 1909 die Rolle als Organisator der neuen Armee zugedacht worden. Aus naheliegenden Gründen konnte ich sie nicht übernehmen und hatte nur die Möglichkeit, mit den alten Freunden als Freund zweimal für einige denkwürdige Monate zusammenzuarbeiten und mich an den Fortschritten der jungen Truppen zu erfreuen.

Wenn ich trotzdem durch halb Europa als der Verderber der armen türkischen Armee bezeichnet worden bin, so hat mich dies um eine Erfahrung bereichert, nämlich, daß alles, was öffentliche Meinung und Urteil der Welt heißt, noch mehr Geringschätzung verdient, als ich sie zuvor schon besaß, und daß die Geschichte wirklich die „fable convenue“ Napoleons I. ist.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman
von
E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

II.

Das erste schwache Dämmerlicht färbte den Himmel über Steyrdorf, da tönten durch die Stille Hornsignale von der Stadt. Ein Reiter pegelte¹⁾ vom Gilgtor vogelfangwärts; eine Faust schmetterte widers Tor des Händelschen Schlosses; Diener rannten wie besessen; in kriegsmäßigem Aufzug stampfte der Feldhauptmann durch das totenstille, lichtlose Stiegenhaus zum zweiten Gaden. In der Gefangenenstube im dritten Gaden fuhr Heinrich, der Sohn des Richters Händel, aus fieberischem Schlummer. Sein Prachtkissen war feucht von Tränen, die er in seinem schweren Traum geweint hatte. Er hatte Aufruhr, Mord und Brand gesehen. Die Stephana lag in schneeweißem Linnen zu Tod verwundet auf dem grünen Unger des Wiesenfelds, er kniete zu ihren Häupten und versuchte umsonst ihr Blut zu stillen, indes Hörner um ihn bliesen und Trommeln rumpelten; als er nun erwachte, bliesen sie noch weiter mit Macht.

Er schaute irr herum, wo das Mägdlein wäre, sie war nicht da; er war in seiner Kammer allein und wußte, daß er gefangen war.

Die Hörner aber bliesen und Waffen klangen, so schien ihm, mitten im Haus.

Nun stand's auch plötzlich vor ihm, was er in der Nacht von den Mannen gehört hatte, daß Aufruhr drohte. Das waren die Signale für die Bürgertruppen. Ha, er mußte nach Steyrdorf, wohin die Ehr ihn rief, er sprang aus dem Bett, legte sich in Fieberhast an und begann einen Brief auf ein leeres Blatt der Institutio zu schreiben und begehrte von seinem Vater, der ihn gefangen hielt, seine Freiheit. Man ließ ja sogar Übeltäter in gefahr-vollen und kriegerischen Zeiten frei, sich ihrer Kräfte zu brauchen; er aber war kein Übeltäter.

Er schrieb, schrieb mit bebender Hand in großer Hast, indes der Himmel schnell röter und röter wurde, und die Hörner bliesen, immer wo anders her.

Drei Kompanien waren in der Berg- und Schloßgasse zum Marsch nach Steyrdorf gestellt. Die Signale kündeten den Aufmarsch an.

Gieffinus, der Hauptmann, ging auf der Schreibstube des Richters herum, wo die Diener noch Kerzen angezündet hatten. Der Richter erschien jetzt schweren und mächtigen Schrittes, den Sobelpelz überm Morgengewand,

¹⁾ ritt eilfertig.

und musterte erstaunt den eisernen Hut, den schweifeisernen Sonnenrock und die Schiavona¹⁾ des Hauptmanns von Steyr; dieser aber sprach:

„Ehnevester Herr, verzeiht der Störung, ich bin herauf, in Steyrdorf schaugt's schiach aus, die ganz Nacht hats gebrodelt, und jetzt ist es noch ganz viel ärger; die tümlichsten Gerücht seind umgebend: Ihr hättet der Magd ein Teil ihres Gewand und ihre katholische Betschnur von Gagatstein s. v. obßichtlich entfremden lassen und die Betschnur einem Pferde umgehungen . . . Es ist eine Wut in die Leut g'fahren, sie trohen, Ewer Groß-Stahlschneiderei in der Sierringerstraßen anzuzünden, Stadel umb Stein schreien sie. Ewer Meister Bliembelhueber ist zu uns hereingeflicht. Die Leut seind wie die Narren, und wanns lang hergeht, so gehts in aner Stund oder zwoa los.“

„Mir scheint, Ihr seid auch ein Narr: Ist das Euer einiger Grund, mich auß dem Bett zu stolpern? Mein Beileid, Herr schneidiger Hauptmann, der sich von einundeinhalb Papisten imponieren laßt! Was sagen sie? Die Betschnur, wirklich umb sie ist schad. Nehm sie ihrer einer umb, so hangt sie einem Esel umb den Hals . . . Ihr aber, Herr, sonzan spasso²⁾, wenns wahr ist und es brodelt wirklich in Steyrdorf, so geht und schäumt die Suppe ab.“

„Herr, Ihr scherzt, mir ist danach,“ grollte der Alte. „I fürcht, mein Leut rucken mir gar nit auß. Die erste Kompanie begehrt ihren Leutnant. Und auch ich“ — hier reckte sich der steyrische Kriegsheld auf und sah den steyrischen Regenten an wie der Hüne Thyrsus den Hünen Haymon — „begehre sein.“

„Begehrt ihn nur,“ sagte Händel eisenhart. „Ich gebe ihn nicht frei. Er hat noch nicht umb Vergebung gebeten. Er bleibt gefangen.“

„Aber Herr Händel!“ rief Gießing, sein Schwert an den Boden stoßend. „Das is nit! Das is Starrsinn! Es schaugt schiach aus in Steyrdorf, sag i dem Herrn. Wir bekomben katholische Rebellion! Die weiß der Teufel Pletschi ist über Nacht frech worden; unser evangelisches Steyr ist in Gefahr und Ihr versperret den Helden, nach dem die Militia schreit, wie einen Missetäter. Das ist groß Unrecht! Und es war auch andres nit recht, verzeih mir der Herr. Es war übel, Herr, daß Ihr habt die Papisten zum Äußersten gebracht durch Zuesperrung der Kirch und durch dieses harte Urtl. Jeder Mann und Weib in Steyr betauert die arme Magd, die sehr elend liegt. Ihr hättet das an ihr nit tun dürfen.“

„Fangt Ihr abermalen an mit armer Magd, Ihr seid ein armer Kapitan,“ fuhr Händel mit wildem Drohblick auf.

„Daß ich übel tat, haben mir gestern und heunt schon Pfaffen und Vueben genug geschrieben, auch ein paar evangelische Ahselträger, voran mein Herr Better auß Pyrach. Einhundert Schmachbrief brennen unten in der Kuch meiner Knechte. Wer ist es, der dem Händel sagt: Halt ein! Nit also! Kehr umb! geh's anders an? Rede einer so zu Händel, der ein Werk wie Händel leisten kann. — Die arme Magd! Laßt sie krank sein. Wenn sie stirbt, laßt sie sterben! Was liegt an ihr? Ich und mein Werk seind aller edlen Jungfrauen Leben wol wert, geschweige das einer Pfaffendirn.“

¹⁾ Venetianisches Schwert.

²⁾ Scherz beiseite.

„So Herr. Aber i bitt, umb das handelt si si nit!“ stand der Feldhauptmann stiernäckig wider den gewaltigen Richter. „Si handelt si nöt umb die Magd, si handelt si aa nöt umb Ewer Werke, sie handelt si umb Steyr! Steyr! Steyr! umb Steyr, das Ihr Ewer höchste und einzigste Liebe nennt — oder ist das nur geredet?“

Der Richter stand düster sinnend, mit zween Fingern kniff er die Kerzenflamme auf dem Schreibtisch aus, die totenhaft in den aufglühenden Morgen hineinschwelte, dann sprach er dumpf: „Ihr meint, ohne meinen Vuben die Ordnung in Steyr nit aufrecht halten zu können, also gut. Geht hinauf und laßt Euch vom Weibel seine Kammer aufsperrn und bringt ihn herunter. Da, wo Ihr jezt steht, soll er stehen und seine Schandtath abbiten, ich weiche nit von meinem Wort. Hat er es getan, so ist er frei, und Ihr könnt ihn zu seiner Kompanie führen; weigert er sich, dann hinauf mit ihm in die Keuch¹⁾, mein Wort ist mein Wort.“

„So ja, das wissend wir, Euer Wort steht,“ froh rechte Gießfing seine Hand im schwarzeisernen Gantelet und schüttelte die des Richters. „Eins ist schon erreicht, guet is's. I geh ihn jezt holen. I dank Euch schön, Herr Händel. Ihr waret immer ein wolbesonnener Mann!“ Rasselnd und klingend fuhr der Alte von dannen.

Heinrich Händel trug nicht den blauen Kriegsrock, und an seinem leeren Gürtel hing keine Waffe. Zween Schützen schritten neben und zween hinter ihm, und sein Hauptmann gieng in Waffung voran; so führt man keinen Helden, der alles Volk durch eine kühne That für sich gewann, so führt man einen armen Echelmen daher. Im Vater, als er ihn so ankommen sah, stieg ein Mißgefühl auf, daß er sein stolzes Kind so hart behandelt hatte. Mit glühendem Blick spähte er, wes Mutes es war, ob es sich würde demütigen; er wollte ihm das schwere Wort von den Lippen nehmen, und an sein Herz wollte er es ziehen für alle erlittene Schmach. . . . Doch in diesem bleichen Gesicht mit dem trotzigen Augenpaar und dem entschlossenen Mund war keine Unterwerfung; Schmerz hast du ihm genug angetan, aber seinen Will gebrochen hast du nicht, bitten wird der nicht. Da verfinsterte sich wieder jäh des Richters Stirn wie sein Herz, so, kombst du etwan wieder nit: Ich hab recht getan? Dann fort mit dir, hier ist dein Herr und Meister.

Den Zeigefinger der Schwurhand gegen Boden gereckt, gab er herrisch seinem Sohn, der langsam vorschritt, ein Zeichen, stehen zu bleiben. Den Hauptmann dagegen rief er an seine Seite. Drauf redete er den Sohn kurz und gebieterisch an:

„Dein Hauptmann hat mich gebeten, daß ich dich freilassen soll, weil papirische Unruh in Steyr anhebend ist. Weißt du davon?“

„Ja,“ sagte Heinrich, sein dunkler Knabenblick begegnete dem des Vaters; nun bat sein Blick, während er mit hämmerndem Herzen, unter dem lächelnden, verachtungsvollen Blick des Vaters in Schande errötend, weiterredete:

„Ich hab von dem Aufruhr gehört und ich weiß auch, daß ich — daß

1) Kerker.

der zweite Offizier der ersten Kompanie zum Ausmarsch nötig ist, und dessenthalben bitte auch ich, gebt mich frei und laßt mich nach Steyrdorf ausreiten.“

Der Hauptmann brummte zustimmend und nickte mit dem behelmten Goliathskopf.

Der Richter fragte, immer eisenhart und kalt:

„Was willst denn du in Steyrdorf machen?“

„Meinen Dienst als stadtsreyrischer Kriegsmann tun!“ erwiderte Heinrich fest, jetzt ohne unter dem Geißelhieb, der ihn aus dem wegwerfenden Ton des Vaters traf, zu zucken. „Steyr für dem Aufstand bewahren helfen, dem Mädchen ihre Habe, die die Scherger ihr genommen haben, zurückgeben, und die Lügen zunichte machen, die wider Euch umgehend.“

„So! Weißt du es auch, daß sie wider mich lügen und mich beschimpfen? Und du willst sie züchtigen, da muß ich lachen; hastu es gestern besser gemacht als sie?“ Indes Händel so sprach, gab er den Wachen ein Zeichen, zurückzutreten.

„Herrgott,“ murmelte Gießfinus. „Nit also!“ Ist's noch nit genug der Schand und Pein vor den braven Bub, das ist wahrhaftig arg.

Heinrich schwieg einen Augenblick mit zusammengepreßten Lippen, wie heißes Eisen brennt es ihn, daß der Vater noch jetzt, noch jetzt, wo er ausziehen und für ihn streiten will, nichts als Hohn für seinen Sohn übrig hat. Doch er zwang den Unwillen nieder und sprach ruhig: „Herr, ich habe Euch nit beschimpft und nit wider Euch gelogen. Gott soll mich schlagen, wenn ich das je an Euch, meinem Vater, den alle ehren, tät! Und wenn es andre tun, so will ich es nit leiden, solange ich Atem hab, und wenn Ihr mich wie ein wildes Tier an die Kette legt, und ich höre, wie man Euch vermehrt, so will ich mindestens versuchen, die Kette aufzusprenzen, daß Ihr seht, daß meine Achtung für Eure Ehr größer als Eure Strenge ist.“

Während Heinrich so sprach, die überwachten und von Tränen leuchtenden Augen starr auf seinem Vater, sah ihn Gießfinus, mit der Eisenhand sich durch den Bart kämmend, fast ehrerbietig an, und die vier Schützen standen habtacht¹⁾, die riesigen Pranken gefalten, wie wenn zum Beten Signal gegeben wird.

Auch des Richters finstre Stirn erhellte sich, und sein Herz schwoll plötzlich in stolzem Hochgefühl, daß er, umklüßt von Undankbaren, an seinem getretenen und geschmähten Kind noch einen Freund, der nicht von ihm wankt, besitzt . . . Doch sein Wort ist sein Wort, und ein Wort steht, eine Schandtath ward getan, und eine Sühne muß geschehn, daran brechen keine Tränen und Treuschwüre und kein Wehtag was ab.

Er sprach, noch immer gebietend und gemessen; doch etwas in seinem Ton verriet, daß in seinem Herzen die Liebe mächtig wider die Strenge zu ringen anhub:

„Wenn du deinen Vater, wie du sagst, und ich glaube dir, denn du hast noch nie gelogen, liebst und ehrst, so wirst du von dir selbst wissen, was Mannsehr und Sohnesliebe von einem, der seinem Vater in schwerer Sache

¹⁾ in stammer militärischer Postur.

ungehorsam war, fordern, und ich brauche dir es nicht erst zum andernmal zu befehlen."

Da sank Heinrichs dunkles Haupt auf die Brust, seine Augen suchten den Boden, und mit seiner leeren, waffenlosen Rechten schob er matt einen Ring an seinem Herzfinger herum. Vater, jetzt wo du mild bist, bistu am allergrausambsten.

„Heini! Heini!“ beschwor der Hauptmann. „Geh's an, du mußt“.

Heinrich schüttelte stumm den Kopf, dann langsam und schmerzvoll wie einer, der in der Pein hängt und eine Lüge tun soll, dem Peiniger zu gefallen, sprach er zu seinem Vater: „Gott ist mein Zeug. Wenn ich könnte, ich hätte schon längst Euch abgebeten, was ich tat. Aber ich kann nit.“

Da war die Milde des Vaters fort. „So. Wenn du nicht kannst, was deine Pflicht vor Gott und Menschen ist, kann auch ich mit dir nicht wie mit einem Manne reden, sondern muß mit dir schalten wie mit einem Buben. Entweder Abbitte oder ewige Gefangenschaft. Entscheide dich! Aber rasch. Ich habe meine Zeit nit für stüßige Buben feil.“

Heinrich schüttelte abermal das Haupt wie in stiller Verzweiflung. „Herr,“ sagte er, „gebietet der Ems, daß sie soll aufwärts reisen, sie kann ihre Natur, die sie von Gott hat, nit umbkehren . . .“

Händel lachte zornig auf:

„Ich hör die hinkenden Vergleiche des Ehrenmannes Albertus. Bistu auch in seinen Predigten gewesen?“

In diesem Augenblick hörte man in den Nebengelassen plötzlich eine helle und heftige Frauenstimme rufen und ein Kinderstimmlin flehen, und sich, da lief das kleine Dirnlein Händels herein, in roten Strümpfchen und im Linnebröcklein, und jauchzte: „Mamma, Mamma, der Heini ist da,“ und klammerte sich mit den kleinen Händen an den Bruder fest und flehte: „Heini, dableiben, Pappa, gel laßt'n nimmer einsperren, grausliche Manner gehts furt.“ Die Mutter kam dem Mägdln nachgeeilt, noch im Kammerkleid, den Kamm in der weißen Hand, die Goldzöpfe lang herabhängend, und schalt: „Da gehst her. Zur Mamma kombst du. Nit den Menschen rührst du an, der deinem Vater so viel Kummer macht.“

Sie zog das Kind, das sich sträubte und an dem bleich und regungslos dastehenden Bruder sich festhälte, unsanft zu sich und schritt zu ihrem Gatten, sah ihn voll Liebe in das Zornesgesicht und nahm und küßte seine Hand und hauchte:

„Mein Schatz, tu dir doch das nit an; ich kann's, ich kann's nit sehen, wie er dir widersteht und dich noch höhnt, es zerreißt mir das Herz, du hast Kummer genug gehabt, schaff dir nit noch neuen, ruf den Wolfen oder den Michael, oder wen du willst, daß sie mit diesem Verstockten handeln, aber nit du.“

Tränen tropften aus ihren schönen Augen auf seine Hand und standen wie falsche Demanten um seinen Smaragd.

Er löste seine Hand aus der ihren.

„Er hat mich nit gehöhnt,“ sprach er abweisend.

„Nit, so hab ich falsch gehört, aber wird er auch umb Verzeihung bitten?“ fragte sie begierig und schoß aus ihren großen Blauaugen, die jetzt plötzlich kalt und hell funkelten, ihrem Stiefsohn einen scharfen Blick zu.

„Er wird es jezo tun. Ich seh aber, du hast dir noch das Haar zu machen?“ fragte der Richter; er will, daß sie geht, sie aber will den Wink nicht verstehen.

„Heinrich!“ rief er mit gebieterischer Stimme. „Soll ich es dir ein drittesmal sagen, vor meiner Frauen; mir ist es nicht lieb. Willt du ein Mann sein und Ehr und Freiheit haben, oder ein Bube und beides verlustig sein; es ist an dir, bitte ab, was du für eine Unwürdige, von falschem Mitleid verführt, mir zum Troze getan hast, und diese Stunde darfst du reiten.“

Heinrichs Brust hob und senkte sich krampfhaft, sein Blick war wirr, er sah vom unerbittlichen Vater zur Mutter, auf deren Rosenlippen grausame Verachtung lauerte, und von beiden zu seinem Hauptmann, der nun auch schon in Zorn wider ihn war und ihm Zeichen über Zeichen machte und dazu Wütendes in den Bart knurrte.

Er sah sich von allen verlassen, und doch bat er nicht und log nicht; er leuchte: „Vater! Sei gnädig, ich kann nit. Alles, aber nit das abbitten. Ihr habt sie nit am Pfahl gesehen!“ schrie er außer sich, das Bild der Martyrin stand weiß und leuchtend und heilig vor seinen Augen, unter allen diesen Menschen, die ihn verdammten; jetzt soll er sie und sich und Gottes Stimme und seinen guten Engel mit Lügenworten besudeln, nimmermehr.

„Vater, Vater, ich wollte, du hättest sie oben stehen gesehen — nein, ich wollt es nit, du könntest sunst dein Leben nimmer lachen; aber das weiß ich, sowahr mir Gott gnädig sei, hätt ich sie nit befreit, Gott vom Himmel würd mich in meiner letzten Stund verlassen.“

Als er so schwur, die bebende Hand emporgehoben, rührte sich von seinen Mannen einer, der Fürthaller, und sagte dumpf:

„Es is eh wahr! Es war elendig zan Anschauen, mir hat eh ziemt¹⁾, jazten steht's nimmer lang an, und sie stirbt.“

„O das ist schändlich!“ schrie Helena kreischend, „die Wirtshausbrüder da müssen ihm gegen den Vater helfen.“

„Das sand wir nit, Frau Händel! Schimpfa kost't nix,“ grölte Stiftegger wild. Da wandte sich Heinrich Händel zu ihm und sagte heiser und stoßweis: „Red's nimmer, Mannen, es gebürt sich nit.“

Der Richter aber sprach mit dumpfer, tauber Stimme zu seinem Sohn: „Wir sind also fertig, Heinrich, ich und du. Wache, führt ihn in seine Stuben hinauf. Er bleibt gefangen.“

„No aber jazten,“ knurrte grimme Gieffinus mit blaugeschwellenem Mund, in den Eifenschuhen zornig auf und ab tretend: „Was tuari jazten, was tut die erste Kompanie, jetzt soll's gehn, wie da wöll.“

„Sawol, es geh, wie's will,“ sprach der Richter in souveräner Macht, Steyr, wolauf dir und mir! „Schützen! führt ihn weg! Ich habe es befohlen.“

¹⁾ Mir schien es ehedem.

Als die Schützen, mit widrigen Gesichtern, langsam und bockig rechts und links und im Rücken des Heinrich Händel antraten, strebte das kleine Dirnlein von der Hand ihrer Mutter los, jämmerlich schreiend:

„Heini, Heini, dableiben!“

„Bistu still,“ zankte die Mutter, „nimmer schaust du ihn an, den wüsten Menschen. Du, Heinrich, du kannst den Kopf hoch tragen, ja, du!“ schrie sie, in ihrer blonden Pracht, funkelnd und blizend vor Zorn, vor den Stiefsohn tretend, „was du deinem Vater gestern und heute angetan hast, ist ganz schändlich, ich und mein Kind, wir schauen dich nimmermehr an! Wärfst du mein rechter Sohn, ich wollte nit länger leben. Wo hastu's her?“ hob sie noch geller ihre hohe, klare Stimme; „von uns hastu es nit gelernt, ich weiß nicht, hastu's von deiner fehlgläubigen welschen Mutter“ — „Selena!“ sprach tief und dräuend der Richter. Aber sie schrie weiter, aller gärende Haß gegen das tote Weib, das samt einem unwürdigen Buben sie, die Lebende, aus dem Herzen des Geliebten drängte, mußte an Tag:

„. . . oder hastu's von der Ambl, bei der du trunken hast, weil deine Mutter fürgeblich nichts gehabt hat? Mein Kind“, sie hob es hoch auf, „wird seinen Vater immer lieben, denn voll Liebe hab ich es genährt; die Französin aber hat's nit tun wollen, sie wollte keine Plag, nur immer sein dahergehen, und davor bistu schlechter Bube so frech und boshaft worden wie die gemeine Person, bei der du getrunken hast. Bedanke dich dafür bei deiner Mutter.“

Heinrich hatte während der unholden Red, wie er deren noch nie gehört, mit weit aufgerissenen Augen das Weib angestarrt, schreckhaft und hilflos wie ein Mensch, den eine Viper zu Tode sticht, und der nicht weiß, wie sich ihrer entwehren.

Bei dem letzten grausamen Stich aber schrie er auf in tollem Schmerz: „Meine Mutter, meine Mutter! Schimpft mich, aber nicht meine Mutter, was hat sie Euch getan?“

Sieh, da reckte sich sein Vater hoch auf, stand furchtbar da, riesig und dräuend, wie ein gereizter Löwe auf seinen Pranken aufsteigt, wenn einer seine königliche Brut verletzt.

„Das war übel geredet, Frau!“ schütterte sein Vaß durchs Gemach, und Blitze loderten aus seinen Augen, da ward die Frau bleich wie Asche und ließ ihr Kind fallen, daß es zu ihren Füßen am Teppich kroch. „Kein Wort mehr, es ist genug! Wache abtreten!“ befahl er, in seiner ausgestreckten Rechten fieberte der Zorn, den er nicht wollte toben lassen, denn die Schmählerin war doch sein Weib. „Herr Gießling, mir ist leid, daß Ihr diese Rede habt gehört; sie war aber von Sinnen und wußte nit, was sie sprach. Höret, Frau!“ sie war ganz zusammengesknickt vor Schrecken, er legte die Hand ihr auf die Schulter und redete ruhig, doch die Gewalt seines niedergehaltenen Manneszorns rollte wie ferner Donner in seinen Worten. „Wer die schmäh't, die ich auf Erden am höchsten liebte, der liebt mich nicht! Und wer glaubt, ich peinige mein Kind zu meiner Freud, und es dürften ihn alle schlagen, weil ich ihn schlug, der irrt sich in mir, bei Gottes heiligem

Bluet. Ich bin sein Vater, aber Ihr, Frau, habt keinen Theil an ihm. Heinrich!" er schritt auf seinen Sohn zu, der heiser schluchzend das Gesicht in die Hände vergrub; bis ins Herz hat ihn die bunte Schlange gestochen. „Laß gut sein. Sie sagt es nimmer. Deine holde Mutter, mein gutes Weib" — der Donner verrollte, einer verhaltenen Milde Ton klang aus der noch immer strengen Stimme, wie das Silber durch einen tönenden ehernen Glockenmantel — „an Schönheit und Treu aller Frauen Kron, war nit fehlgläubig, obwol sie das Abendmahl nach Calvin's Lehre nahm; wer so keusch und tugendhaft ist wie sie, der glaubt nit falsch; deine Mutter hat dich mit Lieb getränkt, doch ihre zarten Kräfte versagten ihr; die andere Frau aber war recht und gut, wenn sie dich tränkte, hat sie gebetet oder von euren Helden gesungen, so hast du Frommheit und Heldenmut in dich mit der Milch gesogen. — Und ein Held bistu worden, die Eine Tat wider ein Gesez tragt nichts aus."

Heinrich ließ die Hände sinken, sah mit den dunkel umschatteten Augen wild über sich und keuchte mit zerbrochener Stimme:

„Meine Mutter, . . . die Ihr nennt aller Frauen Kron, . . . hätte mich nit einen schlechten Vuben geheißt umb meiner Tat, daß ich eine Frau nit in Schande ließ. Soll ich gefangen sein — ich geh hinauf, wo sie gebetet hat — dort ist es besser als hier.“ Als er so gen Himmel sprach und die tote Mutter zu seinem Beistand rief, weil bei den Lebenden kein Herz und kein Erbarmen war, sah die Stiefmutter rechts und links um sich und stahl sich zur Tür hinaus, ihr Mädchen mit sich ziehend; der Vater aber rief:

„Nein, mein Kind, du sollst nit gefangen sein.“

Und jetzt brach die Liebe, die gewaltige, zu seinem stolzen Kinde aus dem Herzen des Mächtigen wie ein Wildstrom herfür, und jetzt läutete das Silber aller Berge der neuen Welt in der ehernen Glocke: „Heinrich, ein Tat ist kein Tat; bei meinem teuren Leben und bei deiner teuren holden Mutter, du sollst nimmermehr gefangen sein.“ Er legte seinen nervigen Arm dem Sohn um den Leib, da sprangen draußen die Schützen für Freud in ihren Karbinerstiefeln und stießen die Bombarden gen Boden, und Gieffinus schlug für Lust die eisernen Gantelets aneinander, daß sie klangen wie ein ungeschlachtet eisern Gloria.

Der Vater zog das Haupt seines Sohnes, der ihm an Größe glich, an seine Brust, und Heinrich wehrte sich nicht.

„Ich weiß, du bist mein trewer Sohn noch immer,“ sprach Händel leise, das dunkle Haar seines Sohnes mit der gewuchtigen Hand kosend. „Ich weiß auch, du bittest nur darum nit ab, weil eine Macht stärker ist als du, die dich zum Beharren zwingt; Beharren aber ist mannbar. So will ich den Mann in dir ehren, der ein Weib nit leiden sehen kann, und will vergessen, wenn ich es kann, wer das Weib gewesen ist; und ob das Gesez gebrochen wurde, so braucht es nit Worte, um genugzutun, sondern du kannst genugtun mit Heldentaten, deffentwillen sei frei und reite mit deiner Kompanie, wohin die Pflicht dich ruft.“

Heinrich richtete sich langsam, unterdes der Vater sprach, in dessen Armen auf, und stand nun vor ihm, mit dunklen glänzenden Augen die Liebe,

die in den Augen des Vaters war, begierig trinkend; nur als der Vater sprach, „ich will vergessen, wer das Weib gewesen ist“, umwölkte sich der in Tränen leuchtende Blick des jungen Helden, denn der Haß des Vaters gegen die arme Jungfrau gor aus dem Einen Wort blutig auf, und der Richter und sein grauenvolles Artl schien über dem gütigen Vater wie ein böses Gespenst sich aufzurecken, doch es versank wieder, da Händel seine Lippen auf die Wange des Sohnes preßte und mit zwingender Stimme sagte: „Nun sei alles vergessen, was gestert war, und wir wollen den heuntigen Tag loben“.

Dann nahm Händel seinen Sohn bei der rechten Hand, die Schützen stampften mit ihren Stiefeln einen Marsch für mannhaftem Mut, weil es nun ans Marschieren ging; heissa, der Heini voran! — „Da sind deine Waffen,“ sagte Händel, „nimm dir, was du brauchst. Dort liegt dein Kriegsrock, den sie dir ausgetan haben, tu ihn wieder an;“ er läutete den Dienern: „Bringt Hut und Reiterstiefel des jungen Herrn herunter! — Dem Rotroß, Heinrich, daß ich dir geschenkt habe, ist gestert spät abends zugeloffen, das Tier scheint einen gueten Ortsinn zu haben.“

„Der Satan ist zugeloffen?“ rief Heinrich freudig. „Ah! — das ist ein braver Satan!“ Und er lachte, zum erstenmal seit viel Stunden. Der Vater lachte auch. Heinrich warf den Rock ab; Gießfinus kam schon auf den Riesenbeinen schaukelnd mit dem Soldatenrock an und bediente seinen Helden beim Ankleiden.

„Ha!“ rief er, „ist doch was Schöns umb zwanzig Jahr, ich alter Kracher hab den Pfo tengram; es mueß bald a fescher Hauptmann heran, i wir mi umb oan umbschaugen!“

Fürm Schranke stehend, wo die Laute der Mutter lag, nahm Heinrich ein Schwert von einfacher Arbeit und gürtete es sich schweigend an. Dann ging er im Schwerte zu seinem Vater und reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Euch für meine Freiheit.“

Man hörte plötzlich verworrenes Brausen von links, ob es die Steyr war, ob es Menschen waren? Heinrichs Augen blizten. „Jetzt haben wir aber Zeit,“ sprach er. Er grüßte seinen Vater mit gesenktem Schwert und schritt rasch davon, und die Schützen rumpelten ihm nach mit wildfrohem Schritte.

Gießfinus stapfte zulezt und bot dem Richter ebermaßen mit gesenkter Wehre, Valet, dabei erglänzte sein wüstschrämmiges Gesicht wie eine fleckige Oktobersonne für Freude.

Händel folgte seinem Sohn, als dieser herrlich und trotzig schritt, mit den Blicken; er war es wohl inne, daß sein Wort nur scheinbar aufrecht geblieben war, und daß in Wahrheit seine Liebe zum Sohn seinen harten Willen besiegt hatte . . . Er wollte mit sich selber zürnen, doch er konnte nicht; zu schwer hatte sein Kind vor seinen Augen gelitten, als daß er hätte bereuen sollen, dem grausamen Spiel ein End gemacht zu haben.

Der Richter schritt an seinen Schreibtisch zurück, es bewegten nun schon andere Gedanken seinen nimmermüden Geist; heut recken sie in Steyrdorf ihr Horn auf, aber dabei werden sie nit stehn bleiben; die ganze Pfaffheit

von Osterreich wird gegen ihn aufstehen, und heulen bis Wien; sie soll es tun. Er wird sie alle wie den Albert überwinden. Seinem Gesetze, das die Satansreligion in Steyr ertödet, wird kein Deut abgebrochen, wenn auch die Pest längst nach Aleppo heimgeschlichen ist; Burg und Berg umbaut er seinem Gesetze. Der Kaiser wird es sanktionieren; der Kaiser hört die Arzt vor den Pfaffen an: drum wird der Landschaftsarzt Persius ein Marginale zu dem Pestgesetze schreiben, wie wir ihm fürschieben werden, und der Kaiser wird das Gesetz sanktionieren. Wien braucht auch ein Kontagionsgesetz. Im armen Wien sind der katholischen Kirchen mit unterliegenden Grüften mit zwei und drei, sundern dreiunddreißig.

Während er den Brief an Persius zu entwerfen begann, stampften vor dem Thor des Schlosses Pferde, und Caparazons ¹⁾ knatterten im Morgenwind. Sündel erhob sich und spähte durchs Fenster.

Heinrich saß bereits wunderschön und stolz im weißroten Sattel seines Hengstes, der feurig wieherte und in die Trense schäumte; jetzt kam der Hauptmann angetorkelt und bestieg seinen Kampfgaul, dem Stirn und Krupp mit eisernen Blättern geschützt waren, der Hauptmann selber aber war wider Blei- und Streugeschoß der Papisten am ganzen Leib mit Schienen, Platten und Maschwert von Stahl versichert.

Heinrich trug seinen Eisenrock und den gekreupften grünen Hut mit Sahnenfedern wie zu fröhlichem Schützenfest, doch der Vater weiß es wohl: der ist ungewappnet sicherer als der andre im doppelten Panzer; ein eiserner Mannswill ist die beste Waffung wider Million Feind, und den hat der Heinrich, er hat es heunt erwiesen.

Schon sprengten die zween Reiter in der Morgenpracht davon dem Silgtor zu, und die vier Kriegsknecht stapften ihnen mit Klaferschritten nach.

Und es stand nicht eine halbe Viertelstund an, so erscholl plötzlich vom Silgtor her ein riesiger Lärm: das wilde Sauchzen der Kompanie, die ihren jungen Führer kommen sah, erschütterte den Grund wie ein ungetümes Erdbeben ²⁾ und die Luft wie ein gewaltiger Wirbelsturm; mitten im Jubel der hundert Mammen aber hoben die Heerpauken bidibumm zu rummeln, die Kalbfelle zu brüllen an, daß der Stadtwall erzitterte und Fenster und Estrich im Schloß Bogelsang wie in einem armen Keuschlein ³⁾ sprangen.

Dem Richter wallte freudig das Blut, er kennt den Marsch, er auch ist vor fünfundzwanzig Jahren auf diesen Ton marschirt, als die evangelischen Junggesellen das papistische Gewürm niederscherten; das war Lust, da flodrihten die Fahn, und die Trommel klang:

Mir seind steyrische Mann,
 Hascha, kombts an,
 Wir rennen ent z'samm
 Do drom, drom dom.

Dem mächtigen Mann, der dem ganzen Traungau gebeut und Leben und Tod vieler Tausend in der hohlen Hand hält, wird fürwahr so wunderbar und lustsam, als sollte er sein Junggesellenschwert und seinen Küriß nehmen,

¹⁾ Pferdedecken.

²⁾ Erdbeben.

³⁾ Kleine Stütte.

wie Karolus der Fünfte trozend, daß noch nie ein Kaiser im Kampf erschossen worden sei . . . und reiten, wohin sein tapftrer Sohn mit den Mannen reitet . . . Doch seine Pflicht und Arbeit ist jetzt anderer Art. — Einmal aber stehen zwei Heere auf Tod und Leben gegeneinand, hie Papst, der seine letzten Kräfte sammelt, hie Antipapst, Händel, Herr zu Steyr; dann wird auch Händel an seinem Leib den Küriß klingen lassen wie der junge Heinrich und die Noßstirn seinem Pferd aufsetzen, und die Fahne wird über ihm wallen, und seine Gesezhand eine Kriegssäufst werden und sein Ehrenschild ein Tausend-Todeschwert. Aber bis dahin ist noch ein Eicht Zeit¹⁾, die Bäume werden eben tragen anheben, dann wird das geschehn. Stürmisch und wild spann Händel an dem gewaltigen Bilde seines letzten Sieges, und alle Sorgen, die die Heimtücker ihm aufluden, und alle Ränke, die sie spannen, zerfloßen vor dem Feuer dieser Gedanken. Da verklang die Trommel. Mit ihr verflog das Gesicht; Händel fuhr sich über die Stirn und ging mit schwerem Schritt zurück an den Schreibtisch und setzte seinen Brief an Philipp Perßus fort.

Die erste und andere Schützenkompanie rückten durch die Berggasse gegen Schloß, der ersten ritten Gießing und Heinrich Händel voran, der zweiten Johann Neumayr. Die Straße war leer, denn alle Männer waren nach Steyrdorf hinunter; aber Büblein und Mägdelein, die eben zur Schule gingen, liefen den Zug entlang und zirpten lustig: Herr Heini, Herr Heini! und junge Mütter an den Fenstern grüßten ihn mit den Händen und Türtüchern von den Fenstern; er war guter Dinge, obwohl noch bleich und fieberäugig vom schweren Tage und der bitteren Nacht, die hinter ihm lagen; zwei-, dreimal grüßte er zu den Frauen hinauf mit seinem Schützenhut, und dann stieg jedesmal entzücktes Gelächter wie eine helle Wolke von Singvögel zum Blauhimmel empor. Da ward die einsame Straße so laut und lustig, als sei ein Festtag und kein Zorntag angebrochen . . .

Aber der Schloßberg war hüben und drüben gesperrt; der Burggraf hatte aus Angst vor dem Aufruhr und einer Meuterei der Schützen die Tore schließen lassen.

Da ließ Gießing die Schützen, ihrer sieben, das lange Hornsignal, Huy Kasim genannt, blasen; nun kam erschreckt der Burggraf selber ans Tor und fragte von oben, wer hier sei, und was sie wünschten; als er aber des jungen Händel Stimme hörte, wir wollen Ruhe zu Steyrdorf stiften, ward er froh und rief: „Herr Heinrich mag überall passieren, Glück zu,“ und sogleich ward die Brücke herabgelassen, das Tor geöffnet, auch das zweite ging mit mächtigen Schlägen weitauf, und in Reih und Glied, beim Klang des Steyrermarsches rückten die Schützen den Schloßberg hinab zum Steyrtor, von dannen über die Brücke.

Der junge Händel aber, während der Steyrermarsch ihn umrauschte, übertönend das mächtige Stromgefäll, und die Vorstadt vor ihm im Glanze lag, war unversehens mit allen Gedanken wieder bei der Jungfrau, gestern

¹⁾ Eine kleine Weile.

da ließ er diesen Marsch wirbeln, als die Teufel ihre Schandreden spien, und sie für Scham in Ohnmacht sank; jetzt aber liegt sie elend krank, wenn sie die Trommel rumpeln hört, schreckt sie aus ihrem Schmerzensbett auf und wenn Blut fließt, ist es vielleicht ihr Tod.

„Capitan,“ sagte der junge zum alten Anführer, „wir wollen jetzt nicht fürder trommeln noch Hup Kasim blasen, sonst reizen wir die Leut noch mehr, und wenn sie uns die Zähne zeigen, könnten wir ihres Blutes nicht mehr schonen.“

„Du hast recht,“ nickte der alte Eisengrimm. „Rämb's zum Bluat, es wär böß, es seind halt doch Steyrer, die hätten zwaren einen Nürnberger Segen sehr verdient für ihre Frechheit, auch nur mit Auflauf zu drohen. Oder was meinst du?“

Der Hauf war vor dem Spittel. Heinrich zuckte die Schultern und sagte halblaut: „Ich meine, die Frechheit kombt aus Schmerzen her, man soll darumb nit zu hart sein. Ein Eier, das die Peitsche fühlt, tut auch wüßt;“ und sah groß und traurig über die Steyr weg gen's Wieserfeld, wo die arme, getretene Unschuld lag und sein Herz zuckte, daß, was allen unrecht ist, ihm recht sein muß, denn er ist seines Vaters Sohn, und für des Vaters Ehre zieht er das Schwert gegen jene, die für die leidende Unschuld ihre Stecken und Pengel führen. — Man sah sie nicht, die Rottierer; hier beim Spittel ist es still und leer. Aber man hört sie vom Wieserfeld herüber, und wie ein dumpfes Seufzen aus einem unterirdischen Kerker waren die wirren, fernen Stimmen zu hören. Die Sonnenuhr am Spittel zeigte auf die acht; o, umb acht Uhren führte er gestern das allerholdeste Kind an den Pranger — tat er ihr nicht grimmer weh als selbst sein Vater? Wenn der Pöbel auf ihn mit gezückten Keulen rasselte, es wäre nicht ungerecht . . .

Gießfinus lauschte auch den fernen Stimmen, indes die Schützen spittel-längs aufschwankten. „Häscha ¹⁾,“ sagte Gießfinus, „die rufen wirklich Rauber, Rauber, hörstu sie?“

Heinrichs Gesicht wurde dunkelrot, als habe ihn jener mit der Faust geschlagen. Er weiß, wem dieses Schandwort giltet.

„Herr Capitan,“ sagte er, „ich bitte nun umb eine Viertelstund Urlaub, bevor wir durch Steyrdorf ziehen, daß ich fürher das geraubte Gut der armen Magd holen und ihr zurückgeben kann; wenigstens sollen sie nicht sagen, daß wir Rauber sind, wenn sie uns auch zu recht können beschuldigen, wir wären grausambe Männer.“

„Wir? Du meinst wol deinen Vater,“ brummte Gießfinus leis. Da sprach der junge Heinrich mit Schmerz im Blick und Händelschem Stolz in der Stimme: „Wenn man ihn schilt umb diese Sach, so gilt's auch mir, denn ich war sein Arm in dieser Sache und zwar auf mein eigenes Begehren.“

Gießfinus fragte gerührt: „Liebst du ihn noch wie immer?“

„Das weiß Gott,“ sagte Heinrich. „Er ist der beste Mann. Nur das eine, das eine. Die Magd, hätt er nur ihr Gnade getan.“

Gießfinus sprach: „Alstern ²⁾ guat, du kannst also umb das Sachen der Magd gehen, und gib dir zwölf Männer mit; wir unterdessen werden ohne

¹⁾ Hulloh.

²⁾ Alsdann.

Auffsehen hie am Tabor, als gäbe es ein Scheibenschießen, uns postieren und von da die Vorstadt scharpf in Obacht nehmen, sonderbar die Sierningerstraßen und deinem Vatern seine Stahlschneiderei, die das Gefind anzünden will. Wann du zuck kimmst, werdent wir die Schubhodengasse hin und die Sierningerstraße her marschieren, den Leuten zu zeigen, daß wir wach seind, und hoff, daß es zum Bluat nit kombt. Aldie, Heinrich, schlaun di, daß d' uns bald nachkimmst. Manner zwolff marschierend mit dem Leitmand."

Heinrichs schlanke Hand im delikat gestrickten Brabanterhandschuh lag flüchtig in der wilden Eisenfaust Gießfings, dann sprengte Heinrich eilig über die Steyrbrücke zurück und auf der Ennsbrücke nach Ennsdorf hinaus. Im Sturmschritt folgten ihm zwölf Schützen.

Das Ennsdorf war ganz ausgekehrt, es schien auch von hier alles nach dem Wieserfeld gezogen zu sein; nur etliche Fischer, die an der Enns zu tun hatten, sahen den Reiter ansprengen und schwangen freudig ihre Netze in der Luft und riefen in der Morgenstille: „Herr Heinrich, grüaß Gott,“ und sahen ihm nach, wie er in der Morgenhelle wie ein Sturm in der Richtung gen Rannigdorf davonraсте.

In einer Viertelsstund war er am Ziele.

Gleich außer der Stadt, fürm Tor mit den zwei streitbaren Wehrmannen, einer alten zerfallenen Schmiede gegenüber, lag eine verrauchte Keusche zwischen drei Pappelbäumen; garstiges Krähenvögel schrie über dem schwarzen Rauchfang, und allerhand Giftraut, Disteln und Dornen wuchs fast mannshoch rund um das lotterige Gemäuer. In diesem wüsten Loch, das das Volk die Fuchslucken nannte, hauste der Henker der Stadt Steyr, Jost Tosl.

Als Heinrich Händel angefaußt kam auf seinem Blutpferd und die Schützen hinter ihm mit Donnerschritt einhermarschierten, flogen alle Krähenvögel kreischend auf, und der Schornstein der alten Spelunke wackelte. Das schlottrige Tor, an das eine Fledermaus genagelt war, frachte und scheufelig kam ein Unhold von Mann hervor und spähte mit den greulichen Augen um sich herum, oben klorrte ein Fenster, und der Kopf einer Frau mit langen Haarsträhnen lugte wüßt herunter. Heinrich Händel rief vom Pferd den Henker, der ihn staumend beglögte, an: „Du bist der, der die Stephana Schwertner an den Pranger gestellt hat, du, was?“

Spricht der Tosl scheusam blickend mit einer heisrigen Stimm, halb eines Mannes, halb eines Wolfes: „Jo! Bald das Urtl war! I konn nizi nit davor!“ Er erkannte gleich den Sohn des Richters, der gestert das Urtl umgeworfen hatte, und fürchtete sich vor ihm. Denn der kann tun, was ihm gefällt.

„Was wollt Ihr von mir, Herr?“

Heinrich Händel rief: „Das Sachen der Stephana Schwertner, alles, was du ihr genomben hast, gib her.“

Der Henker sah ihn mit seinen abscheulichen Augen scheel an und sagte: „I han nizi nüt.“

„Du hast ihr zween Tuch, ein groß und kleines, und noch eine Schnur, die sie umb den Hals hatte, abgenommen. Her damit!“ befahl Heinrich.

Jetzt knurrte der Henker böß. „Das is mein Freimannsrecht.“ Das Weib oben schrie: „Vo was soll er löbn, g'richt wird eh koana mehr.“

Heinrich griff in seine Tasche und ließ Gold sehen und rief: „Ist's dein Freimannsrecht, ich kauf dir's ab.“

Da humpelte der häßliche Gesell so schnell er konnte ins Haus hinein, und drin hörte man ihn poltern und das Weib keifen. Heinrich ritt auf und nieder vor dem Thor und lauschte gegen die Stadt, da wachsender, dumpfer Lärm erscholl; auf dem Tabor sah er die Schützenkompanie wie einen Ameisenhaufen hin und her laufen in größter Hast. Durch den wilden Garten des Henkers ging der Wind, und plötzlich blähten sich zwischen Lohch und Disteln allerlei Häute vertilgter Tiere grauſig. Der Henker kam heraus. In einer Hand, zwischen Daum und Zeigfinger, hielt er bei den Enden die zwo Tüchlein der Jungfrau, in der andern den Rosenkranz.

„Hier ist alles,“ sagte er. Heinrich Händel streckte seine schöne Hand im goldglitzernden Handschuh begierig nach der armseligen Habe aus, um die man die Unschuld, die arme, arme, beraubt hatte -- unter seinen Augen, ewige Schand! -- „Gib her, gib her!“

Der Freimann schwang den Rosenkranz sacht herum, wachelte mit den Tüchlein und blinzelte listig: „So gib her. Wißt, das ist Perl- und Goldeswert! Es hat alles einer reinen Jungfrau gehört! Döß kannst vor Notwendenden brauchen, da hätt mir der Meister Ludewig woll vier Gulden umb ein Tadem zahlt -- und es ist mei Freimannsrecht, junst verdean i jo eh nigi, Ewer hocher Herr Vater laßt eh koan richten.“

Heinrich riß seine Börse heraus: „Zween -- fünf Dukaten? Noch mehr? Zehn, da hast sie.“ Und er nahm das eine und das andere Tüchlein; das eine hat sie über ihre wunderbaren Haar, das andere um ihre Brust getragen; sein Herz schlug. Und er nahm auch die Gagat-Kette; es ist wohl ein papistischer Greul, daran man leeres Lippengebet abzählt, aber als sie es um ihren zarten Hals hatte, da war's kein Greul, nein! Und sie weint, daß man ihr's nahm, sie soll aber nicht weinen!

Der Henker zählte grinsend seine goldenen Pfennige nach, während Heinrich die beiden Tücher und den Rosenkranz zu einem Bündlein zusammenwickelte und dies vor sich auf den Sattel legte, inmitten seiner Schützen, die Habacht standen, die Köpfe gereckt, und mit heimlichem Lachen in den losen Bubengesichtern lauerten, was der Heini tät. Der Henker hatte die Pfennige in der Faust und wollte noch ein Geschäft machen und schrie: „Zülla! Bring die Glücksspeichen! Herr, i hätt no was,“ buckelte er, „wann er will immer Glück haben, i hätt a Speichen vom Rad mit dem i han den Fiedler gericht, der eine Magd erschlagen hat, das is der beste Solisman was gibt, i gib's dem Herrn billig.“ Aber der prächtige Reiter machte nur mit der Hand eine wegwerfende Bewegung und spornte sein Roß und ritt davon, und ihm nach liefen gewaltig die zwölf Schützen. Der Henker sah ihm scheel nach, wie ein böser, alter Uhu einem schönen Falken, der gen Himmel steigt.

(Fortsetzung folgt.)

Preußen am Scheidewege.

Die preußische Politik im Winter 1812—1813.

Von

Paul Baillen.

I.

Am 24. Februar 1812 wurde in Paris zwischen Frankreich und Preußen der Vertrag abgeschlossen, der die preußische Heeresfolge im französisch-russischen Kriege festsetzte. Eine Defensivallianz, wie es im ersten Paragraphen hieß; eine Offensiv- und Defensivallianz, wie ein Geheimartikel besagte — tatsächlich doch ein aufgezwungener Unterwerfungsvertrag. Denn zwei mit dem Allianzvertrag gleichzeitig abgeschlossene Sonderabkommen bestimmten nicht bloß die Höhe des preußischen Hilfskorps (20 000 Mann), in dessen militärische Verwendung der König sich nicht einzumischen habe; sie regelten auch die Verteilung der immobil zurückbleibenden preußischen Truppen auf die Garnisonen in Kolberg, Graudenz, Potsdam, Schlesiens. Sie verfügten ferner die Freigabe aller preußischen Lande mit alleiniger Ausnahme einiger Teile Schlesiens für den Durchmarsch der Franzosen und ihrer Verbündeten und die Verpflichtung Preußens, für deren Transport und Verpflegung zu sorgen. Die Festungen an der Oder und an der Weichsel, mit Ausnahme von Graudenz, waren schon in den Händen der Franzosen, die jetzt auch Pillau, Spandau und Berlin besetzten. Nach Abschluß dieser Verhandlungen konnte Napoleon befriedigt schreiben: „Die beste Art, die Ruhe in Preußen zu verbürgen, ist die, daß man ihm jede Bewegung unmöglich macht.“ Mit den Verträgen vom 24. Februar war dies Ziel in der That erreicht: an allen Gliedern gefesselt, lag Preußen zu den Füßen des Eroberers.

In den nächsten Monaten ergossen sich dann die napoleonischen Heeresfluten durch das verarmte Land, das durch Requisitionen aller Art und namentlich durch Mitnahme von Pferden nun erst völlig ausgezogen wurde. Man atmete auf, als diese Massen, das preußische Korps auf dem äußersten linken Flügel, in den unermesslichen Ebenen Rußlands wie verschwunden waren. Allgemein glaubte man an neue Triumphe Napoleons und zweifelte an der Widerstandskraft der Russen, noch mehr an der Festigkeit Kaiser Alexanders; nur wenige dachten an die Möglichkeit eines Schicksalswandels. Von den ungeheuren und unersehblichen Verlusten, die das Heer, ungenügend ausgerüstet, schlecht verpflegt, gleich nach Überschreiten der Grenze erlitt,

erfuhr man nichts; dafür kamen die Bulletins mit den Nachrichten von dem Zurückweichen der Russen, dem unaufhaltbaren Vordringen Napoleons, seinen Siegen bei Smolensk und Borodino, dem Einzug in Moskau. Langsam nur und spät erfuhr man dann die Wahrheit.

Sonntag, den 27. September, feierte das amtliche Berlin mit einem Teedum die napoleonischen Siege. Zwei Tage später nur, am 29. September, verbreitete sich die Nachricht von dem Brande Moskaus; die Franzosenfeinde in Berlin nahmen sie gleich als eine Siegesbotschaft, die man einander freudig zurief¹⁾. Der Lenker der preussischen Politik, der Staatskanzler Hardenberg, erkannte jetzt und sprach es zu dem Gesandten Oesterreichs aus: daß dieser russische Krieg doch einen anderen Charakter habe als alle früheren. Dann aber blieb wieder alles still, und man sprach von Friedensverhandlungen. In der ersten Novemberwoche jedoch erfuhr man, zunächst als Gerücht, bald als Tatsache die Räumung Moskaus durch die Franzosen, eine Nachricht, deren Bedeutung um so höher angeschlagen wurde, als man darin die Folge russischer Siege erkennen wollte. Während die Vertreter der Rheinbundstaaten in Berlin auf die Bulletins verwiesen und sich mit der Hoffnung zu trösten suchten, Napoleons Genie werde über alle Schwierigkeiten siegen, er werde in die Ukraine und Podolien eindringen oder in Wilna Winterquartiere beziehen und im Frühjahr Petersburg erobern, verschafften die Berliner sich englische und schwedische Zeitungen, die heimlich von Hand zu Hand gingen und aus denen man allmählich wenigstens den Anfang der außerordentlichen Katastrophe entnehmen konnte. Eine ungewöhnliche Erregung ergriff die Einwohner Berlins; gegen Mitte November schon kam es zu Ansammlungen und leichten Ruhestörungen. „Seit drei und einem halben Jahre,“ so schreibt bereits am 12. November der Vertreter König Jeromes in Berlin, „bewohne ich diese Stadt und habe schon viele Ereignisse gesehen, welche die Hoffnungen der Unzufriedenen beleben konnten; noch nie haben sie einen so ausgesprochenen Haß und eine so offenkundige Wut gezeigt.“ Je seltener und widerspruchsvoller immer noch die Nachrichten aus Rußland waren — denn selbst die Rheinbändler hatten Mühe, von der französischen Gesandtschaft zuverlässige Mitteilungen zu erlangen —, um so mehr war man von der Niederlage Napoleons überzeugt. Allmählich wurde mehr bekannt: die ungeheueren Verluste an Artillerie, die völlige Vernichtung der Kavallerie, unter der sich leider auch zwei preussische Regimenter befanden. Napoleon, erzählte man sich schadenfroh, werde das Schicksal Karls XII. von Schweden haben. Dann wieder hieß es, Anfang Dezember, er habe auch Smolensk bereits verlassen müssen; er werde in Warschau oder in Königsberg erwartet. Die Aufregung wuchs. Es machte Aufsehen, daß der französische Gesandte jetzt am 9. Dezember einen Thé dansant gab, bei dem einige deutsche Damen eine andere laut tadelten, weil sie mit einem Franzosen tanzte. Ein französischer Offizier,

¹⁾ Nach Berichten der westfälischen und der sächsischen Gesandtschaft in Berlin. Vgl. Staegemann an Wisßmann (Berlin, 29. September): „Das brennende Moskau ist der Gegenstand aller Gespräche. . . Madame Wildner ist darüber vergessen.“ F. Kuhl Aus der Franzosenzeit, S. 237.

der sich noch in alter Weise anmaßend betrug, wurde auf der Straße verprügelt, ohne daß der französische Oberbefehlshaber in Berlin, Nugereau, der auch des Gesandten Tanzfestlichkeit tadelte, gegen die Täter eingeschritten wäre. In den Provinzen aber, so erzählten sich ängstlich die Rheinbündler, sei es noch viel schlimmer, namentlich in Schlessien, wo die Franzosenfeinde und die Freunde der „Sekte“ — d. h. die Mitglieder des längst aufgelösten Jugendbundes — sich sammelten. Es kamen die Nachrichten von den grauenvollen Kämpfen an der Beresina und am 14. Dezember die überraschende Mitteilung, Napoleon sei in hastiger Flucht durch Schlessien geeilt; am 15., er sei bereits in Dresden. „Ein Funke,“ so berichtet an demselben Tage der westfälische Gesandte über die Wirkung dieser Nachrichten, „ein Funke genügt jetzt, um einen Brand zu entzünden“¹⁾.

Napoleons kurzer Aufenthalt in Dresden bedeutet für Preußen einen Wendepunkt. König Friedrich Wilhelm hatte doch nicht so unrecht, wenn er damals seinem Staatskanzler schrieb: nun werden die Verlegenheiten allenthalben wieder anfangen. Von Dresden aus richtete Napoleon am 14. Dezember an den König ein Schreiben, in dem er unter Hervorhebung seines Vertrauens zu ihm die Verstärkung der preussischen Hilfsstruppen auf 30 000 Mann verlangte, die dann, wie bisher nur die Österreicher, ein besonderes Korps bilden sollten. Schon am 15. Dezember war das Schreiben in Berlin; am nächsten Tage überreichte es der französische Gesandte Graf St. Marsan in Potsdam dem König. Friedrich Wilhelm erwiderte dem Gesandten, er werde sein Möglichstes tun, soweit es ihm die Erschöpfung seiner Finanzen und die Notlage seines Volkes gestatte. Zugleich deutete er an, eine Vermehrung der französischen Feldtruppen lasse sich am raschesten und leichtesten erzielen, wenn man die französischen Besatzungstruppen aus den preussischen Festungen herausziehe und durch preussische ersetze.

Diese Antwort des Königs ist ein erster und schüchtern Versuch, die ehernen Ketten zu lockern, in die Frankreich durch die Verträge vom 24. Februar 1812 den preussischen Staat geschlagen hatte. Napoleons Schreiben vom 14. Dezember 1812 gab dazu den Anstoß; aber dessen Wirkung reichte weiter. Napoleons Maßregeln zur Niederhaltung der preussischen Wehrkraft, wie er sie in den Jahren 1807 und 1808 getroffen hatte, waren die Veranlassung für folgenreiche Fortschritte in der Entwicklung des preussischen Heerwesens geworden, namentlich für jene Einrichtung der „Krümper“, der Soldaten mit ganz kurzer Übungszeit. Jetzt wurde wieder Napoleons Schreiben mit seiner Forderung nach Vermehrung des preussischen Hilfskorps der Ausgangspunkt für Beratungen und Maßnahmen, die den diplomatischen und militärischen Feldzug zur Befreiung Preußens vom französischen Joch einleiteten. Sie füllen die zweite Dezemberhälfte des Jahres 1812 mit einem Übermaß von

¹⁾ Ebenso ein württembergischer Diplomat in Berlin, gleichfalls am 15. Dezember, bei Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes, S. 163, 164. Th. v. Schön, damals Regierungspräsident in Gumbinnen, hatte schon am 11. November in ähnlichen Worten über die Stimmung in seinem Bezirke nach Berlin berichtet (M. Lehmann, Scharnhorst, II 472).

Besprechungen und Denkschriften. Wenn uns dabei, gegenüber der Bedeutung des damaligen Augenblicks wie gegenüber der Größe der Zeiten von 1813, heute vieles so klein und selbst kleinlich anmuten wird, so mag das, wenigstens zum Teil, in besonderen Umständen seine Erklärung finden.

II.

Die Berliner Beratungen im Dezember 1812 und die aus ihnen hervorgegangenen Beschlüsse standen von vornherein in doppelter Hinsicht unter einem ungünstigen Stern. Einmal war die furchtbare Katastrophe, die das napoleonische Heer vernichtet hatte, um die Mitte Dezember und selbst an den nächstfolgenden Tagen in Berlin noch keineswegs in ihrem vollen Umfange bekannt¹⁾. Immerhin, man wußte von den ungeheuren Verlusten, von dem völligen Untergang aller Artillerie und Kavallerie, und man erfuhr bald, namentlich aus den Berichten des Regierungspräsidenten Schön in Gumbinnen, in welch elendem Zustande einzelne klägliche Trümmer der großen Armee die preussische Grenze erreichten. Von weit größerem Nachteil und geradezu verhängnisvoll war aber ein anderer Umstand: die Abwesenheit aller derjenigen Männer, deren Vaterlandsliebe und Tatkraft der langsam einsetzenden Bewegung Schwung und Begeisterung hätte verleihen können. Blücher und Scharnhorst hatten, jener schon 1811, dieser nach den Februarverträgen, französischem Druck nachgebend sich zurückziehen müssen; beide lebten in Schlesien. Gneisenau weilte in geheimer diplomatischer Mission in London, Boyen in Rußland, andere — wenn auch nicht Hunderte von Offizieren, wie früher wohl erzählt wurde — waren in fremde Dienste gegangen. Die tapferen Männer, die wenige Monate später das preussische Volk in den Freiheitskampf führten, hatten an den ersten vorbereitenden Schritten keinen Anteil.

Zunächst war es König Friedrich Wilhelm selbst, der eine bedeutsame Anregung gab. Im Anschluß an Napoleons Forderung meinte er, man könne das preussische Truppenkontingent wohl durch Einziehung der Krümpfer, besonders derjenigen östlich der Weichsel, verstärken. Hardenberg ging rasch auf den Gedanken ein; er sprach mit dem französischen Gesandten, der ganz einverstanden war. Dem König selbst aber äußerte er: diese Maßregel er-

¹⁾ Die Angaben Lehmanns (Scharnhorst, II 471) hierüber sind in ihrer Allgemeinheit nicht zutreffend; z. B. berichtet der von ihm genannte Krusemarck noch am 15. Dezember aus Warschau, die napoleonische Armee sei „auf ein Drittel“ zusammengeschmolzen. Entscheidend für diese Frage scheint mir ein kürzlich bekannt gewordenes Schreiben des Grafen Brandenburg, des spätere. en Ministerpräsidenten, der am 18. Dezember Berlin verlassen hatte und am 22. Dezember aus Königsberg schrieb: „Es sind Dinge vorgegangen, von denen uns in Berlin nichts geahnt hat. Die französische Armee ist nicht mehr usw.“ (Veröffentlicht in der „Kreuzzeitung“ Nr. 556, 27. November 1912) Vgl. auch G. Künzle, Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, VII 186, der unter Anführung von Quellenzeugnissen meint, man sei in Berlin selbst am 21. Dezember über das Schicksal der französischen Armee noch nicht genau unterrichtet gewesen.

scheine ihm, je mehr er darüber nachdenke, um so klüger und „allen Möglichkeiten angemessener“¹⁾).

Der Gedanke des Königs wurde dann weiter ausgeführt in einer vom 18. Dezember datierten umfangreichen Denkschrift des Generalmajors v. Saxe, der als Nachfolger Scharnhorsts an der Spitze des Allgemeinen Kriegsdépartements etwa die Stellung des heutigen Kriegsministers bekleidete. Auch Saxe geht aus von dem Verlangen Napoleons nach Verstärkung des preussischen Truppenkontingents; er meint, man könne das nicht ablehnen, aber verschieben, bis die Russen die preussische Grenze überschritten hätten. Sicher würden die Russen leicht bis zur Weichsel vordringen; deshalb müsse Preußen alle Kriegsvorräte jenseits der Weichsel, aber auch alle Beurlaubten, alle Krümper und alle Kavalleriepferde auf das linke Weichselufer retten. Hieraus sollten die neuen Truppenteile zur Verstärkung des Hilfskorps formiert werden. Solche Rüstungen seien um so notwendiger, als man ja die Gefinnungen des Volkes und der Armee — der Russen —, mit denen man Krieg führe, nicht kenne. Rücksicht auf die eigene Sicherheit, so schließt er diese Ausführungen, erfordert also, „unsere Kräfte zu erhöhen, wenngleich sie nicht sofort ins Spiel zu bringen“. Er macht dann sehr ins einzelne gehende Vorschläge über die Sicherung der Menschen und des Kriegsmaterials jenseits der Weichsel.

Insoweit bewegt sich der Gedankengang Saxes ganz im Banne des französischen Allianzsystems; wenn er von einem Feinde spricht, so sind es die Russen. Indem er aber die von Frankreich geforderte Vermehrung des preussischen Hilfskorps erwägt, kommt ihm immer deutlicher die Einsicht, daß es doch wohl zweckmäßig sei, nicht nur an der Weichsel, sondern auch in Pommern zu rüsten, ja daß „in der gegenwärtigen Krisis die Rücksicht zu gebieten scheine, sich überall in möglichst gute militärische Verfassung zu setzen“. Und in Verbindung damit erscheint dann gleich der Gedanke, der die preussische Politik der nächsten Wochen wenn nicht beherrschen, doch sehr stark beeinflussen sollte: der Gedanke, im innigsten Bunde mit Österreich den heiß ersehnten Friedenszustand herzustellen. „Vielleicht,“ meint Saxe mit kühnem Bilde, „könnte in der starken vereinigten Hand Österreichs und Preußens der Ölzweig sprießen, welcher der Welt den Frieden vermittelt.“

Für die Durchführung der Rüstungen aber — und das ist einer der bezeichnendsten Punkte dieser Denkschrift — läßt sich Saxe reichlich Zeit. Es seien, sagt er, viele Krümper da, aber es fehle an Uniformen: diese könnten den Winter über gearbeitet und die Fertigstellung zum Juni 1813 befohlen werden²⁾.

¹⁾ Vom Verfasser gesperrt. Hardenberg an den König, 17. Dezember (Königl. Hausarchiv). Vgl. St. Marsans Bericht vom 19. Dezember bei Etern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preussischen Reformzeit, S. 397, 398. — Über die „Krümper“ vgl. Lehmann, Scharnhorst, II 157 ff. Er urteilt: „Krümper und Freiheitskampf wurden unzertrennliche Begriffe.“

²⁾ Generalmajor v. Saxe, „Gedanken über die gegenwärtige Krisis, worin sich der preussische Staat in militärischer Hinsicht befindet, und was für Maßregeln zu ergreifen

Ich habe den Inhalt von Hates Denkschrift, die bisher wenig beachtet wurde, etwas ausführlicher wiedergegeben: sie ist doch charakteristisch für die Kurzsichtigkeit der damaligen obersten Heeresleitung in Preußen, die von dem Wetterleuchten einer neuen Zeit noch nichts wahrnimmt. Sie ist auch bedeutsam dadurch, daß ihre Vorschläge bei König Friedrich Wilhelm III. und dem Staatskanzler Hardenberg, die ja die Anregung dazu gegeben, Zustimmung fanden und sofort zur Ausführung gebracht wurden. Die Regierungspräsidenten in Litauen und in Ost- und Westpreußen erhielten Befehl, „alles in Sicherheit zu bringen, was auf dem rechten Weichselufer für die Erhaltung und Vermehrung unserer Streitkräfte verloren gehen oder in irgendeiner Weise den feindlichen (den Russen) zum Vorteil gereichen könnte“; dem General v. Bülow wurde die Formierung der Reserve an der Weichsel aufgetragen. Ohne Frage waren diese Maßregeln wenn nicht geradezu russenfeindlich, doch Schutzmaßregeln zunächst und hauptsächlich gegen Rußland. Allein man suchte diese neuen Reservebataillone doch auch gegen etwaige Ansprüche zu schützen, die Frankreich im Sinne der Februarverträge auf ihre Hilfe hätte machen können; sie sollten deshalb möglichst weit rückwärts verlegt¹⁾ und, wie bald darauf ausdrücklich von dem König angeordnet wurde, als „Milizen“ organisiert werden. Sie sollten eben für alle „Möglichkeiten“ vorbehalten und bereit bleiben.

Die Beschlüsse waren kaum gefaßt und ausgeführt, als sich auch schon die Notwendigkeit gebieterisch fühlbar machte, politisch wie militärisch darüber hinauszugehen. Von österreichischer Seite wurde durch ein Schreiben Metternichs an Hardenberg vom 13. Dezember und durch Erlasse an den Gesandten in Berlin, Graf Zichy, die preussische Regierung davon in Kenntnis gesetzt, daß Österreich eine Friedensvermittlung zwischen den kriegsführenden Mächten versuchen werde, für deren Durchführung man während der Wintermonate Zeit zu haben meinte. Ausdrücklich wurde bemerkt, daß Österreich, dessen leitender Staatsmann Metternich aus seiner Russenfeindschaft kein Hehl machte, nicht daran denke, seine Beziehungen zu Frankreich im Sinne russischer Anträge aufzugeben. Von russischer Seite waren schon Ende Oktober auf dem Umwege über Dänemark Aufforderungen zum Abfall von Frankreich und zum Anschluß an Rußland in Berlin eingetroffen; jetzt erfuhr man, daß Oberst Boyen aus Rußland mit wichtigen Aufträgen an der galizischen Grenze angelangt sei. Noch drängender war die Notwendigkeit, gegenüber Napoleon und seinen Forderungen Stellung zu nehmen. Am 20. Dezember erschien in besonderer Mission Graf Narbonne in Berlin. Napoleon war nicht ohne Mißtrauen gegen Preußen. Wenn der Gesandte in Berlin, Graf St. Marsan, in seinen Berichten nur von preussischer Bundestreue wohlwollend und optimistisch zu melden wußte, so kannte die

wären.“ (Geh. Staatsarchiv.) Diese Denkschrift ist jetzt veröffentlicht im „Militär-Wochenblatt“, 19. und 21. Dezember 1912. Vgl. auch „Das preussische Heer der Befreiungskriege“ (Veröffentlichung des Großen Generalstabes 1913, I 484 ff.).

¹⁾ Hierauf hat Meinek hingewiesen (Leben des Generalfeldmarschalls S. v. Boyen, I 259, Anm. 1) gegenüber Lehmann, Scharnhorst, II 482.

französische Regierung doch die russischen Anträge an Preußen und war nicht ohne Sorge über die Möglichkeit eines Umschwunges in Berlin¹⁾. Darum sollte Graf Narbonne zunächst die preußischen Rüstungen zugunsten Frankreichs beschleunigen, hauptsächlich aber über die wirklichen Gesinnungen des preußischen Hofes Klarheit und Gewißheit schaffen. Zur Prüfung dieser Gesinnungen gab ihm Napoleon einen Vorschlag mit, dessen Plumpheit heute lächerlich wirkt, damals aber bei dem König und bei Hardenberg die letzten Zweifel an Napoleons Notlage hätte beseitigen müssen. Während er die berechtigtesten preußischen Ansprüche nach einer Abschlagszahlung auf die ungeheuren Lieferungen für sein Heer ebenso unberücksichtigt ließ wie die Wünsche nach Aufnahme preußischer Truppen in die von ihm besetzten preußischen Festungen, ließ er durch Narbonne, natürlich als dessen eigensten Einfall, den Gedanken einer dynastischen Verbindung zwischen den Hohenzollern und den Bonapartes etwa durch eine Verbindung des preußischen Kronprinzen mit einer französischen Prinzessin in Anregung bringen²⁾. Dem Grafen Narbonne, der mit seiner Begleitung durch zerlumpte Erscheinung in Berlin großes Aufsehen erregte, folgte drei Tage später Napoleons Staatssekretär Maret, Herzog von Bassano, der sich auf der Durchreise von Warschau her nur kurze Zeit in Berlin aufhielt und die Verhandlungen über die Wünsche Preußens nach Paris verwies.

Über alle diese verschiedenen Beziehungen und Anregungen, deren Wichtigkeit durch die Annäherung der Russen an die preußische Grenze gesteigert wurde, mußte jetzt Beschluß gefaßt werden. Am ersten Weihnachtstage, 25. Dezember 1812, traten darüber der Staatssekretär Hardenberg, der Oberst von dem Knefsebeck und der Staatsrat Aneillon zur Beratung zusammen. Über die Hauptfrage waren diese Männer bereits vollkommen einverstanden: sie wünschten die Lösung der französischen Allianz, die Abschüttelung des napoleonischen Joches, und sie waren alle von der Überzeugung erfüllt, daß jetzt oder nie der Augenblick dazu gekommen sei. Im übrigen gingen ihre Ansichten freilich vielfach auseinander.

Am eifrigsten und nachdrücklichsten, wie ein rechter Stürmer und Dränger, sprach sich in diesen Tagen der Oberst von dem Knefsebeck aus³⁾. Er war in den Jahren 1807, 1809 und 1811 wiederholt zu militärisch-diplomatischen Missionen nach Österreich und Rußland verwendet worden, wobei er freilich meistens mehr eine wackere Gesinnung als Klarheit und Geschicklichkeit gezeigt hatte, und er wurde auch jetzt wieder für die Sendung nach Wien in Aussicht

¹⁾ Vgl. Ernouf, Maret, duc de Bassano.

²⁾ Die Berichte Narbannes vom 21. Dezember 1812 bis 9. Januar 1813 sind veröffentlicht von Cavaignac, *La formation de la Prusse contemporaine*, II 483–497. Vgl. dazu auch Narbannes späteres Schreiben vom 1. April 1813 über die wahre Bedeutung seines Vermählungsvorschlages bei Jean d'Ussel, *La défection de la Prusse*, S. 42 (1907).

³⁾ Denkschrift Knefsecks vom 23. Dezember 1812, nach dem Konzept 1878 veröffentlicht in der Schrift „Diplomatische Trilogie aus dem Leben Karl Friedrichs v. d. Knefsebeck“, S. 156 ff. Etwas abweichende Ausfertigung im Geh. Staatsarchiv (Nachlaß des Geh. Rabinettsrats Albrecht).

genommen. Nach seiner Meinung lag die Entscheidung über Europas Schicksal in der Hand des Kaisers von Osterreich; eine Verständigung mit Osterreich über ein gemeinsames Vorgehen und über mögliche Friedensgrundlagen schien ihm deshalb erforderlich. Wenn er dabei, bescheiden genug, nur an die Erlangung der Rheingrenze, überhaupt an die Bedingungen der Verträge von Luneville und Amiens dachte, so waren diese Zukunftsträume doch für ihn jetzt keineswegs die Hauptsache: vielmehr verlangte er zunächst und mit allem Nachdruck sofortige Rüstungen. In treffenden Worten, mit einer gewissen Beredsamkeit warnte er davor, Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen zu lassen. „Jetzt,“ ruft er, „richten 100 000 Mann mehr aus und entscheiden über das Schicksal Europas, als 500 000 Mann nach sechs Monaten.“ „Darum soll Osterreich handeln.“ Es soll ein Heer an den Oberrhein, ein anderes nach Italien schicken; mit einem dritten die preussischen Truppen verstärken. Um aber Osterreich zu Taten fortzureißen, müsse Preußen rüsten, in der Mark und in Pommern, in Preußen und in Schlesien. Vor allem aber fordert er die Übersiedelung des Königs und der Prinzen nach Schlesien, sofort: schon am 25. Dezember soll die Abreise angekündigt, am 26. ausgeführt werden.

Knesebecks Vorschläge, in vollem Umfang angenommen und gleich zur Ausführung gebracht, hätten ohne Zweifel den sofortigen Bruch mit Frankreich bedeutet. Eben deswegen waren Ancillon und Hardenberg nicht ohne weiteres damit einverstanden.

Ancillon, einst von Stein warm empfohlen und seit 1810 Erzieher des preussischen Kronprinzen, hatte sich durch eine mit weltmännischer Gewandtheit verbundene überlegene historisch-politische Bildung rasch am Berliner Hofe einen gewissen Einfluß erworben, der sich vor den Februarverträgen im Sinne der Verständigung mit Frankreich geltend machte. Seine ebenso zahlreichen wie umfangreichen Denkschriften erinnern — und nicht bloß infolge ihrer französisch-rhetorischen Form — oft an die Arbeiten aus der Feder des Geh. Rabinettsrats Lombard vor 1806, wie er auch jetzt in langatmigen Ausführungen¹⁾ die tapferen Vorschläge des kriegerischen Obersten doktrinär abschwächte. Er verwarf die Absicht einer Initiative Preußens wegen dessen Schwäche und Gefährdung, erörterte ausführlich die künftigen Friedensbedingungen und warnte vor den russischen „Barbaren“. Aber auch er verlangte doch Beschleunigung der Rüstungen, Beschleunigung des Einverständnisses mit Osterreich.

Der Staatskanzler Hardenberg hatte auch unter dem Zwange der französischen Allianz, inmitten des russischen Krieges, mit der Möglichkeit eines Umschwungs der Dinge den Gedanken an die Zertrümmerung der napoleonischen Übermacht und die Befreiung Europas festgehalten. Er hatte dem Obersten Gneisenau nach Schweden und England Aufträge mitgegeben, welche die trotz des Februarbündnisses unerschütterlich franzosenfeindliche Ge-

¹⁾ Denkschrift, etwa vom 24. Dezember 1812, ausführlich wiedergegeben von v. Ranke, Hardenberg, IV 339 ff.

sinnung der preussischen Regierung versicherten und sogar Diverfionen schwedischer und englischer Truppen im Rücken Napoleons in Aussicht nahmen. Er hatte im Herbst 1812 die innigste Fühlung mit dem österreichischen Staatskanzler Metternich gesucht, um durch einen starken preussisch-österreichischen Zweibund gegen alle Wechselfälle des russischen Krieges gewaffnet zu sein und einen auf dem Gleichgewicht der Mächte beruhenden Frieden anzubahnen, wobei er freilich Metternichs Versuche in dieser Hinsicht für einen „Schlag ins Wasser“ erklärte. Jetzt, Ende Dezember, sah er in einer intimen Verständigung mit Österreich das sicherste Mittel, Preußen von dem Joch der Allianz mit Frankreich zu befreien und dessen Übermacht zu brechen. Allein er ging doch schon einen bedeutenden Schritt weiter. Er wollte Preußen keineswegs unbedingt an Österreich binden. Er verlangte vielmehr ein entschlossenes Vorgehen Preußens, um dadurch auf Österreich zu wirken, und — was entscheidend ist: auch für den Fall, daß Österreich „passiv“ bleibe, wenn nur das russische Heer die Weichsel überschreite und sich der Oder nähere, verlangte Hardenberg den Anschluß an Rußland. Andererseits, aus militärischen, politischen und finanziellen Gründen, wollte er den offenen Bruch mit Frankreich noch vermieden sehen. Darum widersprach er der sofortigen Abreise des Königs nach Breslau.

Die Konferenz am 25. Dezember, die im tiefsten Geheimnis im Hause Ancillons stattfand, entschied im wesentlichen nach diesen Vorschlägen Hardenbergs¹⁾. In militärischer Hinsicht wurde erklärt, „daß Preußen nicht einen Augenblick anstehen dürfe, seine Streitkräfte in allen seinen Provinzen zu sammeln und zu konzentrieren, die Festungen gehörig zu versorgen und seine Macht möglichst zu vermehren“. Dadurch allein werde die Regierung auch das Vertrauen ihrer Untertanen, die in immer größerer Spannung „etwas Kräftiges“ erwarten, sich erhalten und sie vor „wildem Ausbrüchen“ bewahren. Politisch wird, wie sich versteht, die Verständigung mit Österreich vorangestellt. Es soll bewogen werden, mit Preußen eine bewaffnete Vermittlung zu übernehmen und Napoleon einen „billigen“ Frieden vorzuschlagen, bei dessen Verwerfung man durch rasches Handeln „das Kriegstheater nach dem Oberrhein und zwischen Rhein und Weser“ bringen zu können noch hoffte²⁾. Knesebeck folle „ohne Aufschub“ nach Wien gehen,

¹⁾ Das Ergebnis der Konferenz liegt in einer dem König überreichten Niederschrift Hardenbergs vom 26. Dezember vor, von dem auch die obigen Unterstreichungen herrühren.

²⁾ Knesebeck hatte in seiner Denkschrift vom 23. Dezember geschrieben: . . . „So schneller dies alles geschehen kann (preussisch-österreichische Rüstungen und Vordringen an den Rhein), mit je weniger Blutvergießen ist die Freiheit Europas zu erkämpfen. In sechs Monaten ist Napoleon wieder stark. . . Was geschehen soll, ist leicht vor dieser Zeit, nur mit Blut zu erkämpfen, wenn sie verfloßen ist.“ Hierauf bezieht sich Hardenbergs Aufzeichnung vom 26. Dezember über die Konferenz vom 25. Dezember: „Wir sind über folgende Punkte völlig einverstanden gewesen: 1. daß der gegenwärtige Zeitpunkt der einzige ist, wo gehandelt werden muß, um die Fesseln zu zerbrechen, in denen Europas Kontinent bisher geschmachtet hat. 2. Daß kein Augenblick verjäumt werden darf, um die nötigen Maßregeln zu ergreifen, wenn jenes mit Erfolg, ohne

unterwegs sich mit Scharnhorst besprechen, der den Oberst Boyen in Ratibor auffuchen und dessen Aufträge an Knesebeck berichten solle. Andererseits würde Napoleon gegenüber die größte Anhänglichkeit gezeigt und die Rüstung Preußens als Folge der französischen Forderungen ausgegeben werden. Zugleich sollen baldigst preußische Unterhändler nach Paris gehen und dort versuchen, auf die außerordentlichen preußischen Lieferungen wenigstens eine „namhafte Summe“ als Abschlagszahlung zu erlangen. Dazu schienen die Aussichten jetzt um so günstiger, als auch von den französischen Vertretern in Berlin, selbst von Narbonne, ein gewisses Entgegenkommen gegen die berechtigten Forderungen Preußens dringend empfohlen wurde.

Die Anträge der Konferenz, die doch im Vergleich zu Saks Denkschrift vom 18. Dezember einen mächtigen Fortschritt bedeuten, sind vorsichtig abgefaßt, mit einer gewissen Zurückhaltung; der von Hardenberg wiederholt geäußerte Gedanke, sich nötigenfalls auch ohne Österreich an Rußland anzuschließen, wird mit keinem Worte erwähnt. Dem König, auf den sie klug berechnet waren, und dem Hardenberg sie zunächst schriftlich und am 28. Dezember mündlich vortrug, gingen die Vorschläge dennoch viel zu weit.

König Friedrich Wilhelm III. hatte sich auch in dem ersten glücklichen Jahrzehnt seiner Regierung niemals leicht zu entscheidenden Entschlüssen, zu durchgreifenden Willensakten verstanden. Die Unglücksjahre 1806 und 1807, der lastende Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft, besonders der Tod seiner über alles geliebten Gattin hatten ihn noch scheuer, noch ängstlicher, noch schwarzächtiger gemacht. In seinem verdüsterten Gemüte regte sich kein Funke von Hoffnung mehr. Ohnehin mehr zum Dulden als zum Handeln geneigt, meinte er für das Unglück geboren zu sein und wagte nicht an einen Umschwung, an die Möglichkeit des Glücks zu glauben¹). Die durch die Vernichtung der französischen Armee jetzt geschaffene Lage beurteilte er — sollen wir sagen: äußerst realpolitisch oder äußerst nüchtern? Er hatte sich in die französische Allianz ergeben, weil Kaiser Alexander ihn nicht gegen Napoleons Übermacht verteidigen konnte. Jetzt standen die Russen an den preußischen Grenzen, und die Franzosen konnten ihn nicht schützen. Damit ergab sich wie von selbst die Notwendigkeit eines Systemwechsels, der nicht bloß die Sicherheit der Existenz, sondern auch die Möglichkeit der Wiedererlangung der politischen Unabhängigkeit darbot²). Denn gewiß sehnte sich

großes Blutvergießen und ohne neue Gefahren geschehen soll.“ Diese ganz zutreffenden Ausführungen werden bei Lehmann (Scharnhorst II 180) mißverständlich wiedergegeben. „Wenn Hardenberg, Knesebeck und Ancillon einstimmig eine besondere Empfehlung ihres Vorschlages darin fanden, daß er ohne große Opfer große Erfolge bringen werde, so wird eben deshalb der Nachlebende geneigt sein, ihn zu verurteilen.“ Was für den besonderen Fall des raschen Vordringens an den Rhein gesagt ist, bezieht er auf den Plan einer bewaffneten Vermittelung im allgemeinen. Auch sonst scheint mir Lehmann den Absichten und der Taktik Hardenbergs nicht immer gerecht zu werden.

¹) Vgl. die treffende Charakteristik der sehr wohl unterrichteten Almalie v. Beguelin, der Freundin Hardenbergs, in „Denkwürdigkeiten von Heinrich und Almalie v. Beguelin“ (1892), S. 218, 258, 259.

²) Nach einem bisher unbekanntem Immediatsbericht Ancillons (Anfang Januar 1813): „V. M. a senti au moment de la grande catastrophe qui a fondu l'armée française

König Friedrich Wilhelm wie jeder seiner Untertanen nach der Abschüttelung des französischen Jochs. Allein, wie es allezeit seine Art gewesen war, eine Sache „reifen“ zu lassen und eine Entschliebung möglichst hinauszuschieben, so fand er auch jetzt in der militärischen und in der politischen Lage zahlreiche Gründe, um eine Schwenkung der preußischen Politik nur mit der alleräußersten Vorsicht ganz langsam und allmählich vorzubereiten. Noch schien ihm die Haltung Rußlands und Österreichs keineswegs klar genug, um ein entschlossenes Vorgehen Preußens zu rechtfertigen. Andererseits sah er in dem französischen Kaiser, seit er ihn in Tilsit mit scheuer Bewunderung beobachtet hatte, einen überlegenen Genius, dem keiner seiner Gegner entfremdet gewachsen sei; von den in seinem eigenen Volke schlummernden Riesenkräften ahnte er nichts. Überdies war ihm eine Volkserhebung ebenso unsympathisch wie die Männer mit „angebranntem Gehirn“¹⁾, die seine Untertanen voreilig dazu aufrufen wollten.

Das Schreiben Napoleons vom 14. Dezember hatte ihm einen erwünschten Anlaß zu Rüstungen gegeben, und er war deshalb sofort für Einberufung der Krümper gewesen. Aber dabei hatte es zunächst sein Bewenden. Erst sollte politisch alles umsichtig und geheimnisvoll vorbereitet, eine umfassende Koalition angebahnt werden; nur hiervon glaubte er sich Erfolge gegen Napoleon versprechen zu können. Selbständig das Zeichen zur Erhebung zu geben, die anderen fortzureißen, dazu schien ihm Preußen zu schwach, die Gefahr bei der Stärke der französischen Truppen im Lande zu groß. So wünschte er jetzt vor allem, wie er das in den großen Krisen von 1806, 1809 und 1811 gewollt hatte, eine Verständigung sowohl mit Rußland als mit Österreich, vor allem zunächst mit Österreich. Aber in seinem Innersten zweifelte er noch an der Wahrscheinlichkeit einer solchen Verständigung. Ihm schwebte immer die Erinnerung an 1809 vor, wo Rußland gegen Österreich, und an 1812, wo Österreich gegen Rußland Partei ergriffen hatte. Die Gegensätze zwischen Österreich und Rußland schlug er sehr hoch an, und er meinte überdies, daß Österreich infolge der dynastischen Verbindung mit Napoleon nie zu dessen voller Überwältigung mitwirken werde. Darum wäre es ihm, wie mir scheint, das Willkommenste gewesen, wenn Österreich allein eine Friedensvermittlung versucht und tatsächlich einen allgemeinen Frieden zustande gebracht hätte.

et qui a ouvert la Prusse aux Russes que les circonstances lui dictaient un changement de système. Elle s'était alliée avec la France, parce que la Russie ne pouvait pas la défendre et que la France pouvait l'anéantir; maintenant la France est hors d'état de la protéger et la Russie menace d'envahir la monarchie etc.“ Bemerkenswert die Übereinstimmung mit der Note des französischen Staatssekretärs Maret an den preußischen Gesandten in Paris (1. April) nach der Kriegserklärung: „La Prusse a sollicité et conclu une alliance avec la France en 1812, parce que les armées françaises étaient plus rapprochées des États prussiens que les armées russes. La Prusse déclare en 1813 qu'elle viole ses traités, parce que les armées russes sont plus rapprochées de ses États que les armées françaises.“

¹⁾ Worte aus einem Schreiben des Königs an seinen Bruder Prinz Heinrich bei der Nachricht von dem ersten mißlungenen Überfall der Russen auf Berlin.

Unter diesen Eindrücken und Erwägungen kam der König nun auf einen Gedanken, der in seinen Augen den unzweifelhaft großen Vorzug hatte, ihm zunächst die sofortige Parteinarbeit und Entschlußfassung zu ersparen. Während seine Ratgeber rasches Vorrücken der Russen, rasche Rüstungen Preußens und Österreichs, Verlegung des Kriegstheaters an den Rhein wünschten, verlangte der König Stillstand der Russen an der Weichsel und rechnete mit dem Vordringen Napoleons und eines neuen französischen Heeres, vor dem die Russen langsam zurückweichen sollten. Erst wenn der Kriegsschauplatz wieder zwischen Memel, Düna und Dniepr verlegt sei, und wenn dann Engländer und Schweden (vielleicht auch Dänen) in Deutschland gelandet seien, sollten Preußen und Österreich sich erheben und „die Operation gegen die französischen Streitkräfte beginnen“. Von diesem Plane erwartete er die „gänzliche Vernichtung der französischen Heere“. Nur falls Napoleon sich defensiv verhalte, sollten die Russen zum Angriff über die Weichsel vorgehen und Preußen und Österreich dann auch ihrerseits „aufbrechen“.

Der Staatskanzler Hardenberg hat es — schriftlich und mündlich — an Einwendungen nicht fehlen lassen, um den König von seinem Gedanken abzubringen. Er stellte ihm vor, daß der Plan zwar vortrefflich und „fast unfehlbar erfolgverheißend“, aber leider schlechterdings unausführbar sei; Napoleon werde nicht nochmals nach Rußland gehen, sondern sich in Deutschland festsetzen, wodurch dann Preußen wieder das „Opfer“ werde; überdies lasse sich der Schein der Franzosenfreundschaft so lange nicht aufrechterhalten. Andererseits stimmte der König jetzt einer weiteren Ausdehnung der preußischen Rüstungen zu, freilich nicht ohne Zaudern, wie er auch zur großen Verzweiflung Hardenbergs und Ancillons die Abfertigung Kneesebecks nach Wien verzögerte¹⁾.

Es scheint fast, daß Friedrich Wilhelm mit der Wahl Kneesebecks für diese Mission nicht recht einverstanden war. Vom Jahre 1809 her mochte ihm dessen kriegerische Gesinnung wohl noch in Erinnerung sein. Die schwungvolle und stürmische Sprache der letzten Denkschriften, die ihres Verfassers poetische Neigungen verriet, war vollends nicht geeignet, dem König zu gefallen. Einem Instruktionsskizzenentwurf, den Kneesebeck selbst für sich aufsetzte, fügte der König²⁾ eigenhändig hinzu: „Vor allem hat der Negociateur seine Einbildungskraft zu hüten, um die Dinge nicht nach seinen Wünschen, sondern nach der wahren profaischen Lage richtig und unbefangen beurteilen zu können, ebenso auch die Personen und deren Gesinnungen nicht mit poetischer Vorliebe zu betrachten. Das Werk der Ausführung bleibt, man mag darüber

¹⁾ Am 7. Dezember schreibt Hardenberg an den König: „Höchst dringend ist Kneesebecks Abreise“. Am 29. Ancillon an Hardenberg: „Tout ce qui dépendra d'elle [de Hardenberg] ira bien et vite. Je ne saurais dire à V. Exc. combien je souffre des délais apportés au départ de l'ami [Kneesebeck]. Quand se pénétrera-t-on de l'idée que perdre du temps dans ces circonstances, c'est tout perdre.“ Darauf Hardenberg an Kneesebeck mit der Nachricht von der Verschiebung seiner Audienz: „Ces délais, ces lenteurs me désespèrent. Ne sait-on pas que perdre du temps, c'est tout perdre?“

²⁾ Nicht etwa Hardenberg, wie Oncken (Österreich und Preußen im Befreiungskriege, I 117) annimmt; richtig Lehmann, Scharnhorst, II 475.

sagen, was man will, dennoch ungeheuer, und wo sind die Köpfe oder vielmehr der Kopf, der die Sache leiten muß?" Von diesem Instruktionseutwurf wurde denn auch ganz abgesehen, und der König war es zufrieden, daß Ancillon eine neue Instruktion entwarf, die von Hardenberg überarbeitet und, schließlich noch auf Ancillons Vorschlag durch eine Zusatzinstruktion ergänzt, eine ziemlich vollständige Zusammenstellung aller Erwägungen und Möglichkeiten, Wünsche und Vorschläge enthielt, mit denen man sich während der vorhergehenden Verhandlungen beschäftigt hatte.

Am 30. Dezember endlich wurde Knesebeck selbst vom König empfangen. Hardenberg und Ancillon hatten ihm vorher noch, wie um ihn für die bevorstehende Erörterung zu waffnen, eine Denkschrift des Direktors der ersten Abteilung des Allgemeinen Kriegsdepartements, Major Louis Gustav v. Thile, übergeben, der in beredter und nachdrücklicher Weise Beschleunigung und Erweiterung der preußischen Rüstungen anempfahl. Wenn auch er dabei, wie das einmal das Lösungswort war, den Gedanken des Anschlusses an Österreich festhielt, so verlangte er doch, daß Preußen selbst Österreich „kräftig impulsiere“, denn Preußen könne nicht warten; sein Schicksal hänge nicht an Wochen und Monaten, sondern „an Tagen“. Der König seinerseits, in der Unterredung mit Knesebeck, wünschte dessen Absendung noch bis zum Einlaufen der Nachrichten über Boyens russische Meldungen hinauszuschieben, gab aber schließlich doch die baldigste Abreise nach. Er war auch einverstanden mit weiterer Einziehung „der Krümpfer“, die jedoch in der Form von Militztruppen erfolgen solle, damit Frankreich sie nicht auf Grund des Allianzvertrags in Anspruch nehme. Um so hartnäckiger blieb er bei seinem Gedanken der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Osten; die Russen sollten die Grenze Preußens nicht berühren, das als Durchzugsgebiet für die Franzosen, aber nicht als Schlachtfeld wieder dienen solle. Knesebeck wandte ein, letzteres ließe sich am besten vermeiden, wenn Preußen und Österreicher den Krieg an den Rhein trügen. Es war vergeblich. „Das Herz des Königs,“ so schließt Knesebeck seinen Bericht über diese denkwürdige Audienz an Hardenberg, „ward von keiner Hoffnung belebt, daß dies je möglich sein würde. Er war unerschöpflich in Erfindungen, mir die Unmöglichkeit davon beweisen zu wollen, und glaubt, es müßten dazu erst noch einmal 300 000 Franzosen am Niemen vernichtet werden, ehe man so kühne Hoffnungen hegen könne.“

In den nächsten Tagen wurden Vollmacht und Instruktion für Knesebeck zum Abschlusse gebracht, wobei der König in einer Bemerkung am Rande des Entwurfes nochmals die Zusammenziehung der österreichischen Truppen in Böhmen und nicht nach dem Rheine hin empfahl und eine von Ancillon herrührende Phrase beanstandete: daß Preußen wohl eintretendenfalls „die Initiative zu Handlungen ergreifen könne, wenn Österreich die Initiative zu Entschlüssen nehme“ — ein Satz, der dann gestrichen wurde. Die Vollmacht, die auch für den Gesandten in Wien W. v. Humboldt galt, war sehr ausgedehnt. Knesebeck wurde ermächtigt zum Abschluß von Militärkonventionen, Freundschafts- und Allianzverträgen, selbst zu einem Abkommen mit Ruß-

land, wenn sich dies in Verbindung mit seiner Unterhandlung als notwendig herausstellen sollte.

So hatte man sich, hauptsächlich doch durch Hardenbergs vermittelnde Tätigkeit, Ende Dezember 1812 in Berlin über ein politisches Programm geeinigt, dem freilich die Schwächen eines jeden Kompromisses sichtbar anhaften. Das Ziel war die Befreiung Preußens vom französischen Joche. Da man sich für eine sofortige Erhebung und gewaltsame Abschüttelung zu schwach glaubte, suchte man einerseits Verständigung mit Oesterreich, wobei doch der Anschluß an Rußland bereits vorbehalten war; andererseits wurde mit ängstlicher und oft übertriebener Sorgfalt alles vermieden, was zu einem vorzeitigen Bruche mit Frankreich hätte führen können. Mit ebenso großer Vorsicht, Schritt für Schritt, ohne alles Aufsehen sollten die Rüstungen fortgesetzt werden.

Die Befriedigung über diese Einigung und über die in der Ferne sich öffnende Aussicht auf eine glücklichere und freiere Zukunft scheint die Mitarbeiter an dem großen Werke mit einer frohen und hoffnungsfreudigen Stimmung erfüllt zu haben. Während Hardenberg sich an Gneisenau und Scharnhorst wandte, den er von der Lage der Dinge in Kenntnis setzte und zur Mitwirkung einlud (3. Januar), schrieb Ancillon an den König: „Ich kann die Freude nicht verbergen, die ich für Ihre erhabene Person darüber empfinde, daß der Horizont sich aufzuhellen beginnt. Der Augenblick ist schwierig, sogar grausam, aber ich wage zu glauben, daß er zu einer glücklichen Zukunft führen wird. Sie werden den Lohn für Ihre Sorgen und Ihre hohe Klugheit empfangen. Sie werden in diesem Jahre mit der Unabhängigkeit Ihrer Staaten die persönliche Ruhe wieder erlangen. Ihre Untertanen werden glücklich sein, indem sie Sie ihres Glückes sicherer sehen. Ach, weshalb kann Diejenige, die Ihre Leiden geteilt und gelindert hat, und die unserer Liebe entrißen ist, nicht die Sorgen und die Hoffnungen dieses Augenblicks teilen und noch an das Glück des Königs und des Volkes glauben, das sie in ihrem Herzen trug“¹⁾.

III.

Anfang Januar 1813 schritt man zur Ausführung des beschlossenen Programms. General Krusemark und Staatsrat Veguelin, nur in den franzosenfreundlichen Teil der Hardenberg'schen Politik eingeweiht, wurden nach Paris abgesandt (3. und 5. Januar), ersterer mit einer Antwort des Königs auf Napoleons Schreiben vom 14. Dezember, in der unerschütterliche Anhänglichkeit an das französische Allianzsystem versichert, die von Napoleon geforderte Bildung eines eigenen preußischen Hilfskorps in Verbindung mit anderen militärischen Vorkehrungen angekündigt, zugleich aber auf die finanzielle Erschöpfung Preußens hingewiesen und die Notwendigkeit französischer Abschlagszahlungen hervorgehoben wurde. In gleichem Sinne waren Krusemark und Veguelin instruiert; auf das strengste war ihnen verboten, irgendwelche neue Abmachungen mit den Franzosen einzugehen.

¹⁾ Ancillon an den König, 2. Januar 1813 (Königl. Hausarchiv).

Am 4. Januar endlich reiste auch Oberst Knesebek unter dem Namen Hellwig nach Wien ab.

Mit der Sendung Knesebeks nach Wien und Krussemarcks und Beguelins nach Paris waren zwei Forderungen von Hardenbergs politischem Programm erfüllt. Weniger glücklich verlief die Erledigung der dritten Forderung: die Rüstung.

Am Neujahrstage 1813 kamen in Berlin Nachrichten an über schärferes Vordringen der Russen auf preussisches Gebiet; sie hatten Memel durch Kapitulation genommen. Im Zusammenhang damit erhielt man eine Andeutung, daß vielleicht auch das preussische Hilfskorps unter Yorck zu einer Kapitulation gebracht werden könne. Der König, scheint es, sah darin zunächst nur einen Verlust an Truppen, der „ein verstärkter Grund zu neuen Rüstungen sein würde“¹⁾. Rasch hiervon unterrichtet — vielleicht auch schon vorher dazu angeregt — wandte sich Hardenberg an den Kriegsminister Saxe mit der Einladung zu einer Besprechung über weitere Ausdehnung der preussischen Rüstungen, insbesondere über die Bildung eines Truppenkorps an der Oder in Schlesien, den auch die Franzosen wünschten, sowie über „Einziehung mehrerer Mannschaften“ diesseits der Weichsel, Verproviantierung der Festungen usw. (Schreiben Hardenbergs vom 2. Januar 1813). Wir wissen nicht, ob die Unterredung damals überhaupt stattgefunden hat. Befehle zu Rüstungen ergingen jedenfalls zunächst nicht.

Am demselben Tage nämlich, am 2. Januar nachmittags, erschien bei dem König in Potsdam der Major Graf Henckel mit einer Botschaft Yorcks vom 27. Dezember 1812. Der General meldete, daß er von dem französischen Korps unter Macdonald getrennt sei und sich wohl werde zu einem Abkommen mit den Russen entschließen müssen, um das preussische Truppenkorps konservieren und dem König die Verfügung darüber erhalten zu können. In der Tat, nur zwei Tage später, am 4. Januar, während Hardenberg bei dem Marschall Mlogereau speiste, erhielten die Franzosen durch einen Kurier Macdonalds die Nachricht, daß Yorck eine Konvention mit den Russen geschlossen habe, nach welcher das preussische Korps auf preussischem Gebiete neutral zur Verfügung des Königs bleiben und jedenfalls vor Ablauf von zwei Monaten nicht gegen die Russen dienen solle. Am nächsten Tage, 5. Januar, bestätigte ein von Yorck abgesandter Adjutant die Nachricht von der am 30. Dezember abgeschlossenen „Konvention von Tauroggen“.

Es war eine „Konvention“. Am 2. Januar, bei den ersten Andeutungen über das bevorstehende Ereignis, hatte man in Berlin angenommen, daß es sich um eine rein militärische „Kapitulation“ handle, die das preussische Korps den Wechselfällen des Krieges entziehe und für die Zukunft intakt erhalte; begreiflich, daß der König über diese Aussicht sogar eine gewisse Genugtuung blicken ließ²⁾. Nun stellte es sich heraus, daß Yorck ein Abkommen ge-

¹⁾ Schreiben Thiles an Hardenberg, 2. Januar 1813, veröffentlicht von Thimme, Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, Bd. XV.

²⁾ Vgl. die bekannte Aufzeichnung König Wilhelms I. bei Perz, Gneisenau, Band III.

schlossen hatte, das durch keine militärische Zwangslage begründet wurde, das vielmehr durch einen gleichzeitigen Hinweis auf „Verhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten“ eine gewisse politische Färbung erhielt. In dem Augenblick, wo man unter dem Schein der Franzosenfreundschaft mit aller Vorsicht zu neuen Rüstungen schritt, enthüllte ein preußischer General selbst die verborgenen Pläne der preußischen Politik oder, wie es Hardenberg einem hannoverschen Diplomaten gegenüber ausdrückte: „Die Hauptsache ist, nicht zu früh gegen Frankreich kompromittiert zu werden und der General York hat dem Faß den Boden ausgeschlagen.“ Noch stand man den französischen Truppen im Lande und in den Festungen, die eben durch ein frisches Korps unter Grenier Verstärkungen erwarten durften, so gut wie ungerüstet gegenüber. Wie, wenn Napoleon die Nachricht von dem „Verrate“ Yorks mit einer sofortigen Kriegserklärung beantwortete, wenn die Franzosen von Berlin und Spandau aus sich des Königs in Potsdam durch einen raschen Handstreich bemächtigten?

Es scheint nicht, daß der König und Hardenberg bei dieser Lage der Dinge auch nur einen Augenblick geschwankt hätten. Der wohlberechnete Gang der preußischen Politik sollte durch einen solchen Zwischenfall nicht abgelenkt werden. Man beschloß, den Franzosen gegenüber die Konvention zu verleugnen, deren willkommenes Ergebnis aber — die Neutralisierung des preußischen Korps — sich gefallen zu lassen. Wie widerspruchsvoll erscheinen die Maßregeln, die man jetzt ergriff, die Befehle, die man erließ, und doch wie einheitlich waren sie auf das eine Ziel berechnet! Noch am Abend des 5. Januar wurde Major Oldwig v. Nagmer an König Murat von Neapel, den Oberkommandierenden der französischen Truppen gegen Rußland, mit einem Schreiben abgesandt des Inhalts, daß der König die Konvention verwerfe, den General York, der verhaftet und abgeurteilt werden solle, durch General v. Kleist ersetze und das preußische Truppenkontingent zur Verfügung Murats stelle. Man setzte St. Marsan und Narbonne davon in Kenntnis und verabredete zugleich, daß der Fürst Hatzfeldt mit einem Schreiben des Königs nach Paris gehen solle, um befriedigende Aufklärungen über die Tat Yorks zu geben. Narbonne selbst hatte Hatzfeldt dazu in Vorschlag gebracht, nicht nur weil der Fürst sich immer als eifrigster Franzosenfreund gezeigt hatte, sondern hauptsächlich auch, weil er über die Andeutungen wegen einer Heirat zwischen den Hohenzollern und den Bonapartes unterrichtet war (vgl. oben S. 217). In der Tat reiste Hatzfeldt am 12. Januar mit einem Schreiben des Königs nach Paris¹⁾. Auch er war übrigens beauftragt, keinerlei neue Abmachungen einzugehen, sondern seinerseits auf Abschlagszahlungen für die preußischen Lieferungen zu dringen und zugleich anzudeuten, daß der König sich demnächst nach Schlessien begeben werde, für das er von russischer Seite die Neutralität zu erwirken hoffe, in gleichem Umfange wie sie durch die Februarverträge von Frankreich bereits anerkannt war. Dem

¹⁾ Schreiben des Königs an Napoleon, 9. Januar 1813, bei Reboul, Campagne de 1813, I 465 (Neues Werk des französischen Generalstabes).

Grafen Narbonne, der sich am 6. Januar verabschiedete, gab der König selbst die beruhigendsten Versicherungen: in den stärksten Ausdrücken beteuerte er seine Ergebenheit und seine Unhänglichkeit an die französische Allianz, der er aus Loyalität ebenso wie aus Interesse treu bleibe; denn er glaube nicht wie einige „Sitzköpfe und lächerliche Schreier“ an den Niedergang Frankreichs, sondern vertraue auf dessen außerordentliche Hilfsquellen und auf das Genie Napoleons.

Das war die eine Seite der preußischen Politik: nun die andere.

Major von Nazmer sollte nach Erledigung des Auftrages von Murat sich im tiefsten Geheimnis in das russische Hauptquartier begeben und dem Kaiser Alexander die Geneigtheit des Königs zu einer Verständigung versichern. Man hoffte dabei — und so geschah es auch —, daß die Russen es ihm unmöglich machen würden, zu den Generalen Yorck und Kleist zu gelangen. Aber selbst wenn wider Erwarten Nazmer schließlich doch dem General Yorck die Nachricht von seiner Absetzung und drohenden Verhaftung überbringen mußte, war rechtzeitig Vorkehrung gegen etwaige nachteilige Folgen getroffen worden. Gleichzeitig mit Nazmer wurde Kapitän Schack direkt zu Yorck gesandt, um ihm für diesen Fall den Wink zu geben, er möge sich unter Kaiser Alexanders Schutz stellen, ohne sich doch zu weit von seinem Korps zu entfernen¹⁾.

Während alle diese scheinbar sich gegenseitig aufhebenden, tatsächlich sich ergänzenden Maßnahmen in der Richtung auf das große Ziel der preußischen Politik mit raschem Entschlusse getroffen wurden, sind die schon am 2. Januar in Aussicht genommenen Rüstungen zunächst verzögert worden. Yorcks Konvention hat, wenigstens in dieser Hinsicht, den Gang der Entwicklung eher verlangsamt als beschleunigt. Erst am 8. Januar traten Hardenberg und Saxe wieder zu einer Beratung über die Rüstungen zusammen, und erst am 12. Januar wurden „Formationsbestimmungen“ erlassen, die namentlich durch Erhöhung der Etats aller Infanterie-Bataillone eine erhebliche Vermehrung der preußischen Streitkräfte bedeuteten und denen in den nächsten Tagen noch weitere Rüstungsmaßregeln folgten. Am 18. Januar wurde auch der Abmarsch der in der Mark befindlichen Truppen nach Schlesien angeordnet und zwei Tage später wirklich angetreten.

Nur der König selbst konnte sich noch immer nicht entschließen, Potsdam zu verlassen und nach Breslau überzusiedeln. In der ersten Bestürzung nach Yorcks Konvention scheint er dazu geneigt gewesen zu sein. Als von französischer Seite alles ruhig blieb, schob er die Abreise wieder hinaus. Vergeblich blieben die Vorstellungen derer, die ernstlich um seine Sicherheit besorgt waren, wie derer, die die Abreise nach Breslau als weithin sichtbares

¹⁾ Alle diese Missionen wurden in tiefstem Geheimnis gehüllt, die Aufträge nur mündlich erteilt. Nazmers geheime Sendung kennt man hauptsächlich nur aus dessen nicht sehr zuverlässigen Erinnerungen; Schacks Auftrag nur aus einem von dem Verfasser im Archiv des auswärtigen Ministeriums zu Petersburg gefundenen Berichte des Fürsten Sergius Dolgoruki, dem Yorck in Königsberg selbst Mitteilungen darüber machte (veröffentlicht von Schiemann im 84. Bande der „Historischen Zeitschrift“ 1900).

Zeichen der Abwendung von der französischen Allianz wünschten. Dabei drängte der Gang der Ereignisse mehr und mehr nach einer Entscheidung. Man erfuhr (am 15. Januar), daß Murat die französische Armee verlassen habe, deren Oberbefehl an Prinz Eugen, den Vizekönig von Italien, übergang; daß andererseits Napoleon die Konvention Yorks zum Vorwand einer außerordentlichen Steigerung seiner Rüstungen nehme; am nächsten Tage, daß die Russen in Marienwerder seien, die Weichsel überschritten hätten. Ancillon und Hardenberg wetteiferten in dringenden Bitten bei dem König um seine endliche Abreise, Ancillon aus dem Grunde, daß Napoleon ihm die Kapitulation Yorks doch nicht verzeihen werde; Hardenberg mit dem Hinweis auf das unaufhaltsame Vordringen der Russen und die erregte Stimmung in den von ihnen besetzten preußischen Landesteilen, sowie auf die Möglichkeit der Verlegung des französischen Hauptquartiers nach Berlin. Erst nach einem anscheinend durch französische Truppenbewegungen am 17. Januar in Berlin und Potsdam entstandenen Alarm, der zu militärischen Sicherheitsmaßregeln für den König führte und den Hardenberg geschickt benutzte, wurde die Abreise bestimmt in Aussicht genommen ¹⁾. Günstige Nachrichten von österreichischer Seite und aus Rußland, die Naßmer zurückbrachte, bestärkten in diesem Entschlusse. Am 21. Januar wurde der 17 jährige Kronprinz Friedrich Wilhelm eingesegnet; in die Ablegung seines Bekenntnisses flocht er die Worte ein: „Ich glaube an den, der zum Übermute spricht: bis hierher und nicht weiter.“ Am nächsten Tage, 22. Januar, reiste der König nach Breslau ab; am 23. folgte der Staatskanzler Hardenberg, der mit ruhigster Miene den Franzosen als Motiv der Übersiedelung nach Schlessien die Formation eines neuen Truppenkorps als Hilfskontingent bezeichnet hatte. Die Gesandten Frankreichs und Österreichs wurden eingeladen, sich gleichfalls nach Breslau zu begeben.

IV.

Mit der Übersiedelung nach Breslau, wo der König am 25. Januar und Hardenberg einen Tag später eintrafen, kam ein rascherer Schritt in den Gang der preußischen Politik und besonders der preußischen Rüstungen. Der König wünschte zwar, aus Rücksicht auf die immer noch sehr rückständigen militärischen Vorkehrungen, den Ausbruch der Feindseligkeiten möglichst hinauszuschieben und regte deshalb den Gedanken an, Rußland möge an der Weichsel haltmachen, Frankreich hinter die Elbe zurückgehen und die preußischen Festungen, womöglich auch Danzig, an Preußen zurückgeben. Dann könne man den Erfolg der von Österreich eingeleiteten Friedensvermittlung abwarten. Wenn Frankreich, wie er voraussetzte, ablehne, so werde man gemeinsame Sache mit Rußland machen und es auffordern, so schnell als

¹⁾ Ancillon, Immediatbericht v. D.; Hardenberg, 16. und 17. Januar. Boyen (Denkwürdigkeiten II 308) berichtet sogar, Hardenberg selbst habe ihm erzählt, daß er den König kniefällig um einen Entschluß gebeten habe. Vgl. auch „König Friedrich Wilhelm III. und seine Bedrohung durch die Franzosen 1813“. Greifswalder Dissertation von A. Pawelitzki (1906).

möglich vorzurücken. Er war aber auch darauf gefaßt, daß der schnelle Fortgang der Ereignisse weitere umständliche Verhandlungen unmöglich machen und einen sofortigen Systemwechsel erzwingen werde. In diesem Falle sollten die Russen sogleich zum schleunigsten Vorrücken aufgefordert werden und die Preußen sich etwa an der Oder mit ihnen vereinigen.

Gleich in den nächsten Tagen kamen nun aus Frankreich, Osterreich und Rußland Nachrichten, die rasche Entschliefungen forderten.

Unter einem großen Schwall von Worten, mit lockenden Versprechungen und vielverheißenden Andeutungen, hatte Napoleon in einer Unterredung mit Krusemarck am 15. Januar doch jedes wirkliche Eingehen auf die preußischen Forderungen vermieden und den Gesandten an den Staatssekretär Maret verwiesen, der seinerseits den Anfragen Krusemarcks wieder mit Berufung auf mangelnde Instruktionen des Kaisers auswich. Es schien klar, daß irgendeine Zahlung von Napoleon, die man vor dem Bruch noch gern entgegengenommen hätte, auch bei weiteren Verhandlungen nicht zu erwarten war, daß er vielmehr, wie Hardenberg jetzt dem König schrieb, ganz entschieden ungünstige Gesinnungen gegen Preußen habe.

Von Kneesebeck, der am 12. Januar in Wien seine erste Unterredung mit Metternich hatte, erfuhr man, daß eine Verbindung mit Preußen zum Zwecke einer gemeinsamen bewaffneten Vermittlung zwar abgelehnt werde, daß aber die allgemeine Haltung Osterreichs sonst durchaus beruhigend und zufriedenstellend sei. Ohne sich durch fest formulierte Erklärungen zu binden oder durch bestimmte Ratschläge für Preußens politische Maßnahmen eine Verantwortlichkeit übernehmen zu wollen, ließ Metternich doch durchblicken, daß Osterreich den Anschluß Preußens an Rußland nicht ungern sehe und jedenfalls nicht dagegen feindlich vorgehen werde. Mit der Neutralität für Schlesien war er sehr einverstanden und wünschte sogar, daß Preußen seinen Ton gegen Frankreich ändere und, statt die Versicherung seiner Allianztreue immer und immer zu wiederholen, bei Verweigerung friedlicher Zugeständnisse mit einer Volkshebung drohe. „Hätten wir“, sagte Metternich von Osterreich selbst, „300 000 Mann auf den Beinen und unsere alten Bankbilletten noch, so würden wir eine andere Sprache führen.“

Von größter Wichtigkeit aber war, daß man jetzt auch Gewißheit über die weiteren Absichten Kaiser Alexanders von Rußland erhielt, durch zwei eigenhändige Schreiben des Kaisers selbst vom 6. Januar aus Wilna und vom 21. Januar aus Lyck in Ostpreußen, die am 28. Januar gleichzeitig in Breslau ankamen. Er versicherte darin den König der unerschütterten Fortdauer seiner alten und herzlichen Freundschaft; er werde nicht zufrieden sein, bevor nicht Preußen seinen ganzen Glanz und seine Macht wiedererlangt habe; und er erbot sich, die Waffen nicht niederzulegen, bis dies große Ziel erreicht sei.

Dazu kam die wachsende Erregung in der Bevölkerung, in Königsberg, wo der Freiherr vom Stein am 22. Januar als Bevollmächtigter Kaiser Alexanders eingezogen war, in der Mark Brandenburg und nun auch in dem bisher ruhigen Breslau, wo jetzt Scharnhorst und Boyen erschienen, und

das bald — nach den Worten des französischen Gesandten selbst — einem „Vulkan in Flammen“ glich („volcan enflammé“). Am eben dem Tage, an dem die Berichte Krussemarcks aus Paris und die Schreiben Kaiser Alexanders eingetroffen waren, am 28. Januar, geschah ein entscheidender Schritt vorwärts: Scharnhorst wurde in seine frühere Stellung an der Spitze des Allgemeinen Kriegsdepartements zurückversetzt und ihm, Hardenberg und Saxe ein „Kommissorium“ übertragen, um einen Plan für die Aufstellung einer „starken und schlagfertigen Armee“ vorzulegen. Ausdrücklich wurden sie dabei angewiesen, nur „auf das zu sehen, was wesentlich ist“, da „größte Schnelligkeit ein Hauptforderniß ist“.

Damit begann eine neue Epoche: ein einmütiges Zusammenarbeiten von Hardenberg und Scharnhorst, ein Zusammenwirken von Politik und Krieg, das, kräftig und entschlossen, aber auch umsichtig und zielbewußt durchgeführt, den nächsten Wochen und Monaten ihre Bedeutung gab, und das schließlich zu den glücklichsten und schönsten Erfolgen führte. Hardenbergs Anteil darf dabei gegenüber Scharnhorsts Verdiensten nicht vergessen werden: Hardenberg war es meistens, der Scharnhorsts, den Zeitgenossen beinahe „revolutionär“ erscheinende Vorschläge dem am Hergebrachten hängenden König vorzutragen und annehmbar zu machen hatte.

Am 29. Januar wurde Knefebeck aus Wien abberufen, um eine Mission zur Verhandlung und zum Abschluß eines Allianzvertrages mit Rußland zu übernehmen; noch an demselben Tage wurde Graf Brandenburg an Kaiser Alexander abgesandt, der vorläufig darüber verständigt werden sollte¹⁾. Am 1. Februar wurden zu den „Formationsbestimmungen“ vom 12. Januar (s. oben S. 227) Ergänzungsbestimmungen erlassen, die sich namentlich auf Verstärkung der Kavallerie und Artillerie bezogen. Am 3. Februar endlich erging nach Vorschlägen Scharnhorsts der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern. Hardenberg, der ihn allein unterschrieb und veröffentlichte²⁾, konnte zufrieden sein. Dem Grafen Zichy sprach er die Hoffnung aus, Preußen werde bald 100 000 Mann auf den Beinen haben; dem Gesandten erschien er jetzt in Sprache und Haltung verwandelt, durch alles, was ihn in Breslau umgab, wie „elektrisiert“.

¹⁾ Ob er vielleicht dem Kaiser ein „Billet“ des Königs überbrachte, das in einem dem König am 9. Februar (durch Brandenburg?) übermittelten Antwortschreiben Alexanders erwähnt wird? In dem „Billet“ klagte der König über die Zwangslage, in der er sich befinde, und versicherte übrigens den Kaiser seiner freundschaftlichen Gefühle. Leider ist dieses „Billet“, das erste seit März 1812, nicht mehr vorhanden.

²⁾ Der Aufruf wurde teils am 3., teils am 4. Februar an sämtliche preussische Regierungen zur Veröffentlichung versandt; die Vermutungen Dicken's (Oesterreich und Preußen, I 163) über eine angebliche Verschleppung der Bekanntmachung und deren Ursachen sind völlig haltlos. Wenn Hardenberg einmal in seinem Tagebuche am 4. Februar verzeichnet: „Affaires et conférences militaires; difficultés avec Sa Majesté,“ so mag sich dies auf die ablehnende Haltung des Königs gegen einige Vorschläge Scharnhorsts (vgl. Boyen, II 326; Lehmann, II 522, 523) oder gegen Boyen und die 1812 aus preussischem Dienste geschiedenen Offiziere beziehen (Meinecke, I 263).

Eben in diesem Augenblick aber machten sich noch einmal Anschauungen und Einflüsse geltend, die, wenn sie zur Herrschaft gelangt wären, den Fortgang der politischen Aktion Hardenbergs wie der militärischen Maßregeln Scharnhorsts ernstlich hätten gefährden können.

Unter dem 4. Februar entwarf Ancillon eine umfangreiche Denkschrift, in der er, von der kühlen Haltung Österreichs ausgehend, ja dessen Parteinahme für Frankreich als möglich oder wahrscheinlich voraussetzend, auch für Preußen eine äußerst vorsichtige Haltung forderte. Preußen möge schleunigst Frieden und Bündnis mit Rußland schließen, wie das bei einem etwaigen Versagen Österreichs ja schon vorher in Aussicht genommen war; dann aber möge ein Waffenstillstand verabredet und eine Friedensunterhandlung versucht werden. Überaus bescheiden waren die Bedingungen, mit denen er dabei für Preußen zufrieden gewesen wäre: Rückgabe des Herzogtums Warschau mit Danzig, Magdeburgs und vielleicht der Altmark nebst einer guten militärischen Grenze an der Elbe. Für einen solchen Frieden rechnete er auf Napoleons Zustimmung, dem ja die Herrschaft in Italien und Spanien, in Holland und Westdeutschland verbleiben würde. Aber Deutschland und Deutschlands Befreiung? Ohne Österreich und ohne die deutschen Fürsten selbst meinte Ancillon dafür nichts tun zu können. Deutschlands Befreiung schien ihm kein Ziel für Preußens Politik, höchstens ein Mittel für den nationalen Zweck, „die Sicherung unserer Existenz und unserer Unabhängigkeit“. „Erinnern wir uns, daß wir Preußen sind, zuerst und vor allen Dingen.“

Ancillons Äußerungen erinnern an einen ähnlichen Vorgang im Herbst 1794, als bei einer ersten Krise der preußischen Politik über Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich oder Einleitung von Friedensunterhandlungen beraten wurde. Dabei wandte sich das „spezifische Preußentum“ gegen die Männer „aus dem Reiche“, gegen Hardenberg und Goertz, die für Fortsetzung des Krieges tätig zu sein schienen, und der Freiherr von Alvensleben rief seinen Kollegen im Ministerium, den Grafen von Finckenstein und von Haugwitz, zu: „Wir drei, wir sind Preußen, und wir müssen mit dem König von Preußen sprechen“. Damals siegte das spezifische Preußentum, wenigstens teilweise, und führte den preußischen Staat zum Friedensschluß von Basel; diesmal, im Jahre 1813, unterlag es.

Ancillons Denkschrift fand die volle Zustimmung König Friedrich Wilhelms III.; Hardenberg aber und Knefebeck, der inzwischen von Wien zurückgekehrt war, bekämpften sie nachdrücklich, der Staatskanzler mit Randbemerkungen, Knefebeck in einem besonderen Memoire, das hauptsächlich die Haltung Österreichs rechtfertigte, worauf wieder Ancillon in einem ausführlichen Schreiben an Hardenberg antwortete: er sei mißverstanden worden, seine Vorschläge bedeuteten nur ein „Minimum“ für den Fall, daß Österreich bei der französischen Allianz bleibe; dann würde er in Ermangelung des Besseren allerdings mit dem Guten sich begnügen¹⁾ (9. Februar).

¹⁾ M. Lehmann hat im 64. Bande der „Historischen Zeitschrift“ die Denkschrift Ancillons vom 4. Februar mit den Marginalien Hardenbergs und dem zustimmenden

Eine ernstere Bedeutung oder eingreifendere Wirkung hat diese Denkschriftenfehde nicht gehabt. Hardenberg machte in seiner Weise einige ungefährliche Zugeständnisse, hauptsächlich um den König zufriedenzustellen. So übernahm er den vom König ausgehenden und von Ancillon wiederholten Vorschlag eines Waffenstillstandes unter Zurückweichen der Russen über die Weichsel und der Franzosen über die Elbe bei gleichzeitiger Räumung der preussischen Festungen. Irgend einen Erfolg versprach er sich davon um so weniger, als seine ersten flüchtigen Andeutungen darüber bei dem Grafen St. Marsan auf entschiedenen Widerspruch gestoßen waren; nur einen anständigen Weg zum Abbruch der Beziehungen mit Frankreich meinte er sich damit bahnen zu können. Die Instruktionen für Knesebecks Sendung in das russische Hauptquartier bearbeitete der Staatskanzler diesmal selbst, ohne sich dabei durch Einreden Ancillons, der sein „Minimum“ gern hineingebracht hätte, stören zu lassen. Ihm kam es jetzt vor allem darauf an, keine Zeit mehr zu verlieren; kein Bericht an den König in diesen Tagen, in dem er nicht wieder und wieder auf die Notwendigkeit möglicher Beschleunigung hingewiesen hätte. Im übrigen gingen auch, immer unter vorsichtiger Beobachtung des Anscheins der Franzosenfreundschaft, Rüstungen und diplomatische Verhandlungen ununterbrochen weiter.

Am 6. Februar unterbreitete Hardenberg dem König einen von Scharnhorst entworfenen Plan der Rüstungskommission, der eine Verdoppelung der zehn Reservebataillone und der acht Depotschwadronen in Aussicht nahm und der zwei Tage darauf mit einigen Abänderungen vom König genehmigt wurde. Am demselben Tage, 6. Februar, erließ Hardenberg eine Verfügung an das Regierungspräsidium in Stettin, mit größter Beschleunigung die Verstärkung der Truppenkorps der Generale Yorck und Bülow zu fördern. Am 9. Februar unterzeichnete der König die Kabinettsorder über die Aufhebung der bisherigen Exemtionen von der Dienstpflicht während der Dauer des Krieges. Staatsrat Hippel, in dieser Zeit Hardenbergs treuer Mitarbeiter, der die Order auch entworfen hatte, ließ sie noch an demselben Tage überallhin versenden. Am 12. Februar befahl der König der Rüstungskommission, zu verfügen, daß alle in Schlesien und Pommern stehenden Feldtruppen (aus der Mark waren sie schon herausgezogen, s. oben S. 227) „förderksamst“ mobil gemacht werden sollten. Am demselben Tage erging ein Armeebefehl, des Inhalts, daß Yorck sich wegen seiner Kapitulation vollkommen gerechtfertigt habe und deshalb vom König zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Preußen und Pommern ernannt sei.

Wir brauchen diese Aufzählung nicht fortzusetzen. Trotz der zu spät und zu ängstlich begonnenen Rüstungen verfügte man schon Anfang März über 90 000 Mann Feld- und Garnisonstruppen; andere Truppenteile mit fast 30 000 Mann waren in der Bildung begriffen, im ganzen bereits dreimal mehr Mannschaften, als man im Herbst 1812 gehabt hatte.

Schreiben des Königs vom 5. Februar veröffentlicht, das Rechtfertigungsschreiben Ancillons aber nicht berücksichtigt.

Nicht ganz so schnellen Schrittes gingen ihrer Natur nach die diplomatischen Verhandlungen.

Am 9. Februar hatte Knessebeck Breslau verlassen, am 15. erreichte er das Hauptquartier Kaiser Alexanders in Rodawa bei Kalisch. Er war zum Abschluß einer Defensiv- und Offensivallianz bevollmächtigt, deren Ziel für Preußen die Wiederherstellung in den Stand vor 1806 bilden sollte. Es sollte zu diesem Zwecke im Westen seine alten Lande links der Elbe (ausgenommen Hannover) und möglichst noch eine Vergrößerung dazu erhalten, im Osten seine alten polnischen Lande mit Ausnahme des Bezirks von Bialystock, der nach dem Tilsiter Frieden an Rußland gekommen war. Aber Hardenberg hing keineswegs unbedingt an der Wiedererlangung dieses ganzen polnischen Gebietes, wie er auch schon bei früheren Rekonstruktionsplänen statt dessen eine Entschädigung Preußens auf Kosten Sachsens ins Auge gefaßt hatte. Ausdrücklich war deshalb Knessebeck zu weiteren Zugeständnissen im Osten ermächtigt. Allein eben hieran drohte die Verhandlung zu scheitern. Knessebeck meinte taktisch klug zu handeln, indem er zunächst einmal alle früheren polnischen Besitzungen Preußens zurückforderte, nicht in der Absicht oder in der Erwartung, sie wirklich zurückzuerlangen, sondern um sich Teile davon als Tauschobjekte abhandeln zu lassen und anderweit Entschädigungen dafür zu erhalten. Da er hiermit bei Kaiser Alexander nicht durchdrang, dessen damalige Pläne für eine Wiederherstellung Polens aus seinem Briefwechsel mit Fürst Adam Czartoryski bekannt sind, so entschloß sich der preussische Unterhändler allmählich, von der ihm gegebenen Ermächtigung Gebrauch zu machen und auf so viel polnisches Land zu verzichten, daß man unter gegenseitigen Zugeständnissen einem Abschluß endlich ziemlich nahe kam. Es war zu spät. Ungeduldig über Knessebecks Weiterungen, dessen Verhalten der Freiherr vom Stein nicht mit Unrecht als „diplomatisches Finassieren“ tadelte, sandte Kaiser Alexander den Baron von Anstett nach Breslau, wo man rasch zu einer Verständigung gelangte und der Allianzvertrag, so wie ihn Rußland jetzt vorschlug, in den letzten Februartagen vom König Friedrich Wilhelm und Hardenberg unverändert unterzeichnet wurde. Der Vertrag sicherte Preußen im allgemeinen in politischer, geographischer und finanzieller Beziehung Wiederherstellung in den Stand vor 1806, mit Entschädigungen und selbst Vergrößerung; im Osten insbesondere ein Stück Landes zur militärischen und geographischen Verbindung von Altpreußen mit Schlessien. Dieser Vertrag von Breslau-Kalisch, dessen Abschluß die beiden Monarchen König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander mit den lebhaftesten Bezeugungen ihrer Benugtung und Freude begleiteten, bildet die Grundlage für die Verträge Preußens mit den andern Mächten der großen Koalition gegen Frankreich wie für die spätere Rekonstruktion Preußens auf dem Wiener Kongresse.

Mit nicht geringerer Ungeduld als Kaiser Alexander hatten König Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg dem Abschlusse des Vertrages entgegengesehen; denn in denselben Tagen, wo die preussisch-russische Allianz sich ihrer Vollziehung näherte, ging in gleichem Maße die preussisch-französische Allianz ihrer Auflösung entgegen.

Am die Mitte Februar hatte Hardenberg in einer Note, die zugleich dem französischen Gesandten in Breslau, Grafen St. Marsan, übergeben und den preußischen Vertretern in Paris übersandt wurde, nochmals ganz offiziell die drei wesentlichsten Forderungen und Vorschläge Preußens zusammengefaßt: Abrechnung und Abschlagszahlung auf die preußischen Lieferungen, deren die Kontribution übersteigender Wert jetzt auf fast 100 Millionen Francs berechnet wurde, Anerkennung der Neutralität Schlesiens von den kriegführenden Mächten, endlich Waffenstillstand unter Räumung des Gebietes zwischen Weichsel und Elbe einschließlich der Oderfestungen, im Hinblick auf eine Friedensverhandlung. Wie Hardenberg von vornherein erwartet hatte, gelang es den preußischen Vertretern in Paris nicht, diesen Wünschen bei der französischen Regierung Eingang zu verschaffen; vergeblich bemühte sich insbesondere Fürst Haßfeldt, Napoleon durch die Drohung mit einer Volkserhebung zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, wie er anderseits die Patrioten in Breslau durch übertriebene Schilderung der französischen Rüstungen einzuschüchtern suchte. Den Vorschlag eines Waffenstillstandes würdigte Napoleon überhaupt keiner Antwort; einer Verhandlung mit Rußland über die Neutralität Schlesiens — damit hatte man Kneesebecks Sendung gerechtfertigt — schien er keine Bedeutung mehr beizumessen. In der Frage der Abrechnung für die preußischen Lieferungen zeigte er scheinbares Entgegenkommen: er sprach von Einsetzung einer Liquidationskommission und ermächtigte auch seinen Gesandten in Breslau zu gewissen Zugeständnissen, wobei ihm jedoch streng verboten wurde, irgend etwas Schriftliches von sich zu geben ¹⁾.

Ehe aber diese Nachrichten nach Breslau gelangten, war dort bereits die Entscheidung gefallen.

Die Stellung Preußens zwischen Frankreich und Rußland war immer unhaltbarer geworden. Während von preußischer Seite an der Allianz mit Frankreich soweit festgehalten wurde, daß König Friedrich Wilhelm einen russischen Antrag, einem bei Kalisch geschlagenen französischen Truppenteil den Rückzug abzuschneiden und sich der Festung Glogau durch Überrumpelung zu bemächtigen, unter Hinweis auf die Neutralität Schlesiens ablehnte, begannen die Franzosen in den preußischen Landen wieder wie in Feindesland zu hausen. Entgegen den Verträgen und ausdrücklichen Versprechungen trieben die Kommandanten der Oderfestungen die erforderliche Verpflegung für eine etwaige Belagerung durch scharfe Requisitionen zusammen. Napoleon selbst ließ die preußischen Rüstungen in den von seinen Truppen noch besetzten Landesteilen verbieten und versuchte, preußische Truppenkorps wieder unter französischen Oberbefehl zu stellen. Währenddem drangen die Russen siegreich und überall mit Jubel als Befreier begrüßt weiter und weiter vor, am 4. März zogen sie in Berlin ein, das der Vizekönig Eugen einige Stunden vorher kampflös geräumt hatte. Höher und höher gingen die Wogen der patriotischen Begeisterung; die Aufrufe zur Freiwilligenstellung und zu

¹⁾ Berichte von Krusmarck und Haßfeldt, März 1813. Erlaß Maret's an St. Marsan, 6. März, bei d'Ussel, *Défection de la Prusse*, S. 372 ff.

Kriegsbeisteuern hatten unter allgemeiner Opferfreudigkeit von Anfang an so überraschend glänzende Erfolge, daß auch das Herz des schwergeprüften Königs sich froher Hoffnung endlich öffnete¹⁾. Am 23. Februar, so vertraute Scharnhorst einem hannoverschen Diplomaten in Breslau, nach langem inneren Kampfe sei der König mit sich einig geworden und zum Bruche mit Frankreich entschlossen; habe dieser Monarch aber erst einmal einen Entschluß gefaßt, so könne man sich darauf verlassen, daß er ihn auch ausführe. Die längere Aufrechthaltung des Anscheins der französischen Allianz erschien jetzt weder möglich noch notwendig. Immerhin glaubte man noch Antwort auf die am 15. Februar an Frankreich gestellten Forderungen abwarten zu müssen, sowohl um die Rüstungen noch weiter zu fördern als auch um, wie man meinte, Napoleon ins Unrecht zu setzen; gegen die vertragswidrigen Übergriffe der französischen Kommandanten und Generale verwahrte man sich am 27. Februar in einer nachdrücklichen Protestnote. Erst als der am 15. März aus Paris eingetroffene Gesandtschaftskurier abermals keine Antwort Napoleons brachte, — sie traf kurz nachher ein —, schritt Hardenberg zur Tat. Am 16. März ließ er dem französischen Gesandten, Grafen St. Marsan, eine Note zugehen, in der er alle die Vertragsverletzungen aufzählte, die sich Frankreich habe zuschulden kommen lassen. Damit habe Frankreich selbst alle Verpflichtungen der Allianz aufgehoben. Preußen müsse deshalb in der ernstesten Lage, in der es sich befinde, suchen, sich anderweit zu helfen, und habe darum mit Rußland ein Bündnis geschlossen.

Diese preußische Note vom 16. März, der am nächsten Tage der „Aufruf an mein Volk“ folgte, vermied das Wort „Krieg“; aber sie war, wie sie der französische Gesandte sogleich bezeichnete, doch eine „Kriegserklärung in aller Form“; sie bildete zugleich die endliche richtige Antwort auf das genau drei Monate vorher in Potsdam dem König Friedrich Wilhelm überreichte Schreiben Napoleons vom 14. Dezember 1812.

Schwerlich wird man diese Entscheidung und die einzelnen Entwicklungsstufen, die dahin führten, als das wohlberechnete Ergebnis eines in den Anfängen wie im Endziel festgestellten Planes, als das Werk eines von vornherein auf den Befreiungskampf unmittelbar gerichteten Willens ansehen können. Ohne Zweifel war die preußische Politik jener drei Monate mehr den Forderungen des Augenblickes angepaßt, als weit voraus in die Zukunft schauend, mehr geschmeidig als fest, mehr vorsichtig und schlaun als entschlossen und kühn. Sie entbehrte, mag man sagen, der Kraft und der Größe. Sie hat dafür büßen müssen: die volkstümliche Überlieferung von einst wie die gelehrte Forschung von heute schmücken mit allem Ruhm und allem Glanz das Haupt der Männer der derben Tat, der Bock und der Stein; die feine Diplomatenarbeit Hardenbergs stoßen sie tadelnd ins Dunkel.

¹⁾ Vgl. hierüber „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. Süsser“, damals Adjutant Scharnhorsts, S. 101, und Bogen, II, 324.

Und doch scheint mir in Hardenbergs vielbewegtem und erfolgreichem Leben dieser Feldzug im Winter 1812 auf 1813 einer der glücklichsten und jedenfalls schwierigsten. Unter den Augen der mißtrauischen Franzosen in Berlin, unter den drohenden Mündungen der französischen Kanonen in Küstrin und Spandau hatte Hardenberg den Gedanken der Abschüttelung der Fremdherrschaft gefaßt, die Möglichkeit einer friedlichen Lösung zunächst nicht verschmähend und nicht ausschließend, aber doch die Wahrscheinlichkeit eines blutigen Kampfes um die Freiheit sogleich in Aussicht nehmend. Und er hat sein Programm dann durchgeführt in einem verarmten und ausgefogenen Lande, in der gespanntesten und gefahrvollsten Lage, freilich unter beständigen Kompromissen, Hindernissen mehr ausweichend als sie überwindend, aber ohne alle Erschütterung, dem Zwange der napoleonischen Gewaltherrschaft und dem Argwohn spionierender Diplomaten mit Listen und Lügen belegend, immer hoffnungsvoll auch gegenüber der kühlen Haltung Oesterreichs und der Unsicherheit Rußlands und seines Kaisers, durchgeführt endlich zwischen den Klippen des unentschlossenen Pessimismus seines Königs und des stürmischen Optimismus der Patrioten, und dadurch nicht nur eine würdige Eröffnung des großen Freiheitskampfes anbahnend, sondern auch das hohe Ziel erreichend, das einst, kurz vor seiner Ernennung zum Staatskanzler, im März 1810 Königin Luise den preußischen Staatsmännern gezeigt hatte: die Erhaltung der Einheit zwischen dem preußischen König und dem preußischen Volke.

Aus einer römischen Porträtgalerie.

Von
Theodor Birt.

II. Die Gracchen.

Scipio, der Besieger Hannibals, und sein Gegner Cato, der Zensor, waren gestorben. Sie gehörten einer glücklicheren Zeit an. Es folgt auf sie eine andere Generation, und eine Fülle unternehmender Männer großen Zugs und von starkem Willen treten jetzt auf einmal ins Licht der Geschichte, die sich gegenseitig bekämpfen und bestreiten: aber der Hintergrund der Zeit wird plötzlich düster, wir nähern uns der Schreckenszeit Roms, dem furchtbaren, blutrauchenden ersten Jahrhundert v. Chr., der Zeit, die nach einem Alleinherrscher, einem König, sucht und ihn nicht finden kann.

Die äußere Politik Roms, der Imperialismus, die Angriffspolitik, hatte vorläufig alle ihre Wünsche befriedigt und war an einem Ziel und Ende angelangt; Rom hatte um das Jahr 140 v. Chr. die Welt so gut wie in Händen; Spanien, Griechenland, Mazedonien, Afrika waren Provinzen; ja, der pergamenische König in Klein-Asien war Roms Vasall geworden: Eroberungen, die keineswegs aus dem Expansionsbedürfnis hervorgegangen sind, als hätte Italien an Übervölkerung gelitten, wie heute Deutschland, das nicht weiß, wohin es mit seinen Kräften soll, — sondern lediglich aus Raubsucht, aus unverhüllter Gier nach den Reichtümern des Nachbarn; das ist nirgends besser ausgeführt als in dem Brief des Königs Mithridat an Urfares, den wir besitzen. Je reicher der Bürger in Rom durch solche Beute wurde, je weniger brauchte er zu arbeiten: man badete, sah Schauspiele, lief in die Volksversammlungen und speiste gut. Darauf lief schon damals das Römerium hinaus. Die Bürger zahlten jetzt auch keine Steuern mehr; denn die unterjochten Länder füllten die Staatskasse.

Man sollte also meinen, das Glück des Schlaraffenlandes sei auf den sieben Hügeln eingezogen. Aber das Gegenteil war der Fall. Jetzt klappten in Rom selbst die Gegensätze auseinander. Die Raubpolitik des Senats rächte sich rasch und unmittelbar. Denn die hohen Herren, Staatsmänner und Magnaten, rissen alle Beute an sich, und nicht nur draußen die wehrlosen Provinzen fluchten auf Rom: das Volk selbst stand, die Proleten standen hungernd und dräuend in Roms Gassen. Vor allem das Landvolk Italiens, Italien selbst fühlte sich getreten und fing an, sein Recht zu fordern.

Die soziale Frage nahte rasch und auf einmal: ein Wetterleuchten der gräßlichen Revolution.

Noch regte sich nichts, und da war ein Mann, auf den alles hoffend blickte; man glaubte, er könne ein Wunder tun: das war der junge Scipio, der sich Scipio Aemilianus nannte. So hieß er; denn er war kein wirklicher Scipio, kein wirklicher Cornelius, sondern Sohn des Feldherrn Aemilius Paulus, trat aber durch Adoption in die Scipionische Familie über. Durch diese Umstände hoch gehoben, war er schon gleich im Alter des Fährnichts oder des Primaners erster Mann Roms, getragen durch seine Verbindungen, bald auch durch seinen fürstlichen Reichtum; dazu intelligent und auch höchst robust. Er stand durchaus seinen Mann. Quelle gibt es im Altertum nicht. Aber im Krieg nahm er die Herausforderung eines wilden Spaniers zum Zweikampf an und schlug den Kerl nieder. Welcher englische Lordsohn oder Baronet läßt es sich heute einfallen, sich mit einem Indier oder Nigger zu bogen?

Aber er war leider zu edel, dieser Scipio, und von einer unbeschreiblichen Vortrefflichkeit. So sagen alle Zeugen. Es ist ja herrlich, gut zu sein, aber in den Ständekämpfen, wo immer der Robeste Recht behält, nützt es nichts. Die Römer sprachen diesen Scipio selig, als er starb — man glaubte, daß die Seligen nach dem Tode verklärt im Himmel auf der Milchstraße hausten: vielleicht haust Scipio dort oben noch jetzt. Aber in den Büchern unserer Geschichtschreibung wird er als politische Größe unerbittlich verurteilt. Wo alle schlemmten und pokulierten, war er mäßig bis zur Abstinenz¹⁾. In Anlaß seiner früheren Siege war er lange Zeit der mächtigste Mann der Stadt, aber er trat immer vor anderen bescheiden zurück mit unendlicher Verbindlichkeit: „bitte sehr, nach Ihnen, gehen Sie voran!“ Als Feldherr bewährte er sich wunderbar, und darum setzte auch der alte Cato seine Hoffnung auf ihn. Denn Scipio Aemilianus ist es, der Carthago zerstörte, er ist es, der hernach auch die feste Stadt Numantia in Spanien nahm. Aber auf Feldschlachten ließ er sich nicht ein. Dazu war er zu methodisch, zu pedantisch. Er belagerte nur. Er war ein gelehrter Stratege, benutzte die griechischen Bautechniker und Ingenieure ausgiebig und steigerte die Belagerungskunst des römischen Heeres mit Laufgräben, Schirmdächern, Türmen, Geschützen, Maschinen usw. bis zur höchsten Leistungsfähigkeit. So hat er die feindlichen Städte mit Bauten eng eingeschlossen und langsam ohne alle Gemütsregung erdroffelt und ausgehungert. Von den Belagerungsbauten Scipios sind in Spanien ausgedehnte Reste noch zu sehen; eine archäologische Expedition der letzten Jahre hat sie dort wieder aufgedeckt — in der Tat eine außerordentlich großartige, bewunderungswürdige Sache.

Das Volk huldigte ihm anfangs abgöttisch; obgleich er das gesetzlich vorgeschriebene Amtsalter noch lange nicht besaß und die Aristokraten des Senats heftig opponierten, hatte das Volk ihn zum Konsuln und Oberfeldherrn gewählt. Scipio ließ sich die Wahl gefallen. Aber weiter ging er nicht.

¹⁾ Abstinens: Panätius lobt ihn deshalb; Cicero de off. 2, 76.

Er mußte wissen, welche Not herrschte, welche Wünsche das Volk bewegten. Er rührte sich nicht. Er versenkte sich statt dessen in die griechische Literatur und lebte von den hervorragendsten griechischen Männern umgeben; der Geist Athens gab ihm die Politur: ein attisch polierter Römer! Es ist im Grunde doch unendlich denkwürdig: Scipio war der erste große Vertreter der Humanität in Rom, und das berühmte Wort „homo sum“ stammt aus seinem nächsten Umgangskreise. In dem Volk der Raubtiere und Egoisten war Scipio der erste, der Güte und Selbstlosigkeit auf sein Programm schrieb, voll Ernst und voll Ehrlichkeit: der Mann mit den milden Händen und dem leutseligen Blick, der nie böse und rabiatur wird und immer nur freundlich und vernünftig zuredet. Des großen griechischen Geschichtsschreibers Polybius nahm er sich an und ließ ihn auf seinen Feldzügen nicht von sich. Daher stammt die wunderbare Weltkenntnis und der politische Weitblick dieses Polybius; das dankt er dem Umstand, daß sein liberaler Protektor ihm in alle römischen Verwaltungsdinge freien Einblick gewährte. Der griechische Weltweise Panätius war des Scipio N und O, sein täglicher Gewissenrath, sein Seelsorger. Jedes kleine Lob des Panätius, wenn Scipio sich gut geführt, beglückte ihn mehr als ein gewonnener Feldzug; und da handelte es sich nun eben um stoische Tugend: edel sei der Mensch, hilfreich und gut, aber vor allem ohne Leidenschaft, ohne Leidenschaft! Wie schön, aber wie ungünstig! Hatte Scipio einen Funken von Temperament, so wurde er ihm durch diese fromme Lehre ausgeblasen.

Und doch trug er sich im geheimen mit einem gewaltigen Traum, König, Diktator, der Alleinherrschende in Rom zu werden. Wenn die Not am größten, da wollte er der Retter sein.

Er studierte daher die griechischen Lehrschriften und Theorien über die beste Staatsverfassung und kam dabei so etwa auf das Ideal dessen hinaus, was wir eine konstitutionelle Monarchie nennen, ein Ideal, das in Rom später immer wieder auftaucht.

Aber wie sollte er dazu kommen, Diktator zu werden, seine Ideale zu verwirklichen? Er hielt vortreffliche Reden, wollte aber durchaus keine illegitimen Mittel! beileibe nicht! keine Gewalt! und saß und wartete, als sollte sich die Sache durch irgend eine Wendung von selbst machen. Das Volk wurde flau, die Vornehmen zuckten die Achseln, Jahr um Jahr verging, und man fing an, ihn zu vergessen.

Aber es gab noch glühende Herzen in Rom; zwei vornehme Jünglinge lebten und sahen aus nächster Nähe diesem unechten Scipio zu, zwei echte Nachkommen des großen Scipio Africanus, des Besiegers des Hannibal: das waren die Gracchen, die Söhne der Cornelia. Und hier haben wir sie selbst genannt, Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Cornelia, des großen Scipio Tochter, heiratete ziemlich spät, und zwar einen beträchtlich älteren Mann, den Tiberius Sempronius Gracchus, einen Politiker von resolut und energisch zugreifendem Charakter, der in vielen Punkten in der Weise wie Cato, der Zensor, den Geist des strengen Römerthums zu retten suchte. Ihre Ehe war glücklich. Zwölf Kinder gebar Cornelia

dem Manne (auch Niobe, die Tochter des Tantalus, war Mutter von zwölf Kindern!), und neun verlor sie früh durch Krankheit. Als sie Witwe, hatte sie nur noch zwei Söhne und eine Tochter. Um so größere Hoffnungen setzte sie auf die drei. Ihre Tochter gab sie keinem Geringeren als dem jungen Scipio Aemilianus zur Ehe, und Scipio war somit der Schwager der jungen Gracchen.

Die zwei Söhne hegte sie wie ihr Augenpaar, mit einem Fanatismus des Mutterstolzes; denn sie sah ihre außerordentliche Begabung, erzog sie auf das sorglichste und zwar in jenem reinen Geist griechischer Humanität, griechisch-philosophischen Feinsinns und Edelsinns, in dem auch Scipio groß wurde. Viele geistvolle Griechen gingen in ihrem Hause aus und ein, und sie blickte dabei mit halber Geringschätzung auf den Scipio hin; darum hat man ihr den Ausspruch angedichtet: „Dereinst im Buch der Zukunft soll man mich nicht Schwiegermutter des Scipio, man soll mich Mutter der Gracchen nennen.“ Eine Adltermutter, die auf den Ausflug ihrer Adlerbrut wartet mit Ungeduld.

Ihr älterer Sohn Tiberius war ein stiller, in sich gefehrter Junge, wie so oft die sinnigen Knaben sind, eine Gelehrtennatur, sanft und herzwinnend im Sprechen, mit verträumtem Blick, schlicht und anspruchslos in der Lebensweise. Das griechische Evangelium der Menschlichkeit, der Selbstveredlung durch die Bemühung um andere, steckte ihm tief im Herzen. Im wüsten Verkehrsleben Roms zeigte er eine tadellose Führung und galt darum, wie Scipio, als ein Mirakel der Sittlichkeit. Er stand diesem Scipio ohne Zweifel anfangs persönlich ganz nahe. So war er auch Zeltgenosse Scipios im Krieg gegen Carthago, im Jahr 146. Echt römisch war dabei doch aber der altmodische Wunderglaube, dem Tiberius zeitlebens nachhing. Es war alte Sitte, die Vögel zu beobachten; das geschah von Staatswegen. Aus der Art, wie gewisse Vögel, die man sich hält, fliegen, fressen oder schreien, deutete man die Zukunft. Tiberius Gracchus wurde selbst Augur oder Vogeldeuter, und er legte Wert darauf.

Im Jahr 146 war er in Afrika vor Carthago. Da wurde der starke Geist seines Großvaters in dem sanften Menschen wach; als erster von allen hat er beim Sturm auf Carthagos Mauer erstiegen. Dann kam er nach Spanien, wo die ewigen Kriege vor Numantia nicht abriffen, als Verwalter der Kriegskasse (oder Quästor), und hier ergab sich die erste Differenz zwischen ihm und Scipio, die den jungen Gracchus zwingen mußte, von seinem berühmten Schwager gering zu denken. Wer weiß nicht von dem Todesmut Numantias? Mit dieser heldenhaft-siegreichen Stadt war notgedrungen ein Vertrag geschlossen worden; der römische Senat kassierte diesen Vertrag auf das perfideste (so perfide ist kaum England gewesen wie Rom), und Scipio fügte sich dieser Senatsentscheidung, die Tiberius Gracchus als unehrenhaft verwarf.

Da löste sich sein anschniegender Gemüt von Scipio und von jeder Autorität. Tiberius sprang auf seine eigenen Füße. Er erhob sich selbständig und ganz allein zu einer Tat des Wohlwollens, deren Folgen er nicht absah, in einer Tendenz, die seit langem unerhört war: Kriegsrühm und Sieges-

fanfaren waren für ihn nichts. Es handelte sich um die Ernährung des Proletariats, es handelte sich um den Volkswohlstand, die Prosperität Italiens. Er trat vor das Volk mit einem Ackergesetz und entrollte damit die soziale Frage. Es war das Jahr 133.

Hier ist es, wenn wir den Hergang verstehen wollen, notwendig, uns über die Reichsverwaltung und über die ganz eigenartige Verfassung Roms zuvor etwas klar zu werden. Es waren durchweg die unhaltbarsten Verhältnisse, und ein Zusammenbruch mußte irgendwann einmal eintreten: je eher, je besser.

Man denke sich: Rom, eine einzige Stadt von ca. 300 000 Bürgern, soll ein Reich von annähernd einer Million Quadratmeilen beherrschen, verwalten mit seinem städtischen Personal! Man denke sich, Berlin allein sollte mit seinem Magistrat zwei Drittel von Europa unterjocht halten und verwalten. Es war sinnlos, absurd. Aber diese Mißstände waren ein fettes Fressen für die Herren Senatoren, und die wollten daran nichts geändert wissen.

Die Senatoren saßen lebenslänglich im Senat; sie konnten also wirklich regieren; alle Magistrate dagegen, wie die Konsuln oder Bürgermeister, wechselten alljährlich: immer andere Gesichter; man hatte Angst, bei mehrjähriger Amtsdauer könne sich solch ein Konsul zum Alleinherrscher machen. Daher waren es nun auch alljährlich: andere konsularische Beamte, Gouverneure, die in die Provinzen abgingen, und eine Stetigkeit in der Verwaltung fehlte überall vollständig. Man wollte auch gar keine geregelten Zustände. Es war ja viel schöner, daß jeder Verwalter die betreffende Provinz aufs neue wieder ausplündern konnte; und sein Gefolge half ihm dabei. Jede Kontrolle fehlte. Sie brachten in die Provinz unzählige volle Weinfässer, tranken sie da leer, füllten sie mit geraubtem Gold und Silber und brachten die Fässer so wieder nach Hause, als wenn sie einen guten Wein importierten¹⁾. Erst unter dem römischen Kaisertum sind die Provinzen aufgeblüht. Verklagte die Provinz etwa ihren Gouverneur in Rom, so waren es wieder nur Senatsherren, die da zu Gericht saßen, und die sorgten unbedingt für Freisprechung. Denn ein Geier hackt dem anderen die Augen nicht aus. Aber die Sache wurde noch bunter. Dieselben Feldherren und Gouverneure gehorchten jetzt auch schon oft dem Senat nicht mehr, und bei jeder Unbotmäßigkeit solcher Männer, die mit der Faust an ihr Schwert schlugen, krachte die ganze Staatsmaschine.

Wer war Souverän im Reich? Souverän war nicht der Senat, sondern das Volk der Hauptstadt, die Volksversammlung. Das Volk als Souverän wählte daher durch Massenabstimmung alle Magistrate, auch die Konsuln und Feldherren, ja jetzt auch die unteren Militärchargen, Oberste usw., was für die Bürgertruppe eines Kleinstaates vielleicht noch Sinn hatte, jetzt aber vollständig wahnsinnig war. Denn die unfähigsten Gecken, die sich durch Bestechung die Stimmen kauften, kamen so in die hohen Posten, um an der Ausschlachtung der Provinzen teilzuhaben.

¹⁾ Plutarch Gaj. Gracchus 2.

Schon ein allgemeines Wahlrecht, wie wir es heute in Deutschland besitzen, ist ungerecht (das sah schon Cicero): denn der Bessere kommt darin neben dem Minderwertigen nicht zur Geltung. Nun aber erst das Volk in Rom! Ein Parlament, eine Vertretung des Volkes durch Abgeordnete kennt das ganze Altertum nicht. Das ganze Volk, so wie es war, lief auf dem Markt, lief in der hürdenartigen Umzäumung in der Nähe des Corso in Rom zusammen und votierte da die Gesetze, wählte, richtete, mit direktestem Stimmrecht. Dabei fehlten natürlich meist gerade die besten und interessiertesten Leute, nämlich die zahlreichen Bürger, die auf dem Lande wohnten; sie konnten nicht immer gleich zur Stelle sein; denn Eisenbahnen, Expresszüge gab es noch nicht. Dagegen drängte eine Menge Unberufener sich ein, die am meisten schrien. Die Kontrolle konnte nicht ausreichen. Wie leicht ließ sich nun diese Volksmasse mißbrauchen! Denn sie bestand im wesentlichen aus Proletariat und Straßenbummlern, sowie ferner aus den zahllosen sogenannten Freigelassenen, die von Sklaven abstammten und gar kein echtes Nationalgefühl haben konnten. Es war keine Verhandlung — es war Geschrei, Radau, Tumult, rabiate Heze, Niederbrüllen. Römerlungen gehörten dazu, um da durchzudringen.

Auf das Wählen der Magistrate legten die kleinen Leute am meisten Wert. Dies Wahlrecht war ungeheuer rentabel; es wurde zur Revenue, denn alljährlich fand ein Duzend solcher Wahlen statt, und der Stimmenkauf war gang und gäbe. Kolossale Bestechungen, ein Riesenumsatz; der schmutzigste Handel. Man führte deshalb geheime Abstimmung ein. Aber das half nichts.

Jeder mußte damals fühlen: ein zentraler Wille war nötig in diesem ungeheuren Raubgetriebe. Wollten die Aristokraten des Senats, die sogenannten Optimaten, nicht selbst gründlich Wandel schaffen, so mußte sich ein Monarch aufstun, ein starker Reformier, der sich durch Plebiszit auf das Volk stützte und die Volkssouveränität in sich zusammenfaßte.

Aber alles das betraf nur die Stadt Rom. Die Hauptschwierigkeit für die Zukunft lag im Umland, in Italien außer Rom. Es waren da höchst verwickelte Verhältnisse. In der Halbinsel Italien gab es Landstädte mit sogenanntem latinischen Bürgerrecht (einem Bürgerrecht zweiter Güte), da gab es römische Kolonialstädte, endlich Städte, die offiziell die Föderierten (socii) Roms hießen. Es handelt sich um die Italiener außer Rom — nennen wir sie kurzweg die Italiker. Sie hatten alle letzten großen Siege in Asien und Afrika für Rom erfochten, hatten dabei ihre großen Kontingente selbst für eigenes Geld ausrüsten müssen, aber die große Kriegsbeute, die floß immer nur in die Hauptstadt, und sie selbst, die Italiker, wurden systematisch en canaille, auf das schändeste behandelt. Ein tiefer Unwille herrschte allerorts.

Und dazu kamen endlich die agrarischen Mißstände. Die Magnaten Roms hatten allmählich den Kleingrundbesitz, die italienischen Bauern, ausgekauft, auch die Staatsdomänen okkupiert und bewirtschafteten die unermesslichen Terrains mit ihren Sklavenscharen; deshalb ging der Kornbau ganz zurück; alle Felder wurden zu Weideland. Große Kornladungen ließen die

römischen Beamten vom Ausland über See nach Rom kommen und gaben das Korn dort zu Schleuderpreisen ab, um sich damit beim Gassenpöbel beliebt zu machen. So kam es nun, daß aus den Landstädten das Volk, dem es an Geld, dem es an Recht fehlte, massenhaft nach Rom strömte, um da den Stadtpöbel zu vermehren. Dort in Rom, da konnte man wenigstens mittun, mitschreien und mitregieren: ein heimatloses Hin- und Herwogen. Ab und zu wurden die Zugewanderten in Massen wieder ausgewiesen: hier Jammer und Wut, dort die kaltschnauzigste Brutalität. Niemand dachte vorsorgend an die Zukunft, niemand dachte an eine Sicherung des Staates.

Der alte Cato war Agrarier gewesen und zeigte für Meliorisierung der Landwirtschaft den allergrößten Eifer¹⁾, aber er änderte nichts an den Besitzverhältnissen. Wichtig ist immerhin, daß Cato ein paar Landstädte neu gegründet hat; er gründete im Jahre 183 Parma und Modena, die heute noch seiner gedenken. Es waren das Ackerstädte für römische Stadtbürger, die Arbeit suchten. Das war etwas Gesundes.

Dann plante Scipio Aemilianus im Jahre 145 wirklich ein sogenanntes Ackergesetz; er ließ es aber sogleich fallen, als der Senat ärgerlich die Stirn runzelte.

Alles das überdachte der junge Tiberius Gracchus in seinem Herzen. Just fünfzig Jahre waren, seit Cato jene Ackerstädte gründete, vergangen. Da trat Tiberius entschlossen hervor und ließ sich in Rom zum Tribunen wählen. Zum Volkstribunen! Ihn verlangte nach keiner militärischen Laufbahn.

Solcher Tribunen gab es zehn in jedem Jahr, die immer abwechselnd und nach Verabredung die großen Volksversammlungen leiteten. Der Senat knirschte, denn dieser sanfte Jüngling stand jetzt zielbewußt vor dem Volk und empfahl ein Gesetz, wonach den arbeitslustigen armen Bürgern der Hauptstadt sogleich Landstellen, Ackerlose im weiten Italien in reichem Maße angewiesen werden sollten. Eine Kommission von drei Männern sollte die nötigen Expropriationen und die Zuweisung der Lose vornehmen. Das war nur erst ein dürftiger Anfang zur Reform. Aber es war doch etwas. Die Tür der Zukunft war damit aufgestoßen. „Das Tier des Waldes hat seine Lagerstatt, der Bürger hat nicht, wo er sein Haupt hinlege,“ so klagte Tiberius. Jetzt sollte es wieder einen freien Bauernstand, eine gesunde Landbevölkerung geben!

Da warf sich ein anderer Tribun, Marcus Octavius, vom Senat aufgestellt, dazwischen. Octavius opponierte. Der Widerspruch eines einzigen Kollegen aber genügte, eine Abstimmung über das Gesetz unmöglich zu machen. Sollte die Sache an diesem Manne scheitern? Es galt, sich zu entscheiden. Tiberius erhob sich und ließ das Volk votieren, daß Octavius seines Amtes entsetzt sei. Das Volk jubelte ihm zu; der Senat schrie: „Verfassungsbruch.“ Der Fall war unerhört. Es handelte sich darum: war die Absetzbarkeit eines solchen Magistrats zulässig oder nicht?

Jedenfalls wurde die Landverteilungskommission wirklich gewählt und trat in Tätigkeit; das Gesetz war angenommen; die großen Herren drohten

¹⁾ Vgl. u. a. Cic. Cato 24.

umsonst mit Mord und Totschlag. Da kamen im selben Jahr 133 große Geldsendungen aus Asien. Das Riesenvermögen des verstorbenen Königs Attalus von Pergamon floß just damals nach Rom. Das Volk Roms beerbte den König: ein seltenes Ereignis. Da ließ Tiberius sogleich durch Volksbeschluß im Interesse seiner Landansiedelungen Beschlag auf das ganze Geld legen. Neue Wut! neue Proteste! Jetzt hieß es gleich: Tiberius strebt nach dem Königtum! denn er okkupiert die Staatsgelder.

Sein Amtsjahr näherte sich dem Ende. Was sollte nun werden? Würde Tiberius im nächsten Jahr nicht wieder Tribun, so konnte irgend ein Amtsnachfolger sein ganzes Werk annullieren. Sollte Wiederwahl stattfinden? Die war aber durchaus verfassungswidrig, wenn nicht etwa das souveräne Volk die Wiederwählbarkeit eines Tribunen durch ein neues Gesetz beschloß. Solchen Beschluß faßte Tiberius ins Auge, und jetzt wurde er eigentlich erst zum Agitator. Es war eine ungeheure Aufregung.

Oben auf dem Kapitol, da wo jetzt das Reiterbild des Marc Aurel steht — der Platz war aber damals viel weiter und freier als jetzt —, dort oben versammelte sich das Volk zwischen hölzernen Barrieren. Das Volk sollte die Wahl beschließen. Aber man fürchtete schon das Schlimmste: irgend eine Gewalttat! Tiberius selbst zögerte zu erscheinen. Denn er beobachtete zu Hause die Vögel, die er sich hielt, und siehe da, sie fraßen nichts. Nur eine Henne näherte sich dem Futter, das er gestreut, aber sie wandte sich gleich ab, reckte nur den linken Flügel und dehnte auch das linke Bein dazu; dann verkroch sie sich. Das war ein übles Vorzeichen.

Endlich erschien Tiberius auf dem Kapitol. Niemand trug Waffen, denn Waffen zu tragen war in Rom verboten. Auf demselben Kapitol aber tagten auch die Senatoren im nahen Tempel der „Treue“. Da stürzte auf einmal jemand heran, der in die nervöse Volksmasse Drohungen schrie, Drohungen der Senatoren. Das Volk heulte und zerbrach die Bänke und Barrieren, um sich mit dem Holz zu bewaffnen.

Tiberius stellte sich hoch und machte in dem Tumult irgend eine Handbewegung nach dem Kopfe zu. Gleich schrie man: „er will das Diadem“. Da stürzten die Senatoren aus dem Tempel, ein ganzer Zug von Recken; das Volk stob feige auseinander; die noblen Herren griffen die weggeworfenen Holzlatten und Stöcke auf und schlugen sofort nieder, wen sie konnten. Gracchus eilte davon, stürzte hin und wurde mit einem Stück Holz wie ein Hund totgeschlagen, sein Leichnam durch die Stadt geschleift und in den Tiberfluß gestoßen.

Dies Ereignis hat in entsetzlicher Weise Epoche gemacht. Mit ihm beginnt das Jahrhundert der Blutbäder in Rom (133—40). Noch nie bisher war in der Stadt Bürgerblut geflossen. Und noch in den folgenden Tagen ging das Morden weiter. Tatsache ist, daß nicht das Volk, sondern daß die Optimaten in Roms Geschichte damit begonnen haben.

Der Sturm war da. Das Meer ging hoch. Aber die Aufregung legte sich. Eben jetzt kam Scipio Aemilianus als Besieger Numantias aus Spanien zurück. Gezwungen, Rede zu stehen, sagte Scipio: sein Schwager

Tiberius Gracchus sei mit Recht erschlagen (im Jahre 131). Er wollte sicher gehen und näherte sich jetzt den Ultra-Tories. Dazu kam, daß das Ackergesetz des Tiberius sich tatsächlich als undurchführbar erwies; es war nicht sorglich genug vorbereitet. Man versuchte die Aufteilung der Staatsdomänen, die Expropriation der Eigentümer in Italien; aber das gab Verlegenheiten, Willkürakte, Schikanen, Verschleierungen, Erbitterung, Konflikte in Anzahl. Schließlich trat Scipio dafür ein, die ganze Sache zu sistieren. Der Senat applaudierte. Das Werk des Tiberius war vernichtet.

Mit großem Ehrengeloge hatte der Senat den Scipio aus einer der entscheidenden Sitzungen nach Hause begleitet. Am folgenden Morgen fand man Scipio tot im Bett.

Scipio tot! Heimlicher Mord! Neue grenzenlose Erregung. Wer war der Täter? Niemand wußte es. Wir wissen es auch heute nicht. Es ist höchst auffällig, daß die Nachforschungen gleich anfangs niedergeschlagen wurden. Ein Racheakt ist da sicher geschehen. Man hat Cornelia selbst, die Mutter des Tiberius, als Urheberin vermutet. Aber das ist unmöglich.

Cornelia hatte, wie Wilhelm Tell, zwei Pfeile im Köcher. Der erste Pfeil war verschossen; ihr Tiberius war umgekommen. Nun hatte sie noch den zweiten, mit dem sie sich rächen konnte, ihren Sohn Gaius. Aber sie wollte keine Rache. Sie hielt ihn ängstlich zurück.

Gaius war neun Jahre jünger als sein Bruder. Auch er hatte die sorglichste griechische Erziehung genossen auf dem Boden lauterster Sittlichkeit und Humanität. Ein Herz schlug in beiden Brüdern; es war ein Beispiel rührendster Bruderliebe. Aber Gaius war zehnmal begabter, vor allem an praktischem Verstande, dazu heftig exaltiert, sprunghaft gewaltig, eine glänzende Gestalt, sensationell, der größte, packendste Redner Roms und vielleicht der Welt, darum ein Schrecken seiner Gegner, aber auch dem Prunk und Luxus nicht abgeneigt. Lange Zeit floh er den Markt; denn er fürchtete, das Volk schwärme für ihn, um seines Bruders willen, und das brachte sein junges Blut in Wallung. Der Senat schickte ihn als Quästor nach Sardinien und hielt ihn dort fest, in der Hoffnung, er möchte dort am Sumpffieber zugrunde gehen. Da zeigte sich aber schon gleich die Macht seiner Person. Es war Winter; seine Soldaten froren und hungerten; der junge Mann überredete die sardinischen Kommunen, die Soldaten gratis zu bekleiden; ja, er schaffte Getreide aus Algier, aus Afrika vom König von Numidien herbei. In seinem Herzen aber lebte Rachedurst, nichts anderes. Er zauderte noch. Da erschien ihm, heißt es, sein Bruder Tiberius im Traume und sprach: „Was säumst du, Gaius? Du entrinnt dem Schicksal nicht. Wir beide haben einen Tod und ein Leben.“

Umsonst flehte Cornelia, die Mutter, den Rachegeanken fahren zu lassen oder doch zu warten, bis sie tot sei (ihr beweglicher Brief ist noch erhalten). Wider Erwarten war Gaius auf einmal in Rom (im Jahre 123) und ließ sich sogleich, einunddreißig Jahre alt, zum Tribunen wählen; und aus ganz Italien strömte das Volk zu diesem Wahlakt zusammen. Aus ganz Italien! Das zeigt: auch die Italiker hofften auf ihn.

Worin bestand nun des Gaius Rache? Sie bestand nur darin, daß er als Tribun das Werk seines Bruders energisch weiterführte. Er tat es zwei Jahre lang; denn die Wiederwählbarkeit der Tribunen hatte das Volk inzwischen beschlossen; und es begann im Jahre 123 eine gewaltige, aber hastige Gesetzgebung, die den Senat vollständig entmündigte. Was das Volk votierte, das war Staatsgesetz. So nahm Gaius auch den Staatsschatz in seine Hände.

Zwar das Ackergesetz seines Bruders ließ er fallen. Statt dessen gab er jetzt an das Volk in Rom täglich Getreide zu Minimalpreisen ab. Es war fast geschenkt. Der Staat begann also jetzt das Volk regelmäßig zu ernähren, eine präkäre Sache; denn bald hatte kein Bürger mehr Lust dazu, selbst zu arbeiten und draußen Landbauer zu werden. Es war eine Rente für die Faulen. Nützlicher war, daß auch die Soldaten sich jetzt nicht mehr zu equipieren brauchten, sondern der Staat vergütete das. So wollte es Gaius. Außerdem begann er ein großes und fieberhaftes Bauen; öffentliche Speicher, Magazine, Landstraßen, in musterhafter Ausfühung! Das brachte Arbeit, Geld unter die Leute! Dabei inspizierte er selbst alles mit einem Stab von Technikern und Architekten. Er war überall. Aber er griff noch viel weiter aus: auch die räuberischen Verwalter in den Provinzen suchte er zu fassen und schaffte darum die Geschworenengerichte, die nur aus Senatoren bestanden, ab. Dem Ritterstand, d. h. der Gruppe der Großkaufleute und Kapitalisten, die die Beamtenlaufbahn mieden und denen es eine Freude war, die Gewaltakte der Provinzialverwalter zu strafen, ihnen lieferte er die Gerichte aus. Dadurch trat der Ritterstand auf einmal als geschlossene Partei und als konkurrierende Macht in das Weltgetriebe ein, und der Gegensatz: hie Senatoren, hie Ritter, geht durch das ganze nächste Jahrhundert.

Aber Gaius hatte den Teufel nur mit Veelzebub ausgetrieben. Denn auch die edlen Kaufherren verstanden die Provinzen als Steuerpächter schmählich auszubeuten, und sie waren jetzt sicher, das Gericht in Rom werde ihnen nichts antun. Sie waren jetzt Richter in eigener Sache.

Die Reichen zu spalten, das war dem Gaius hiermit gelungen, und das war das Wichtigste. Seine Popularität war unbegrenzt. Der eine Tribun regierte den Staat, lediglich kraft seiner Rednergabe, und selbst die auswärtigen Gesandten gingen bei ihm aus und ein.

Herrlich und fesselnd war es, ihn auf der Rednerbühne, die weit gedehnt wie eine Theaterbühne war, zu sehen. Er stand nicht still, steif und feierlich, wie die römischen Pedanten es vorschrieben, sondern stürzte hin und her, in die Masse rufend, in innerster Ergriffenheit, mit vibrierender Gestikulation und erschütternder Gebärde: herzbewegend sein Wehruf um seinen Bruder, tödlich sein Sarkasmus, angsterregend sein Drohen; hinreißend alles! Der ganze Mensch Aufruhr, Tumult! Alle anderen stammelten im Vergleich mit ihm.

Aber das Königtum der Gasse ist gefährlich und der Enthusiasmus des Mob trügerisch wie das Meer.

Gaius hatte seine bedeutendsten Pläne noch gar nicht enthüllt. Jetzt erst fing er an, sie anzudeuten: „Mitbürger, ich habe viel für euch getan; aber es kommt die Zeit, wo ich euren Dank erwarte.“ Welchen Dank? Das Volk sollte dem Plan zustimmen, endlich auch den italischen Landstädten zu helfen, über das ganze Land Italien endlich das gleiche Bürgerrecht auszu dehnen, also ein großes Vaterland von Bürgern zu schaffen, in dem dann auch ein arbeitsfreudiger, gesunder Mittelstand sich neu entwickeln mußte. Diesem Projekt des Gaius gehörte die Zukunft; in ihm liegt die ideale Größe seiner volksfreundlichen Politik.

Aber der Stadtpöbel hatte dazu gar keine Lust. Wozu sollte er seine Vorrechte, die schönen Benefizien, die er in Rom genoß, mit dem dummen italienischen Landvolk teilen? Das Unglück wollte, daß Gaius geraume Zeit, siebenzig Tage, von Rom abwesend war, um in Afrika eine große Ackerkolonie zu gründen¹⁾. Als er wiederkam, war die Stimmung plötzlich umgeschlagen. Ein gewisser Livius Drusus hatte das Volk inzwischen im Auftrag des Senats mit allerlei utopischen Korn- und Landversprechungen geködert, die das, was Gaius gewährte, überboten. Der Senat dachte gar nicht daran, diese übertriebenen Verheißungen zu verwirklichen.

Gaius sah das Verderben nahen. Jetzt hätte er eine Armee hinter sich haben müssen, um seinen Willen zu erzwingen, denn er wollte ja das Gute. Aber er war kein Revolutionär. Er hatte bisher alles korrekt durch gesetzmäßige Volksbeschlüsse durchgesetzt, und so sollte es bleiben.

Anders der Senat. Der lauerte jetzt auf den günstigen Moment, um seinen Gegner tödlich zu fassen. Bei irgendeinem kleinen Krawall wurde auf dem Kapitol während des Opfers ein Opferdiener erstochen; der Mann hatte sich unverschämt und provozierend gegen die Umstehenden benommen. Sofort hieß es: der Staat ist in Gefahr. Der Konsul erhielt absolute Vollmachten. Das Kriegsrecht wurde erklärt. Gaius wußte, was das bedeutete.

Auf dem Forum befand sich das Standbild seines Vaters. Vor dem Bild seines Vaters stand er dort lange stumm und gedankenverloren, und die vorübergehenden, sahen, wie ihm die Tränen stürzten. Sein Werk war unfertig; niemand würde es vollenden! und er sollte so rasch von hinnen! Und er ließ den Hader zurück! er hatte nur „Dolche unter die Bürger geworfen“²⁾. In der Nacht hielten Freunde vor seinem Hause Wache; sonst wäre es ihm wie Scipio ergangen. Am folgenden Tag dachte sein Freund M. Fulvius Flaccus noch wirklich an Kampf und Abwehr und besetzte mit Bewaffneten den Aventin. Gaius dagegen machte sich auf, Rom zu verlassen: wehrlos, hoffnungslos und voll Trauer. Vielleicht wollte er seine ferne Mutter noch einmal sehen. Er glaubte, es sei noch Zeit genug, und eilte zur Tiberbrücke. Da sah er sich verfolgt. Er vertrat sich den Fuß und konnte nicht fliehen. Ein paar Freunde deckten ihn und wurden niedergehauen. Bald danach fanden seine Verfolger ihn tot; in einem heiligen Hain hatte sich Gaius Gracchus

¹⁾ Und zwar von wohlhabenden Bürgern, denn die armen hatten kein Betriebskapital und Gaius konnte es ihnen nicht verschaffen.

²⁾ Cic. legg. 3, 20.

selbst getötet. Auch sein Diener lag tot neben ihm. Man hieb ihm den Kopf ab — denn der Senat hatte verkündet: wir wiegen seinen Kopf mit Gold auf! Das Hirn nahm man heraus, tat Blei hinein, und dann kam der Kopf wirklich auf die Waage. Den Leichnam schwemmte der Tiber ins Meer. Nach solchem glorreichen Erfolg ließ der Senat durch den Consul Opimius in Rom einen Tempel der „Eintracht“ bauen. Die Eintracht war in der That nominell hergestellt. Dies ist das Ende der gracchischen Unruhen im Jahre 121.

Wer hatte nun in Wirklichkeit Revolution gewollt? wer hatte das erste Bürgerblut vergossen? wer hatte zuerst einen Staatsbeamten angetastet? Der Fluch blieb an der Optimatenpartei haften, und furchtbar hat der Senat dafür büßen müssen. Er hat sich verblutet.

In den Plänen der Gracchen mischt sich, wie jeder sieht, Gesundes und Ungesundes, Mögliches und Unmögliches. Den Pöbel Roms in arbeitsame Landbauern zurückzuverwandeln, das war eine Utopie, und schon Cato hatte offenbar eingesehen, daß sich die agrarischen Besitzverhältnisse nicht mehr ändern ließen.

Auch England ist heute Weideland, ausgedehnte Latifundien, die in den Händen weniger Großen und Barone sind, und kein Wille könnte es wieder zu einem Land von Kornbauern machen. Notwendig war dagegen damals die Gewährung gleichen Bürgerrechts an Gesamt-Italien, die Schaffung eines wirklichen großen Vaterlandes. Diese große Aufgabe der Gerechtigkeit erbt die Zukunft von den Gracchen.

Cornelia lebte fern in ihrer Villa am Meer, am Cap Misen bei Neapel. Sie war nicht wie Niobe, die der Schmerz versteinete. Sie trug ihr Geschick großherzig und stolz; sie hatte die Politik ihrer Söhne nicht gebilligt, und wir hören, daß sie ihre Lebensweise nach des Gaius Tod nicht einmal änderte; sie lebte nach wie vor, umgeben von zahlreichen griechischen Gelehrten, und machte ein großes Haus mit offener Tafel für ihre vielen Klienten. Ja, mit auswärtigen Fürsten tauschte sie, wie eine Fürstin, Geschenke aus und sprach gern und viel, aber tränenlos von ihrem Vater und von ihren Söhnen, als wäre es eine schöne Sage aus alter Zeit, die sie erzählte. Man meinte, diese Starrheit, dies Versteinen ihres Gemütes sei Altersschwäche; denn sie war Siebzigerin; aber in ihr lebte „die Philosophie“. So Plutarch. Sie wußte: das Leben ist der Güter höchstes nicht. Mitleid und warme Sympathie haften seitdem an dieser Mutter Cornelia wie an der Gestalt der Isabella in Schillers großer Tragödie. So war es schon im Altertum; und auch ein Porträtbild in Bronze wurde in Rom von ihr öffentlich aufgestellt, ein sitzendes Frauenbild mit der einsilbig lapidaren Unterschrift auf Stein: „Cornelia, die Tochter des Africanus, die Mutter der Gracchen“ (diese Unterschrift ist im Jahre 1878 in Rom wieder aufgefunden): eine Tatsache, die jedes Frauenverehrer's Interesse erweckt. Denn dies war das erste Monument, das in Rom einer Frau gesetzt worden ist.

Wilhelm Dilthey.

Von
B. Groethuyßen.

(Schluß.)

II.

Als Dilthey den Plan einer Biographie Schleiermachers faßte, fand er, daß die eigentliche Schwierigkeit eines solchen Werkes darin liegen würde, die Analyse des ideellen Gehaltes der geistigen Schöpfungen und die Darstellung des Lebens miteinander zu verbinden. Daß bei Schleiermacher, ganz anders als etwa bei einer Entwicklungsgeschichte Kants sich die Person und das Persönliche in die Darstellung drängte, war ihm von vornherein klar. Immer hat für Schleiermacher „in dem Gefühl des Lebens, den Erfahrungen, die es einschließt, der Tätigkeit, welche es ermöglicht, auch der Kern und das Material dessen gelegen, was wir metaphysisch und religiös wissen können“. Galt es so zunächst, die Einheit zu verstehen, die in Schleiermachers „ethischer Leistung“ zwischen Leben, Lebenserfahrung und persönlicher Lebensgestaltung besteht, so stellte sich weiterhin die Aufgabe, die Bildung der Ideen Schleiermachers, die Genesis seiner Werke darzustellen. Dilthey will mit Schleiermacher „dieselbe Arbeit, denselben Drang der Forschung“ teilen. Denn „der wahre Historiker ist ein Mitarbeitender“, er will in sich den gleichen Schaffensprozeß wiederholen, aus dem Schleiermachers Ideenbildung hervorging.

Wie nun aber in der Geschichte der Gegensatz sich bildet zwischen der Objektivität geistiger Produkte und der Subjektivität des Lebenslaufes der einzelnen, so scheint zunächst innerhalb des Lebenszusammenhanges des Denkers und des Dichters derselbe Gegensatz zu bestehen zwischen den Lebensgeschehnissen und den Werken. Es ist nur ein äußerer Ausdruck davon, wenn in der Biographie Abschnitte, welche die Ereignisse des Lebens eines Denkers berichten, mit anderen wechseln, die eine Analyse seiner Werke geben. Gerade dies wollte Dilthey von vornherein in seiner Biographie Schleiermachers vermeiden. Worauf es ihm bei der Darstellung der individuellen Lebensentwicklung Schleiermachers ankommt, ist „reines Herausstellen des kausalen Komplexes; jeder Schritt hierin ist historischer Gewinn“. „Alle Schildereien sind dagegen populärer Plunder.“ Dilthey trennt nicht den Lebensverlauf von der Lebensaktion, sondert nicht das Lebensgeschehnis von seiner Erarbeitung in dem Erlebnis, den Lebensinhalt nicht von seiner Funktion, von seiner Ein-

gliederung in den Wirkungszusammenhang des Lebens. Alles, was geschah, muß in seiner Erlebnisbedeutung erfaßt werden, muß als dynamisches Moment in der Lebensgestaltung gewertet werden. So wird das Leben selbst seinem schöpferischen Charakter nach verständlich. Ein neues Problem stellt sich, wenn man die Werke selbst ihrer Inhaltlichkeit nach, dem Zusammenhange nach, der in ihnen zum Ausdruck gelangt ist, betrachtet. Man sucht den Sinn ihrer Sätze festzustellen, ihren Aufbau, ihre Bedeutungsgliederung zu erfassen. Aber darauf will Dilthey sich nicht beschränken. Er wirft es früheren Biographen vor, daß sie nur „Summen“ der Werke geben. Was er geben will, ist etwas ganz anderes, als in irgendeinem der Werke Schleiermachers steht: den Zusammenhang und die Bildungsgeschichte seiner Ideen. „An der Stelle der fertigen und kunstvoll verwickelten einzelnen Werke“ sucht er die Fäden der sich verschlingenden Ideen in Schleiermachers Geiste zu verfolgen. Es handelt sich nicht mehr für ihn bloß um den festen Zusammenhang des einzelnen Werkes, der ihm diesen Charakter von Independenz gegenüber dem werdenden Leben gibt; es handelt sich vielmehr darum, jene innere Form zu erfassen, in der aus verschiedenartigen Erlebnismotiven ein Ganzes sich bildet. Das ist es, was das subjektive Leben und die objektive Idee eint. Beides findet seine Einheit in dem schöpferischen Erlebnis. Wie sich das Leben selbst darstellt in der produktiven Erlebnis als eine ständige Schöpfung und Gestaltung dessen, was uns wurde, zu sinnvollen Zusammenhängen, so ist andererseits die Idee ihrer Genesis nach schöpferische Formung von Lebenserfahrungen zu einheitlichen Gebilden.

So war es zunächst das schöpferische Einzelindividuum, an dem Dilthey der innere Zusammenhang, welcher Erlebnis und Idee verbindet, in der genetischen Betrachtungsweise verständlich wird. Dabei ist es ihm von vornherein klar, daß die geschichtliche Entwicklung sich nicht in einer Reihe von Biographien auflösen läßt, sondern daß es sich in ihr um Konfigurationen des geistigen Lebens handelt. Die Aufgabe der wahrhaftigen Geschichte ist es gerade, „das verwickelte Ineinandergreifen vieler geistiger Arbeiten darzustellen, aus welchen Schöpfungen von langer Lebensdauer entstehen, und jenen Schein einsamer innerer Entfaltung zu zerstören, von welchem das Leben aller großen Geister umgeben ist“. Es gilt das geschichtliche bedingte Zusammenwirken der einzelnen Lebensseinheiten in seinem inneren Zusammenhang mit dem Werden der großen Ideenmotive zu verstehen. Nicht um allgemeine synthetische Schemata darf es sich dabei handeln, um Kombinationen unpersönlich gefaßter Ideen um abstrakte Gebilde. „Sie gleichen zusammengeballten Nebeln, die den Blick hindern, zum Wirklichen zu dringen, und die sich doch nicht greifen lassen.“ Es gilt vielmehr die Lebenszusammenhänge selbst zu verstehen, welche die Menschen einer Zeit miteinander verbinden, zu erfassen, was in einer Generation Lebensläufe aneinander kettet, die geistigen Strömungen ihrem Werden nach zu begreifen.

Daraus ergab sich eine Reihe von Problemen, welche Dilthey während seiner Arbeiten an Schleiermacher und in den Jahren, die dem Abschluß des „Leben Schleiermachers“ folgten, beschäftigten. Er spricht in seiner Einleitung

zum Schleiermacher davon, wie in der Darstellung der Geschichte geistiger Bewegungen ihm eine Aufgabe gestellt, die durch keine Vorbilder unterstützt war. Schleiermacher gehört mit August Wilhelm Schlegel, Alexander von Humboldt, Hegel, Novalis, Friedrich Schlegel, Hölderlin, Wackenroder, Tieck, Fries, Schelling der gleichen Generation an. „Generation“ bedeutet hier mehr als eine Bezeichnungsweise für einen Zeitraum. „Diejenigen, welche in den Jahren der Empfänglichkeit dieselben leitenden Einwirkungen erfahren, machen zusammen eine Generation aus.“ Die Idee der Generation entspringt aus der Anschauung des Lebens selbst in seiner Gliederung. Sie bringt eine Gemeinsamkeit der Lebensstellung zum Ausdruck, wie sie aus der Gesetzmäßigkeit des Lebenslaufes folgt. Diese Lebensstellung bedingt die Art und Weise, in welcher der Besitzstand der Kultur, welchen eine Generation vorfindet, erarbeitet wird. Dieser Besitzstand ist nicht ein fertiges Gebilde; es kann nicht einfach das Fazit einer Zeit gezogen werden, es genügt nicht, ihre Resultate mit Resultaten früherer Zeiten zu vergleichen, sondern in der genetischen Betrachtungsweise zeigt sich uns, wie ein überkommener Lebensgehalt nun selbst wieder unter den Bedingungen des umgebenden Lebens zum Erlebnis wird. Diese Wirkungsweise des Überkommenen ist abhängig von seiner Eingliederung in einem Lebenszusammenhang, und was den einheitlichen Lebenscharakter einer Generation bestimmt, ist dies, daß bestimmte Elemente sich in gleichartiger Weise einer Lebensstruktur einfügen.

So zeigt es Dilthey an einem konkreten Beispiel, wie die Generation der romantischen Dichter und Forscher durch die Abhängigkeit von denselben großen Tatsachen und Veränderungen, wie sie in dem Zeitalter der Empfänglichkeit auftraten, trotz der Verschiedenheiten und Maßverhältnisse dieser Einwirkungen, trotz der Verschiedenheiten hinzutretender anderer Faktoren zu einem homogenen Ganzen verbunden sind. Er stellt dar, wie die romantischen Dichter sich dem Höhepunkt unserer Literatur gegenüber gestellt sahen, wie sie diese Anschauung erweiterten durch das Verständnis griechischer, englischer, spanischer Kunst, wie sie so in dem Studium von Lebens- und Weltansichten, ästhetischer Technik, der Kunstmittel und Dichtungen aufwuchsen. Dieses bestimmt ihre weitere Entwicklung; es ist gleichsam „eine mitgegebene Anlage ihrer Organisation“, innerhalb deren sich ihr schöpferisches Leben bildet. Sie sind beherrscht durch dichterisch schon ausgeprägte Bilder, durch bestimmte sich fortpflanzende Formen der künstlerischen Auffassung von Natur und Leben und Menschen. Anstatt daß diese Generation „sich mit unbefangenen Lebenssinn dem Eindruck der Welt selber hingeeben hätte, verarbeitet sie die verschiedenen Arten, die Welt anzuschauen und dichterisch darzustellen“. Sie bildet sich Ansichten von den Ansichten, unter welchen anderen die Welt erschienen war. „Und wie es sich dabei um ganz verschiedenartige Ansichten handelt, so drängen sich früh entgegengesetzte Welten von Ideen, von dichterischen Anschauungen in ihre Phantasie, in ihr Nachdenken und spielen zeitlebens mit ihrer Seele.“ Dieses bedingt dann, daß sich eine Kunst des Verstehens ausbildet, welche alle Gebilde geschichtlicher Forschung neu belebt, der Lebensarbeit unserer großen Literaturepoche Breite der Wirkung gab und ihre Ergebnisse auf die ver-

schiedensten wissenschaftlichen Gebiete überführte, wie andererseits dieser Generation dadurch versagt blieb, „einen wahrhaft poetischen Lebensgehalt in sich zu sammeln, der in realen Gestalten und in festen Zügen menschlicher Schicksale sich in der Phantasie entfaltet hätte“. Dilthey stellt dann weiter dar, wie unter den Dichtern und Forschern dieser Generation sich Gemeinschaften bildeten, wie in verschiedenartiger Weise ein Besitzstand verarbeitet wurde, wie er in verschiedenen Gestalten zu einem wirkenden Momente wird. Er zeigt, wie in den wechselseitigen Verhältnissen die Individuen sich steigern und abstoßen, wie das, was in dem einen wirkend war, sich in dem anderen in einer neuen Gestalt vollendet, wie die Erlebnisweisen sich gegeneinander abgrenzen, wie die Bedingungen, unter denen eine Generation stand, in mannigfacher Weise zum Lebensgeschick der einzelnen werden.

Es sind solche Bilder von der Macht des historisch Gewordenen über die Gestaltung des Lebens, die Geistesrichtung der einzelnen, von der Umgrenzung und Determination der Lebensmöglichkeiten der Individuen in einer Zeit, die den Hintergrund bilden für die späteren großen, ganze Zeitalter umfassenden synthetischen Anschauungsweisen Diltheys. Er ging von dem Bestreben aus, sich möglichst konkret, möglichst greifbar das Werden geistiger Strömungen vorzustellen. Wie er sich stets das geschichtlich Wirkende in seiner konkreten lebendigen Form zum Bewußtsein zu bringen suchte, so will er andererseits nicht das Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen von dem Geschichtlichen sondern; vielmehr soll beides einem inneren Zusammenhange nach zum Verständnis gebracht werden. Hierin liegt ein Moment, das seine geschichtlichen Tendenzen von verwandten Versuchen, zu der Wirklichkeit des Lebens in den verschiedenen geschichtlichen Epochen vorzudringen, von vornherein sondert. Er will nicht die Lebensgestaltung der Individuen außerhalb des geschichtlichen Verlaufs erfassen; er will nicht den geschichtlichen Verlauf auflösen nach seiner Erscheinung, „um aus seinen Atomen eine ‚kulturgeschichtliche‘ Genesis herzustellen“. Er glaubt nicht an ein „falsches Ideal einer Kulturgeschichte“, so wie er schon damals, 1861, in seinen Diskussionen mit Lazarus nichts von einer Völkerpsychologie wissen wollte, die das geschichtliche Geschehen nur als Hintergrund des Volkslebens gelten lassen will. An der Idee der großen geschichtlichen Zusammenhänge, wie sie ihm durch die historische Schule übermittelt ist, hält er fest; es handelt sich nur darum, diese Zusammenhänge in konkreten Lebensvorstellungen zu wirklicher Anschauung zu bringen, die lebendige Fortwirkung des Geschichtlichen, den inneren Zusammenhang zwischen geschichtlicher Entwicklung und Lebensgestaltung sehen zu lehren.

So sucht Dilthey in seinen verschiedenen historischen Werken zu erweisen, wie das geschichtlich Gewordene fortwirkt, wie es zu neuer Lebenswirkung gelangt in schöpferischen Geistern, um in der Darstellung dieses Zusammenhanges das zur Anschauung zu bringen, was die verschiedenen Epochen vorwärts und rückwärts miteinander verbindet, was die geschichtliche Kontinuität bedingt. Es ist einer der wesentlichen Gesichtspunkte, die Dilthey bei seinen historischen Arbeiten leiten, das Mittelglied zu suchen zwischen zwei aus-

einander liegenden geschichtlichen Erscheinungen. Worauf es ihm immer wieder ankommt, ist, das Vergangene in seiner Fortwirkung in dem Gegenwärtigen zu zeigen, in den großen geschichtlichen Zusammenhängen das Hervorgehen selbst des werdenden aus dem gewordenen im einzelnen zu erweisen, sich zu konkreter Anschauung zu bringen, wie eins in das andere übergeht, wie es sich modifiziert, sich fortbildet.

Doch tiefer noch ist die Einheit zwischen dem Geschichtlichen und der Lebensgestaltung der Menschen begründet. Es gilt, das Leben der Menschen als ein Ganzes in seinem Zusammenhang mit einer geschichtlichen Epoche, mit dem Geiste einer Zeit zum Verständnis zu bringen. Die zeitlich-geschichtliche Bedingtheit des Lebens selbst muß ersichtlich werden; es muß gezeigt werden, wie der Status des Menschen zu den verschiedenen Zeiten durch die geschichtliche Entwicklung bedingt ist, wie Formen menschlichen Lebens sich im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung bilden.

„Der einzelne erlebt, denkt und handelt stets in einer Sphäre von Gemeinsamkeit“, die geschichtlich bedingt ist. Was er vor sich sieht, was er vorfindet, wenn er um sich schaut, ist etwas, was ihm schon in bestimmten Bedeutungen gegeben ist, was er interpretiert, was er sich zum Verständnis bringt. Er sucht den Sinn zu erfassen, der in den mannigfaltigen Äußerungen sich kundgibt, in denen das Leben sich objektiviert. Er lebt in einer Welt, in der jede einzelne Erscheinung in den mannigfachsten Formen und Abstufungen ihre Bedeutung erhält in einem Gesamtzusammenhang: der geistig-geschichtlichen Welt. „Wir leben in dieser Atmosphäre; sie umgibt uns beständig. Wir sind eingetaucht in sie. Wir sind in dieser geschichtlichen und verstandenen Welt überall zu Hause; wir verstehen Sinn und Bedeutung von dem allen; wir selbst sind verwebt in diese Gemeinsamkeiten.“ Das einzelne Individuum steht nicht fremd den Menschen und ihren Werken gegenüber. Sie sind ihm ihrer Bedeutung nach etwas Bekanntes, Vertrautes; es ist seine Umgebung, seine Zeit; es lebt mit dem allen, es versteht dies alles. Indem es das einzelne in seiner Bedeutung versteht, erlebt es den Lebensgehalt, der sich in einer geschichtlichen Epoche in den mannigfachsten Äußerungen des Lebens objektiviert, erfährt es sich selbst in seinen Lebensäußerungen als Glied eines bestimmten sinnvollen Zusammenhanges, reiht es sich ein in das geschichtlich gewordene Leben. Weiter nun bildet eine Zeitepoche einen bestimmten Kreis von Modifikationen der Wertbildung, der Zwecksetzungen, in dem das Leben des einzelnen verläuft. Sie objektivieren sich in Kultursystemen, in Organisationen; das Leben des einzelnen reiht sich ein in Wirkungszusammenhänge, die ihm eine bestimmte Richtung geben. Es bilden sich dauernde Beziehungen von Individuen, in welchen „Werte, Regeln, Zwecke erzeugt, zum Bewußtsein gebracht und in einem Verlauf von Denkvorgängen gefestigt werden“. Die Werte, Zwecke, Bindungen, welche in diesen Wirkungszusammenhängen auftreten, getragen von Individuen, Gemeinschaften, Systemen, bilden einen Gesamtzusammenhang in einer Epoche. „Die einzelnen Personen der Epoche haben den Maßstab ihres Wirkens in einem Gemeinsamen.“ Ihr Wille wählt „sich gleichmäßige Zwecke, strebt nach ver-

wandten Gütern und findet sich in verwandter Weise gebunden". Der einzelne wird selbst wieder zu einem Mitwirkenden in der geistig-geschichtlichen Wirklichkeit. Seine Lebensleistung gliedert sich ein in die Formen der Gesamtleistungen.

„So ist der ganze Wirkungszusammenhang des Zeitalters durch den Nerus des Lebens, der Gemütswelt, der Wertbildung und der Zweckideen derselben immanent bestimmt.“ In diesem Nerus ist das Leben des einzelnen eingereicht. Was er sich innerlich aneignet, was zum Bestandteil in seinem Lebenszusammenhang wird, ist seinem Bedeutungscharakter nach geschichtlich bestimmt; er deutet das, was ihn umgibt, die geistig-geschichtliche Wirklichkeit, in der sich sein Leben abspielt; und indem er sie versteht, indem er sich in sie einlebt, wird ihr geschichtlich gewordener Lebensgehalt in ihm wirksam. Bestimmte Richtungen, bestimmte Möglichkeiten einer Zwecksetzung sind ihm gegeben; sie bestimmen die Formen, in denen sein Leben verläuft, schaffen Werte und Güter, welche die Einheit seines Strebens bedingen. Wie jedes Zeitalter nun „die Rückbeziehung auf das frühere, die Fortwirkung der in jenem entwickelten Kräfte in sich“ enthält, so ist in ihm zugleich „schon das Streben und Schaffen enthalten, welches das folgende vorbereitet“. In diesem lebendigen Werden des Geschichtlichen gestaltet sich das Leben des einzelnen. Geschichte „ist nichts vom Leben Getrenntes, nichts von der Gegenwart durch ihre Zeitferne Gefondertes“.

So gibt es für Dilthey weder ein geistig-geschichtliches Geschehen, das hinter dem Leben der Individuen sich abspielt, noch gibt es ein Leben, das seiner besonderen Gestaltung nach außerhalb des Geschichtlichen wäre. Sein Ziel ist es, das Leben in seiner Geschichtlichkeit, das Geschichtliche in seiner Lebendigkeit zu verstehen. Von hier aus eröffnen sich dem genetischen Verständnis neue Möglichkeiten. Die Darstellung der Lebensentwicklung des schöpferischen Einzelindividuums zeigte uns zunächst die Verbindung zwischen der Gestaltung des Lebens des Individuums und dem Gehalte seiner Schöpfungen. Nun sehen wir, wie das einzelne Leben sich selbst wieder eingliedert in einen geschichtlichen Zusammenhang. Wir erfassen so die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen der Bildung von Ideen und der geschichtlichen Entwicklung der Lebensformen. Dilthey hat am Beispiel der Aufklärung erläutert, wie „ein einheitlicher Zusammenhang von der Form des Lebens zu der Lebenserfahrung, von den in ihr enthaltenen Erlebnissen zur Repräsentation derselben in Wertbegriffen, Pflichtgeboten, Zweckbestimmungen, Bewußtsein der Bedeutung, des Sinnes der Welt“ führt. Auf Grundlage des Sinnes, der Bedeutungen des Gegebenen, die in der Lebenserfahrung zum Bewußtsein gelangen, auf Grundlage der Werte und Zwecke, die gemeinsam das Leben der Menschen bestimmen, bilden sich Richtungen, Strömungen, Bewegungen im Geistesleben. Aus dem Leben selbst gehen Wertbegriffe hervor, die fixiert werden; Lebensregeln werden formuliert; die Bedeutsamkeit des einzelnen wird zur Bestimmung erhoben. Das, was im Leben selbst wirkendes Motiv war, was bestimmendes Moment war in gemeinsamer Lebensgestaltung, wird in der Selbstbestimmung zum Grundsatz, zur bewußten

Sinngebung des Lebens, greift selbst dann wieder formend und gestaltend in das Leben der Menschen ein. Indem der Mensch einer Zeit sich auf das Leben bezieht, nach dem Sinn und Wert fragt dessen, was er erfährt, wird das geschichtlich Gewordene, werden die Momente, welche in einer Zeit die Menschen bestimmen zu schöpferischen Erlebnissen, zu wirkenden Motiven der Ideenbildung. Mit dem Gesamtgeist einer Epoche, der „als etwas Unwägbares, überall modifiziert und doch immer dasselbe“ die Menschen einer Zeit durchdringt, verbinden sich weiter Motive früherer Zeiten, die im Erleben zu neuer Wirkung gelangen. Und wie nun das Leben einer Zeit in verschiedenen sich kreuzenden Richtungen bestimmt ist, wie Kräfte „von ganz verschiedenem Ursprung, Wirkungszusammenhänge, die in ganz verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung begriffen“ sind, zusammenwirken, wie Widerstände der fortwirkenden Motive der vorausgehenden Zeitalter sich geltend machen, so entsteht innerhalb der geschichtlichen Begrenzung des Zeitalters aus all den Spannungen in den Lebensstendenzen selbst die Mannigfaltigkeit der geistigen Schöpfungen, der Widerstreit der Ideen, die Einheit der Systeme.

In dem genetischen Verständnis, in der Erklärung der vollendeten Erscheinung aus ihrem Werden bringen wir uns den inneren Zusammenhang zwischen Leben und Idee zum Bewußtsein. Die vollendete Idee stellt sich ihrem objektiven Gehalte nach als Ausdruck von Erlebnisweisen dar. Wie sie aus dem Leben hervorging, so drückt sie das Leben aus. Einmal steht sie ihrem Bildungsprozeß nach mit den Erlebnissen in einem genetischen Zusammenhang, zum anderen repräsentiert sie ein Erlebnis. Es ist die Aufgabe, sich in den künstlerischen, religiösen, philosophischen Schöpfungen den Lebensgehalt der objektiven Gebilde zum Bewußtsein zu bringen, sie nach den Lebensmotiven zu deuten, die in ihnen erfassbar werden.

In der Art, in der die Bestandteile eines Werkes, seine verschiedenen Ausdrücke die Erlebnisse repräsentieren, liegt eine grenzenlose Mannigfaltigkeit. Bald deuten sie das Erlebnis nur an, bald sind es Ausdrücke, die nach der Tiefe des Erlebnisses selbst hinweisen; ein Stammeln oft nur, dann wieder das Siegreiche des erfüllten Ausdrucks. Das gab Diltheys Interpretationsweise ihre, ich möchte sagen, dramatische Lebendigkeit: dieses Eindringen in die Innerlichkeit der Ausdrücke, um ihnen ihre Lebendigkeit abzurufen, die wechselvollen Momente, die immer von neuem für das Verstehen in den Spannungszuständen zwischen Erlebnis und Ausdruck liegen. Bald klingt das Erlebnis nur an, um erst dann zu vollem gesammeltem Ausdruck zu gelangen; bald scheint das Erlebnis zu entschwinden, und es bleibt nur etwas Starres da; das Leben scheint gleichsam in den Begriffen erstarrt zu sein, bis dann der Gedanke kommt, der das Vorhergehende in seiner Bedeutung aufklärt, die Starrheit löst. Ständig ergeben sich neue Verständnismöglichkeiten aus dem Verständnis einzelner Aussprüche. Scheinbar Widersprechendes löst sich auf; wechselseitig erhellen sich die Ausdrücke. Durchgehende Erlebnis motive werden sichtbar; das Ganze belebt sich, gliedert sich nach Wirkungszusammenhängen. Und nun weist das einzelne geistige Gebilde über sich hinaus. Was hier zum Ausdruck gelangt, klingt in den verschiedensten Weisen in anderen

Bildern und Ideen an. Das einzelne tritt in Beziehung dazu; es kombiniert sich mit ihnen, bis ein Grundmotiv einer Zeit, einer typischen Entwicklungsreihe zu nacherlebendem Verständnis gelangt. Und manchmal ist es dann, als könnte man in einem Gedanken, in einem Bilde schon den ganzen Gehalt einer Zeit fassen. Als Dilthey den Renaissancegeist darstellen wollte, führte er den Ausspruch Mortimers in dem Trauerspiele Marlowes an: „Beweint mich nicht, der, diese Welt verachtend, wie ein Wanderer nun neue Länder zu entdecken geht.“

Zwischen dem genetischen Verständnis und der Deutung eines Werkes seinem Lebensgehalte nach besteht ein innerer Zusammenhang. Dieser Zusammenhang der beiden Interpretationsarten bestimmte schon Schleiermachers hermeneutische Verfahrensweise. „In der lebendigen Anschauung von dem schöpferischen Vorgang, in welchem ein lebensmächtiges Werk entsteht, erkannte er die Bedingung für die Erkenntnis des anderen Vorganges, der aus Schriftzeichen das Ganze eines Werkes“ versteht. In mannigfacher Weise hat Dilthey dargestellt, wie in dem schöpferischen Individuum große durchgehende Motive der Lebensgestaltung sich bilden, wie gewisse Erlebnisweisen immer wiederkehren, in verschiedener Form anklingen, wie sie zu Lebensmächten, zu grundlegenden Momenten werden einer Lebens- und Weltanschauung, um dann zu zeigen, wie in einem gesamten Ausdruck der Sinn des Ganzen ausgesprochen wird. Er zeigt weiter, wie Elemente mannigfaltigster Art — Gedanken, die übermittelt sind, Einflüsse fremder Persönlichkeiten, Eindrücke von Zeitereignissen in ihrer aktuellen Eindringlichkeit — angezogen oder abgestoßen, verschmolzen werden „in jenem geheimnisvollen Weben des Innenlebens, das kein geschichtlicher Blick ganz durchdringt“, und läßt daraus dann verständlich werden, wie die geistigen Schöpfungen, welche so entstehen, den Lebensgehalt einer Zeit repräsentieren. Indem er die Entwicklung des Seelenlebens gleichsam seinem inneren Gesetz nach, das die Lebensmomente verbindet, erfährt, erscheinen ihm die Schöpfungen eines Dichters als ein Ganzes, in welchem ein innerer Zusammenhang die Abfolge der einzelnen Werke regiert; das Gesamtwerk des schöpferischen Individuums wird ihm zum Ausdruck einer Lebensentwicklung.

So ist es die Anschauung des werdenden Lebens, welche uns das Verständnis der geistigen Gebilde vermittelt. Die Synthesen der Motive, die in ihnen zum Ausdruck gelangen, ihr Auseinandergehen, ihre Widersprüche, die Antinomien, welche entstehen, all die mannigfaltigen Formen, in denen in den geistigen Schöpfungen, in ihrer Abfolge verschiedene Gedankenrichtungen sich untereinander kreuzen, dann wieder zur Einheit gelangen: sie müssen aus den Tendenzen des werdenden Lebens selbst verstanden werden. An der Entwicklung des religiösen christlichen Bewußtseins hat es Dilthey zur Darstellung gebracht, wie verschiedene Motive im Seelenleben miteinander rangen, sich miteinander verwoben, wie dieses Ineinandergreifen, die Spannungszustände der Erlebnisweisen in der Dogmenbildung in mannigfacher Weise zum Ausdruck gelangten. Er stellt dar, wie das lebendige Verhalten des Gemüts, insbesondere Vertrauen auf Gott, getroste Erwartung des Schicksals nach dem

Tode sich mit den Erfahrungen des sittlichen Bewußtseins, der Verantwortlichkeit, der Zurechnung verbindet. Diese Verbindung von Bewußtseins-elementen symbolisiert sich in gewissen Begriffszusammenhängen. Der Gott der Vorsehung, der tröstlichen Hoffnung, der Gott, auf den man sich verläßt, ist zugleich der Grund des Gewissens, des Gesetzes, einer gerechten, das Leben überschreitenden Ordnung: juridisch-politische Lebensverhältnisse werden in das Weltganze projiziert. Ausdrücke wie Gesetzesverletzung und Straffälligkeit, Satisfaktion und Begnadigung bezeichnen diese Seite des Verhältnisses des Menschen zu Gott. Und wie das religiöse Verhalten des Menschen die Moralität auf ein Gesetz Gottes begründet, führt es andererseits die Erkenntnis auf eine Offenbarung Gottes zurück. Es „tritt neben die juristische nun eine metaphysische, d. h. an dem Faden des philosophischen Denkens fortlaufende Begriffssymbolik“ als Ausdruck für die innere Verbindung des lebendigen frommen Verhaltens „mit der gedankenmäßigen Fixierung der in diesem Verhalten auftretenden Konzeptionen“. In unzähligen Modifikationen „der begrifflichen Fassung von göttlicher Herkunft, von Inspiration und Mitteilung göttlichen Geistes“ gelangt diese Seite des religiösen Verhaltens zum Ausdruck. Diese Motive sind im Christentum „wie in einer mächtigen Symphonie“ verwoben. Zugleich machen „sich aber die Widersprüche geltend, welche aus der Verwebung so verschiedener Bestandteile entsprangen“. Im Mittelalter rangen die Motive miteinander, suchten immer von neuem einen Ausgleich zu finden. In der beginnenden Neuzeit lösen sich die verschiedenen Motive aus dem Zusammenhang, sie verselbständigen sich, bilden sich fort im Zusammenhang mit neuen Motiven.

So sind es verschiedene Ausgangspunkte des Glaubens, die im Christentum wirksam sind. Löst man die Dogmen „aus ihrer Einschränkung auf die Tatsachen der christlichen Geschichte“, geht man hinaus über „ihre starre und so alles in besondere Faktizität wendende Beziehung auf die Person Jesu, welche andere Beziehungen ausdrücklich ausschließt“, um sie „auf ihren Lebenswert für jede menschliche Lebendigkeit zu bringen“, so erfährt man in den Widersprüchen, die in ihrer Entwicklung entstehen, in den gedanklichen Sondierungen, in den vermittelnden Deutungen, in den Begriffszusammenhängen das Gegeneinanderwirken und Zusammenwirken von Motiven menschlichen Lebens.

In mannigfachen Formen objektiviert sich das Leben einer Zeit, in Naturerkennen, in Herrschaft über die Natur, in wirtschaftlichem Leben, in Recht, Kunst und Religion. Und dies ist nun der lebendige Gehalt aller Philosophie, ihre Funktion im Lebenszusammenhang: das in diesen Formen wirksame Bewußtsein seinem inneren Zusammenhang nach zum Ausdruck zu bringen, den Komplex wieder herzustellen, den Lebenszusammenhang, aus dem die Schöpfungen des Geistes hervorgingen. „Philosophie ist in der Struktur des Menschen angelegt, jeder, an welcher Stelle er steht, ist in irgendeiner Annäherung an sie begriffen, und jede menschliche Leistung tendiert, zu philosophischer Besinnung zu gelangen.“ Aus den Grundbedingungen des Lebens selbst nur läßt sich die Philosophie ihrem Wesen nach verstehen.

Wie im Leben selbst die Zielstrebigkeit angelegt ist nach Verfestigung des Lebenszusammenhanges, nach einheitlichen Lebenslagen, nach Einordnung des einzelnen in Wirkungszusammenhängen, nach Gestaltung des Lebens durch die Lebenserfahrungen, so wird dieses Streben nach Einheit des Lebens in der philosophischen Besinnung zu denkendem Bewußtsein gebracht. „Das Gleiten und die Schwankung der seelischen Vorgänge, das Zufällige und Partikulare im Gehalt der Lebensmomente, das Unsichere und Wechselnde in der Auffassung, Wertung und Zwecksetzung, diese innere Unseligkeit“ sucht der Philosoph in der Anschauung des allgemein Gültigen und Notwendigen zu überwinden. Sein Denken kommt erst zur Ruhe, wenn er die Bindung des Lebens an seine eingeschränkten Bedingungen überwindet, wenn er zu einem festen Maßstab der Evidenz, zu einem höchsten Gut oder zu einer obersten Regel gelangt ist. Er will, daß gleichsam ein einheitliches Selbstbewußtsein des Geistes und seines gesamten Inhaltes entstehe. Was unvermittelt in den Lebenseindrücken ist, was unmittelbar eines neben dem anderen dasteht, soll vermittelt, in Zusammenhang gesetzt werden. Alle Arten von Wirklichkeit, von Werten strebt der philosophische Geist in sich aufzunehmen, und, „was in ihm ungeordnet oder feindlich ringend in einer Zeit oder in den Augen eines Menschen auftritt, soll in einen einheitlichen Zusammenhang erhoben werden“. Kein Streben, kein Wertgefühl will er in seiner Unmittelbarkeit belassen, kein Wissen und keine Vorschrift in ihrer Vereinzelung. „So ist Philosophie eine Art von logischer Energie und höherer Bewußtheit, welche auf alles angewandt wird“, überall Zusammenhang sucht.

Hieraus bestimmt sich die Funktion der philosophischen Schöpfungen im menschlichen Leben. Als Kraft, die neben anderen Kräften im Leben der Menschen wirkt, will Dilthey die Weltanschauung erfassen. Die Philosophie soll gleichsam diese falsche Gegenständlichkeit verlieren, die in ihrer Auffassung als Inbegriff von so und so vielen philosophischen Systemen, die im Verlauf der Geschichte einander gefolgt sind, liegt. Wie sie aus dem Leben hervorgeht, die Lebenstendenzen in allgemeinen und notwendigen Begriffszusammenhängen zum Ausdruck bringt, so wirkt sie wieder gestaltend auf das menschliche Leben. Wie „der Mensch seine Lebendigkeit manifestiert in Wirklichkeit-Erkennen, Wertgebung und Zwecksetzung, so wird Philosophie die Einheit des Geistes in diesem vielfachen Tun herbeizuführen suchen“. Erst hierdurch gelangt das „in diesen Formen wirksame Bewußtsein zu einer autonomen, selbsttätigen Lebensverfassung und damit zum Trostgefühl seiner Realität und Gestaltungskraft“. Dieses ist die Funktion der Philosophie in der geschichtlichen Entwicklung: sie bringt das Leben, das ständig sich neu gestaltet, nach neuen Formen ringt, in den Zusammenhängen des Denkens zum Bewußtsein.

So hat es Dilthey dargestellt, wie der ganze Geist der italienischen Renaissance sich wie in einer Formel im Pantheismus des Giordano Bruno zusammenfaßte; wie das, „was der großen künstlerischen und dichterischen Epoche die Macht verleiht, Natur und Schicksal, die Landschaft und die menschliche Person, Helden und Gespenster so lebendig und einheitlich zu gestalten,“ in Giordano Brunos Anschauung der inneren Lebendigkeit des

Universums, der quellenden Kraft in ihm und jedem seiner Gebilde einen metaphysischen Ausdruck findet. „Es ist dem echten Philosophen eigen, daß in ihm Zustände, Lebensgefühle, wissenschaftliche Impulse eines Zeitalters in der sichereren Klarheit der Begriffe sich darstellen und die Zeitgenossen ergreifen als in ihm erst zu gesammeltem Bewußtsein gekommen.“ Die Philosophie hat die Funktion, „die inneren Antriebe einer Kultur zum Bewußtsein ihrer selbst zu erheben und so dieser Kulturbewegung die Klarheit ihrer Ziele und die Energie des Wollens zu verstärken, ihr die letzten Generalisationen der erworbenen Begriffe auszubilden“. An Descartes' Philosophie hat es Dilthey dargestellt, wie die allgemeine Richtung einer Zeit einen Ausdruck in einer philosophischen Bewußtseinsstellung fand. Ein neues Bewußtsein der Souveränität des menschlichen Geistes hatte sich im 17. Jahrhundert gebildet, ein neues Streben, in der Anwendung wissenschaftlicher Methoden die Wirklichkeit der Macht des Geistes zu unterwerfen. An die Stelle der regellosen Herrschaft der Phantasie sollte das allgemeingültige Wissen treten, die Vernunft sollte das menschliche Leben regeln. In der Philosophie des Descartes wurde die logische Disziplinierung „aus dem, was in den Antrieben der ganzen Kultur lag, zur bewußten Aufgabe des Zeitalters“. In Descartes' Geiste verband sich die souveräne Selbstgewißheit mit der konstruktiven Macht der Vernunft: in seiner Metaphysik verkörperte er die auf Klarheit des Denkens gegründete Autonomie des Geistes.

Wie an den philosophischen Weltanschauungen, so zeigt es Dilthey an den dichterischen Schöpfungen, wie sie dem Mannigfachen des gegebenen Lebens einer Zeit eine Form geben, wie sie in einer das Vorhandene überschreitenden Einheit den Geist einer Zeit repräsentieren, den Sinn des werdenden Lebens aussprechen. In der Dichtung „ist dem Menschen gegeben, seine Einsichten in seine Natur, seine Bestimmung, die höchsten sittlichen Ideale anschaulich und darum mit einer wunderbaren Macht über die Gemüter darzustellen“, und was die Dichtung „alsdann ausdrückt, ist das Lebensideal einer Epoche“. Denn „nur der darf als ein großer Dichter gelten, welcher mit den Mächten und Schmerzen einer Zeit gekämpft hat und so zu einer Auffassung des Menschen und des Schicksals gelangt ist, aus welcher nunmehr Kraft zu leben für seine Zeit- und Schicksalsgenossen entspringt“. So zeigt Dilthey an Lessing, wie das, „was rings um ihn in unzähligen individuellen Strebungen sich bewegte, zum Charakter, zum bewußten Lebensideal, zur freien Weltansicht“ „in seiner männlichen großen Seele“ sich gestaltete. Oder er zeigt später an Goethe, wie er unerfättlich war, alles, was ihn von geistigen Kräften, bedeutenden Menschen, großen Bewegungen umgab, anschauend, verstehend, erlebend in sich aufzunehmen, wie die einzige Größe seiner persönlichen Dichtung darin liegt, „daß in ihr das Persönlichste mit allem, was von allgemeinen Bewegungen Bestandteil seines Lebens wurde, auf das innigste verbunden ist“. „So, und nur so, wurde das größte Gedicht nach Shakespeare, der Faust, möglich.“ Goethe wird zum Lebensideal seiner Generation. Man sah „zu ihm auf als zu dem, was das Leben dem Menschen zu gewähren vermag“.

So ist es das Leben selbst, was sich in den geistigen Gebilden darstellt, das Leben eines Menschen, einer Zeit, das Leben seinem inneren Zusammenhang nach in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltung. Von dem unbeholfenen Stammeln bis zu dem in sich vollendeten geistigen Gebilde, in dem die ganze Fülle des Lebens eines Menschen, einer Zeit in Bildern, Vorstellungen, begrifflichen Zusammenhängen einen Ausdruck findet, objektivieren sich die Erlebnisse in unzähligen Abstufungen. Doch damit erschöpft sich nicht die Bedeutung der Schöpfungen der Denker und Dichter. Sie bringen nicht bloß das wechselnde, ständig sich bildende, geschichtlich bedingte Leben zum Ausdruck, sie möchten das Leben selbst deuten, es in seiner Bedeutsamkeit sehen lehren, aussprechen, was es seinem Wesen nach sei. Der Mensch löst sich in ihnen aus der Gebundenheit an das Gegebene, Bestimmte, indem er sich auf sich selbst und den Zusammenhang der Dinge besinnt; er will das Leben in seiner objektiven Tiefe erfassen, die universalen Zusammenhänge zur Anschauung bringen, die dem einzelnen Leben Sinn und Form geben. Erst dadurch erfüllen die Schöpfungen der Denker und Dichter ihre Funktion, daß sie aus dem Flusse der Zeit ein Dauerndes hervorheben, daß sie über das zeitlich Bedingte hinaus in der Anschauung des Lebens und der Welt dem Menschen Gewißheit und Sicherheit seines Strebens gewähren. So gilt es zu verstehen, wie aus dem dichterischen Erlebnis die Geschehnisse zu Trägern und Symbolen eines Allgemeinen werden, wie aus dem Darinnensein im Leben in dem philosophischen Geiste eine Anschauung der Welt entsteht.

Von dem tiefsten Punkte menschlichen Lebens, von den Bewußtseinsstellungen aus, von der Art und Weise aus, wie Menschen und Welt dem Dichter in seinen Lebensbezügen erscheinen, wie sie ihm zum Erlebnis werden, will Dilthey die Welt des Dichters verstehen. Charakterauffassung, Erleben der Geschehnisse ihrer Bedeutung nach, „lebendigste Erfahrung vom Zusammenhang unserer Daseinsbezüge in dem Sinn des Lebens,“ Anschauung dieses Ganzen, das wir Leben nennen und das in wunderbarer Weise aus Umständen, Relationen der Menschen, individueller Tiefe, Schicksal gewebt ist: das sind die Momente, die das Wesen des dichterischen Werkes bestimmen. Was der Dichter erschaut, es wird ihm zu etwas, das bedeutsam ist in sich; es wird in seiner Phantasie ausgefondert aus dem Nexus von Wirken und Erwirktsein; es ist nicht mehr abhängig von der Zufälligkeit des Wechsels der Geschehnisse; es ist nicht mehr dieses unvollkommene, in sich unvollendete einzelne, sondern in sich selber wird es zu einer Totalität. Daß das einzelne in dem dichterischen Erleben zu diesem einheitlichen Ganzen wird, daß es in sich seinen Sinn trägt, unabhängig von der wechselnden Bedeutung alles einzelnen im Zusammenhang des Lebens, ist dadurch bedingt, daß in ihm Beziehungen sichtbar werden, die über es hinausreichen, daß es ein Symbol wird für einen im Leben geschauten Zusammenhang, daß es zum Ausdruck wird der Natur des Lebens. Weil der Dichter in jeder seiner Gestalten das Leben erschaut, weil in ihren Handlungen, in ihren Schicksalen ein unerschöpflicher Gehalt ist, aus dem heraus sie wirken und leiden, so erhält jedes Dichterwerk diesen Schein und Schimmer einer verallgemeinernden

Lebensstimmung, diese nachfühlende Bejahung des Lebens. Es stellt dieses Eine, Begrenzte dar und verfließt gleichsam in seinem Horizonte ins Unendliche.

So wird das, was in dem dichterischen Erlebnis aus einer geschichtlich bedingten Lage entsprang, was aus einer immer nur begrenzten Lebenserfahrung heraus entstand, in Bezug gesetzt zur allgemeinen Bedeutung des Lebens; es spricht einen Zug des Lebens selbst aus, der vorher so nicht gewahrt worden ist. Die Dichtung wird zum Organ des Lebensverständnisses, der Poet ein Seher, der den Sinn des Lebens erschaut. Und weiter nun liegt in der Entwicklung jedes großen Dichters die Tendenz, das Leben in der Universalität seine Bezüge zu verstehen, die Menschen, die Dinge, die Natur in ihrer Lebensbedeutung zu gewahren, das Leben zu schauen in seiner Verwebung mit dem allgemeinen Geschieh der Menschen, mit dem Zusammenhang der Dinge, mit dem Weltgeschehen. So deutet uns dann der Dichter die Welt. An Goethe hat es Dilthey dargestellt, wie jeder Teil der Welt, den er sieht, ihm über die Kraft und den Sinn des Lebens spricht. „Er lauscht den Bewegungen in den heimlichen Tiefen seiner Seele und versteht aus ihnen Menschendasein und menschliche Entwicklung.“ „Das Mannigfaltige der Bedeutung in den einzelnen Lebensbezügen, wie es vor Goethes Seele stand, mannigfaltig und nuanciert, wie das Leben selbst, ist sein Sehertum, seine Weisheit.“ Doch kein einzelnes konnte ihm genügen, kein Lebensverhältnis, keine Anschauung der Dinge. Erst in der Hingabe an das Ganze und Eine fand seine Lebenssehnsucht Genüge. Aus der Summe des Erlebten erwuchs ihm die Stimmung der Welt gegenüber. Der zweite Faust wird zum Abbild der Welt selber.

In philosophischer Selbstbesinnung sucht der menschliche Geist in dem Streben nach Festigkeit, das beständig mit der Zufälligkeit des Daseins ringt, die Weltanschauung zu allgemeingültigem Wissen zu erheben. Es bilden sich die metaphysischen Systeme. Wie das Leben sich in seinen Zusammenhängen gliedert, sich bildet, wie es in der Differenzierung der Leistungen und ihrer wechselseitigen inneren Beziehungen sich auf bestimmte Bewusstseinslagen auswirkt, so entsteht die Lebenserfahrung, in der wir die Lebenswerte und die Werte der Dinge erproben, in der wir das Relative, Zufällige, Vereinzelte zu überwinden streben in einer sinnvollen Gestaltung des Lebens. Es bilden sich bestimmte Lebensverfassungen, einheitliche Zusammenhänge von differenzierten Lagen des Selbst, von Stellungnahme, von Verhalten, von Schaffen an Dingen und Menschen, von Leiden durch sie, von Lebensbezügen mannigfacher Art. Was nun der Metaphysiker im Leben erfuhr, was ihm zu einem einheitbildenden Moment in seinen Lebensbezügen wurde, seine Lebensverfassung, drückt er aus in der Form der Lebenswürdigung, eines Weltbildes, von Regeln und Normen menschlichen Handelns. Denn dieses ist, was das Genie des Metaphysikers ausmacht: die Energie des Erlebens verbunden mit dieser eigenen Fähigkeit, im unpersönlichen Verhalten den allgemeinen Sachverhalt im Erlebnis zu gewahren. An Hegel hat Dilthey diese Kraft zur metaphysischen Verallgemeinerung dargestellt, die Erhebung über das Persönliche, die Fähigkeit, in alles Geschehene die Tiefe

des Erlebens hineinzugeben und sich doch dabei ganz gegenständlich zu verhalten, die geistige Besonnenheit des Philosophen.

Aus der Gebundenheit an das Gegebene, an das Bestimmte strebt der Philosoph sich zu erlösen, indem er das Leben in seiner objektiven Tiefe zu erfassen sucht. Er geht begründend auf ein Weltprinzip zurück, auf eine Weltursache; er sucht Wert, Sinn und Bedeutung der Welt zu bestimmen, und er fragt nach einem Weltzweck. Er dringt in alle Tiefen der Erlebnisse; die ganze Welt des Gefühls mit der Willenshandlung vergegenständlicht sich ihm „zu Begriffen von Werten und deren Relationen, zu Zweckgedanken und zu Regeln, welche die Bindung des Willens ausdrücken“. Alles wird von der Einheit einer Lebensstellung aus aufgefaßt; alles ordnet sich ein in große durchgehende Motive: das Leben, die Menschen, die Dinge; allem gegenüber realisiert das metaphysische Bewußtsein die Einheit des Lebensverhaltens. So bildet das metaphysische Bewußtsein bestimmte Positionen der Wirklichkeit gegenüber aus; in der Einheit universaler Daseinsbezüge entsteht ein Weltbild. Wie in der Lebensentwicklung aus dem Erfassen des Gegebenen Erleben der Werte, Verwirklichung der Güter entsteht, so bauen sich die Weltanschauungen in gesetzmäßigen Stufenfolgen auf, die Wirklichkeitsauffassung, Wertgebung, Zwecksetzung, Regelgebung umfassen. In die Tiefe dringt der philosophische Geist, um die Einheit des Lebens zu finden, und erhebt sich dann wieder zu der Anschauung der konkreten Formen menschlicher Lebendigkeit, schafft Lebenswerte, Ideale, Zweckzusammenhänge, „damit der Lebende sich im Leben zurechtfinde, der Wollende seiner Zwecke gewiß werde und im Widerstreit der Ideale und der Lebensgüter, die ihn bedrängen, seine Entscheidung Sicherheit erreicht“. Was in den Tiefen des Lebens selbst zusammenhängt, Welterkenntnis, Lebenserfahrung, Prinzipien des Handelns, gelangt zum Ausdruck in der Form der Weltanschauung.

Von verschiedenartigen Lebensverfassungen aus erfaßt der metaphysische Geist die Welt; eine unbestimmte Zahl von Nuancen der Weltansichten bildet sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung. Aus dieser Mannigfaltigkeit sondern sich gewisse Typen von Weltanschauung. Ein innerer Zusammenhang verbindet Gruppen von Systemen; von einer bestimmten Lebensverfassung aus werden die in dem Lebensrätsel enthaltenen Probleme in einer bestimmten Richtung verfolgt. So ist es ein Zusammenhang, der den antiken Pantheismus, Giordano Bruno, Spinoza, Shaftesbury, Herder, Goethe, Schelling, Hegel, Schleiermacher miteinander verbindet: der objektive Idealismus. In dem objektiven Idealismus erweitert sich unser Gefühlsleben, in welchem Lebensreichtum, Wert und Glück des Daseins zunächst persönlich erfahren werden, zu einer Art von universeller Sympathie. Wir suchen die Teile der Welt in einem Ganzen zusammen zu schauen, den Lebenszusammenhang in einen Weltzusammenhang einzureihen, uns selbst als Ausdruck des Wesens des Universums zu fassen. Ein anderer Zusammenhang verbindet Sokrates, das römische Denken, Kant, Jacobi und Fichte: der Idealismus der Freiheit. Von dem willentlichen Verhalten, von dem unendlichen Wert der menschlichen Persönlichkeit in ihrer moralischen Würde geht diese Weltanschauung aus.

„In dem Gefühl ihrer moralischen Würde fühlt die Person sich erhaben über die physischen Massen der erscheinenden Welt, gleichgültig dagegen, in wie vielen Individuen dasselbe Drama eines kämpfenden Willens sich wiederholen mag, welcher des unendlichen Wertes seiner inneren Arbeit sicher ist und sie nur tut, weil er ihrer sicher ist.“ Die lebendige willentliche Art von Bestimmen und Bestimmtwerden wird zum Schema des Weltzusammenhanges; Gott wird zu einer zwecksetzenden Vernunft, welche den Begebenheiten gegenüber selbstmächtig ist.

So will Dilthey die Weltanschauung aus dem Lebensverhalten, aus der Lebenserfahrung, aus dem Gesamtzusammenhang des Lebens verstehen. „Die wahren Metaphysiker haben gelebt, was sie schrieben.“ Er wollte zeigen, wie „jede echte Weltanschauung eine Intuition“ ist, „die aus dem Darinmensein im Leben selbst entsteht“. „Das Sichhineinversetzen in Leben als Mittelpunkt“ der Systeme, das ist „das Wesentliche, was Geschichte hier zu lehren hat.“ Aus dem Leben selbst geht das Streben hervor nach innerer Festigkeit gegenüber dem Wechsel der Eindrücke und der Schicksale und der Macht der äußeren Welt; „vom Wechsel, von der Unbeständigkeit, dem Gleiten und Fließen ihrer Verfassung, ihrer Lebensanschauungen“ wird die Seele „fortgeführt zu dauernden Würdigungen des Lebens und festen Zielen“. Wie der Dichter in immer neuen Zügen die Bedeutsamkeit des Lebens zur Darstellung bringt, so deuten uns die philosophischen Weltanschauungen den allgemeinen Gehalt, den universalen Sinn der Lebenserfahrungen, in denen die Menschheit sich fortschreitend auslebt.

Hier vollendet sich uns die Anschauung des inneren Zusammenhanges, der in Diltheys geschichtlichem Lebenswerk die mannigfachen Bestrebungen, den Gehalt der geistig-geschichtlichen Gebilde verständlich zu machen, miteinander verbindet. Wie die Schöpfungen der Denker und Dichter aus dem Leben hervorgehen, so müssen sie wieder aus dem Ganzen des Lebens heraus erfaßt werden: das ist das Grundmotiv seiner historischen Arbeiten. Sein Streben war, immer mehr sich dem Punkte zu nähern, an welchem er durch die bisher gebrauchten Kategorien für die Auffassung der geschichtlichen Erscheinungen des Geisteslebens hindurchbrechen und ins Freie, Offene gelangen könnte, wo man mit wirklichen Seelen zu tun hat. Er ging von der Anschauung der Lebensentwicklung aus: er brachte sich zum Bewußtsein, wie die Ideen, die Gestalten der Phantasie sich in einen Lebenszusammenhang einreihen, wie sie durch Lebenslagen bedingt sind, wie sie sich fortbilden in der Lebensentwicklung, wie sie selbst wieder zu Lebensbestandteilen werden, die fortwirken zu neuen geistigen Schöpfungen. Hieraus entsprang ihm das Verständnis der geistigen Gebilde ihrem Lebensgehalte nach. Was der Dichter, der Denker zum Ausdruck bringt, es ist sein Erlebnis; es ist etwas, dessen er innen wurde, dessen Bedeutung er erfuhr, dessen Wert er erfaßte. Und dieses Erlebnis läßt sich nicht absondern aus dem Ganzen des Lebenszusammenhanges. Das dichterische, das philosophische Werk ist der Ausdruck einer Lebensverfassung. Das ist nun das eigentlich Schöpferische des Denkers, des Dichters, daß das, was er erfuhr, sich ablöst von dem einzelnen Lebens-

moment zu etwas in sich Bedeutsamem, zu etwas Allgemeinem, daß es ihm gegenüber steht als etwas in sich Selbständiges, daß es ihm zum Ausdruck wird der objektiven Tiefe des Lebens.

So sucht es Dilthey an den Schöpfungen der Dichter und Denker zum Verständnis zu bringen, wie sie aus dem Leben hervorgehen, wie sie Ausdrücke sind von Erlebniszusammenhängen, wie sie das Leben selbst wieder deuten. In diesem Verhältnis der geistigen Schöpfungen zum Leben liegt etwas Konstantes; es gibt ihnen diese Gleichartigkeit, diesen gemeinsamen Charakter, der uns ermöglicht, Dichtung, Religion, Philosophie als Kulturtypen zu fassen, als typische Formen von Objektivierungen menschlichen Lebens. Innerhalb dieser Formen entwickeln sich die mannigfachen Interpretationen der Wirklichkeit, die verschiedenartigen Weltanschauungen, die miteinander um die Macht über die Seele ringen. Auf die Variabilität der menschlichen Daseinsbedingungen selbst müssen wir zurückgehen, wenn wir die Mannigfaltigkeit der menschlichen Denkweisen, die in den geistigen Schöpfungen zum Ausdruck gelangen, verständlich machen wollen. Es gilt zum Bewußtsein zu bringen, wie nicht nur diese oder jene Vorstellung, wie das Seelenleben selber sich wandelt in der Geschichte der Menschheit. An den großen Epochen der geschichtlichen Entwicklung will es Dilthey darstellen, wie es der Status des Menschen selbst ist, der sich ändert, wie der Schwerpunkt des menschlichen Daseins sich verschiebt, wie neue Tatsachenkomplexe in den Horizont des Bewußtseins treten, wie neue Möglichkeiten des Lebens sich aufstun. Er will zeigen, wie das, was in den früheren Zeiten als das Wesentliche erschien, das Leben der Menschen bestimmte, nur noch in den unteren Schichten des Lebensverhaltens nachwirkt; wie Menschen und Dinge von neuen Seiten aus erfaßt, neue Eindrucksmöglichkeiten geschaffen werden, wie die Bedeutungsgliederungen, die Wertabstufungen sich umbilden, das Leben einen neuen Sinn erhält. Aus dieser Lebenslage, aus dem Zustand der Seele, aus der Art, wie sie die Menschen, die Natur um sich erblickt, wird uns der geistige Gehalt, welcher einem dichterischen Werk, einer philosophischen Anschauung Einheit und Leben gibt, seiner Verschiedenartigkeit, seinem Wechsel nach verständlich.

So ist es der innere Zusammenhang mit dem Leben, der uns die geistigen Schöpfungen verständlich macht. Die Anschauung des Lebens ist der Ausgangspunkt aller Geisteswissenschaften. „Leben erfaßt hier Leben.“ „Das Verständnis dringt vom Leben aus in immer neue Tiefen,“ und „in der Rückwirkung auf Leben erlangen die Geisteswissenschaften ihre höchste Bedeutung.“ Jede Interpretation der neuen Gebilde führt immer wieder auf eine spontane Lebendigkeit zurück, und die höchste Funktion der Geisteswissenschaften ist es dann, Kräfte im Leben frei zu machen, indem sie sie mit dem Bewußtsein ihres Gehaltes, ihres Zweckes erfüllen. Will man den Gesamtzusammenhang der geisteswissenschaftlichen Leistungen zur Erkenntnis bringen, will man die geistig-geschichtliche Welt als Einheit erfassen, so muß man auf die Bedingungen des Lebens selbst zurückgehen: das ist in Diltheys philosophischem Denken das Grundmotiv.

In unmittelbarem Zusammenhang mit den geschichtlichen Forschungen haben sich Dilthey's philosophische Anschauungen entwickelt. Es sind die Verständnisformen, die er ausbildet, um in den geistigen Schöpfungen die Erlebnis motive zu erfassen, die er sich zur Besinnung bringt, die er in ihrer allgemeinen Bedeutung für das Verständnis des menschlichen Lebens zu erfassen strebt. In der Wechselwirkung der Erfahrungen an den geschichtlichen Tatsachen und allgemeiner Besinnung lag für ihn ein immer neuer Anlaß zu fortschreitender Ausbildung seiner historischen Verfahrensweisen einerseits und andererseits zur Entwicklung seiner philosophischen Ideen. Er hält immer wieder inne in der Betrachtung des einzelnen geschichtlichen Vorganges; er sucht die Momente zu erfassen, die ihn mit früheren verbinden, und die, welche auf die spätere Entwicklung hinweisen; er reiht das einzelne ein in große universale Zusammenhänge und fragt nach etwas Typischem, das hier zum Ausdruck gelangt, nach einer Stellung des menschlichen Geistes, nach einem Zug des Lebens. Die Reflexion auf das menschliche Leben ist das Motiv, das in seiner Auffassung der konkreten Erscheinung immer wieder durchklingt. Er gibt sich hin an das einzelne, sucht es seiner Lebendigkeit nach zu verstehen, und zugleich gelangen ihm die Momente zum Bewußtsein, die über das Singulare hinaus weisen auf allgemeine Fragen des menschlichen Lebens. Vertieft er sich in die Seelengeschichte des einzelnen Individuums, sucht er die Entwicklung einer Idee im Zusammenhang des Lebens zu erfassen, so wird er sich dabei bewußt, daß in jedem Leben etwas ist, was kein geschichtlicher Blick ganz durchdringt, daß ein Ganzes der geistigen Organisation in dem schöpferischen Individuum wirksam ist, „dessen gesetzlicher Zusammenhang mit den Bedingungen, unter welchen es sich bildet, noch ganz unerforscht ist, und welches weder durch eine zufällige Reihe äußerer Anregungen noch durch eine von Denker zu Denker fortschreitende Übertragung von Begriffen erkannt wird.“ Er erfährt das Fortwirken von Lebensmotiven in der Ausbildung der geistigen Schöpfungen eines Dichters, eines Philosophen und fragt nach den eigenen Gesetzen, nach denen in unserem Inneren neue Elemente auf der Grundlage unserer ältesten Lebensformen arbeiten, nach der Struktur dieser Gedankenwelt, die aus den originalen Impulsen der menschlichen Natur sich bildet. Aus der Anschauung der Gleichförmigkeiten menschlichen Lebens, die er sich in der vergleichenden Betrachtung der Lebensentwicklung des einzelnen zum Bewußtsein bringt, aus der Besinnung auf die Art, wie sich das Leben gliedert in der Abfolge der Lebensalter, wie aus dem Sineinandergreifen verschiedener Momente eine einheitliche Gestaltung des Lebens entsteht, Persönlichkeiten sich bilden, wie in dem schöpferischen Individuum in generischem Aufbau ein Zusammenhang von Gedankenmotiven sich formt, entsteht ihm die Frage nach den Bildungsgesetzen, die das Seelenleben gestalten.

Als innere Beziehungen psychischer Leistungen, als strukturellen Zusammenhang, in dem sich in der psychischen Lebenseinheit und ihrem Verlauf Teile zu einem Ganzen aufbauen nach einer im Ganzen selbst angelegten Zweckmäßigkeit, faßt Dilthey das seelische Leben auf. „Analysieren wir diesen seelischen

Zusammenhang, so treffen wir da nirgends auf ein Dingliches oder ein Substantiales, es gibt da keine isolierten Elemente.“ Das Leben wächst aus Teilen zusammen, es ist nicht eine Komposition, es ist ursprünglich und immer eine übergreifende Einheit. In jeder einzelnen Lebenslage sind Wahrnehmung, Erinnerung, Denkprozeß, Trieb, Gefühl, Begehren, Willenshandlung auf die mannigfaltigste Weise miteinander verwebt. „Von der Außenwelt her ruft das Spiel der Reize Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung hervor; nun wird in dem Mannigfachen der Gefühle der Wert dieser Veränderungen für das eigene Leben erfahren, und die von den Gefühlen erregten Antriebe und Willensakte wirken dann wieder nach außen zurück.“ Alle diese Einzeltvorgänge wirken zusammen in der Einheit einer Gesamtleistung, gliedern sich ein in einen Wirkungszusammenhang, bilden die Einheit eines Erlebnisses. Aus diesen in sich strukturierten Erlebnissen bildet sich das Ganze des seelischen Zusammenhanges in einer Entwicklung, in der das im Seelenleben Erworbene fortwirkt, das Bedingende immer als Schicht unter dem Bedingten verbleibt, das Erwirkende immer in einen Bezug zu dem Erwirkten tritt, aus beiden sich ein Ganzes bildet. Alle Lebensstufen verbinden sich zu einer Entwicklungsgeschichte, in der alle Prozesse im Seelenleben zusammenwirken, um eine Gestalt gleichsam der Seele zu erwirken. So ist in dem seelischen Strukturzusammenhang ein Zusammenwirken von Vorgängen zu Leistungen, ein Zweckwirken in der Richtung auf bestimmte Bewußtseinslagen, eine Zielstrebigkeit, ein dem Leben selbst immanenter teleologischer Charakter angelegt. In den verschiedenen Lebenseinheiten, die sich nach der ihnen innewohnenden Gesetzmäßigkeit entfalten, realisiert sich diese Zweckmäßigkeit, die aus keinem Zweckgedanken außer uns abgeleitet werden kann. In jedem Momente des Lebens ist Zielstrebigkeit, Zweckmäßigkeit; aus ihm selbst muß es seinem Aufbau nach in seinen verschiedenen Formen verstanden werden.

Wie diese Zielstrebigkeit in den verschiedenen Individuen verschiedene Gestaltungen der Seele erwirkt, wirkt sie sich aus in bestimmten Leistungen, in geistigen Schöpfungen, bedingt ihre Gliederung, ihre innere Form. Es bilden sich die typischen Formen, in die das Schaffen des einzelnen sich einreihet. Er wird zum Dichter, zum religiösen Menschen oder zum Philosophen. Bestimmte Bedingungen des schöpferischen Vermögens, Gleichförmigkeiten in der Lebensentwicklung bestimmen das Wesen der einzelnen Leistungen, der inneren Form, des Zusammenhanges, der sie verbindet. Aus der Organisation des Dichters und Denkers, aus der besonderen Art, in der sich sein Seelenleben in sich zweckmäßig gestaltet, entstehen die über alle historische Singularität hinausgehenden Gemeinsamkeiten der philosophischen und dichterischen Schöpfungen in ihren Bildungsgesetzen, in ihrem Aufbau. Die Zielstrebigkeit des Seelenlebens teilt sich allen zusammengesetzteren Gebilden der geistigen Welt mit. Sie schafft in sich einheitliche Wirkungszusammenhänge im gemeinschaftlichen Leben. Die Tätigkeit des einzelnen reiht sich ein in diese Wirkungszusammenhänge, die den verschiedenen Gebieten menschlicher Tätigkeit Einheit geben, dauernde Produkte verwirklichen, sich untereinander gliedern, in ihren Beziehungen den lebendigen Zweckzusammenhang der ge-

schichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit bilden. Aus der Natur des menschlichen Lebens selbst, aus den ihm einwohnenden Tendenzen bilden sich diese das Leben der einzelnen überdauernden Formen von Objektivationen des Lebens.

Dies ist der Untergrund aller Geschichte: das Leben, das in jedem einzelnen, in jeder geschichtlichen Gestalt sich immer wieder als ein Ganzes in der Zusammenstimmung von Kräften darstellt, einen Eigenwert verwirklicht, in sich selbst Normen seiner Gestaltung enthält. Aus dem Nacherleben der unerschöpflichen Totalitäten entspringen die großen historischen Schöpfungen. „Die Biographie stellt so die fundamentale geschichtliche Tatsache rein, ganz in ihrer Wirklichkeit dar.“ „Der Wille eines Menschen in seinem Verlauf, in seinem Schicksal wird hier in seiner Würde, als Selbstzweck erfaßt.“ Wie jedes einzelne Leben, so muß jede Epoche des Lebens in ihrem selbstständigen Werte erfaßt werden. „Armselig die Kindheit, welche den reiferen Jahren geopfert wird.“ In der Natur des Lebens selbst liegt „die Tendenz, jeden Moment mit der Fülle des Wertes zu sättigen“. Den Wert jedes Zustandes, jeder Persönlichkeit und jedes Lebensverhältnisses zu erfassen — Goethes Stellung zum Leben — das ist die Grundlage alles Verständnisses im menschlichen Leben. Wie das individuelle Leben, so hat weiter jeder Lebenskreis, jedes Kultursystem, alle die mannigfaltigen Formen, in denen sich das Leben objektiviert, jede Gemeinschaft, jede Epoche geschichtlichen Lebens einen Mittelpunkt in sich selber. In jedem Kultursystem, in jedem Wirkungszusammenhang realisieren sich im Zueinandergreifen von Leistungen bestimmte Werte; jede Leistung erhält ihre Bedeutung durch das Ganze, das in sich selbst einen Zusammenhang bildet. Auf jedem geschichtlichen Standort der Menschheit bildet sich ein bestimmter Typus des Menschen; das Mannigfaltige der Eindrücke und Regungen gelangt zu einer Einheit. „Aus höchst mannigfachen veränderlichen Momenten bildet sich ein kompliziertes Ganzes. Und dieses bestimmt nun die Bedeutung, welche allem, was in dem Zeitalter wirkt, zukommt.“

So liegt im Leben die Tendenz, in immer wieder einheitlichen Lagen, in einheitlich gegliederten Zusammenhängen sich zu gestalten. Wir wissen nichts von dem Sinn des geschichtlichen Werdens; nur in den Bedeutungsverhältnissen aller Kräfte, die zu gemeinsamen Leistungen sich verbanden, die in der Abfolge der Zeiten eine Lebenslage schufen, in der die Menschen Sicherheit und Zweckrichtungen ihres Schaffens fanden, können wir einen Sinn erfassen. So repräsentiert jedes Lebensgebilde, jede Lebenslage einen Eigenwert, ist ein in sich zentrierendes selbstständiges Ganzes. Zugleich aber liegt nun hierin ihre Determination, ihre Begrenzung gegenüber den Lebensmöglichkeiten, ihr immer nur partikularer Charakter. Nur in einem bestimmten Bedeutungsverhältnis, nur in ihrer Beziehung auf bestimmte Grundkräfte, nur in bestimmten Wertabstufungen können sie die Einheit der verschiedenen Tendenzen des Lebens realisieren. Immer wieder verwirklicht sich die Gesetzmäßigkeit des Lebens in Gestaltungen, die in sich zweckmäßig sind; doch jede dieser Lebenslagen ist endlich, ist in sich begrenzt. Nie kann sie in sich die Fülle der Lebensmöglich-

keiten zur Darstellung bringen, der Gesamtheit der im Leben wirkenden Kräfte eine Einheit geben, die vollständige Zusammenstimmung der Lebens-tendenzen herbeiführen.

So ist das Leben in jeder seiner Gestaltungen partikular bestimmt, seiner Mannigfaltigkeit, seiner Ganzheit nach nur lückenhaft in unserer Erfahrung gegeben. Das, was jede Epoche geschichtlicher Entwicklung charakterisiert, ist der Lebenshorizont, die Begrenzung, in welcher die Menschen einer Zeit in bezug auf ihr Denken, Fühlen und Wollen leben. Überall lehrt uns Geschichte, wie der Mensch auch in seinen tiefsten Bezügen wie von Wänden von den geschichtlichen Bedingungen, unter denen er lebt, umschlossen ist. Aus dem Gesamtzusammenhang des Lebens seiner Zeit lösen sich dann elementare Kräfte, machen sich geltend, es entstehen Spannungen, Leiden, Sehnsucht, welche die künftigen Zeiten vorbereiten. Jede neue Lebenslage aber kann den Sinn, den Eigenwert der früheren nie ganz in sich fassen; indem sich gleichsam das Zentrum unseres Lebens verschob, ging nicht nur vieles einzelne, sondern auch dieser bestimmte Zusammenhang, wie er sich zum Leben verhielt, verloren.

Es sind zwei Grundformen der geschichtlichen Entwicklung, die Dilthey in seiner Anschauung des Lebens zur Deutung bringt: die Gleichförmigkeiten des Lebens in dem inneren Zusammenhang seiner Leistungen, der auf jeder Stufe menschlichen Daseins Werte und Zwecke realisiert, und zum anderen das Bedingte, die Begrenzung jeder geschichtlichen Gestaltung des Lebens, die so entsteht. Von dieser Auffassung des Lebens aus erhält Dilthey's Stellung zu den metaphysischen Weltanschauungen ihre letzte Begründung. Wie die Philosophie aus der dem Leben innewohnenden Zielstrebigkeit entspringt, den verschiedenen Leistungen seiner Struktur Einheit zu geben, so realisieren sich in den großen Formen der Weltanschauung einheitliche Stellungen zur Welt; in jeder derselben wird nach einheitlichen Motiven das Milieu des Lebens aufgefaßt, gefühlt, sein Wert bestimmt und durch die Willenshandlung das Gleichgewicht mit der eigenen Lebensmacht hergestellt. Jede dieser Lebensstellungen ist aber in sich begrenzt. Hier in der Einseitigkeit jedes persönlichen Lebens liegt „der tiefste und wahrhaft tragische Punkt in der Lebensarbeit des Individuums, das Ewige zu besitzen“. Jede metaphysische Weltanschauung will das Ganze des Lebensrätsels lösen; jede erhebt Anspruch auf Allgemeingültigkeit; jede will den in der Relation zur Lebendigkeit konzipierten Weltzusammenhang als unabhängige Objektivität fassen. Alle aber beherrscht sie die Macht des Ortes und der Stunde. Nur von geschichtlich bedingten Vorstellungsweisen, nur von eingegrenzten Tatsachen und Wirklichkeiten aus, nur in singularen Lebensbezügen können sie die Welt gewahren.

Aus dem Konflikt der geschichtlichen Bedingtheit mit ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit entsteht eine ruhelose Dialektik, die zu immer neuen Formen des metaphysischen Bewußtseins führt, die treibende Kraft des metaphysischen Geistes. Wie jede der großen Formen der Weltanschauung nur eine Seite unserer Stellung zur Welt umfaßt, so vermag sie „aus

der unergründlichen Vielseitigkeit des Universums immer nur eine Seite herauszuheben, und der Versuch, den anderen Seiten von seinem einseitigen Standpunkt gerecht zu werden, verwickelt den philosophischen Geist unvermeidlich in Widersprüche“. In keiner dieser Formen können alle Probleme gleichmäßig aufgelöst werden. Bestimmte Konzeptionen beherrschen das Ganze. „In der weiteren Entwicklung werden andere Konzeptionen hinzutreten.“ Die einzelnen Momente werden gegeneinander geltend gemacht, die Schwierigkeiten in negativer Richtung verfolgt, die in einer bestimmten Problemstellung entstehen. „Kühnes Erfassen des Ganzen wechselt mit dem einseitigen Herausheben der einzelnen Momente, worauf dann wieder die Verbindung dieser Gegensätze zu einer Einheit erfolgt.“ So geht die Metaphysik rastlos „von Möglichkeit zu Möglichkeit vorwärts. Ihr genügt keine Form; sie setzt jede um in eine neue“.

Kann es ein metaphysisches System geben, das diesem rastlosen Vorwärtstreiben standhält, das der Dialektik entgeht, welche die Geschichte an den Systemen vollbringt, daß in ihrem Nebeneinanderbestehen jedes das andere aufhebt? „Seit Thales und Pythagoras, Heraklit und Parmenides ist diese Dialektik am Werke.“ „Glaubst du etwa, vor deinem System wird sie halt machen?“ Der Metaphysiker könnte darauf erwidern: So wird mir eben geschehen, wie jedem früheren; ich unterwerfe mich diesem Gesetze der Zeit, das die Schöpfungen des Menschen beherrscht. Doch bringt er sich die geschichtliche Endlichkeit jedes Lebens, die Begrenztheit der Lebenserfahrung, die immer nur einseitig bedingte Lebensstellung zur Welt zum Bewußtsein, so ist sein Streben nach Allgemeingültigkeit eine „nutzlose Ergötzlichkeit nur noch“, seine Metaphysik erfüllt nicht mehr die Funktion aller Philosophie, Sicherheit dem menschlichen Leben zu gewähren. Nicht in einer immer nur begrenzten Form einer bestimmten Weltanschauung kann der Mensch Erfüllung seines Strebens erhoffen, aus den Schranken seiner endlichen Lebensgestaltung zur Anschauung des Ganzen zu gelangen. Über die in der Bedingtheit des menschlichen Geistes gegründete Zuversicht, in einer der Weltanschauungen die Wahrheit allein ergriffen zu haben, erhebt sich das geschichtliche Bewußtsein. Es lehrt uns verstehen, wie der Mensch das, was er sei und was er solle, erst in der Entwicklung seines Wesens durch die Jahrtausende erfährt „und nie bis zum letzten Wort, nie in allgemein gültigen Begriffen, sondern immer nur in den lebendigen Erfahrungen, welche aus der Tiefe seines ganzen Wesens entspringen“. Es lehrt uns in der Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen die Mehrseitigkeit des sich entfaltenden Lebens verstehen. Der Mensch erfährt nunmehr, wie in den Grundformen der Weltanschauungen Seiten der menschlichen Lebendigkeit in ihrem Bezug zur Welt zum Ausdruck gelangen, wie jener Idealismus der Freiheit, der „in dem Bewußtsein der Freiheit, in dem Streben nach Ideal, in unserem höheren Wert die Grundlage findet für den Glauben an eine übersinnliche Ordnung der Dinge“, wie jenes kontemplative Verhalten des objektiven Idealismus, „das den Sinn der Welt in dem idealen Zusammenhang findet, der als Vernunft dem Universum selber innewohnt und jeden Teil desselben bestimmt“,

wie ein jeder solcher Weltanschauungstypen in menschlicher Fassung eine Seite des Universums ausdrückt. So lösen sich uns dann die Widersprüche zwischen den metaphysischen Systemen; in ihrer Verschiedenheit drückt sich die Mehrseitigkeit der Lebensstellungen zu einem „ob zwar unergründlichen, doch in der Lebendigkeit unseres Wesens offenbaren Zusammenhang der Dinge“ aus.

„Es ist uns versagt, diese Seiten zusammen zu schauen. Das reine Licht der Wahrheit ist nur in verschieden gebrochenen Strahlen für uns zu erblicken.“ Immer als dasselbe, immer gleich unergründlich steht das Leben vor jedem neuen Menschen: „Gegenstand der ägyptischen, der babylonischen Religion, so gut als jeder heute herrschenden, des Prometheus oder der Dreifaltigkeit so gut als des Dante oder des Faust oder des Sartor Resartus, der Heraklit und Parmenides, Plato und Spinoza, Kant und Hegel.“ Und wie der Dichter das Leben in seinen Gestalten nachführend bejaht, jede der Gestalten mit dem Schimmer einer verallgemeinernden Lebensstimmung umgibt, „als ob die sinnlich-heitere oder heroische oder tragische Lebensauffassung aus der Szene als deren Wahrheit entspringe und keine andere Möglichkeit“, „so ist das Leben nicht nur in vielen Farben spielend, sondern es wird auch reflektiert durch wechselnde Lebens- und Weltansichten“. Immer dasselbe eine und geheimnisvolle, „scheint es uns aus hundert Augen anzublicken, fröhlichen und lachenden, tiefmelancholischen, und das, was es sagen soll, werden alle Zungen aller Menschen in allen Sprachen nur gemeinsam aussprechen können“.

Hier vollendet sich Dilthey's Anschauung vom Leben und von der Geschichte. Es sind Gedanken, die nicht Endgültiges, nichts Abgeschlossenes sein sollen; sie bedeuten nur Ausblicke, Fernsichten, die sich ihm in seinem rastlosen Streben erschlossen. „Ehedem suchte man von der Welt aus Leben zu erfassen. Es gibt aber nur einen Weg von der Deutung des Lebens zur Welt.“ „Wir tragen keinen Sinn von der Welt in das Leben. Wir sind den Möglichkeiten offen, daß Sinn und Bedeutung erst im Menschen und seiner Geschichte entstehe.“ Dies ist die neue Freiheit, die das geschichtliche Bewußtsein dem Menschen gewährt: es erlöst ihn von dem starren Glauben, daß die Wahrheit sich in eindeutigen, alle anderen Möglichkeiten ausschließenden Formen offenbaren könne; es gibt ihm die Souveränität, jedem Erlebnis seinen Gehalt abzugewinnen, sich ihm hinzugeben, die unendlichen Möglichkeiten zu verstehen, daß das Leben bald in dieser, bald in jener Lebensauffassung, Weltanschauung sich offenbare. Frei von dem Zwang jeder stets endlichen Deutung des Lebens schaut er das Leben in dem, was Menschen schufen, was Denker und Dichter erfannen.

Beethovens literarische Bildung.

Von
Albert Leitzmann.

Wenn man die Persönlichkeiten der großen deutschen Musiker im 18. und 19. Jahrhundert miteinander vergleicht, so zeigt sich beim ersten Blick ihre verschiedene Stellung zum geistigen Leben der Nation in seiner Gesamtheit, insbesondere zur literarischen Bildung, eine Stellung, in der sich naturgemäß der verschiedene Charakter des deutschen Geisteslebens und sein Aufstieg zu höherer und breiterer Kultur getreu widerspiegelt. Die großen Meister des 18. Jahrhunderts wachsen aus dem fruchtbaren Nährboden der mehr handwerksmäßigen musikalischen Berufstechnik in stark einseitiger Ausbildung hervor, ein Umstand, der den genialen Naturen auf diesem Gebiete das Auswirken ihrer überragenden Beanlagung wesentlich erleichtert, finden aber, durch ihre größtenteils mangel- oder lückenhafte Schulbildung von Anfang an behindert, nur spät und selten Gelegenheit, sich des auch für den Künstler wohltuenden, ja unentbehrlichen Zusammenhangs mit dem literarischen Leben ihrer Zeit selbsttätig bewußt zu werden und so auch rein menschlich den vollen Segen der geistigen Kultur an sich zu erfahren. Bei Bach sehen wir, obwohl er das Gymnasium zu Ohrdruf und die Michaelischule in Lüneburg besucht hatte, von Anfang an die musikalische Theorie und Praxis in einer solchen Weise alles andre überwiegen, daß man bei ihm kaum von tieferen Wirkungen anderer Gedankenkreise sprechen kann. Ähnlich ist es mit Händel, der die lateinische Schule seiner Vaterstadt Halle besucht und auch eine Zeitlang dort die Rechte studiert hat: mehr als die „feinen anderen studia“, die ihm sein Freund Mattheson außer seiner „ungemeinen musikalischen Wissenschaft“ nachrühmt, dürften seine Auswanderung nach London und die vielseitigen Anregungen, die das Leben in dieser Weltstadt und ihrer Gesellschaft ihm brachte, seine Bildung erweitert und vertieft haben. Noch mehr ist bei Haydn und Mozart die musikalische Frühreife einer allgemeineren geistigen Ausbildung in den Jahren der ruhigen kindlichen Entwicklung hindernd in den Weg getreten, die zugleich eine sehr zeitige Berufswahl und einen frühen Eintritt in eine Epoche praktischer Verwertung der genialen Anlage mit sich brachte: in dem lebhaften Gefühl für diesen Mangel an Wissen und Kenntnis, dem beide Meister im späteren Leben durch Selbststudium auf alle Weise abzuhelfen sich ernstlich bemühten, zeigt sich der Fortschritt, den das deutsche Geistes-

leben ihrer Zeit gemacht hat. Welches andre Bild gewähren demgegenüber die Musiker des letzten Jahrhunderts, zu denen Weber eine Art Übergang bildet, der erste musikalische Künstler, der selbst auch literarisch und kritisch tätig gewesen ist. Mendelssohn, Schumann, Bülow, Brahms, Wagner, Liszt, um nur wenige hervorragendste Namen zu nennen, erscheinen im Vollbesitz der modernen Bildung, ohne daß diese, mit Ausnahme etwa Wagners und Liszts allein, die Entwicklung ihrer musikalischen und allgemein künstlerischen Veranlagung irgendwie störend beeinflusst hätte: mehrere unter ihnen waren zugleich in feinsinnigster Weise und mit großem Erfolge schriftstellerisch tätig, ihre gesammelten Briefe gehören zu den wertvollsten Schätzen unsrer autobiographischen Literatur, nahe Freundschaftsbande verknüpften sie mit hervorragenden Dichtern und Malern, auf allen Seiten hatten sie lebhafteste Fühlung mit den führenden Kräften und Tendenzen ihrer Zeit.

Beethoven ist der letzte in der Reihe jener genialen einsiedlerischen Autodidakten, denen eine mangelhafte Bildung und eine ungenügende Erziehung die Wege zur rechten Befreiung und Beflügelung des Geistes versperrt haben, die einsam mitten im Getriebe einer raschlebenden Welt ihren Pfad für sich gegangen sind, die den späteren Zeiten Staunen und Bewunderung abnötigen wie wildgewachsene Urwaldspflanzen in ihrer beängstigenden Schönheit und ihrer bedrückend gewaltigen Kraft. Diese Art menschlichen Daseins wird niemals wiederkehren können. Seine ganze Persönlichkeit, die trotz aller Schroffheiten und menschlichen Schwächen den unverkennbaren Stempel wahrhafter Größe an sich trägt, lebt aufs alleranschaulichste in seinen Briefen, jenen gewaltsamen Eruptionen einer vulkanischen, durch heftige Affekte aufgepeitschten und beständig in Wallung gehaltenen Gedankenwelt, reich an allerhand Ungelenkigkeiten der Form, an Fehlern des Ausdrucks, an gewaltsamen Verrentungen der Perioden, an Schroffheiten, ja Geschmacklosigkeiten, die ein feineres Gefühl verletzen und beleidigen. Während wir gern und willig folgen, wenn Schumann oder Mendelssohn oder Bülow über die musikalische Kunst, ihre Ziele, Aufgaben und Richtwege und über ihre eigene individuelle Anschauung von diesen in vollendeter Ausdrucksweise und feingebildetem Stil sich auslassen, weil wir in solchen Selbstbekenntnissen dem Geheimnis des Genius und seines Schaffens nahezu kommen hoffen dürfen und uns in die individuelle Künstlernatur wertvolle Einblicke gestattet werden, brechen aus Beethovens Munde, wenn er einmal, was selten genug geschieht, auf solche Dinge zu reden kommt, karge Worte von mehr als sibyllinischer Dunkelheit. Wenn Goethe nach der persönlichen Bekanntschaft in Teplitz sein Wesen in die kurze Formel faßte, er sei eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, so beweist das seine klare Einsicht der Tatsache, daß bei Beethoven der titanenhafte Schaffensdrang, der alles Irdische abstreifende, wunderbare Idealismus, die extreme Heftigkeit des Affektlebens, die weltunerfahrene Kindlichkeit, die grotesk kraftgenialischen Umgangsformen aus der tiefsten gemeinsamen Quelle fließen.

Seine literarische Bildung, die ich in kurzen Anrissen und nur das Hauptfächlichste berührend ohne jeden Anspruch auf lückenlose Vollständigkeit

hier vorführen und charakterisieren möchte, seine persönlichen Beziehungen zu Literaturwerten und ihren Verfassern, soweit er denselben nahetreten konnte, werden notwendig seinem Wesen und seinem Lebensgange entsprechend den Eindruck systemloser Zufälligkeit machen, aber dafür auch um so bezeichnender und zu Rückschlüssen auf ihn selbst um so geeigneter sein, je subjektiver sie begründet und in seiner Art zu sein und zu empfinden verankert sind. Der Quellen, aus denen wir das Material für unsre Frage holen können, sind mancherlei: einzelne Stellen seiner Briefe sowie die Berichte von Zeitgenossen wie Schindler und Rochlitz über ihn geben allerhand Aufschlüsse; seine Vokal-kompositionen lehren uns, welche Erzeugnisse der zeitgenössischen Lyrik ihm wertvoll genug erschienen, um sich von ihnen zum musikalischen Schaffen anregen zu lassen; eigenartige, fragmentarisch erhaltene Notizbücher, in denen Gefühlsergüsse mit Zitaten in buntem Wechsel auftreten, gewähren Einblicke in seine Lektüre zu gewissen Zeiten. Endlich ist ein Rest von Beethovens kleiner Handbibliothek mit dem Nachlaß seines treuen letzten Amanuensiß Schindler in die Berliner königliche Bibliothek gekommen: ein lateinisches, ein französisches und ein italienisches Wörterbuch, zwei Bände des Mannheim'schen Nachdrucks von Eschenburg's Shakespeare-Übersetzung, desselben, der bekanntlich auch von Schiller für seine Bearbeitung des Macbeth benutzt wurde, Homers Odyssee in Vossens Übersetzung, Goethes westöstlicher Divan in einem Wiener Nachdruck und Sturms stark rationalistische „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung“, die auch in Jean Paul's Jugendidylle von der Reise des Rektors Fälbel nach dem Fichtelberg eine unfreiwillig komische Rolle spielen. Alle diese Bücher tragen höchst charakteristische Lese- und Gebrauchsspuren in Form von Ohren, beigeschriebenen kurzen Randbemerkungen und besonders vielen Strichen, Kreuzen, Ausrufungszeichen und Fragezeichen, deren Form, Größe und Anzahl vielfach Schlüsse auf den Wärmegrad des Affekts erlauben, mit dem sie das Temperament des Lesenden hingezeichnet hat. Es hat etwas wehmütig Ergreifendes, wenn wir hier etwa im Homer Stellen wie „Nuch vieles Schlafen ist schädlich“, „Mein Herz im Busen ist längst zum Leiden gehärtet“ oder „Kennt ihr einen, der euch der Unglückseligste aller Sterblichen scheint, ich bin ihm gleich zu achten an Elend“ mit dicken Strichen bezeichnet oder in Goethes Divangedicht vom Buch der Liebe die Schlussworte „Liebende sich wiederfindend“ mit zwei Frage- und drei Ausrufungszeichen versehen finden. Ein vollständiges Verzeichnis dieser angestrichenen Stellen mit Einschluß der Beischriften wird einer Sammlung von Zeugnissen der Zeitgenossen über Beethoven als Anhang beigegeben werden, die ich vorbereite.

Wir beginnen mit der deutschen Literatur und werfen zunächst einen Blick auf die Liedertexte, die Beethoven komponiert hat: um nicht in eine zu öde und zu weit ausgespinnene Aufzählung von bloßen Namen zu verfallen, lasse ich die unvollendeten, nur fragmentarisch in den Skizzenbüchern erhaltenen Lieder hier beiseite und gehe auch auf die ohne Opuszahl erschienenen, größtenteils schon dadurch als vom Autor geringer bewertet gekennzeichneten Kompositionen nicht ein, beschränke mich vielmehr auf die mit

Opuszahlen erschienenen Werke. Die lyrische Liedkomposition hat niemals in Beethovens Schaffen einen beträchtlicheren Raum eingenommen und trat ihm selbst stets hinter dem Schaffen in größeren, besonders instrumentalen Formen zurück: fast alle seine kleineren Vokalkompositionen verdanken zufälligen Gelegenheiten oder äußeren Anregungen, wie sie freundschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen in Bonn und später in Wien mit sich brachten, ihre Entstehung. In den Skizzenbüchern gehen Liedskizzen wie eine Art Erholung von der anstrengenderen thematischen Arbeit an den Instrumentalwerken neben diesen her, ohne daß alle hier niedergelegten Keime zur Reife gekommen wären. Die Texte selbst hat Beethoven in der älteren Zeit meist irgendeinem Musenalmanach entnommen, der ihm oder der Persönlichkeit, die ihn zur Komposition aufforderte oder anregte, zufällig in die Hände gefallen war, was bei der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit dieser lyrischen, meist Gedichte höheren und geringeren Wertes wahllos durcheinander mischenden Blumenlesen leicht begreiflich ist. In selteneren Fällen entnahm er die Texte selbständig einer größeren Gedichtsammlung eines und desselben Autors, wie dies für Seume, Matthiffon und Elise von der Recke als Tatsache oder Absicht bezeugt ist und wohl auch für die Zyklen Goethescher Lieder angenommen werden darf. Die ältesten Lieder, die wir von Beethoven kennen, sind die Kompositionen von sechs ernsten Oden Gellerts (op. 48), von denen der Hymnus „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ noch heute allgemein bekannt ist, und ein Zyklus (op. 52), in dem Gedichte von Claudius, Sophie Mereau, Bürger („Mollys Abschied“ und „Das Blümchen Wunderhold“), Lessing und Uetgen mit zwei Goetheschen („Maidelied“ und „Marmotte“) vereinigt sind. Eine Stelle aus Tieckes damals vielgelesener „Arania“ ist zweimal (op. 32 und 94) komponiert worden: zwischen beide Kompositionen fällt Beethovens persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter, den er in Teplitz in Gesellschaft Elisens von der Recke und der von ihm sehr verehrten Sängerin Almalie Sebald näher kennen lernte. Eine der bekanntesten Vokalkompositionen Beethovens ist Matthiffons „Adeleide“ (op. 46): wegen seiner schwärmerischen Schwermut, der Kunst der Schilderung von Landschaftsbildern und der Schönheit seiner Verse in Aufbau und Klang gehörte Matthiffon zu den Lieblingsdichtern der Zeit; Schiller lobte ihn in einer Rezension mit vollen Händen und verglich die Wirkung seiner Gedichte mit der vollendeter musikalischer Werke, ja rühmte ihm geradezu musikalische Schönheit nach. Beethoven überschickte dem Verfasser seine Komposition mit einem etwas überschwenglichen Dankbrief für das „selige Vergnügen“, das er beim Lesen seiner Dichtungen empfinde; wenn Matthiffon der „himmlischen“ Adeleide ähnliche Gedichte ihm bekanntgeben wolle, so werde er alle seine Kräfte mit Begeisterung aufbieten, um seiner „schönen Poesie“ nahezu kommen, und so finden wir denn auch sonst Matthiffonsche Liedertexte von ihm komponiert (mit Opuszahl, 121b, nur noch das von Beethoven als „Gebet für alle Zeiten“ sehr hochgehaltene „Opferlied“). In den beiden folgenden Liederzyklen (op. 75 und 83) dominiert Goethe mit sechs Gedichten („Mignon“, „Neue Liebe, neues Leben“, Flohlied aus dem Faust, „Wonne der Wehmut“, „Sehnsucht“, „Mit einem ge-

malten Band"), denen aber unbedeutendere Lieder von Salem und Reißig zur Seite treten: sie bilden zusammen mit Zeittels' Liederkreis „An die ferne Geliebte" (op. 98) die Krone von Beethovens Liedkomposition. Ihren Abschluß findet diese, wenn ich ein paar Werke österreichischer Lokalpoeten beiseite lasse, mit zwei Goetheschen Werken, „Meeresstille und glückliche Fahrt", als op. 112 „dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet" mit einem Motto aus Homer, das den Sänger preist, und dem „Bundeslied" (op. 122), an die sich noch Weißes Gedicht „Der Ruß" (op. 128) anschließt. Rückblickend dürfen wir feststellen, daß Beethoven an dem Besten, was die deutsche Lyrik damals besaß, an Goethe, der bei Mozart, dem weit größeren vokalen Lyriker, nur einmal, mit dem „Veilchen" aus Erwin und Elmire vertreten ist, und an Bürger nicht vorübergegangen ist. Daß die Liederkomponisten nicht lauter lyrische Perlen ersten Ranges mit dem Reiz ihrer Töne begaben, daß es uns zuweilen schwer fällt zu begreifen, warum manches Erzeugnis von minderem Wert der musikalischen Weihe teilhaftig wurde, ist ja eine überall wiederholte Erfahrung. Wie lange wahr und tief empfundene Lyrik manchmal auf den Anschlag des Zauberstabes warten muß, zeigt Hölty, dessen innige Verse erst durch Brahms zu wahren musikalischen Dasein erweckt wurden.

Über Beethovens Vokalkompositionen und seine daraus sich ergebenden literarischen Sympathien und Beziehungen hinausgreitend, betreten wir sofort quellenarmen Boden. Was über das Ausmaß seiner Belesenheit, über seine Beurteilung literarischer Erzeugnisse zu sagen, ist leider sehr lückenhaft und muß aus gelegentlichen Äußerungen oder Notizen mühsam zusammengeholt werden, ohne daß selbst eifrigstes Nachspüren dem Bilde, das dabei entsteht, den Charakter des Zufälligen benehmen könnte. Auch Schindler, der der Berufenste aus seinem Lebenskreise gewesen wäre, hat dieser Seite in des Meisters Leben keine besondere Darstellung gewidmet. Er erzählt uns, daß Beethoven, der mit Tagesanbruch aufstand, die Morgenstunden bis zum beginnenden Nachmittag stets am Schreibtisch arbeitend verbracht habe: auch Mozart komponierte regelmäßig am Morgen und war ebensowenig wie Beethoven ein Abend- oder gar Nachtmensch. Der Abend war bei ihm dann erholender, wenn auch immer ernster Lektüre gewidmet, und er zog es vor, nicht vielerlei, sondern die gleichen ihm wertgewordenen Bücher wieder und immer wieder zu lesen.

Daß Schiller, der idealistische Streiter für die höchsten Güter der Menschheit, der Dichter der Freiheit und der ästhetisch-sittlichen Selbsterziehung, ihm früh nahetreten und ihn aufs tiefste begeistern mußte, ist nicht verwunderlich. Ein eigenartiges Urteil hat uns Czerny aus einem Gespräch aufbewahrt: „Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig. Der Komponist muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen: wer kann das bei Schiller? Da ist Goethe viel leichter." Schon in Bonn hat er sich, der „ganz für das Große und Erhabene" war, wie wir aus einem Briefe von Schillers jungem Bonner Freunde Fischenich an Lotte Schiller erfahren, mit dem Gedanken getragen, das Lied „An die Freude" als herrlichsten Hymnus der Weltbejahung in durchkomponierender Technik zu bearbeiten,

eine Idee, die ihn bis in die spätesten Jahre nicht verlassen und schließlich zu jener merkwürdigen Vermischung der instrumentalen und vokalen Gattung im Schlußsatz der neunten Symphonie geführt hat, die, von ihm selbst später als Irrweg erkannt, so folgenschwer für die Weiterentwicklung der Musik im 19. Jahrhundert wurde. In Schillers Hause sah man auf Grund eines Liedes der Sophie Mereau, das Fischerich in Beethovens Komposition eingesandt hatte, dem Unternehmen des jungen Künstlers mit den größten Erwartungen entgegen: als es zur Ausführung kam, war der Sänger der Freude selber schon längst zu den Schatten gegangen. Seine Dramen kannte Beethoven gut: zweimal hat er in den neunziger Jahren charakteristische Stellen aus Don Carlos Freunden ins Stammbuch geschrieben; eine Stelle aus der Jungfrau von Orleans, die durchaus keinen landläufigen Zitatcharakter hat, zitiert er in einem Briefe an Bettina; Zitate aus der Braut von Messina und aus Wilhelm Tell, zu dem er eine Musik in der Art der zu Goethes Egmont dann wirklich geschriebenen schreiben wollte (wir besitzen nur aus späterer Zeit den Gesang der barmherzigen Brüder), finden sich in einem Notizbuch. Übrigens war Beethoven, auch abgesehen von seiner zunehmenden Taubheit, die ihm einen genügenden Besuch des Theaters mehr und mehr unmöglich machte, fast allein auf die Lektüre dieser Dramen angewiesen, die er sich in billigen Nachdrucken alsbald nach dem Erscheinen angeschafft hatte, da die Wiener Bühne wegen Zensurrückichten bis ins zweite Dezennium des vorigen Jahrhunderts für Schiller fast ganz verschlossen blieb. Auch Schillers Gedichte besaß Beethoven und zitierte aus ihnen gern: so hatten ihm einige wohlgezielte satirische Hiebe der Xenien, der Spott über das literarisch nach Ramler und Friedrich dem Großen schweigsam gewordene Berlin, das nur „Reden, Schwätzen über Kunst ohne Taten“ zur Devise genommen habe, und die Charakteristik der Wiener als Phäaken, bei denen es immer Sonntag ist und der Spieß sich immer am Herd dreht, besonderes Vergnügen bereitet. Man sollte es kaum glauben, daß in demselben Herzen, das sich an Schiller begeisterte, auch ein geräumiger Platz für Kobebue war, den allmächtigen Routinier der damaligen Bühnen: nach der Komposition seiner herzlich unbedeutenden Festspiele „König Stephan“ und „Die Ruinen von Athen“ für die Einweihung des neuen Pester Theaters schreibt ihm Beethoven, wie er den lebhaften Wunsch habe, eine große Oper von seinem „einzig dramatischen Genie“ zu komponieren, am liebsten einen Urtilla (Zacharias Werner hatte ihn kurz vorher zum Gegenstand eines Dramas gemacht, mit dem also Beethoven nicht zufrieden gewesen zu sein scheint), und wie er sich darauf freue, etwas von Kobebues poetischem Geist in seinen musikalischen zu übertragen. Die Bühne bildete dann auch die Vermittlung zwischen Beethoven und den Wiener Dichtern Collin, Treitschke, Theodor Körner und Grillparzer, die für ihn Operntexte bearbeiteten und denen allen er in seiner Weise auch persönlich nahetrat. Am interessantesten und wichtigsten sind seine Beziehungen zu Grillparzer: dieser selbst hat sie in seinem Aufsatz „Erinnerungen an Beethoven“ eingehend besprochen, August Sauer ihnen im zweiten Bande seiner Sammlung von Grillparzers Gesprächen auf Grund

neuen Materials eine gewissenhafte Darstellung zuteil werden lassen. Es handelt sich um den Operntext „Melusine“, der, ursprünglich für Beethoven bestimmt und von diesem in langer innerlicher Arbeit erwogen, dann von Kreuzer, dem Komponisten des „Nachtlagers von Granada“, in Musik gesetzt wurde. Aus den mannigfachen Gesprächen, die Beethoven in seinen letzten Lebensjahren mit dem jungen Dichter und auch mit seinen Freunden über ihn gehalten hat, ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß beide Männer bei aller tiefen gegenseitigen Verehrung die großen zwischen ihren Anschauungen vorhandenen Gegensätze nicht zu überwinden vermochten, daß insbesondre Beethoven Grillparzers volle dichterische Bedeutung nicht erfaßt hat, er ihm vielmehr nur als ein potenziertes Houwald und Müllner erschien. Daß Beethoven der Schicksalstragödie, in deren Bahnen er Grillparzer sah, durchaus nicht abgeneigt war, zeigen Auszüge aus Müllners berühmter „Schuld“, die uns in einem Notizbuche erhalten sind. Der Eintrag in einem seiner Konversationshefte „Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns! Kant!“ wird schwerlich der Nachklang einer eigenen Lektüre der berühmten Apostrophe der Pflicht in der „Kritik der praktischen Vernunft“ sein, sondern auf das Zitat irgendeines Unterredners zurückgehen.

Der Gipfel der deutschen Literatur, Goethe, steht in einsamer Höhe auch in Beethovens literarischem Reich. Im Leben des Musikers sind seine geistigen und persönlichen Beziehungen zu dem Dichter von hervorragender subjektiver Bedeutsamkeit gewesen, so daß es eine Unmöglichkeit sein würde, ihn aus seinem Leben wegzudenken: für den Dichter sind dieselben Beziehungen freilich nur eine interessante Episode gewesen, nicht weil er etwa die Größe des musikalischen Genius nicht erkannt oder unterschätzt hätte, sondern weil ihm die Musik nicht zu den innersten Lebensnotwendigkeiten gehörte und er zudem mit den mannigfachen, seiner eigenen Denk- und Lebensart völlig heterogenen Zügen in Beethoven nicht in Harmonie kommen konnte. Dieser hatte Goethe als Dichter seit seinen frühen Bonner Tagen schwärmerisch verehrt. Seine Gedichte, vermutlich in der ersten vom Verfasser selbst autorisierten und mit künstlerischem Feinsinn angeordneten Sammlung von 1789, und der 1790 hervorgetretene Torso des Faust hatten gleich nach dem Erscheinen eine tiefe Wirkung auf Beethoven ausgeübt, die dann durch Wilhelm Meisters Lehrjahre mit ihrer reifen und abgeklärten Lebensweisheit noch wesentlich erhöht wurde. Immer war es bei ihm ein Zeichen besonderer Wertschätzung, wenn er jemandem Bücher empfahl oder aus solchen vorlas; die, die ihm seelisch nahestanden, sollten nach seinem Wunsche auch denselben poetischen Göttern huldigen: so hat er Theresie Malfatti im Frühjahr 1810 Wilhelm Meister und Shakespeare brieflich empfohlen und den großen Briten später in der Familie Giannatasio del Rio durch Vorlesen eingeführt. Seine Kompositionen zu Goetheschen Liederterten, die ich oben bereits aufgezählt habe, gehen teilweise in sehr frühe Zeit zurück, wenn sie auch erst viel später veröffentlicht worden sind, und begleiten sein Leben bis in die Tage der Egmont-Komposition so beständig, wie seine Liebe zu dem Dichter frisch und unvermindert blieb. Die Egmont-Musik, eine dem großen Freiheitsdrama

wahrhaft kongeniale Schöpfung, 1810 vollendet, war zwar ursprünglich durch eine äußerliche Anregung hervorgerufen, wurde aber, wie bei Beethoven nicht anders zu erwarten war, eine freie Schöpfung der Liebe zu dem Dichter. Wie sehr die reife Weisheit des westöstlichen Divans Beethovens Nachdenken beschäftigt hat, zeigen die zahlreichen Gebrauchsspuren in seinem noch erhaltenen Handexemplar, die den zwanziger Jahren entstammen dürften. Schon vor der Komposition des Egmont finden wir im Jahre 1808, also wohl in unmittelbarem Anschluß an das Erscheinen des vollendeten ersten Teils der Tragödie, den Gedanken in Beethovens Seele auftauchen, den Faust zu komponieren: dieser Gedanke, der nie zur Ausführung kam, hat ihn bis in seine letzte Lebenszeit beschäftigt.

Rochlitz, der Beethoven im Sommer 1822 besuchte und mit ihm über die Leipziger „Egmont“-Aufführungen sprach, hat uns interessante Äußerungen von ihm aufbewahrt, die unter Anwendung einer gewissen kritischen Vorsicht doch wohl im wesentlichen als echt anzuerkennen sind: „Seit dem Karlsbader Sommer lese ich in Goethe alle Tage, wenn ich nämlich überhaupt lese. Er hat den Klopstock bei mir totgemacht. Sie wundern sich? Nun lachen Sie? Aha, darüber, daß ich den Klopstock gelesen habe. Ich habe mich jahrelang mit ihm getragen, wenn ich spazieren ging und sonst. Ei nun, verstanden habe ich ihn freilich nicht überall: er springt so herum, er fängt auch immer gar zu weit von oben herunter an, immer maestoso, Des-Dur! Nicht? Aber er ist doch groß und hebt die Seele. Wo ich ihn nicht verstand, da riet ich doch so ungefähr. Wenn er nur nicht immer sterben wollte! Das kömmt so wohl Zeit genug; nun, wenigstens kling't's immer gut. Aber der Goethe, der lebt, und wir alle sollen mitleben; darum läßt er sich auch komponieren. Es läßt sich keiner so gut komponieren wie er, ich schreibe nur nicht gern Lieder.“ Von dieser Begeisterung für Klopstock ist außer einer kleinen Skizze zur Komposition der Ode „Das Rosenband“ sonst nichts bekannt; wie sehr Beethoven auch sonst einer mystischen Charakteristik der einzelnen Tonarten in ihrer individuellen Besonderheit geneigt war und wie sehr er deshalb Schubarts diesbezügliche Theorien schätzte, wissen wir aus Schindlers Darstellung. Als dann Rochlitz im weiteren Verlauf des Gesprächs ihm den Vorschlag machte, eine „Faust“-Musik ähnlich der zum „Egmont“ zu schreiben, rief er, indem er die Hand hoch emporwarf, voll Begeisterung aus: „Ha! das wäre ein Stück Arbeit! da könnte es was geben!“, erklärte dann aber, vor Beendigung zweier geplanter und schon eingehend erwogener Symphonien und eines Oratoriums nicht daran denken zu können. Im folgenden Jahre 1823 hat er einem Freunde gegenüber geäußert: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen was ich brauche: es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch bloß ums Geld schreibe. Ist diese Periode vorbei, so hoffe ich endlich zu schreiben, was mir und der Kunst das Höchste ist, Faust.“ Das Schicksal hat es anders gewollt.

Die persönliche Begegnung beider großen Männer in Sepsitz im Sommer 1812 war nicht so ungetrübt erfreulich, wie es Beethoven bei seiner Verehrung für Goethe und seine Werke wohl erwartet haben mochte: es zeigte

sich mit aller Deutlichkeit trotz alles natürlich auf beiden Seiten vorhandenen guten Willens, miteinander auszukommen und sich gegenseitig gelten zu lassen, der freilich bei Goethe größer war und sein mußte als bei Beethoven, daß hier völlig heterogene Naturen einander gegenüberstanden. Goethe, durch Bettinas Schwärmerei vielleicht etwas allzu bewußt und absichtlich vorbereitet, von Zelters, seines hochverehrten musikalischen Gewährsmannes, sehr abweichendem fachmännischen Urteil, dem Beethoven ein Gegenstand heimlichen Grauens war, nicht unbeeinflußt, war von Beethovens Klavierspiel, wie billig, entzückt und schrieb unter dem frischen Eindruck seiner Persönlichkeit an Christiane die schönen Worte: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen,“ vermochte sich aber doch in seine rauhe Außenseite und seine extrem leidenschaftliche Art, sich Menschen und Dingen gegenüberzustellen, nicht zu finden, gewann auch weder damals noch später unter Suleikas und Mendelssohns Einfluß ein wirkliches inneres Verhältnis zu seinen Tonwerken. Sein Gesamturteil Zelter gegenüber lautet: „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt, allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andre genussreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“ Beethoven seinerseits fand den Dichter, der doch zugleich hoher Staatsbeamter war, in seinen Umgangsformen zu höflich, während er doch nur, wie billig und selbstverständlich, höflich war: „Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als es einem Dichter ziemt,“ schrieb er an Breitkopf & Härtel; „es ist nicht viel mehr über die Lächerlichkeiten der Virtuosen hier zu reden, wenn Dichter, die als die ersten Lehrer der Nation angesehen sein sollten, über diesem Schimmer alles andre vergessen können.“ Die grotesken Einzelheiten jener bekannten Szene auf der Teplitzer Kurpromenade, wo Goethe und Beethoven der Kaiserin von Oesterreich, den Erzherzögen und ihrem Hofstaat begegnen, Goethe mit abgezogenem Hut höflich zur Seite tritt, Beethoven dagegen mit eigens eingedrückttem Hut, zugeknöpftem Oberrock und untergeschlagenen Armen als gesinnungstüchtiger Demokrat mitten durch die Herrschaften schreitet und dem Dichter dann ohne Pardon den Kopf wäscht, mögen auf sich beruhen: wir kennen sie nur aus Beschreibungen Bettinas, die jedenfalls von historisch treuer Objektivität weit entfernt sind. Jedenfalls haben diese unangenehmen Erinnerungen nicht lange in Beethovens Seele nachgeklingen und das Bild des Dichters Goethe, wie es in seinem Inneren seit den begeisterten Jugendentagen lebendig war, nicht dauernd zu trüben vermocht. 1823 widmet er ihm die bereits 1815 komponierte „Meeresstille und glückliche Fahrt“, und sein zweiter und letzter Brief, den er in Angelegenheiten des Vertriebs seiner „Missa solemnis“ im gleichen Jahre an den Dichter richtete, ist für die dauernde Hochschätzung Goethes ein rührendes, den Meister im höchsten Maße ehrendes Zeugnis. „Die Verehrung, Liebe und Hochachtung,“ heißt es hier, „welche ich für den

einzigem, unsterblichen Goethe von meinen Jünglingsjahren schon hatte, ist immer mir geblieben. So was läßt sich nicht wohl in Worte fassen, besonders von einem solchen Stämper wie ich, der nur immer gedacht hat, die Töne sich eigen zu machen. Allein ein eigenes Gefühl treibt mich immer, Ihnen so viel zu sagen, indem ich in Ihren Schriften lebe.“ Daß dieser warme Brief keine Beantwortung erfuhr, muß Beethoven sehr schmerzlich gewesen sein: durch eine unselige Verkettung der Umstände traf er in Weimar ein, gerade als Goethe in jene lebensgefährliche Krankheit fiel, die den greisen Stamm bis in die tiefsten Wurzeln erschütterte, und war der Erinnerung schon wieder weit entrückt, als des Lebens Pulse wieder frischlebendig zu schlagen angingen.

Wie stand Beethoven zu jener großen geistigen Strömung, die die fruchtbarsten Keime unsres modernen geistigen Daseins belebend getränkt und, in die mannigfaltigsten Arme zerteilt, sich in alle Aderu der nationalen Kultur ergossen hat, zur Romantik? Wenn wir eine Antwort auf diese Frage suchen, werden wir von der Literatur und den Büchern gewaltsam ins lebendige Leben und Dasein gedrängt. Wie Beethoven über die dichterischen und kritischen Schöpfungen der Romantiker dachte, wissen wir nicht: ob er von den Brüdern Schlegel, von Tieck und Novalis, von Schleiermacher, von Arnim und Görres etwas gelesen hat, ist unbekannt, und es kann billig bezweifelt werden, ob diese Art Literatur in seine Einsiedlerklause den Weg gefunden hat, noch mehr, ob sie, wenn sie ihn gefunden hätte, von ihm freundlich aufgenommen worden wäre. Zacharias Werner trat ihm, wie wir sahen, hinter Kogebue zurück: trotzdem finden sich Auszüge aus seinen „Söhnen des Sales“ in einem Notizbuche. Daß ihm in Ernst Theodor Amadeus Hoffmann ein kongenialer Kritiker und ein Ereget von erstaunlicher Einfühlungsfähigkeit erstanden war, wußte er, wie es scheint, mehr durch Mitteilungen anderer als durch eigne Kenntniznahme. Aber in einer lebendigen Persönlichkeit hat die junge Romantik ihn gänzlich gefangen genommen, ähnlich wie den alternden Goethe: als Bettina an einem schönen Maitage des Jahres 1810 zu ihm ins Zimmer trat in aller Herrlichkeit ihrer reinen, schöngebildeten Natur; sie selbst hat uns dieses erste Sichsehen und -finden in ihrer entzückenden Art geschildert. Der Zauber ihres lebendigen Daseins hat in Beethoven die schwärmerischsten Gefühle entfesselt, die aus dem einzigen echten Briefe an sie unter den dreien, die Bettina selbst später veröffentlicht hat, uns deutlich entgegenklingen: seine sonst so harte und ungelente Feder, hier fügt sie sich zu wohlklingenden Sätzen und Rhythmen. Er fühlte, daß er hier in seinem tiefsten künstlerischen Wollen und Schaffen restlos verstanden wurde: wie hätte ihn das nicht im Innersten beglücken sollen? Ihre hymnischen Auslassungen über seine Kunst in ihren erst lange nach Beethovens Tode erschienenen Briefwerken, die noch heute berauschend wirken, als wären sie von ewiger Jugend, widerstreben natürlich jeder nüchternen wissenschaftlichen Zergliederung: es wäre, wie wenn man den Zauber des blauen Himmels, der hellen Sommernacht, der stillen Waldeseinsamkeit, des lebendigen Bergquells zergliedernd beschreiben sollte. Die

scharfen Grenzcheiden zwischen Klassik und Romantik, wenn man sie als Gefühls- und Denkweisen, nicht im Sinne literarischer Parteien auffaßt, bestehen nicht für die großen Genien wie Beethoven, wie Goethe: wie die Literaturgeschichte den starken romantischen Einschlag bei diesem immer klarer erkannt hat, so weiß die Musikgeschichte die Brücken aufzuzeigen, die von jenem zu der Romantik von Schumann und Brahms hinüberführen.

Ich wende mich nur noch in aller Kürze zu Beethovens Kenntniß der außerdeutschen Literatur, im besondern der Antike und der englischen und französischen Literatur. Ganz allgemein können wir hier die Beobachtung an die Spitze stellen, daß Beethovens Bildung eine rein und ausschließlich deutsche war: alles, was ihm von nichtdeutschen Literaturwerken nahe getreten ist, hat er nur durch das Medium deutscher Übersetzungen genossen und genießen können. Seine Kenntniß fremder Sprachen war zu gering und unzureichend, als daß sie es ihm ermöglicht hätte, mit Genuß fremdsprachliche Bücher zu lesen. Das Griechische war ihm gänzlich ein verschlossenes Buch, was er selbst einmal mit Bedauern und Schmerz konstatiert. Das Lateinische war ihm bis zu einem gewissen Grade schon als katholische Kirchensprache geläufig: aber trotzdem wir von ihm Messen haben und er auch hie und da ein lateinisches Zitat seinen Briefen einspricht, wie es wohl auch ein der Sprache nicht Kundiger andren ablernt, weiß ich nicht, ob man einen grammatischen Fehler wie „Armut spiriti und des Geldbeutel“ als Scherz nehmen darf und nicht vielmehr auf Unkenntniß der Deklinationen zurückführen muß. Von den modernen Sprachen war ihm jedenfalls das Italienische die geläufigste, was in den eigenartigen Verhältnissen der musikalischen Kunst und dabei auch des musikalischen Unterrichts in damaliger Zeit seine Erklärung findet und auch für alle früheren großen Musiker in gleichem Maße zutrifft. Mit dem Französischen und noch mehr mit dem Englischen war es bei ihm schlecht bestellt: wenn, was mit den Jahren immer häufiger vorkam, Beethoven einen französischen oder englischen Brief schreiben mußte, etwa an den Fürsten Gallizin, an Cherubini oder an seine englischen Bekannten wie Thomson, Smart, Neate usw., so beredete er den Inhalt mit einem sprachkundigen Freunde, der dann den Kontext des Schreibens für ihn abfaßte; seine eigenen fremdsprachlichen Versuche sind nicht nur von Germanismen erfüllt, was natürlich nicht auffallen kann, sondern zeigen deutlich, voller Sprachfehler und Unbeholfenheiten wie sie sind, auf wie gespanntem Fuße er mit fremden Idiomen stand. Da wir Deutsche schon damals eine Reihe wahrhaft musterhafter Übersetzungen von ausländischen Werken der schönen Literatur besaßen, so konnte er sich also beglückwünschen, ein Deutscher zu sein und so zu diesen reichen Schätzen bequemen Zugang zu haben.

Nichts ist mir an Beethoven bewunderungswürdiger erschienen, wenn seine geistige Struktur abgesehen von seiner musikalischen Begabung in Frage kommt, als seine tiefe, mit den Jahren beständig zunehmende Liebe und Begeisterung für die antike, besonders für die griechische Literatur. Zu den brieflichen Äußerungen über diese Seite seiner Lektüre treten hier besonders wichtige Notizen Schindlers. Am höchsten stand ihm Homer, von dessen beiden Epen

ihm die Ilias mit ihrer Fülle kriegerischer Szenen, ihren Beschreibungen von Waffen und Kämpfen aller Art weniger anziehend war als die vielfach friedlichere und an sentenziösen Sätzen so viel reichere Odyssee. Sein Exemplar der letzteren in Vossens Übersetzung ist erhalten und durch viele Striche am Rande ausgezeichnet: am häufigsten finden sich diese bei allgemeinen Erfahrungssätzen und bei Schilderungen einfachster Naivetät; an manchen Stellen beigeschriebene Kürzen- und Längenzeichen, die die metrische Skansion markieren sollen, scheinen auf Absichten zur Komposition hinzudeuten, von denen wir auch in Skizzenbüchern Belege finden. Eine Oper „Odysseus' Heimkehr“ zu komponieren, ist zeitlebens ein unerfüllter Lieblingswunsch von ihm gewesen. Auch Vossens herametrische Widmung seiner Odyssee an seinen Freund Fritz Stolberg mit ihren Schilderungen idyllisch-ländlicher Natur hat auf den Komponisten der Pastoral-symphonie ihres Eindrucks nicht verfehlt. Die Tragödien des Euripides, die ihm durch seine Verleger Breitkopf & Härtel zugesandt wurden, wahrscheinlich in Vothes fünfbandiger Übersetzung, las er mit Freude. Besonders lange und eingehend haben ihn, der sich auch für die politische Entwicklung seiner an Staatsumwälzungen so reichen Gegenwart immer sehr stark interessiert zeigt, nach Schindlers Bericht Aristoteles' „Politik“ und Platons „Staat“ beschäftigt, den er allerdings nicht, wie Schindler angibt, in Schleiermachers Übersetzung gelesen haben kann, da sie erst nach seinem Tode erschienen ist. Ist die Odyssee fast eine Art Bibel, ein Erbauungsbuch für alle nachdenklichen Stunden des Lebens für Beethoven gewesen und gefellte er sich damit den besten und erlesensten Geistern seiner Zeit, so teilt er die Begeisterung für die Biographien Plutarchs, deren Nachleben durch die Jahrhunderte Rudolf Virzel soeben mit einer Fülle feinsinniger Gelehrsamkeit dargestellt hat, mit der ganzen Epoche des 18. Jahrhunderts. Der Lektüre Plutarchs dankt er, wie es schon in einem frühen Briefe heißt, die resignierte Fassung gegenüber dem schweren Schicksalschlag seines Gehörleidens; in einer Zuschrift an den Wiener Magistrat, die Vormundschaft über seinen Neffen Karl betreffend, begründet er die Wichtigkeit einer guten und sorgfältigen Erziehung durch einen Hinweis auf Plutarchs Bericht, daß Philipp von Mazedonien „seiner nicht unwert geachtet, die Erziehung seines Sohnes Alexander selbst zu leiten und ihm den großen Aristoteles zum Lehrer zu geben, weil er die gewöhnlichen Lehrer hiezu nicht geeignet fand“; anderswo zitiert er: „Wer eine Lampe hat, gießt Öl darauf“ aus Plutarchs Leben des Perikles, während ein dem Alcibiades in den Mund gelegtes Wort nicht der Biographie des Griechen, sondern Meißners deutschem Alcibiadesroman, einem in den Xenien verspotteten schwächlichen Absenker der historischen Romane Wielands, entstammt. Aus dem Gebiet der römischen Literatur wird nur Bahrds Übersetzung des Tacitus in einer Briefstelle erwähnt und von Schindler berichtet, daß Beethoven ganze Stellen aus Horazens geistvoller Poetik, dem Brief an die Pisonen, zu zitieren vermocht habe. Auch Plinius und Quintilian werden genannt.

Ähnlich wie bei Homer spricht es für Beethovens sicheres Gefühl für das wahrhaft Große und Geniale, wenn ihm von den englischen Dichtern

Shakespeare am höchsten stand. Er las ihn in Eschenburgs profaischer Übersetzung: wir Modernen, die wir an Schlegels meisterhafte Übertragungen von Jugend auf wie an etwas Selbstverständliches gewöhnt sind, können es uns nur schwer vorstellen, daß auch unsre Klassiker einst an Wielands profaischer Bearbeitung die erste Bekanntschaft mit dem großen britischen Dramatiker geschlossen haben. Schlegels Übersetzung, die Beethoven noch erlebte und die er in jenem Briefe an Therese Malfatti empfiehlt, soll ihm, wie Schindler erzählt, nicht sehr zugesagt haben: er erklärte sie unbegreiflicherweise für steif, gezwungen und stellenweise zu abweichend gegenüber Eschenburg; so wenig vermag sich der Mensch oft von gewohnten Eindrücken und geläufigen Formen loszumachen, die das Bessere als den Feind des Guten erscheinen lassen. Noch sind zwei Bände von Eschenburgs Shakespeare erhalten, die Beethoven besessen hat: auch in ihnen ist eine Reihe von Stellen am Rande durch Striche gezeichnet, z. B. der Beginn von Othellos großem Monolog vor der Ermordung Desdemonas, Sätze über Erziehung in „Ende gut alles gut“ und die berühmte Stelle über die Musik im Schlußakt des Kaufmanns von Venedig. Während seiner letzten Krankheit riet man Beethoven, Walter Scotts Romane zu lesen, die damals in Mode waren: er versuchte es mit „Kenilworth“, geriet aber bald in hellen Zorn, warf das Buch zu Boden und rief aus: „Der Kerl schreibt doch bloß fürs Geld!“ Ferner werden Ossians Dichtungen und Thomsons Jahreszeitenidyllen erwähnt. Bei seinem ingrimmigen Haß gegen die Franzosen als Nation, der überall, wo sich Gelegenheit bot, ganz unverhohlen und sehr heftig sich Luft machte, ist es begreiflich, daß der temperamentvolle Mann die französische Literatur völlig ignorierte; ich habe nirgends eine Spur von Beschäftigung damit erwähnt gefunden, eine der vielen großen Einseitigkeiten und Schroffheiten seiner genialen Natur.

Ich stehe am Ende meiner Betrachtung. Möchte das, was ich, eingeengt und gehindert durch die bedauernswerte, im Stoff und seiner Überlieferung begründete Zufälligkeit des vorhandenen Materials geben konnte, für eine tiefere Kenntniß der großen Persönlichkeit nicht ganz wertlos erschienen sein!

Fragen der Kunstgeschichte in neuer Beleuchtung.

Von
W. v. Seidlitz.

Der Reiz, den jene bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten ausüben, welche die Kunst der Renaissancezeit geschaffen haben, läßt zu leicht vergessen, daß die Kunst jeder Zeit aus allgemeinen Ursachen hervorgeht, welche sie erst ermöglichen, aus Bedürfnissen, welche neu erstehen und nach Befriedigung verlangen. Von der Gunst solcher Bedingungen hängt die Art und die Höhe der Kunst jeder Zeit und jedes Gebietes ab; mit den Verschiebungen der wirtschaftlichen und der politischen Verhältnisse, mit dem Wandel der Anschauungen und der Lebensziele ändert sich auch das künstlerische Streben. Überall aber, wo es gilt, solchen neuen Aufgaben gerecht zu werden, stellen sich auch die Kräfte ein, welche geeignet sind, sie zu lösen; denn die Fähigkeit zum Bilden und Gestalten ist stets in unbegrenztem Maße vorhanden. Nur kann sie nicht weiter gelangen und namentlich sich durchsetzen, als die Zeit es jeweils gestattet.

Betrachtet man dagegen solche Kunstepochen, welche noch vor der neuzeitlichen Entwicklung liegen, wie z. B. das europäische Mittelalter, so wird sofort klar, daß die Einzelpersönlichkeit hinter den allgemeinen Strömungen zurücktritt. Das lehrt uns eine Geschichte der Kunst in der Lombardei, welche kürzlich erschienen ist, besonders deutlich.

Gegenüber Venedig, Florenz und Rom hat die Lombardei, d. h. wesentlich Mailand und Umgebung, bisher nur in geringem Maße die Aufmerksamkeit der Kunstforscher auf sich gezogen. Man wußte wohl, daß Mailand um 1400, der Blütezeit der Visconti, sich zu einem Mittelpunkt spätgotischer Bauweise entwickelt hatte, als deren unvergängliches Denkmal der Dom mit seinem langen, schmalen, in unendliche Höhen emporragenden Mittelschiff da-steht; daß hundert Jahre später dort Leonardo da Vinci, der eingewanderte Florentiner, sein „Abendmahl“ schuf, welches die Hochrenaissance gerade in dem Augenblick einleitete, als die junge Macht der Sforza in ihrem Versuch, sich die Oberherrschaft über Italien zu sichern, jäh zusammenbrach. Da aber die Kunst, welche diesem Aufschwung unmittelbar vorhergegangen war, sich mit derjenigen der übrigen italienischen Staaten nicht zu messen vermochte; die darauf folgende aber wesentlich von öder Nachahmung der lombardischen Typen lebte: so ist es erklärlich, daß dieses Auf und Ab der Entwicklung, mit seiner Mischung der verschiedenartigsten Bestandteile, zu einer einheitlichen Darstellung wenig reizen konnte.

Jetzt hat einer der tüchtigsten jüngeren Kunstforscher Italiens, Professor Coësca in Turin, es unternommen, die Geschichte der Malerei in der Lombardei von der altchristlichen Zeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, also bis zum Emporkommen der Sforza und dem Ende der Gotik, in einem stattlichen, gut geschriebenen und reich illustrierten Bande zu schildern. Coësca

ist Schüler von Adolfo Venturi in Rom, dem Verfasser der bereits seit elf Jahren erscheinenden und nunmehr bis zu ihrem siebenten Bande gediehenen umfassenden „Geschichte der italienischen Kunst“, welche in keinem anderen Lande ihresgleichen findet. Mit derselben Sicherheit der Methode, welche das Werk des Meisters auszeichnet, hat Toësca, nachdem er die Denkmäler Roms gründlich durchforscht hatte, seit seiner Übersiedlung nach Turin auch die der Lombardei bis in die entlegensten Alpentäler hinein einem eingehenden Studium unterzogen, so daß er seine Kenntnis Mittelitaliens als sicheren Grund und ergiebiges Vergleichsmaterial für die Bearbeitung Oberitaliens verwenden konnte¹⁾. Dringen diese an neuen Ergebnissen reichen Forschungen auch zu sehr in das Einzelne ein und umfassen sie ein zu mannigfaltiges und zu fremdes Gebiet, um die Teilnahme größerer Kreise wecken zu können, so berühren sie doch zugleich wichtige Fragen von allgemeiner, aber noch immer strittiger Bedeutung, die wohl verdienen, näher beleuchtet zu werden.

Gleich am Anfang der Darstellung stehen die wenigen Mosaiken in den Mailänder Kirchen, die sich durch die Freiheit und Lebendigkeit ihrer Behandlungsweise von der byzantinisierenden Art, welche uns in denen von San Vitale in Ravenna entgegentritt, wesentlich unterscheiden. Es sind dies einerseits die an den Schmuck der Grabeskapelle der Galla Placidia erinnernden Darstellungen Christi mit den Aposteln, sowie eine Hirtenzene in einer Nebenkapelle von San Lorenzo, und andererseits eine Reihe von Heiligengestalten in der kleinen Kirche S. Vittore in Ciel d'oro bei S. Ambrogio. Die flüssige Behandlungsweise dieser Werke bietet dem Verfasser Gelegenheit, sie nicht, wie Wichhoff in Wien es getan hat, mit dem allzu modernen Ausdruck des Impressionismus zu belegen, sondern sie, im Anschluß an eine bisher nicht beachtete Stelle in Petrons Satyricon, als dem sogenannten kompendiären, d. h. abkürzenden Stil angehörend zu bezeichnen, der von der übergenauen Wiedergabe aller Einzelheiten absieht. Petron, der diesen Ausdruck verwendet, nennt ausdrücklich Ägypten als das Land, wo dieser Stil „erfunden“ wurde: er ist somit hellenistischen, von der römischen Art abweichenden Ursprungs. Dazu gesellt sich noch im kleinen Baptisterium von Albenga am Ligurischen Meer eine Mosaikdekoration symbolischen Inhalts, die syrischen Einfluß verrät.

Die folgenden Jahrhunderte der Besitzergreifung des Landes durch die Langobarden bilden die „dunkle Zeit“, aus deren Ende erst ein bemalter Altar in dem kleinen Heiligtum des heiligen Bernhard in Civate bei Lecco zu erwähnen ist. Mag auch die Lombardei gelegentlich Elemente der antiken wie der byzantinischen Kunst dem Norden vermittelt haben, so erweist sich im 9. Jahrhundert dort der Einfluß der karolingischen Renaissance als stärker, wie solches der goldene Altarvorsatz des Wolfwin in S. Ambrogio zu Mailand beweist. Mit dem 11. Jahrhundert erst mehren sich die byzantinischen Elemente, entsprechend der hohen Stufe, zu der sich die Kunst im Osten damals

¹⁾ Pietro Toësca, La Pittura e la Miniatura nella Lombardia dei più antichi monumenti alla metà del Quattrocento. Mit 481 Textabbildungen und 35 Tafeln. Mailand, A. Hoepli. 1912.

wieder erhoben hatte. Doch ist die Zahl der Denkmäler in der Lombardei gering: in Galliano bei Cantù Fresken in einer Kirche, die der später gewaltige Erzbischof Aribert von Mailand noch als Subdiakon errichtet hatte; ein Bruchstück daraus, welches darstellt, wie Aribert das Modell der Kirche überreicht, befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek; ferner Malereien in Novate am Ausgang des Veltlins, und einige Freskenreste in S. Ambrogio, aus der Zeit vor dem durchgreifenden Umbau dieser ehrwürdigen Kirche. Die Miniaturen dieser Zeit bieten noch kein besonderes Interesse; die häufigen Fußbodenmosaikcn, welche besonders in den Presbyterien vorkommen, sind bemerkenswerter durch ihre sinnbildlichen Darstellungen als durch die Kunst ihrer Herstellung.

Erst im 12. Jahrhundert stoßen wir auf ein Werk, das besondere Beachtung verdient: die reich geschmückte Klosterkirche in dem bereits genannten Civate. Da sehen wir über der Eingangstür Christus zwischen Petrus und Paulus dargestellt; in der dreigetheilten Vohalle Christus im himmlischen Jerusalem, die vier Flüsse, Engel, den heiligen Gregor und die Büsser, ferner Einsiedler und Päpste; über der Apsis das jüngste Gericht, davor ein bemaltes Ciborium über dem Altar; auch die Krypta ist ausgemalt. Eine kräftige Farbengebung unterstützt die dekorative Wirkung. In der Krypta und an dem Ciborium befinden sich auch Stuckreliefs, die ebenso wie die Malereien aufs deutlichste den byzantinischen Einfluß verraten, aber weit über das hinausragen, was die früheren Zeiten geleistet haben: hier kündigt sich bereits der romanische Stil an, als ein Neues, das die Malerei allmählich dem Realismus entgegenführen sollte.

Soëscä wirft die Frage auf, ob nicht die Kunst, die in den Benediktinerklöstern des südlichen Italiens geübt wurde, auf die Lombardei eingewirkt haben könne, kommt aber zu dem Ergebnis, daß die Übereinstimmungen nur allgemeiner Art seien, während sich vom 11. bis zum 13. Jahrhundert ein steigender Einfluß der byzantinischen Kunst beobachten lasse. Durch die Werke der Kleinkunst habe er sich ausgebreitet, besonders durch die Miniaturen; durch deren Vorbild erst habe sich im Westen eine Sicherheit der Technik und eine Genauigkeit der Zeichnung ausgebildet, wie sie bis dahin dort unbekannt gewesen waren. Italien mit seinen vielen Häfen sei diesem Einfluß in hervorragendem Maße zugänglich gewesen; für die Lombardei aber hätten Venedig und das noch zu wenig erforschte Genua die wesentlichen Zufuhrorte gebildet. Ebenso habe Byzanz die Kunst von Bologna, Modena, Parma usw. beherrscht. Durch diesen überall hin ausgedehnten Einfluß sei die Ausbildung der römischen Kunst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und damit die Befreiung der italienischen Kunst überhaupt erst ermöglicht worden.

Die Frage nach dem byzantinischen Einfluß, die vor einigen Menschenaltern noch allgemein bejaht wurde, um dann allmählich immer mehr zugunsten einer selbständigen Entwicklung aus den Kräften der einzelnen Länder heraus zurückgedrängt zu werden, wird damit in bezug auf die Malerei wenigstens wieder in ihr Recht eingesetzt. Manch andere Beispiele aus Mailand und Umgegend werden zur Bekräftigung dieser Ansicht hier

angeführt. Vor allem aber wird das Mosaik der Apfiss von S. Ambrogio, das Christus zwischen Michael und Gabriel darstellt, als ein Werk angesprochen, das erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden sei und noch immer durch das Vorbild von Byzanz bestimmt werde: wahrscheinlich sei es von Künstlern gearbeitet, die sich in Venedig ausgebildet haben; nur sei es sorgfältiger in Ausführung und lebhafter in der Färbung als die Arbeiten, die damals in der Markuskirche ausgeführt wurden. Gleicher Art seien auch verschiedene Fresken derselben Zeit an Pfeilern im Innern von S. Ambrogio sowie Reste in der Vorhalle.

Aus dem ganzen weiteren Verlauf des 13. Jahrhunderts, währenddessen in Mittelitalien der wichtige Schritt von der byzantinischen zu der neuen Weise gemacht wurde, als deren Vollender dann Giotto erscheint, haben sich in der Lombardei nur wenig und keine bedeutenden Werke erhalten. Doch zeigt die weitere Entwicklung, daß hier die byzantinische Malweise nicht von innen heraus, sondern durch den Einfluß des benachbarten Frankreich überwunden wurde, dessen scharf umrissener Linearstil an die Stelle der bisherigen plastischen Herausarbeitung trat, während Giottos Weise erst in weit späterer Zeit bis hierher drang.

Das bedeutendste Zeugnis der durch Frankreich bestimmten neueren Malerei bilden die Fresken, welche sich in der Burg von Angera, gegenüber Arona am Südde des Lago Maggiore, erhalten haben. Dieses malerisch gelegene, leicht erreichbare Schloß, das im 13. Jahrhundert, als die Signorie der Visconti in Mailand aufkam, befestigt wurde, besitzt in seinem oberen großen Saal, der sich mit drei gotischen Fenstern nach dem See öffnet, den reichsten Freskenzyklus weltlicher Art, der sich in der Lombardei erhalten hat. Haben diese Malereien auch durch die Anbilden der Zeit sowie durch Restaurierungen zu leiden gehabt, so vermögen sie doch durch den Reichtum ihres Inhalts wie ihrer Zierformen einen so lebendigen Eindruck von der vornehmen Pracht solcher Räume zu übermitteln, wie er selten sonst anzutreffen ist. In den Lünetten, welche durch die Kreuzgewölbe der beiden Joche gebildet werden, sind die Planeten mit den Zeichen des Vierkreises angebracht, darunter ziehen sich Szenen aus dem Leben Otto Viscontis, des Begründers der Herrschaft, hin, und weiterhin zwei ornamentierte Streifen. Voëscas Annahme, daß diese Arbeiten bald nach 1314 entstanden seien, weil damals erst das Schloß dauernd in den Besitz der Visconti gelangt sei, hat vieles für sich, weil kaum anzunehmen ist, daß die Gegner der Visconti sie unversehrt gelassen hätten, wenn sie schon unter Otto, also zu Ende des 13. Jahrhunderts, ausgeführt worden wären. Wie dem aber auch sei, so bezeichnen sie jedenfalls mehr den Beginn einer neuen, auf den veränderten Zeitverhältnissen beruhenden Entwicklung als den Abschluß der bisherigen Bemühungen. Auch deutet die Tracht bereits auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Färbung und Zeichnung lassen tatsächlich auf französische Miniaturen als Vorbilder schließen, während nichts mehr an die byzantinische Art erinnert.

Giotto, der während dieser Zeit die Kunst Mittelitaliens zu voller Selbständigkeit erhob, ist wohl gegen Ende seines Lebens in Mailand tätig gewesen, wo die Visconti bestrebt waren, ihre junge Herrschaft durch den

Glanz der Kunst zu heben; doch hat sich von seinen dortigen Werken nichts erhalten. Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt der Einfluß seiner Schule an verschiedenen Orten stärker hervorzutreten, wobei immer noch fraglich bleibt, wieweit nicht französische Einwirkungen festzustellen sind, die im benachbarten Piemont tatsächlich vorherrschten. Bei den Malereien im Chor von S. Abondio zu Como scheint das wenigstens der Fall zu sein. In den von 1349 datierten Fresken zu Viboldone bei Mailand dagegen, sowie in den gleichzeitig entstandenen des erzbischöflichen Palastes von Mailand ist der mittelitalienische, freilich eher sienefische als florentinische Einfluß unverkennbar.

Um die Mitte des Jahrhunderts gewinnt sogar ein Lombarde, Giovanni da Milano, in Florenz, dem Mittelpunkt der neuen Kunst, so hohen Ruf, daß ihm die Ausmalung der Sakristiekapelle in der Nationalkirche S. Croce übertragen wird. Freilich neigt sich jetzt die Ansicht dahin, daß er, nachdem er in der Lombardei seine Vorbildung genossen, eher noch unter sienefischen als unter florentinischen Einfluß gelangt sei, wie man aus der Sorgfalt schließen kann, womit er das Kostüm behandelt, ferner aus der ruhigen Feierlichkeit und der damit verbundenen Plastik seiner Gestalten, die im Gegensatz zu der mehr dramatischen und malerischen Darstellungsweise der Florentiner steht. Erst in seinem Alter kehrte der Meister nach der Lombardei zurück, doch hat sich dort kein Werk erhalten, das ihm mit einiger Wahrscheinlichkeit zugewiesen werden könnte.

Unterdessen entwickelte sich die einheimische Malerei in der Richtung auf eine realistische Darstellungsweise weiter, deren Hauptdenkmal in den Fresken der Kirche von Mochiolo in der Brianza zu erblicken ist, die durch ein Glied der Mailänder Familie Porro gestiftet worden sind; durch zwei große Bilder mit Rittern, die vor der Madonna knien, in der Galerie von Bergamo, deren eines das Datum 1382 trägt, und ein drittes in der Brera zu Mailand ist dieser repräsentative Stil am besten kennen zu lernen. Auch die mit Miniaturen gezierten Handschriften, die zu der gleichen Zeit in großem Umfang in der viscontischen Bibliothek zu Pavia vereinigt wurden, und wovon sich Hauptbeispiele in den Bibliotheken von München (kleines Gebetbuch der Bianca Visconti, Gemahlin Galeazzos, vor 1378 geschrieben) und Paris erhalten haben, tragen den gleichen Charakter.

Zu wirklicher Höhe und Eigenart erhob sich die lombardische Malweise jedoch erst im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, als der Mailänder Dombau Künstler aus allen Ländern zusammenführte. Der Maler und Bildhauer Giovannino de' Grassi tritt da als eine greifbare und die Kunst bestimmende Persönlichkeit hervor. Als Bildhauer ist er besonders durch sein schönes Relief der Samariterin am Brunnen im Mailänder Dom bekannt geworden, das 1396 entstand; es bezeichnet jenen malerischen Stil mit langen, runden Gewandfalten und weicher Modellierung, der zu jener Zeit auch in den Werken der über ganz Italien verbreiteten Bildhauer von Campione am Luganer See, der Campionesen, immer mehr zutage trat. Von seiner malerischen Auffassungsweise aber legt besonders das kostbare Skizzenbuch Zeugnis ab, das in der Bibliothek von Bergamo bewahrt wird, und worin die leicht getuschten Federzeichnungen von Tieren, namentlich Vögeln,

Hunden, auch einem Strauß, einem Hirsch, als ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der bisherigen konventionellen Art und als eine Vorbereitung auf die weit spätere Kunst des Veronesers Pisanello erscheinen.

Aus seiner Schule und jedenfalls aus seinem Ideenzirkel gehen mehrere Handschriftenmalereien hervor, die bisher kaum beachtet worden sind, aber zu den schönsten und reichsten Erzeugnissen ihrer Gattung gehören und vor allem die selbständige Bedeutung der mailändischen Kunst aufs klarste beweisen. Es sind ein Traktat des Veroldus von 1396 in der Trivulzischen Bibliothek zu Mailand, das kleine Gebetbuch des Giov. Galeazzo Visconti beim Herzog U. Visconti di Modrone daselbst, und ein anderes des Filippo Maria Visconti in der Bibliothek der Villa Landau-Finaly zu Florenz, dessen älteste Miniaturen noch in die Zeit Giov. Galeazzos hinaufreichen und vielleicht ursprünglich einen Teil des vorgenannten Gebetbuches gebildet haben. Durch ihre außerordentliche Farbigkeit, die Freiheit in Zeichnung und Modellierung und die überströmende Phantastik, welche aus ihren Ornamenten hervorleuchtet, überragen sie weit das bekannte große Krönungsbild Giov. Galeazzos, das Anovelo da Jabonate zu derselben Zeit in das Missale gemalt hat, welches die Kirche S. Ambrogio in Mailand bewahrt. An diese Prachtwerke schließen sich die über verschiedene Orte (der Hauptteil im Wiener Hofmuseum) verstreuten Teile eines Tacuinum sanitatis, welches durch seine feine Naturbeobachtung besonders hervorsteht.

Von besonderer Wichtigkeit werden diese Miniaturen namentlich auch dadurch, daß sie den natürlichen Untergrund bilden, von dem aus erst die Fresken, welche der Mailänder Franco de Veris zusammen mit seinem Sohne Filippo im Jahre 1400 in Campione (gegenüber Lugano) gemalt hat, in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden können. In der dortigen Kirche sind die „Unterwelt“ und das „Jüngste Gericht“ mit denselben malerischen Mitteln, aber in noch größerer, fast an Karikatur grenzender Lebendigkeit dargestellt, wie in den vorgenannten Miniaturen. Mit der Kraft ist ein Liebreiz gepaart, der zu jener Zeit seinesgleichen sucht. Diese Stellung der Campioneser Fresken abseits von der sonstigen Entwicklung Italiens legt die Frage nahe, ob hier nicht mit französischen Einflüssen zu rechnen sei, da tatsächlich die größte Verwandtschaft zu der Kunst des Nachbarreichs, wie sie sich zu Ende des 14. Jahrhunderts gestaltet hatte, besteht.

Voëzca knüpft seine hierauf bezüglichen Untersuchungen an den rätselhaften Ausdruck „Ouvrage de Lombardie“ der damals häufig in Frankreich gebraucht wurde, um italienische Kunstzeugnisse zu bezeichnen, die geschätzt und gesucht waren. Aus dem Umstande, daß in der Lombardei zu Ende des 14. Jahrhunderts bereits ein selbständiger und hochstehender Stil entwickelt war, der dem gleichzeitigen französischen sehr nahe stand, während das Hauptwerk der gleichen Richtung in Frankreich, die Très riches heures, die in Chantilly bewahrt werden, erst in den Jahren nach 1410 ausgeführt wurde, glaubt er die Vermutung ableiten zu können, daß vielleicht die Lombardei die französische Kunst befruchtet und somit zu ihrem Höhepunkt und ihrer vollen Entfaltung geführt habe. Besonders bestärkt ihn in dieser Annahme

das Vorhandensein einer Gruppe, welche einen von Hunden angefallenen Eber darstellt, und die sowohl in dem Gebetbuch von Chantilly wie in dem weit früheren Studienbuch Giovanninos de' Grassi in so schlagender Übereinstimmung vorkommt, daß eine unmittelbare Beziehung zwischen beiden Werken oder, wie Toësca vorsichtigerweise zur Wahl stellt, das Zurückgehen beider auf ein noch älteres Vorbild nicht geleugnet werden kann. Demgegenüber muß aber betont werden, daß Grassis Federzeichnung durchaus nicht den Eindruck einer Skizze macht, auch dem lebhaft bewegten Gegenstande nach keine Naturstudie sein kann, sondern sich durch Bestimmtheit der Zeichnung und Vollendung der Komposition als Nachbildung nach einem fertigen Werke erweist, so daß das Urbild in eine noch ältere Zeit hinaufgerückt wird. Dann aber kann es kaum anderswo als in Frankreich gesucht werden, da der Aufschwung in der Lombardei nicht so weit zurückreicht.

Die Anschauung, welche so ausgezeichnete Kenner der Miniaturen wie Graf Durrien und Professor Dvorak bisher vertreten haben, daß der neue Stil in Frankreich, dem führenden Lande, geschaffen worden sei, wird somit wohl in Geltung zu bleiben haben. Und zwar ist dabei die Zeit um 1375 als diejenige anzusehen, in welcher dieser Aufschwung besonders deutlich hervorzutreten begann. Zur Erläuterung dessen, worum es sich dabei handelt, darf ich wohl an meinen in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz über die französischen Primitiven¹⁾ erinnern, worin als die Hauptmerkmale des neuen Stils die weichen, fließenden Gewänder, die helle, leuchtende Farbengebung, der sanfte Ausdruck der Gesichter bezeichnet wurden. In den schmiegsamen Gestalten, sagte ich, herrschte ein aus Weibliche streifender Manierismus; die helle Schönfarbigkeit schloß noch die Raumtiefe aus; der Gefühlsausdruck überzog über die individuelle Charakteristik.

Daß im übrigen um das Jahr 1400 die regsten Beziehungen zwischen Frankreich und der Lombardei bestanden, wird durch eine ganze Reihe von Tatsachen bestätigt: der Herzog von Berry, der große Förderer der Kunst, war ein Schwager des ersten Herzogs von Mailand, Giovan Galeazzo; der Herzog Louis d'Orléans dessen Schwiegersohn: der in Paris lebende Brügger Maler Jacques Coene wurde 1399 mit anderen französischen Künstlern zur Mitwirkung am Mailänder Dombau berufen; ein in den Pariser Ateliers wohlbewandertes Johannes Alcherius suchte 1410 in Venedig den Mailänder Maler Michelino da Besozzo auf. Das alles beweist aber noch nicht, welcher Teil mehr der gebende, welcher mehr der empfangende war. Für Frankreichs Übergewicht spricht vielmehr die früh einsetzende und stetig fortgeführte Entwicklung, die in dem Gebetbuch von Chantilly nur ihre höchste Blüte erreichte.

Dafür wird Italien sich mit dem Ruhm zu begnügen haben, daß es wohl anfangs, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, in immer zunehmendem Grade auf die Gestaltung der französischen Kunst eingewirkt hat, daß gegen Ende dieses Jahrhunderts in der Lombardei ein wirklich selbständiger Stil ausgebildet worden ist, der, wie wir noch sehen werden, auch weiterhin seine Lebenskraft bewiesen hat, und daß später, als überall sich neue Kräfte zu

¹⁾ Deutsche Rundschau, 1904, Bd. CXX, S. 120 ff. (Oktoberheft).

regen begannen, Italien, doch mehr Mittelitalien als die Lombardei, auf die französische Miniaturmalerei gelegentlich zurückgewirkt hat, wofür ich hier als Beweis das Missale und Pontifikale des Bischofs Etienne de Loyseau (Lat. 8886) und das Livre des bonnes mœurs (Fr. 1023), beide in der Pariser Bibliothek, anführen konnte. Die Miniaturen des Gebetbuchs von Chantilly aber auf lombardische Einwirkungen zurückführen zu wollen, wie Toëssa es tut, erscheint nicht angängig, wenn man die Ausbildung der Landschaften, die feine Beobachtung in den Innenarchitekturen, die Wiedergabe der Tages- und Jahresstimmungen und die Lebendigkeit der Figuren berücksichtigt, denen die lombardische Kunst nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen hat. Dabei ist im Auge zu behalten, daß gerade in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts, als diese Einwirkung erfolgt sein müßte, die Pariser Miniaturmalerei sich stetig auf der einmal eingeschlagenen Linie weiter entwickelt hat, wie noch kürzlich Graf Durrieu in seiner Schrift über Michelino da Besozzo durch Hinweis auf die in den Jahren 1401—1403 von einer und derselben Hand gemalten Prachthandschriften der Pariser Bibliothek, die Légende dorée, die Nobles femmes des Boccaccio und die Fleur des histoires de la terre d'Orient, nachgewiesen hat.

Bei diesem Punkt mußte ausführlicher verweilt werden, weil die Frage nach den gegenseitigen Beziehungen zwischen der französischen und der italienischen Kunst um das Jahr 1400 jetzt bereits seit Jahren die Forschung beschäftigt, und mit Recht. Denn wie bei jedem grundlegenden Wandel der Kunst, kommt es bei dem Übergang von der Gotik zur Neuzeit darauf an, die ersten Antriebe genau festzustellen, da sie für die ganze weitere Gestaltung entscheidend bleiben. War auch diese Zeit an den verschiedenen Orten, in Frankreich mit den angrenzenden Niederlanden wie in Italien und Deutschland, sowohl für zarte Empfindung wie für scharfe Naturbeobachtung reif, so ist es in der Verschiedenheit nordländischer wie südländischer Begabung begründet, daß der Naturalismus, welcher den Hauptfortschritt bedingte, stärker im Norden als in dem Süden sich geltend machen mußte. Und solchem Übergewicht Frankreichs bei der entscheidenden Wendung entspricht es auch, daß in der Folgezeit der französische Einfluß sich noch über die Lombardei hinaus bis nach Umbrien und in die Marken, nach Florenz, Venedig und Verona erstreckt hat.

Derjenige Künstler, welcher im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts die neue Weise in Mailand am stärksten gefördert hat, ist der bereits mehrfach genannte Michelino da Besozzo, dessen Bild sich jetzt wohl zu klären beginnt. Da er von 1404—1442 erwähnt wird, mag es dahingestellt bleiben, ob er, wie Toëssa meint, mit jenem Michelino von Pavia identisch ist, der bereits 1388 tätig war. Die Zuweisung der für die lombardische Kunst äußerst bezeichnenden Miniaturen in der Genealogie der Visconti, welche 1403 entstand und aus dem Schloß von Pavia in die Pariser Bibliothek gelangt ist, entbehrt eines zureichenden Grundes. Richtig aber ist, daß gewisse Apostelzeichnungen, die im Louvre der französischen Schule gegeben werden, nach Ausweis des einzigen bezeichneten, wenn auch stark beschädigten Gemäldes

von Michelino in Siena, diesem angehören. Ob die über verschiedene Sammlungen verstreuten Tierzeichnungen, die jene Grassis übertreffen und im Louvre sogar meist unter Pisanellos Namen gehen, wirklich Michelino zuzuweisen sind — weil er schon früh wegen seiner Tierdarstellungen gepriesen wurde —, ist schwer zu entscheiden. Dagegen ist nach allgemeiner Übereinstimmung als sicher anzunehmen, daß das farbenprächtige, anmutige Rundbild der Krönung der Maria, welches seit kurzem dem Berliner Museum gehört, nicht von ihm stammt, sondern trotz starker Übereinstimmungen mit den Fresken in Campione und solchen in S. Lucia von Cremona doch wohl französischen Ursprungs sein wird, wie auch jene an Broederlam und Malouel erinnernde Halbfigur der Madonna in der Sammlung Abnard in Lyon, in der Toësca eine Ähnlichkeit mit Michelino erkennen will.

Die weitere Entwicklung bietet mehr ein lokales Interesse. Ein im Dom von Ferno bewahrtes Maffale, das ein gewisser Giovanni di Ugolino aus Mailand im Jahre 1436 ausgemalt hat, setzt noch die Richtung der Veri fort, während der Künstler, welcher noch vor 1439 das Gebetbuch Filippo Maria Viscontis (in der Bibliothek Landau) durch äußerst phantasiereiche Darstellungen und überreiches Ornament glücklich zu Ende führte, sich dem früheren Miniaturenstil anschließt. Michelinos Sohn, Leonardo da Besozzo, trug die lombardische Weise nach Neapel hinüber, nahm aber in Florenz wesentliche Bestandteile der dortigen Kunst in sich auf. Dagegen halten sich die Brüder Zavattari, welche 1444 die Kapelle der Königin Theodolinde in Monza mit Fresken schmückten, noch durchaus an den Zeremonialstil des vorhergehenden Jahrhunderts. Ihnen ähnlich sind die um 1430 für Filippo Maria Visconti gemalten Tarokkarten im Besitz des Herzogs A. Visconti in Mailand und in anderen Sammlungen.

Auch die bekannten Fresken des Palazzo Borromeo in Mailand, welche vornehme Damen in langwallenden, hochgezürteten Gewändern bei verschiedenen Spielen zeigen, stehen dem Stil der Zavattari näher als dem Michelinos, dessen Namen man einst auf ihnen gelesen zu haben meinte. Die Tracht weist, wie Toësca richtig bemerkt, bereits auf die Mitte des 15. Jahrhunderts; ja, er selbst hat sogar auf der Darstellung des Kartenspiels die gleichzeitig eingeritzte Jahrzahl 145. gefunden: damals aber wird Michelino nicht mehr gelebt haben. Dagegen finden sich gerade in den Jahren 1451 und 1452 in den Rechnungen der Borromei Zahlungen an den damals wohl namhaftesten Maler Mailands, Christofori Moretti, verzeichnet. Angesichts so gut zusammenpassender Umstände ist es verwunderlich, daß Toësca die Urheberchaft Morettis ablehnt, zumal das einzige bezeichnete Bild dieses Meisters, die Madonna der Sammlung Gabba in Mailand, mit den Fresken sehr gut übereinzustimmen scheint.

Nachdem noch der merkwürdig vorgeschrittene Donato Conte de' Bardi, der in der Gegend von Genua bis 1451 tätig war, erwähnt worden ist, schließt diese reiche Übersicht an der Stelle, wo die lombardische Malerei, durch den Brescianer Vincenzo Foppa neu befruchtet, in die allgemeine Bewegung der italienischen Kunst überzugehen beginnt.

Fremde Erde.

Ballade in Dramenform
in zwei Akten

von

Irene Forbes-Mosse.

Personen:

Die Königin	Ein Mann
Gertrud, ihre Milchschwester	Eine Frau
Der kleine Prinz	Eine alte Frau
Die Zwergin	Ein junges Mädchen
Drei Hofdamen	Ein geisterhafter Reiter.

Ort: Ein Schloß in einem südlichen Lande.

Zeit: Aus Bronzino seine Bilder malte.

I.

(Ein Saal. Verblaßte Fresken an den Wänden. Vergoldete Pfeilertische, über denen hohe, getrübbte Spiegel angebracht sind; auch ein paar ausgestopfte Falken. Spärlicher pomphafter Hausrat. Links ein Ramin.)

An einem erhöhten Fensterstiz sitzt die Königin und spinnet, neben ihr Gertrud, auch mit dem Rocken. Im Vordergrund die Hofdamen in steifen, dunklen Kleidern, an einem großen Stickrahmen beschäftigt. Blasse Winterjonnen.)

Erste Hofdame: Wie der Wind faust! Der Sturm hat dies Jahr früh eingesezt; kaum war die Weinernte vorbei, da heulte er schon wie im Januar.

Zweite Hofdame: Ja, die Finger sterben mir ab, und dabei soll man sticken. Gib mir die grüne Wolle, Doralice.

Dritte Hofdame: Ich kann die Nadel kaum festhalten. Rücken wir etwas an die Sonne.

Zweite Hofdame: Die Königin ist heute wieder ganz seltsam. Der Winter ist vor der Thür, da wird sie immer so ruhelos.

Erste Hofdame: Ruhelos? Ich meine, sie sei wie versteinert.

Dritte Hofdame: Wenn ich an die Maskenfeste denke, die nun beginnen, und wie abends die Sänften durch die Straßen getragen werden, und der Schatten huscht an der Mauer entlang: die Fackeln, die erleuchteten Fenster, das Klirpern und Schwirren der Gitarren, wo sich eine Thür öffnet — ist es nicht zum Weinen?

Zweite Hofdame: Ja, eigentlich war's im Kloster kurzweiliger als hier. Die großen Prozessionen und die Einkleidungen und der Sprechsaal . . . Oder wenn man Insechtungen hatte und einen Strick unter dem Kleide trug, der einen wund rieb! Aber man wußte doch, daß man am Leben war!

Dritte Hofdame: Die Spiegel sind trübe und fleckig, und die Bilder bröckeln von der Wand. Eulen und Fledermäuse — ja, daran fehlt es nicht, und unten ziehen die Schafe vorüber, die vom Gebirge zurückkehren — bäh — bäh — o, man möchte verzweifeln.

Erste Hofdame: Ja, die dürfen in die Stadt — um geschlachtet zu werden.

Königin (am Fenster: So müde sind sie, so müde, trippel — trippel — die kleinen Füße, Mütter und Lämmer!

Gertrud: Ei, denkt nicht dran — sie wissen ja nicht, wohin sie gehen. Der Tod ist kürzer als das Leben. Daheim, wenn der Hirsch am Spieß gebraten wurde, habt Ihr Euch keine solchen Gedanken gemacht.

Königin: Ja, im Walde sterben, allein, und über einem säufelt die Luft . . . aber so, müde, staubig, getrieben, und dann die enge Thür . . . o, es riecht nach den Erschlagenen — sie stemmen sich, sie wollen dort nicht hinein . . . o — o . . .

Gertrud (beruhigt sie): Kommt, seht nicht mehr auf die öde Straße, blickt hier hinaus, der Garten und weiter unten das Flußbett; jetzt ist es trocken, aber im Frühling, wie kommt das Wasser von den Bergen gestürzt, dann trinken sich die kleinen Weiden satt.

Zweite Hofdame: Ich sage euch, sie ist ganz wahnsinnig. Warum schickt man sie nicht zurück in ihr barbarisches Land?

Erste Hofdame: Der kleine Prinz ist doch noch zu jung, um ihn von seiner Mutter zu trennen.

Zweite Hofdame: Der Prinz? Man muß ihn ja zerrren und zwingen, daß er zu ihr geht. Er ist viel lieber beim Jäger mit seiner kleinen Armbrust. Wie gut er schon Leimruten schnitzt — er ist der rechte Sohn seines Vaters. Nein, ich will's Euch sagen: sie brachte eine große Mitsgift ins Land; das wär ein rechter Essigtrank, die wieder herauszugeben . . .

Gertrud (zu den Hofdamen): Im Garten schneiden sie die Hecken; die Pfade liegen ganz vollgetrümmt. Soll ich die Äste herausbringen lassen, das würde flackern und knattern im Kamin.

Erste Hofdame: Ja, tu Sie das, gutes Kind. Dann wird man ein bißchen warm werden. (Gertrud ab.) Wenn sie selber die Bündel herauftrüge, würde sie auch keinen Schaden nehmen — sie hat Arme wie ein junger Riese.

Zweite Hofdame: Sie soll eines ganz gewöhnlichen Jägers Kind sein, aber unserer Herrin ist am wohlsten in solcher Gesellschaft; mit unsereinem weiß sie nichts zu reden.

Königin (tritt an den Stickerahmen der Damen): Wie schön Sie sticken, meine lieben Damen — so feine, hurtige Stiche. Ich hab es nie gelernt — meine Erziehung war wohl sehr vernachlässigt. Aber ich hätt es auch nicht lernen mögen, denn warum soll man das Wechselnde festhalten? Aber einem goldnen

Lindenblatt zusehen, wie's durch die Luft segelt . . . oder ein Eichenzweiglein in den Fingern drehen — ach, stundenlang könnt ich das und mir einen ganzen Wald dazu träumen — aber dies hier, das rauscht nicht, das wispert nicht, der Nachtau dampft nicht zwischen den Stämmen . . . Schatten . . . Schatten! Doch nichts für ungut, meine lieben Damen, Sie sind so geschickt und haben so feine Hände. Und ich weiß ja, all diese Mühe, dieser große Fleiß, es geschieht um meinetwillen — aus . . . Liebe für mich. (Die Hofdamen verneigen sich.)

Erste Hofdame: Haben Ihre Majestät gehört, daß ein Krämer eingetroffen ist? Im Schloßhof liegen seine Waren aus, geblumte Seiden, geschnitze Kämmе, flämische Ranten und allerhand Wohlgerüche aus Frankreich.

Königin: Ja, das alles würde Sie gewiß schön kleiden. Hier, meine lieben Damen, ist mein Nadelgeld. Kaufen Sie sich die schönen Dinge.

Erste Hofdame: Majestät sind die Güte selbst. Aber hätten Majestät nicht selber Lust . . .

Königin: Das drückt alles schwer. Als ich über die Grenze kam, nahm man mir meine Kleider weg; die hatten mich nie gedrückt. Wie seine Federn dem Vogel, waren sie mir. Dann gaben sie mir neue, steif und schwer — und große Halskrausen . . . o, da fing mein Elend an!

Erste Hofdame: Ja — aber, weiß Gott, nun macht sich's Ihre Majestät doch bequem.

Königin: Ich weiß . . . ich kann mein Haar nicht so auftürmen wie Ihr und wie des Königs Schwestern es tragen. Es ist schwer; wenn ich die Nadeln herausziehe, hängt's herunter wie ein Schiffstau. Daheim, wenn ich beim Feuer saß und hatte mein Rüzchen auf dem Schoß, kam oft mein kleiner Bruder und band mir's heimlich an den Schemel. — Und ich saß und tat, als merkt ich's nicht. — Schöne Zeit das — schöne Zeit . . . (Sie starrt vor sich hin.)

Erste Hofdame: Aber feine Halskrausen, oder Spangen und Ringe — haben Euer Gnaden daran kein Gefallen?

Königin: Nein — all das drückt so schwer . . . Und ich muß recht tief atmen können, denn seht, mein Herz will immer mehr Luft haben — es ist so leer. Und Ringe und Spangen . . . nein. Wenn die Armen am Bittertor stehen und betteln — sie haben so brennende Augen — und man reicht ihnen kleine Münzen hinaus, und die Hände funkeln und gleißen so — wie paßt das zusammen? — Nein — nein — (Sie fährt sich mit der Hand über die Stirn und an den Hals, als wäre ihr das Kleid zu eng.)

Hofdamen (flüsternd): Sie ist ganz und gar verfürzt, wie lange soll das dauern!

Königin (geht im Saal herum, bleibt vor einem ausgestopften Falken stehen, blickt hinauf zu ihm): Le téméraire, des alten Königs Lieblingsfalkе! . . . Ja, so sieht ein berühmter Held aus. Verstaubte Augen, angeklebte Krallen; er, der hinaufschuß in die Sonne, ohne zu blinzeln, und sein Opfer nicht mehr losließ. Aber ein Sklave war er doch; er mordete auf Befehl. Mit Hunger und Durst bändigten sie ihn, eine Kappe von Samt mußte er tragen . . .

Gertrud (die inzwischen wieder eingetreten ist): Ja, es war recht gräßlich, edle Damen. Mit ihren gelben, verkrümmten Fingern krauten die hochselige Majestät des Vogels ruppigen Kopf. Der Beichtiger, der Essighafen, blickte scheel auf vom Brevier — und niemand wagte ein Wort zu reden, bis der König sagte: „Fahret fort, Ehrwürdiger“ — dann hub das Gemurmel wieder an; klick, klick gingen die großen Bernsteinperlen in des Königs Schoß . . . Ach, ich meinte oft, das Herz platzte mir vor Angst; ich müßte schreien — schreien in der Totenstille!

Hofdame (spiz): Es war Ihr wohl ungewohnt, mit Ihrer Herrschaft im selben Raum zu sitzen, Jungfer Gertrud?

Gertrud (lacht): Das wohl nicht, Hochedelgeborene, denn schon an meiner Mutter Brust hab ich neben meines Fürsten Tochter gelegen; dieselbe milde Quelle versorgte uns beide. Aber in meinem Land bleiben die Knochen und staubigen Ehrwürdigkeiten hübsch in ihren Schreinen verschlossen, und ich war so dicke Luft nicht gewohnt. Auch blicken unsre Priester nicht so gallig drein wie hierzuland. Unfern Herrn Bischof, wenn der zur Zulzeit in seinem goldnen Rock durch die Dörfer reitet und Nüsse und Äpfel verteilt, den solltet Ihr sehn! Die Kinder streuen ihm Tannenzweiglein in den Schnee, die Weiber bringen süßes Bier! Er trinkt und lacht und schwankt im Sattel; sein rotes Gesicht strahlt, seine weißen Brauen sind wie Eiszapfen am Dach. Überall kehrt er ein und segnet die Schwellen — so ein lustiger, alter Heidengott! (Hofdamen wenden sich verächtlich ab.)

Königin (noch immer vor dem Falken stehend): Warum durfte er nicht im Walde sterben und verfaulen im Wald! Da lag er zart und königlich; die Ameisen nagten seine Knöchlein sauber, so behutsam. Seht seine Augen: tot und doch schlaflos; so starren sie, ohne zu blinzeln — immer, immer, auch nachts, wenn der Mond über die Wände schleicht. (Sie geht wieder ans Fenster.)

Erste Hofdame: Nun, Gertrud, öffne die Tür, die Leute bringen den Lorbeer, ich hör sie auf der Treppe.

(Die Tür geht auf, Frauen und Männer treten ein mit großen Bündeln von Lorbeer, Reben und Ölbaumzweigen, die sie beim Kamin aufstapeln.)

Gertrud: Lorbeer und Reben und Ölbaumwurzeln! Kostbare Feuer brennt man hier zu Land, das muß ich sagen . . . (Sie wirft Zweige ins Feuer) . . . O, du Feuerchen, du hungriges Freundchen! Ruhmeskränze werf ich in deinen Rachen, Öl und Wein schütt ich in deinen roten Schlund — da — da — wie der barmherzige Samariter in die roten Wunden des Veraubten.

Königin (zu einer Frau): Ich hab dich oft vom Fenster aus gesehen. Du hast schöne Kinder, wo sind sie?

Die Frau: Ich ließ sie daheim, hohe Herrschaft, bei der Großmutter, sie ist krank.

Königin: Da hast du recht getan, denn es ist traurig, wenn alte Leute allein daliegen den ganzen Tag. Die Zeit wird ihnen lang, sie denken an so vieles, was nie wiederkommt, und dann geht die Sonne nieder, und die Kammerwand wird rot. Aber sie starren vor sich hin, bis es ganz grau wird um sie her. Da hast du Geld zu Wein für die alte Mutter.

Frau: Hier unser Nachbar, hohe Frau, hat es schwerer als wir. Sein Sohn wurde erschlagen beim Bäumefällen.

Königin: Die Bäume rächen sich. Sie möchten gern leben. Jedes Blatt ist ein kleiner Mund, der Freude aus der Luft trinkt; die Sonne dringt ihnen durch Mark und Bein, der Frühling tanzt in ihrem Geblüt — wie uns. Aber es wird ihnen keine Handbreit Erde gegönnt in diesem schattenlosen Land. (Zu dem Mann): War er ein guter Sohn?

Mann: Ein guter Sohn? Je nun, groß geschmeichelt und gestreichelt hat er nicht, aber er lachte bei der Arbeit und hatte seiner Mutter Augen.

Königin: Mein jüngster Bruder, der war auch immer im Wald und lachte . . . das hallte durch die Gänge. Hier — hier, armer Mann. Ja doch, ich habe nichts mehr. — Liebe Damen, schenken Sie mir etwas . . . (Die Damen sehen erstaunt aus, greifen aber in die Taschen.)

Königin (blickt sie an): Oder nein — nicht nötig, ich habe ja noch andres. (Sie nestelt ihre Mantelspange los, der Mantel gleitet zur Erde nieder.)

Erste Hofdame: Aber, hohe Herrin, das geht nicht an, ein so kostbares Stück. Wir sind untertänigst bereit, Dero gnädiges Geschenk zurückzugeben.

Königin (hochfahrend): Ich bitt Euch, Grafentochter, denkt daran, wer Ihr seid. — Wenn ich etwas verschenke, so weiß ich, was ich tue. (Sie gibt dem Mann die Spange.)

Gertrud (zur Königin): Dies hübsche Mädchen ist versprochen. Nach der Alernte ist Hochzeit.

Königin (leise): Bist du glücklich? Glaubst du, daß es noch schöner kommen soll? (Mädchen lacht verlegen.) Zuckt dir das Herz auf, wenn du seinen Schritt hörst vor der Tür? Hat jede Freude, die dir widerfährt, einen Rand von Tau, in dem die Sonne funkelt? Ach, und erscheint dir das Unglück selbst verwandelt, daß es dein Herz stille macht und weit, wie in einen Sternenhimmel zu sehen?

Mädchen: Ach, das versteh ich nicht, hohe Herrschaft. Aber die Arbeit ist ruhevoll, ich werd mit allem fertig und sitze doch oft müßig da und schaue vor mich hin, wie ich es sonst nie tat. Aber mir ist, als hätt ich drei Leben statt einem.

Königin (düster): Und jeder Augenblick ist wie eine Honigzelle, voll bis zum Rande. Geh, was soll ich dir schenken, du bist reicher als ich.

Gertrud: Wißt ihr kein Lied für unsre gnäd'ge Frau? Wir hörten euch oft im Garten singen . . .

Der Mann: Je nun — unsre Lieder — wenn die gnädige Herrschaft an unfrem Singen Gefallen hat? Wir haben nichts gelernt . . .

(Die Königin nickt — die Leute singen):

Weh mir, du grimmer Wind,
Woher kommst du gegangen?
Nun sind die Blumen tot,
Die Blätter fallen ab,
Die kalten Berge halten uns gefangen.

Am Abend ging er fort,
 Ich gab ihm das Geleite,
 Trompeten riefen auf und ab,
 Durch dunkle Gassen hallte laut
 Der jungen Burschen Schritt ins Weite.

Am allerletzten Haus
 Hat man uns Wein gegeben;
 Sie haben's gut gemeint,
 Ach Gott, und war ein bitterer Wein,
 Denn bitter schmeckt mir nun das ganze Leben.

Am Allerseelentag
 Will ich drei Kerzen zünden,
 Mein Bäumchen starb im Frost,
 Mein Vöglein starb aus Gram,
 Leer ist die Welt — ich kann dich nicht mehr finden!

Gertrud: Ei, was singt ihr so kläglich — das ist ja, als würden junge Ragen ersäuft.

Eine alte Frau: Wir singen statt zu weinen, Jungfer. Wenn untre Söhne in den Krieg müssen, ohne Zorn, niemand weiß warum — wenn uns die harten Fronen erdrücken; manche seufzen dann oder beißen die Zähne zusammen, andre singen; was sie aber singen, wie sollt es fröhlich sein! . . .

Königin (summt vor sich hin): Am allerletzten Haus . . . Ja, wenn man so aus der Stadt hinausreitet, wie da die Hütten allgemach spärlich werden — aber immer kommt noch eine, und wieder eine, und dann lange Zeit nichts mehr. Aber auf einmal wacht ein Lichtchen auf am Waldestrand und ist das allerletzte Haus . . . als ob ein Kind, halb im Schlaf, noch ein letztes Mal aufschluchzt . . . Singt weiter, Leute, laßt euch nicht irre machen: es sind die traurigen Lieder, bei denen das Herz still wird.

Die Leute singen:

Es sangen zwei Liebchen ein altes Lied,
 Niemand hört es;
 Nur der Wind, der durch die Blätter zieht,
 Der hört es.

Der Wind sagt es weiter an seinen Sohn,
 Legt sich nieder;
 Jetzt geht durch die Wipfel der leise Ton,
 Immer wieder.

Die Liebchen sind lange schon tot und stumm,
 Alte Zeiten!
 Doch geht noch ihr Lied im Walde um,
 Wer kann's deuten?

(Die Königin hat versunken dagesessen; Gertrud winkt den Leuten, zu gehen.)

Königin (wie aus einem Traum auffahrend): Man soll den Leuten Wein geben, Gertrud — und es wäre mir lieb, wenn sie oft im Garten singen möchten. Wenn man auch die Worte hier oben nicht versteht — aber den Klang —

den versteht man. — (Leise versunken): Denn wir sind alle arm und bedürfen der Liebe . . .

(Die Leute verneigen sich unbeholfen. — Ab.)

Erste Hofdame: Erlaubt, gnädige Herrin, daß wir uns zurückziehen. Es ist die Stunde, daß wir im Wandelgang Ball schlagen.

Königin: Ja — und es ist die Stunde, daß mich mein Prinzchen besucht. Auf Wiedersehen, meine Damen, und fröhliches Spiel. (Damen ab. — Eine Glocke läutet.) — Nun ist schon bald wieder Abend . . . Heute habe ich meinen Rocken ganz abgesponnen. — Grob, Gertrud, so voll Knoten. Was würde deine Mutter dazu sagen, die so reinen Faden spannt. Ach, Gertrud, könnt ich mein Herz abspinnen. Aber über Nacht kommt eine große Spinne und wickelt es wieder ein — grau und dicht — und morgens wache ich auf, und die Arbeit beginnt von neuem. Wo bleibt mein Prinzchen? Ach, warum hat es keine blauen Augen, wie meine Brüder? Ich glaube, mir würde leichter ums Herz, wenn es helle Augen hätte. —

Gertrud: Ja, das wäre wie ein Gruß. Nun hat's aber ein paar Augen mitgebracht, die sind wie Schlehen im Tau. Sein Köpfcchen sitzt ihm recht königlich auf dem Hälschen. Das Herrlein wird zu befehlen wissen. Und das tut ja auch not in dieser Welt.

Königin: Es ist so unbegreiflich! Man hat eine Seele, so klar, so ohne Arg, wie ein kleiner Teich, in dem sich das Gras spiegelt, und Augen, ganz still und ohne Furcht, und Hände, deren Druck nur eine Deutung hat. Man redet, man möchte verstehn, überhaupt, Gertrud, man ist so guten Willens. Und dann — entsteht etwas Fremdes in einem, das gar nicht zu einem gehört; später hält man's auf dem Echoß, und es schlägt die Augen auf — fremd wie die fremden Leute im Bildersaal, die vor Zeiten hier lebten, und von denen meine Väter nichts wußten. Die kleinen Hände greifen hastig und verstoßen, und ist da etwas Fremdes, das Fallen stellen wird, den Tieren und den Menschen. Und ist doch mein Fleisch und mein Blut und hat die langen dunklen Wochen mit meinem Herzen geklopft, mit meinem Atem geatmet. Und ist mein Blut, — meiner Brüder Blut. Verstehst du das? (Gertrud umarmt sie.) Ja, küsse mich nur, Küßen ist klüger als Reden. Das Leben hat nicht ehrlich mit mir gespielt.

(Sie tritt an einen Tisch, streicht mit den Fingerspitzen über Rosen, die in einem hohen Glase stehn.)

Wenn man doch gut wäre — immer — von klein auf — gut, wie die Blumen sind. Sie tun ihren Kelch auf, sie geben all ihren süßen Wohlgeruch, ohne zu sparen für den kommenden Tag. Es wird ihnen alles so leicht, da ist kein Opfer, — es ist so einfach. Ach, die Blumen in den Händen der Heiligen sind reiner als die Heiligen . . .

(Die Thür wird aufgestoßen. Der kleine Prinz, im grünen Jagdanzug, mit Halskrause und Dolch mit Gelänge, kommt hereingestürzt, hinter ihm die Zwergin, in verschliffenem, braunsamtem Velasquezkleidchen. Sie hat einen dicken Kopf, auf den ein Hut mit zerknickten Bahnenfedern schief aufgesetzt ist.)

Zwergin (außer Atem): Ach, gebt mir's doch, liebes Herrlein, das Baretchen, das Federhütchen, ach — ach!

Prinzchen: Willst du wohl nicht krallen, du häßliche Spinne, laß mich, wart, ich werd es meinem Väterchen sagen: du wirst gepeitscht und eingesperrt, wo es ganz schwarz ist, hu — huh —

Königin (das Prinzchen an sich ziehend): Was hast du getan, was ist's, Zwergin, so rede doch!

Zwergin (mit quäsender Stimme): Ach, das Barettschen, das rote Mützchen, süße Majestät, meines Söhnleins Mützchen. Er wurde verkauft, als er noch jung war, o nicht, daß ich mich beklage, ich bin Euer Gnaden armselige Magd, und es geschah meinem Hause Ehre; denn er kam an den Hof eines mächtigen Fürsten und wurde zum Hochzeitsmahl in eine Pastete gebacken. Als der Mundkoch sie anschnitt, kam mein Söhnchen heraus-spaziert, gestiefelt und gespornt, und glänzte wie ein Erzengel. Ach, welcher feinen Anstand er hatte, wie er mit dem Degen grüßte, der hochselige König ließ ihn bei seinem eignen Fechtmeister exerzieren, auf einem Tisch! Ach, schöne Majestät, mit dem Kronprinzchen, Eurem hohen Gemahl, hat er manches Mal gespielt; sie hatten ihm ein scharlachnes Gewändlein angemessen, und eine kleine Art bekam er, grad wie der gestrenge Herr Scharfrichter selbst; und dann mußte er eine Maus richten — mit einem Schlag, es war recht mörderlich. O wie lachten die gnädigen Herrlein, wie reich wurde er beschenkt. Er war so klug, so anständig! Wenn er mir auf den Leib trampelte, hielt ich still, denn er sagte: „Frau Mutter“ — sagt er — „laß Sie mich trampeln, einmal will auch ich der Stärkere sein“ — ach, meines Kindes Füßchen taten mir nicht weh.

(Königin rückt zurück, als ob eine Spinne in ihre Nähe käme.)

Königin: O schweig von all dem Gräßlichen — es ist wie Moderluft in deiner Nähe — was willst du hier, was willst du von meinem Kinde?

Zwergin: Ach, das ist's ja — schöne gnädige Majestät. — Als er wegging, gab er mir sein Barettschen — nun würde er ein berühmter Mann, ich sollte es gut verwahren — eines Tages würde es eine große Kostbarkeit sein. Ach, süße Majestät, das Barettschen, das Hütchen . . .

Königin: Ja, und wo ist's hingekommen, Zwergin?

Zwergin: Das gnädige Prinzchen hat's seinem Wachtelhündchen aufgesetzt, das ließ er tanzen, dann kam ein andres Hündchen, sie haben dran gezerrt und gerissen, aber das Herrchen nahm's ihnen weg. Ach, Herrchen, geben's mir Euer Gnaden wieder! . . .

Königin: Söhnchen, wo ist des Mütterchens Eigentum? — Gleich gib ihr's wieder, hörst du?

Prinzchen (weinerlich): Es stand meinem Wachtelhündchen so gut, es tanzte auf zwei Beinen; ich kitzte es mit der Peitsche und halt ein Stückchen Zucker in die Höhe. — Das ist ein schönes Spiel. Wenn ihm die Zunge ganz lang wird, nehm ich das Zuckerchen, so — und halt's ihm dicht vor die Nase — und dann — dann ess' ich den Zucker selbst! (Er lacht boshaft)

(Die Königin reißt ihm das Barettschen aus der Tasche und wirft es der Zwergin zu, dann sinkt sie wie vernichtet auf einen Sitz beim Kamin.)

Gertrud: So — und nun fort mit dir, du häßliche Maulwurfsgrille — sch — sch — (sie treibt die Zwergin vor sich hin, diese huscht in eine Ecke, wo sie verborgen sitzt und aufpaßt) — (zum Prinzen:) Herrchen das war nicht fein für eines Königs Sohn. Seht, Eurer Mutter Brüder, das sind wahrlich große Herren, aber sie sind gut zu Menschen und Tieren. Ja, zornig können sie sein, da schlagen sie wohl alles in Stücke, aber necken und quälen, nein, Herrlein, das tun nur die kleinen bösen Affen, die im Garten im großen Käfig sind. (Leiser): Herrchen, die Affen sind lauter kleine Knaben, die böse waren, den Fliegen die Beine ausrissen und die Hunde peinigten. Wie sie gestorben waren, wollten die lieben Heiligen sie nicht ins Paradies einlassen, wo so viel frommes, unschuldiges Getier ist. Aber weil sie doch klein waren und unvernünftig, legte sich Gottes Sohn ins Mittel, daß sie nicht zu den Teufelchen kämen. Da sagte der himmlische Vater: „Hundert Jahre lang sollen sie Affen sein und eingesperrt werden, und dann will ich's mir nochmal überlegen!“

Prinzen: Ach Gertrud, der Jäger sagt, du redest nicht klug. Das ist ja alles gar nicht wahr. Ich sterbe nicht und werde auch kein Affe. Ich werde groß und stark wie mein Väterchen, dann laß ich Falken fliegen und reite hinter den Hirschen her, und seh zu, wie man die bösen Juden und Reher verbrennt, die meinem Väterchen so viel Kummer machen.

Königin: Söhnchen, komm her zu mir (der kleine Prinz gehorcht widerwillig, sie zieht ihn an sich) . . . Kind, Kind, als du geboren wurdest und sie dich brachten, da dachte ich, nun wird alles gut. Du hattest eine Amme aus den Bergen, ganz braun war sie und hatte eine schwarze Mähne wie ein kleines, wildes Pferd. Du lagst an ihrer Brust, die Milch gluckte in deinem Hälschen, dein Volk nährte dich. — Aber ganz heimlich nahm ich dich auf den Schoß. Später dann, wie du anfängst zu verstehen, wurden wir so gute Freunde. Oft saßen wir beisammen, in der Abendsonne, am Nachmittag, wie heut! Du griffst nach den Sonnenstäubchen mit deinen kleinwunzigen Händen, ja — das weißt du nicht mehr. Einmal, wie wir so saßen und uns nicht rührten, kam eine Maus und sah uns zu . . . Su — su — dein Köpfchen lag an meinem Hals, grad unter meinem Kinn — so — ganz dicht — ganz dicht . . . Willst du nicht mehr mein kleiner Freund sein? Ich erzählte dir Märchen, du hast oft laut gelacht, und Püppchen macht ich dir, Hirsche und Eber und kleine Jäger, aus Eichel und Tannenzapfen. Und jetzt . . . Ich bin ja wohl ein dummes Mütterchen, aber ich hätte dir noch vieles zu erzählen, von Helden und Heiligen, und von den Tieren im Wald . . . (sie hält einen Augenblick inne, leise, bebend), auch von armen Menschen, die gefangen sind und sind wie reine Klingen, die in Lumpen gehen, und sind doch königlich wie Blumen . . . Ach, du mußt nicht grausam sein, du mußt deine kleinen Hände rein halten, nicht quälen und neiden . . . Kindchen, ach, so hilf mir doch ein wenig!

Der kleine Prinz (hat ungeduldig zugehört): Da ist Hubert vor der Tür, Mutter, laß mich los. Hubert sagt, du darfst nicht mehr in den Wald, weil du niemals heim kommen willst, da hat es Väterchen verboten.

Königin: So bin ich gefangen, Gertrud?

Gertrud: Nein, liebe, einzige Frau, nur bis ihr kräftiger geworden, hat der Medikus gesagt, sollt Ihr nicht aus dem Garten gehn.

Königin: Weißt du, Gertrud, der Medikus, das ist gar kein Medikus, sondern eine Spinne. Hier sind so viele Spinnen. Die Hofdamen auch — kleine schwarze Spinnen . . . o die bösen Augen, mit denen sie mich ansehen! . . .

Prinzchen: Mutter, nun geh ich — Hubert hat Nachtigallen im Käfig, denen will er die Augen ausbrennen, dann singen sie immerzu, sie wissen dann nicht, ob Tag oder Nacht ist.

Königin: Die Augen — o Gott — eines Vöggleins Augen! Und du — du — mein eignes Kind. (Sie ergreift eine Stickschere.) Komm her, nun will ich dir zeigen, wie das tut — ich will deine kleinen bösen Augen totmachen. — Nein — ich lasse dich nicht los.

(Gertrud hält ihren Arm fest, der kleine Prinz stürzt schreiend zur Thür, es kommen Leute herein, sie rufen:)

Die Königin — haltet sie — sie will den kleinen Prinzen umbringen, sie ist toll geworden, bindet sie, haltet sie fest . . .

(Die Königin steht ganz still, wie versteinert, mit herabhängenden Armen; plötzlich schlägt sie die Hände vors Gesicht, schreit auf:)

Blinde Vögel — auf immer gefangen! O Gott in deinem Himmel, hast du denn keine Macht?

II.

(Königin und Gertrud allein in einem vergitterten Turmzimmer. Durch das offene Fenster hört man die Schritte eines Soldaten auf der Terrasse des Turmes — dann einen Hornruf, dann die junge, knabenhafte Stimme des Soldaten:)

Mein Bruderlein kommt durch die Schlucht geritten,
Des Maultiers Glöckchen sind mit Gras umwunden,
Mein Bruderlein, wie lausch ich deinen Schritten,
Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
Du beugst das Knie, es strahlt der heil'ge Schrein:
Ihr Heil'gen, führt mein armes Bruderlein!

Mein Bruderlein, ich seh dich lustig schweben,
Die Arme auf dem Rücken festgebunden,
Mein Bruderlein, es war ein karges Leben,
Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
Und ließen dich die lieben Heil'gen ein?
Wo bist du nun, mein armes Bruderlein?

(Königin sitzt auf einer Ruhebank, ein Buch im Schoß; Gertrud am Feuer.)

Gertrud: Das ist derselbe Wächter, den wir vor einem Monat hatten, das Liedchen sang er damals auch. Er hat noch eine rechte Kinderstimme . . .

Königin: Jung — jung und sorglos. Aber das Liedchen ist traurig. Armer Leute Kind. Er wird aus den Bergen sein, wo die zottigen Schafe herkommen.

Gertrud: Nachts liegen die Hirten in Decken gewickelt beim Feuer, an jedem Berghang sieht man's glimmen — und rufen einander zu, das hallt übers Tal hin, daß einem das Herz zittert.

Königin: Ja, man möchte dort sein und im Myrtengestrüpp liegen, das duftet so bitter. Man starrt in die Höhe — man weiß von gar nichts mehr. (Sie liest wieder in ihrem Buch).

Die Geschichten hier gleichen unseren Märchen. Arme Leute haben überall dieselben Sorgen und dieselben Freuden. Hier heißen sie's Öl und Welschkorn — bei uns ist's Gerste und Gras. Aber hier wie dort — Arbeit und Angst. Die Armen in allen Ländern würden sich bald verstehn. (Sie liest wieder, läßt das Buch sinken.) — — Armer Leute Kind! Warum wurde ich nicht so geboren! Reißig sammeln und Essen kochen, und abends vor der Haustür sitzen, dann kommt der Mann heim und hat seine Sense über der Schulter — müde und froh — ja, was haben wohl die Engel, das besser wäre, als müde zu sein und froh . . .

Aber hier in dem Turm ist mir's recht heimlich, Gertrud! Ach, die hohen, getäfelten Zimmerdecken und die grauen, schauernden Spiegel an den Wänden: Kalt — kalt. Was sollte ich dort inmitten? Wenn ich tot bin, dann sage meinem Herrn, ich ließe ihm ein langes Leben wünschen und Dank sagen für den Frieden und die Freiheit hier . . .

Gertrud: Frieden, ja . . .

Königin: Und auch Freiheit. Denn diese grauen Mauern, die hab ich lieb, sie schützen mich so treu, drum schmück ich sie auch mit Laub und Blumen, sie fühlen, wie ich's meine. Rein andrer kennt sie so, nur die kleinen Eulen bauen Nester in ihre Fugen. Und dann, Gertrud, wenn alles schläft, wenn auch du nicht wachst, tun sie sich auf, und ich blicke hinaus ins Land, nach allen Seiten. . . . Silbern liegt die Welt da — und auf einer silbernen Brücke steig ich hinab . . .

Gertrud: Liebe, süße Frau . . .

Königin: Nein, nein — ich rede nicht irre. Du weißt es ja auch: wenn Vollmond ist, reitet der verwunschene Mann das Flußbett herauf bis zu diesem Turm. Er sucht seine Liebste, die freite einen andren und starb, dieweil er im Krieg war. Und weil er die Liebe lästerte, muß er in der Mondnacht das Flußbett heraufreiten und immer wieder den brennenden Trank der Sehnsucht trinken. Aber nun gehe ich neben ihm her und blicke ihn an und sage ihm, was ich leide, und mich deucht, mein Gram wird immer blasser; aber auch er wird bald erlöst sein — denn nun grämt er sich auch um mich . . .

Gertrud: Liebste Frau! Die alte wirre Sage. Denkt lieber an Eure Heimat. Schon sind Boten unterwegs. Eure Brüder werden kommen, Euch zu befreien, denn Euer Vater, Eure Mutter, ach, die hören Euch nicht mehr!

Königin: Ja, ja, mein jüngster Bruder wird kommen, aber es wird zu spät sein. Wie heißt es doch in dem alten, grausamen Lied:

Den letzten Gal und den sie tat,
 Sie ruft ihren jüngsten Bruder an . . .
 Der Bruder saß beim kühlen Wein,
 Der Schall, der fuhr zum Fenster rein:
 Nun hört ihr Freunde alle,
 Meine Schwester schreit im Walde!

Ja, Gertrud, ihr war unrecht geschehen, ihr war bitter unrecht geschehen. (Sie weint.)

Gertrud: Süße Frau — es dauert nicht mehr lang, dann kommen Eure Brüder die Treppe heraufgestürzt; o, die machen andere Sätze als die Männer hierzuland. Der Turm wird zittern, wenn sie Euren Namen rufen. Dann ist mein schöner Vogel frei, und wir fliegen über die Grenze heim, wo die tiefen Dächer sind und die kleinen Naschelbäche unter dem Buchenlaub es so eilig haben, wo die Erde dunkel ist und feucht und anders riecht als hierzuland — und rote Äpfel liegen im Gras für arme Kinder! . . .

Königin: Ja, du hast Heimweh; armes Trudchen. Ich habe keins mehr. Nein, auch dieses Land ist schön und gut . . . Es ist wie eine entthronte Königin, die zart und hager am Wege steht — ihr Mantel ist zerrissen — aber sie lächelt und bringt's nicht übers Herz, den Leuten die Hand hinauszustrecken.

(Leise, eindringlich:) Glaube mir, in meinem Jammer, da die Menschen Steine waren, wurden mir die Steine zu Freunden. Dort, das Flußbett — ich kann die Augen nicht davon wenden. Denn über seine weißen Steine, Gertrud, werd ich gehen, wenn das Ende sein wird aller Sehnsucht. Und jedem Stein will ich für seine Freundschaft danken, leise will ich auftreten, jeder Schritt soll zur Liebkosung werden.

Gertrud: Ja, liebste Seele, wenn Eure Brüder Euch holen kommen.

Königin: Gertrud, es ist zu spät! Was soll ich auch daheim? Wenn unser Herz zerbrochen ist, ist's nicht gut, dorthin zurückzukehren, wo wir klein und froh und ohne Schuld waren. Denn das Herz zuckt und ruckt und möchte wieder werden wie zuvor. Und das geht nicht, Gertrud, das geht nicht.

Gertrud: O, das geht doch, mein Täubchen. Freude heilt, Freude heilt. Was hast du auch Böses getan?

Königin: Und dennoch . . . o, es gibt Qualen, die sind wie Sündigen; wer das ein mal erlitt, kann nie mehr werden wie zuvor. (Sie tritt ans Fenster.) Bald kommt der Mond! Sieh das Flußbett, wie fahl . . . der Weg ist nicht zu verfehlen . . .

In einem goldenen Wagen fuhr ich her; acht Maultiere zogen ihn, aus getriebenem Silber waren Zaum und Zügel, mit perlenen Quasten. In jedem Dorf kamen Mädchen mit Blumen und Geweben; der Wagen fuhr so feierlich, die Glocken schwangen sich schier zum Kirchturm hinaus. Aber mein Herz wurde immer schwerer. (Leise, schauernd.) Und in diesem grauen Kittel, auf meinen bloßen Füßen werd ich von hinnen gehn, und das Herz wird mir leicht sein, wie einem Kind, das neben seinem Vater hergeht am Abend.

Nun will ich schlafen, Gertrud. Sag, was schrieen die Leute unter dem Fenster, ich hätte meinem Söhnchen ein Leid antun wollen . . . Mein Söhnchen? Das ist ja lange tot. Es war so winzig klein. Einmal hatte man's in einen Kuchen versteckt — es war mein Hochzeitsfest — weißt du — und wie der Mundloch hineinschnitt, ja . . . nein . . . wie war es doch? Das war mein Söhnchen nicht — (sie setzt sich auf die Ruhebank, beißt auf den Finger und weint vor sich hin) in mein Herz schnitten sie mir, in mein Herz . . .

(Gertrud hat sich hinter die Königin gestellt, löst ihr die Flechten, sie fängt an zu singen, leise erst, dann lauter; die Königin fällt nach einem Augenblick, nur summend, mit der zweiten Stimme ein:)

Ich hört ein Käuzlein schreien, war zur halben Nacht,
Die Sterne hielten all am blauen Himmel Wacht,
Rief das Käuzlein lang und laut:
O wie traurig liegt die Braut
In dem goldnen Bett, von Seide überdacht.

Ich hört ein Täubchen gurren, war noch halbe Nacht,
Der Tag rieb sich die Augen, war nur halb erwacht,
Rief das Täubchen treu und traut:
O wie selig schläft die Braut,
Der die Lieb im grünen Wald das Bett gemacht.

Königin: Ob ich wohl redlich war gegen meinen Herrn? Denn er gab alles, was er mir versprach: Krone und Pracht, und den Platz zu seiner Rechten. Aber mein Herz schloß sich zu vor ihm; fest, fest, durch keine Riß sah er's flimmern. War das redlich gespielt? Und doch ist mir so wohl, so wohl, daß er nie einen Blick dorthinein tat. Verstehst du das, Gertrud? (Eine Pause.) — Wenn man auch nur einen einzigen Menschen haßt, Gertrud, kann man dann einen andren lieben? Ist es nicht wie eine kleine bittere Quelle, die all die süßen Quellen auch bitter macht? O, ich habe bitter gehaßt, Gertrud, wie der Vogel seinen Käfig, wie der Falke seine Kette haßt und die Hand, die die Kette hält. Als er damals krank lag an der bösen Seuche . . . starr und steif saß ich an seinem Bett; die Lichter brannten vor dem Heiligenbild, und da betete ich: O Krankheit, hab Erbarmen, nimm uns beide! . . . Aber um seine Genesung hat ich nicht.

Gertrud: Süße Frau, was weiß man, was man tut, wenn man in der Qual um sich schlägt! Denkt nicht mehr an die alten Schatten. Ihr habt ja niemandem ein Haar gekrümmt. Denkt daran, wie wir bei Mutter am Feuer saßen im Jägerhaus. Vater brachte einen jungen Fuchs mit, der war wie eine wollene Kugel, und im Holunder piepten junge Meisen. Kommt, wir wollen noch eins singen.

Königin: Ja, sing das Lied von dem Kind, das sich im Garten verirrt. . .

Gertrud: Ein dummes Lied.

Königin: Nein, ich kann's gut leiden. Mir ist, als sei das mein Schwesterchen gewesen.

(Sie singen:)

Das Kind Madlena hat so hell gesungen,
Als es im Haselholz sich Nüsse las,
Wie eine Spindel sich im Gras geschwungen
Bei Glühwürmleuchten überm Wiesengras;
Das Kind Madlena hörte fremde Zungen,
Als es im Mittagsschein beim Springbrunn saß,
Die dunklen Gärten haben es verschlungen . . .
Fern tönt sein Stimmchen wie gesprungnes Glas.

Königin: Die dunklen Gärten, ja, die locken und saugen, man muß immer tiefer gehen, und die Wege führen alle zusammen an ein weißes Haus;

ganz weiß und verschlossen glüht es in der Sonne. Da drinnen wohnt die Zauberspinne. Und das Kind hatte keinen Willen mehr; es stand auf der Schwelle, . . . angewurzelt . . . und wartete. O schrecklich — nie — nie fand es den Weg nach seiner Heimat zurück!

Gertrud: Was Ihr nur alles fabelt! Das Kind war einem Schmetterling nachgelaufen, immer tiefer, bis es den Weg verlor — im Dickicht. Aber auf einmal klang eine Art, und da fand es gute Leute und setzte sich aufs Reisig — und nachher nahmen sie's bei der Hand und führten es nach Haus. Ja, nun ist Frühling auch bei uns daheim. Der ist stärker als Mauern und Tore. Da werden die Walltürme gar wie betrunken. (Singt.)

Der Frühling kam vor meine Thür,
Ich ließ ihn ein und bring ihn dir.
Die Arme so von Blumen schwer,
Geh ich an seiner Seite her.

Eia—üht — sang die Nachtigall, sang uns ihr ewiges Lied.

Am Tor hielt uns der Wächter an,
Der Wächter ist ein finst'rer Mann;
Doch als er meine Blumen sah,
War's, als ob Liebes ihm geschah.

Eia—üht— o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Auf ihren Schwellen stehn die Leut,
Vergessen, was sie brennt und reut,
Und auch der lahme Bettelmann,
Der fängt fürwahr zu tanzen an . . .

Eia—üht— o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Königin: Hier schmettern die Nachtigallen so laut, so triumphierend, von allen Hügeln hallt der Ton zurück. Man meint, sie hätten kein Nest, keine schlafenden Kleinen . . . Herb und zart ist hier die Erde, aber sie hält nicht fest. Wandre, wandre, sagt sie, über mein steinigtes Hügelland, wo die Neben im Nachttan baden und der Ölbaum schauert, zu Silber gefroren im Mondlicht. Wandre die steinigen Pfade, durch bittres Myrtengebüsch, höher noch, bis zum Bergkamm. Nimm einen Stab, aber kein Bündel. Geh ohne Hast, ohne Last, wende dich nicht. Der Menschen Not und Sorge, was sind sie dir, wo mein freier Atem weht? Hier ist leicht sterben, Gertrud! Aber daheim . . . Wo jeder Baum, jedes Dach sich breitet: Bleibe, wir haben dich lieb . . . Nur die gute, treuherzige Erde würde sagen, komm, fürchte dich nicht! . . . Ja, die Erde, wie gut und kühl: wo die Wurzeln ihre dunklen Wege gehen. Sing, Gertrud, die Augen werden mir schwer . . . aber nichts Lustiges, denn das sind kleine Messer, mit denen du spielst . . .

Gertrud (singt):

Ich wollt einmal recht früh aufstehn,
Im grünen Wald spazieren gehn.

Und als ich in den Wald 'rein kam,
Da fand ich eine schneeweiße Dam'.

Die Dam', die war von Blut so rot,
Und als sie sich umwandt, da war sie tot.

Wo find ich nun sechs Trägernaben,
Die mein Feinslieb zu Grabe trag'n?

Sechs Trägernaben sind schon bereit,
Von lauter Silber und schwarzer Seid.

Wo krieg ich nun drei Leidfräulein her,
Um meinem Feinslieb die letzte Ehr?

1) Drei Leidfräulein, die kommen schon
Mit seidnen Rissen und perlen Kron.

Wie lange muß ich denn traurig stehn?
Bis alle Flüsse zusammen gehn,

Ja, alle Flüsse sind einand zu weit,
So will ich trauern in Ewigkeit! . . .

Königin (summt vor sich hin):

Sechs Trägernaben sind dir bereit,
Von lauter Silber und schwarzer Seid! . . .

(Sie schläft ein.)

Gertrud: (geht im Zimmer hin und her, rückt dies und jenes zurecht, fegt die Asche im Herd zusammen, horcht an der Thür; dann setzt sie sich seufzend ans Feuer, den Kopf auf die Knie gesenkt, welche sie mit den Armen umfaßt. Die Kohlen glimmen noch ein paarmal auf, dann wird alles dunkel. Durch das Fenster kommt ein silberner Strahl und bescheint die schlafende Königin im Ruhebett.)

(Dann tut sich die Wand auseinander — man sieht das Flußbett im Mondschein. Es erscheint ein Reiter, der seinen Helm in der Hand hält — er kommt immer näher, er steigt ab, bindet sein Pferd an einen Ring in der Mauer und bleibt im silbernen Licht an der Maueröffnung stehen.)

Königin (richtet sich mit großen, starren Augen auf): Du bist's. Ja, ich wußt es, du liebest mich nicht warten. (Sie steht auf, geht auf ihn zu.) Was blickst du um dich? Suche nicht mehr, du Armer. In den hallenden Sälen wirst du sie nicht finden, in den Gärten nicht, wo der Lorbeer dunstet. Nur die getrübten Spiegel, in denen der Abend flimmert, wissen noch von ihren großen, ängstlichen Augen zu erzählen. Du bist ihr nicht mehr gram. So etwas Weiches, Verweintes, wie sie war. Wenn du sie fändest, kein Wort des Zornes brächtest du hervor . . . Sie lag so einsam, ihr kleines, totes Kind im Arm. Als der bitterste Schmerz über sie kam, dachte sie nur an dich, und ihre Lippen suchten auf heißen Rissen nach deiner Hand. (Die Gestalt kommt einen Schritt vorwärts, blickt die Königin an.) Ach, suche nicht mehr, laß dein Herz Ruhe haben, wie die Erde ruhevoll ist aller Qual. Reite zurück bis zur Mündung des Flusses, wo dich der Tod traf in der Mittagsglut; die Strandvögel laufen über dir dahin — zierlich, zierlich ihrer Tritte Spur, wie der Dreizack winziger Meergötter. Ach, dort ist Ruh, Stille umher; nur das große Rauschen . . . kein Kummer, keine Reue, ja, keine Sehnsucht mehr. Sieh — ich gehe mit dir — du bist nicht mehr allein, dein graues Haar — laß es mich liebkosen — o schöne Furche in des Helden Wange, wo die

1) Aus „Des Knaben Wunderhorn“; diese Strophe dazu gedichtet.

einsame Träne rann, spärlich und kostbar . . . Deine Hand — so — sie soll mich führen! (Sie schmiegt sich an ihn.)

Du hast verloren, was du geliebt — ich aber hab es nie befehen. Ich habe hungernd gestanden, und meine Augen baten „Gebt mir zu trinken“ — aber niemand sah mir's an. Wie einsam war das Leben. Und heut, aus deiner Geisterhand kommt es über mich, das Eine, um das ich geboren ward, das Eine, um das ich gern gestorben wäre. Und da . . . deine andre Hand schenkt mir die Freiheit. — — — Wir müssen leise gehen, daß niemand uns hört, niemand uns anrührt. Denn der Menschen Augen sind hart, und ihre Hände sind ungeschickt. An das Köstlichste rühren sie. Aber unser Weg ist ein einsamer Weg —

(Die Erscheinung beugt sich zu ihr und schlägt den grauen, zerfetzten Mantel um sie.

Die Königin hält einen Zipfel des Mantels vor die Augen, sieht den Himmel an.)

Graue Wolke, — ich seh durch dich die Sterne strahlen. Komm nun — komm — ich geh so ruhevoll wie ein Kind neben seinem Vater am Abend. Du stille, silberne Erde — ihr weißen Steine im Flußbett — ihr Königskerzen und kleinen, schauernden Weiden! . . . Einmal sollt ihr mich lachen hören, ihr Mauern, von Menschenhand gefügt . . . (sie lacht hell und glücklich, bricht plötzlich ab.) Weh — weh — halte mich fest — was war es, das zerprang?

(Der Mondstrahl verbirgt sich hinter einer Wolke, die Mauer schließt sich. Es ist dunkel wie zuvor. Gertrud fährt zusammen, reibt sich die Augen, dann nimmt sie eine kleine Lampe vom Kamin und tritt an das Ruhebett; schrickt zusammen.)

Gertrud: Königin, Herzchen, meine kleine Waldblume . . . (beugt sich über sie). War das dein jüngster Bruder, der dich befreite? (Sie sinkt vor dem Ruhebett auf die Knie, das Antlitz der Königin in wachsender Ergriffenheit betrachtend. Dann wendet sie den Kopf seitwärts, horchend, dem Fenster zu, durch welches man den Schritt des jungen Soldaten auf der Turmbrüstung hört, dann einen Hornstoß und dann die knabenhafte Stimme des jungen Soldaten.) Er singt:

Als nachts ich von dir ging, mein traurig Liebchen,
Da rangst du deine weißen Hände wund.
Ach, weine nicht, und laß dich nicht gereuen,
Was wir getan in Liebe und in Treuen,
Nur eins, es war zu kurz die süße Stund.

Die kurze Stunde muß ich lang bezahlen
Mit tiefem Schlaf in kalter Grabesnacht,
Und soll mich doch der hohe Preis nicht grämen:
Mein jung heiß Blut! Ach, mögen sie es nehmen,
Mein jung heiß Blut, das mich so froh gemacht . . .

(Nach einem kurzen Augenblick hört man von der anderen Seite des Turmes die Wiederholung des Hornrufes. Der Mond erscheint zwischen dunkeln, ziehenden, silberrandigen Wolken.)

Literarische Rundschau.

Wilhelm und Caroline von Humboldt.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Sechster Band: Im Kampf mit Hardenberg. Briefe von 1817–1819. Mit 4 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1913.

Wilhelm von Humboldt war wohl nicht imstande, einen langweiligen Brief zu schreiben; aber der sechste Band mit fast einem Vierteltausend langer Briefe wirkt denn doch zuweilen ein wenig — unabgekürzt. Zumal gerade dieser Band eine gewisse Enttäuschung mit sich bringt. Er könnte der Höhepunkt der bedeutenden Sammlung sein, denn er enthält die endgültige Krisis in Humboldts Leben — und zugleich ein gut Stück Krisis des preussischen Staates. Es handelt sich um die Frage, ob dieser „Staatsmann von wahrhaft perikleischer Hoheit“ eine führende Stellung bei der Reorganisation des neuen Staates erhalten oder ob man fortfahren soll, ihn als glänzende Dekoration in den Kulissen der Diplomatie zu verwenden. Schließlich geschieht, was unter Friedrich Wilhelm III. stets geschah: ist doch dessen gesamte Regierung im ganzen, was die schlimme Periode vor 1806 im — zeitlich — kleinen ist: ein ungesundes Zögern, ein mattes Beharren, ein Eingreifen im falschen Momente und am falschen Orte. Dabei ist diese im übelsten Sinne konservative Regierung nicht im geringsten beständig auch nur in Personalfragen. „Es gehen doch nirgends so viel Veränderungen vor als bei uns,“ schreibt Humboldt 1818, „ewig ist die Szene mit neu aufstrebenden Personen besetzt.“ Die angebliche Stabilität des streng monarchischen Systems hält eben gegenüber von Intrigen der Hochgestellten und Launen des Höchstgestellten keineswegs stand; wie eben gerade Humboldt erfahren sollte. Denn im entscheidenden Augenblicke hat der glänzende Menschenbeurteiler sich doch in den beiden Personen verrechnet, auf die es ankam: in dem König, von dem er mit ausdauernder Sympathie spricht; und in dem Staatskanzler Hardenberg, den er lange fast geliebt hat. Gerade aber diese neben ihm bedeutendste Persönlichkeit des damaligen offiziellen Preußen vernichtete Humboldts — und vieler unter den besten Preußen — Hoffnungen auf eine große Wirksamkeit des großen Geistes. Ganz gewiß hat die Verußkrankheit mächtiger Staatsmänner: die Furcht vor dem Nachfolger, dabei die Hauptrolle gespielt; aber manche Verschiedenheit der politischen Auffassung konnte doch Hardenbergs Haltung einen Schein von Berechtigung geben. Humboldt hat zwar ausdrücklich erklärt, das englische Regierungssystem — für das er auch nicht einmal unbedingt schwärmte — sei nicht einfach „übertragbar“; er hat im Gegensatz zu der berühmten französischen Formel nachdrücklich ausgesprochen, der König solle regieren und nicht die Minister; aber er war doch von viel zu liberalen und vor allem von viel zu humanen Anschauungen erfüllt, um die Politik Hardenbergs mitmachen zu können. Man lese, wie er über die unselige Tat Sands urteilt, das kindlichste und zugleich das verhängnisvollste aller Attentate; man bedenke, wie er an eine Mißbilligung parlamentarischer Erscheinungen in Süddeutschland die berechnete

Einschränkung fügt: „Aber Demokratismus und Demagogie finde ich nirgends in Deutschland, wo von einem Geschäft die Rede ist“ (das heißt: wo es sich um greifbare Einzelvorlagen handelt) — und man wird zugeben müssen, daß Humboldt an leitender Stelle von dem Augenblick an unmöglich war, in dem man sich in Berlin — zum dauernden Unglück unseres Staates! — entschlossen hatte, fest und ohne Widerstreben der österreichischen Führung zu gehorchen!

Nun aber kommt das Enttäuschende. Humboldt hat trotz der schönen und unzweifelhaft innerlich empfundenen Anschauungen über seine Rechte und Pflichten die Kraft nicht, durchzuführen, was er seiner vertrautesten Freundin wiederholt und zu ihrer lebhaftesten Freude angekündigt hatte: daß er mit Männern, die ihm das Prinzip des tristen Beharrens verkörpern, wie Bülow und Schuckmann, nicht in ein Ministerium treten werde; daß er überhaupt für die Regierung nur zu gewinnen sei, wenn seiner freien Betätigung ein genügender Raum bleibe. Er läßt sich überrumpeln, man mag es so nennen; aber es bleibt eben doch die Tatsache, daß er von jenem Schuckmann die Hälfte des Ministeriums des Innern übernimmt — und zwar mit nicht eben sehr klarer Abgrenzung! und die andere Hälfte ihm läßt. . . . Es bleibt die Tatsache, daß der große Diplomat sich schließlich eine recht ungnädige Kabinettsorder zuzieht, deren mürrischer Ton so unsympathisch wie möglich ist, deren Inhalt aber nicht unbegründet war; kurz, daß der Schüler der Alten die letzte Probe aufs Exempel, die auf ein würdiges Verzichten, doch erst bei der zweiten Gelegenheit besteht. . . . Diese unerquicklichen Verhältnisse geben dem Bande etwas Peinliches, das durch die zweifelhafte Haltung vieler beteiligter Persönlichkeiten, insbesondere leider auch Gneisenaus, verstärkt wird; wozu nur die immer engere Freundschaft mit dem Minister v. Stein ein tröstliches Gegenstück bildet — und allerdings die unvermindert, ja eher noch wachsend durch alle Schicksale hindurch bestehende und sogar die Schicksalslosigkeit dieser Jahre überdauernde Liebe zu der Gattin. Er findet für ihr Verhältnis immer neue, schöne Worte. Ist es nicht unvergleichlich, wenn er schreibt: „Dabei weiß ich recht wohl, daß auch Du, liebes, teures Herz, manchmal kleine und unbedeutende Schwachheiten hast, und könnte ordentlich wünschen, daß es doch eine darunter geben möchte, die es einige Mühe machte, zu tragen. Es ist etwas Hübsches und Liebliches darin, so etwas zu kennen und zu verstehen, zu schonen und zu tragen, und man liebt es wie das Ganze, zu dem es gehört. Es hat schwerlich je ein Mensch über einen anderen so viel nachgedacht, als ich über Dich; es gibt keinen schöneren Stoff des Nachdenkens als eine große menschliche Natur“ . . . Oder wie er mit freundlicher Ironie: „— Erbarme dich Gott des armen Herrn!“ — die gar zu ängstliche Liebe des Bräutigams seiner Tochter beobachtet: „Es geht das Feinste und Schönste in dem sich selbst nicht bewußt werdenden Genuße verloren.“ Wie es denn überhaupt wieder nicht an sorgfältigen feinen Bemerkungen über die „Jugend von heute“ und die moderne Art fehlt. Von besonderem Interesse nicht nur für den Philologen und den Gesellschaftshistoriker ist dabei die, wie sich der allgemeine Sprachton verändert habe: „Noch in unserer Jugend war wenigstens das hübsch, daß eine ganze Menge von Menschen, alle Frivolen, alle sehr Vornehmen, alle trockenen Geschäftsleute, alle bloß derb und roh an der Wirklichkeit Hangenden eine ganze Menge von Wörtern in der Sprache niemals brauchten, und der Umgang mit diesen Wörtern einem Kreise vorbehalten blieb, in den man durch irgend etwas eingeweiht sein mußte. Man riskierte gar nicht, daß der, welcher doch den Begriff nicht fassen kann, das Wort aussprach, und man hütete sich auch sehr, es gegen ihn zu brauchen.“ In unserer Zeit hat sich ja vollends solcher Zartsinn im Sprachgebrauch ganz und gar abgestumpft, leider nicht zum wenigsten auch gerade durch die allzu „derben“ Versuche wohlmeinender Sprachfreunde; ist es nicht ein Jammer, das edle, lang dem vornehmsten Gebrauch vorbehaltene Wort „lauter“ jetzt in die Geseßparagraphen gegen nachgemachte Schuhwische und sonstigen „unlauteren Wettbewerb“ hinabgestoßen zu sehen?

Die heitere Selbstzufriedenheit, die die Ehegatten durch solche Vergleiche steigern, wird bei Humboldt durch günstige Gesundheit genährt. Gleich auf den ersten Seiten freut er sich bei Gelegenheit der sehr realistischen Schilderung eines Seesturmes — die Schrecken der Seekrankheit hatten für die wenig zur See reisenden Deutschen damals wenigstens noch den Reiz der Neuheit! — seiner Immunität: „Es ist das Höchste, was einem die Natur gewähren kann, körperliche Kraft und inneren Sinn, sie zu genießen und zu bewundern.“ England stellt hohe Anforderungen an seine Gesundheit: der furchtbare Nebel, den er schon sehr ausführlich schildert, und der also nicht bloß der modernen Fabrik- und sonstigen Schornsteintätigkeit auf das Schuldkonto geschrieben werden darf; die ungewohnten Lebenssitten, „fatigant, ennuyant und kostbar“; die zeitraubenden Entfernungen; die Schwierigkeiten der Lebenshaltung. Trotzdem darf er sich da rühmen, fast gar keine Nerven zu haben — auch darin antikisch in einer stark „dekadenten“ Periode. Freilich schützt er sich mit Goethischer Weisheit vor störenden Neuerungen; seine Zeit, die wir uns so hiedemeierisch langsam und abgeschlossen denken, ist ihm bereits „an zuviel Kommunikation krank“!

Aber die eigentliche Grundlage seiner Lebenssicherheit ist doch seine Weltanschauung selbst. Wie man gesagt hat: „Wer nichts von Pascal gelesen hat, weiß gar nicht, was es heißt, ernst zu sein“, so möchte man sagen: „Wer diese Briefe nicht gelesen hat, weiß gar nicht, was Optimismus ist.“ „Man kann nur gewinnen durch das Leben“ — dieser überkühne Ausspruch, wie etwas Selbstverständliches hingesprochen, gibt den Grundton. Denn auch die tiefen Schmerzen gehören für ihn, wie für jede tiefere Natur, zur Bereicherung des Lebens. Mit unverfälschter Wehmuth gedenken die Eltern der dahingeshiedenen Kinder oder klagen — wenn auch in gehaltenen Tönen — über die Entfremdung und Herzenskälte des ihnen verbleibenden Sohnes. Aber Humboldt, der über den großen Ruf seiner Klugheit nur mit behaglichem Lächeln redet, fühlt sich als ein Weiser im antiken Sinne glücklich: als ein Mann, der das Leben sinngemäß zu behandeln weiß wie ein lebendes Wesen, das man liebt, obwohl oder weil man seine Schwächen kennt. Das vermißt er bedauernd an der sterbenden Frau v. Staël: „Sich den Armen des Schicksals nicht anvertrauen wollen, nicht mit Ruhe und Heiterkeit denken, daß man vielleicht nur in ein anderes Dasein übergeht, selbst den Schlaf zu fürchten und Mißtrauen in die ganze Natur zu setzen, ist mir eine so schauerhafte Idee, daß sie mir, wenn ich mich dessen für fähig hielt, das ganze Leben verbittern würde.“ Allein noch merkwürdiger ist, daß sich Humboldt unter diesem Gesichtspunkt — der für ihn bei der Beurteilung der Menschen der entscheidende ist — selbst Goethe vollkommen überlegen fühlt. Im letzten Grunde ist Goethe für ihn, was Lenz und Merck und die Kleist und Günther für Goethe waren: ein Lebensverfehrer, der eine gewisse Leere des Lebens durch die künstliche Tätigkeit seiner Sammlungen, Ordnungen, Registraturen vor sich selbst zu verbergen bemüht ist. Natürlich ist es Humboldt nicht verborgen, daß diese Art — in deren Auffassung und Bewertung er sich mit alten und modernsten Anschauungen besonders von kirchlicher Seite bedenklich nahe berührt — mit dem Größten und Tiefsten in unserem größten Dichter verbunden ist: „Liebe hat ihm immer gefehlt, er hat sie schwerlich empfunden, und die rechte ist ihm nicht geworden. Allein der wahre Grund dazu ist doch wohl das früh in ihm waltende, schaffende Genie und die Phantasie gewesen. Wo sich die Natur einen solchen eigenen und inneren Weg bahnt, da wird es wohl unmöglich, sich einem anderen Wesen in der Wirklichkeit uneigennützig hinzugeben, und ohne das ist keine Liebe denkbar. Man muß sich immer erst verlieren, um sich schöner und reicher im Leben wieder zu empfangen. Aber eine Leere läßt es dann freilich im Leben zurück, und ich glaube nicht, daß außer den Stunden und Zeiten des glücklichen Hervorbringens Goethe eigentlich glücklich oder reich in sich beschäftigt ist.“ Womit, wie man übrigens die Beurteilung Goethes aufnehme, jedenfalls zugleich die Grenzen von Humboldts

eigener Produktionsfähigkeit und Glücksfähigkeit bezeichnet sind. — Dagegen fühlt sich Humboldt Schillern innerlich verwandt in der Art, das Leben aufzufassen; in der Kunst, sich in fremde Verhältnisse einzufühlen; in der unermüdlchen Reproduktion des innerlich Erlebten, wie er sie Schillers Briefen mit Worten nachrühmt, die er ganz ähnlich für die eigene Art des Nachdenkens und Nachlebens — ich möchte doch nicht „Nacherlebens“ sagen — gebraucht.

Im übrigen ist dieser Band an literarischen Porträts ärmer als frühere; die Karikatur eines unwillkommenen, gräßlich unkultivierten Besuches fällt durch ihre besondere, fast ausgelassene Munterkeit auf. Sehr merkwürdig ist aber das Interesse, mit dem der vielbeschäftigte Staatsmann ein berühmtes Modelwerk seiner Jugendzeit vornimmt, Millers den Werther überwerthenden „Sigwart“, um daran seine Beobachtungen über wahre und unwahre Poesie zu knüpfen. Hält er doch inmitten aller politischen Sorgen über Preußens König und seine Minister — vor allem den des Auswärtigen, den Grafen Bernstorff, den Friedrich Wilhelm III. unglaublicherweise aus dem dänischen Staatsdienste geholt hatte, wie sich heute Siam oder Persien englische oder französische Staatsleiter verschreiben! — seinen Blick unentwegt auf die Kulturfragen gerichtet und vor allem auf die der literarischen Blüte — in welcher Hinsicht er unbeirrbar an dem „einen lichten Punkt in der geistigen Menschheit“ festhält. Dagegen ist die Religion für den großen Aufklärer doch wesentlich nur eine Erziehungsfrage — nicht, wie die Poesie, eine Existenzfrage. Religiös im höchsten Sinne freilich darf des Indifferentisten Bekenntnis heißen: „So erfreulich das Glück ist, so macht es nicht immer gut. Ich habe von früh an den Grundsatz gehabt, es nicht zu achten und für mich nie zu suchen, aber viel darauf gehalten, es anderen zu geben, wenn man auch darum manche andere Rücksicht versäumen sollte . . .“

Es wäre dringend zu wünschen, daß nach Vollendung der großen — und doch vielleicht auch etwas zu großen — Sammlung eine Auswahl veranstaltet würde, die das allgemein Wichtige von politischen und historischen, literarischen und ästhetischen, moralischen und philosophischen Anschauungen und Aussprüchen auch wirklich allgemein zugänglich machen würde. So erst gelänge es Wilhelm v. Humboldt, auch in diesem anderen Dasein noch „Glück zu geben“!

Richard M. Meyer.

Ostasiatische Kulturkritik.

In den europäischen Literaturen des 18. Jahrhunderts begegnet uns häufig die Gestalt eines reisenden Chinesen, der abendländische Sitten und Einrichtungen einer abfälligen Kritik unterwirft. Orientalische Kostüme waren in dieser Zeit, die das Morgenland als Wiege des Menschengeschlechts und als uralten Herd aller Weisheit verehrte, beliebte Verkleidungen für die politischen und sozialen Satiriker; daß aber dieses von Montesquieu angeschlagene Thema bald in zahlreichen Variationen à la chinoise abgewandelt wurde, lag an dem wachsenden und zeitweise die Schätzung Vorderasiens überwuchernden Interesse für das gewaltige Reich des fernen Ostens, dessen industrielle Erzeugnisse die Lebenshaltung Europas verfeinerten, dessen Kunst in einer merkwürdigen Wahlverwandtschaft des Formgefühls Bewunderung und Nachahmung hervorrief, und dessen Wissenschaft schon in grauer Vorzeit die höchsten Ziele des abendländischen Denkens erreicht zu haben schien. Französische Philosophen neigten sich vor der Weisheit des Konfuzius, deutsche Staatsrechtslehrer priesen Chinas Verfassung und Verwaltung als vorbildlich. Die

chinesisch maskierten Kritiker gewannen also mühelos eine glänzende Folie, und sie brauchten nicht zu befürchten, von den wirklichen Chinesen desavouiert zu werden. In stolzer Abgeschlossenheit verachteten diese alle Fremden, denen sie höchstens ihre Kultur durch Verschlechterung der Exportwaren zu verleiden suchten.

Wenn uns heute eine Beurteilung der europäischen Kulturideen, kein Maskenspiel, sondern ein echtes und ernstes Zeugnis chinesischen Denkens und Fühlens vorliegt, so offenbart diese Tatsache eine völlige Veränderung der Weltlage, eine Umwertung von Kulturidealen und Leistungen, deren historische Bedeutung zu erfassen noch gar nicht möglich ist.

Als letzte der großen orientalischen Nationen ist China in jenen weltgeschichtlichen Prozeß eingetreten, der mit der Einsicht in die kriegerische Überlegenheit Europas beginnt, mit der Aneignung der Kultur, die diese Überlegenheit hervorgebracht hat, sich weiter entwickelt, und dessen Ende und Folgen nicht abzusehen sind.

Wie zögernd und nach wie heftigem Sträuben auch überall der Orient sich zur Anerkennung fremder Kulturwerte entschließen konnte, die Schnelligkeit, mit der die Wirkungen des europäischen Geistes zum Durchbruch gelangen, überrascht stets aufs neue. Die Aussicht, den fremden Einfluß beseitigen zu können, ist in China wie in den Islamländern und in Indien zu einem Phantom zerronnen, und ständig erstarkt das Bewußtsein von der Endgültigkeit des Kulturzusammenhanges mit dem Westen.

Diese Situation zu klären, die Ursachen der weltgeschichtlichen Krise zu begreifen und die Konsequenzen für den Fortbestand der heimischen Kultur abzuwägen, bemüht sich die Geistesarbeit moslemischer, buddhistischer und konfuzianischer Denker in gleichem Eifer. Durch moralphilosophische Überlegungen und historische Vergleiche wollen sie die Gründe des Verfalls und die Möglichkeiten der Erstarkung kennen lernen. Die neu erworbene Kenntnis von der entscheidenden Bedeutung des militärischen Faktors für die Erhaltung der gesamten nationalen Kultur steht im Mittelpunkt der Debatte, dieser Instanz werden alle Erscheinungen des Lebens unterworfen, auch vor den Tiefen des religiösen Ethos wird nicht haltgemacht, und das aktuelle Problem der sozialpsychologischen Auswirkung religiöser Phänomene zeitigt bei diesen Reformen praktische Folgerungen. Ausschcheidung aller quietistischen Elemente und Betonung der aktiven Willensnatur ist die allgemeine Tendenz, die sich in der Entwicklung eines lange Zeit für unmöglich gehaltenen mohammedanischen Modernismus, wie in charakteristischen Umbildungen der dharmalehre und in der neuerlichen Ablehnung des Taoismus kundgibt, und die der Gestaltung einer dem modernen Machtgedanken konformen Lebensanschauung dienen will.

Die orientalischen Reformer, die nicht Revolutionäre sind, sondern an die altererbten, nur gereinigten Traditionen anknüpfen wollen, sehen es auch als zu ihrer Aufgabe gehörig an, Europa gegenüber ihren Standpunkt zu präzisieren. Sie heben das Wertvolle hervor, das sie zu rezipieren bereit sind, aber sie rüsten sich auch zur Apologie ihrer heimischen Bildung. Ihre Kritik des europäischen Geisteslebens einigt sich darin, daß dieses ihnen höhere Lebenswerte als sie schon besitzen, nicht zu bieten vermag.

Solche Beurteilungen kennen zu lernen, ist für jeden, dem an einer Selbstbesinnung über das Wesen der ihn umgebenden Kultur gelegen ist, unschätzbar. Es wird dadurch eine Kontrolle unserer Anschauungen und Werturteile zugänglich, die durch keine unserem eigenen Kulturkreis entstammende Darstellung ersetzt werden kann. Man darf heute schon von einer ganzen Literatur dieser Art sprechen; sie hat sich bisher nur an englische Leser gewandt; teils haben die Verfasser in englischer Sprache geschrieben, teils sind englische Übersetzungen von ihnen autorisiert worden. Alfons Paquet und Richard Wilhelm verpflichten uns zu Dank, da sie dem deutschen Publikum ein Zeugnis dieser großen Geistesbewegung vorlegen, eine Sammlung von Aufsätzen Ku Hung Mings unter dem Titel „Chinas

Verteidigung gegen Europäische Ideen¹⁾). Wilhelm, der ausgezeichnete Kenner chinesischer Verhältnisse, hat die Aufsätze übertragen, Paquet die Sammlung herausgegeben und mit einem ergiebigen, zum Verständnis leitenden Vorwort versehen.

Das Buch bezeugt die Gewalt und Ausbreitung der Reformbewegung, indem es sie leidenschaftlich bekämpft. Ku Hung Ming, von den gegenwärtigen Machthabern in China als starrer Gegner der Revolution angefeindet, aber geschätzt von den Gebildeten seiner Landsleute als Philosoph, Charakter und Kenner alten Schrifttums, richtet sich mit diesen ursprünglich englisch geschriebenen Aufsätzen an ein europäisches Publikum, um dessen Vorstellungen von Art und Wert der chinesischen Kultur zu berichtigen. Ku hat zu Edinburgh einen akademischen Grad erlangt, ist der Sprachen Shakespeares und Goethes mächtig, bewahrt aber den großen religiösen Klassikern Chinas seine Treue. Er ist eine konservative Natur und stemmt sich der großen, den ganzen Orient durchflutenden Strömung des Neuen mit der Wucht seiner fest in der Ethik des Konfuzius wurzelnden Überzeugung entgegen. Er verachtet die Ideale der Reformier und verwirft ihre praktischen Maßregeln. Er schätzt ihre Bemühungen gering, weil ihm seine Ideale der Schönheit und Sittlichkeit höher stehen als alle Realitäten der Politik. Mit diesem Maßstabe tritt er auch den europäischen Vorbildern seiner Landsleute entgegen, und von der Höhe seiner klassisch chinesischen Bildung trifft er mit scharfem Wis die sittlichen Schwächen und die geistigen Befangenheiten der kriegerischen und noch mehr der wirtschaftlichen Eroberer, in dem festen Vertrauen, daß ihr Andrängen eitel bleibt, wenn nur mit den Grundsätzen der Vorfahren Ernst gemacht wird. Die Tatsache, daß Chinas Widerstand gegen die fremden Mächte aussichtslos gewesen, und daß seine ungeheuren Menschenmassen gegen die moderne Disziplin machtlos bleiben, ist ihm nicht weniger klar bewußt als seinen Gegnern; aber er überrascht uns gleich auf der ersten Seite des Buches mit dem Bekenntnis, daß ihm die politische Zukunft des chinesischen Reiches weniger gelte als die Erhaltung der allgemein menschlichen Moral, deren Existenz durch die ostasiatische Frage bedroht sei. Die chinesische Krisis bedeutet ihm eine Gefahr für die Gesittung aller Völker, die gesamte Weltkultur sieht er durch das Eroberungswert der Mächte in Frage gestellt.

Diese Auffassung sucht Ku durch einen ideengeschichtlichen Beweis zu begründen, der über die Wanderung und Wandlung menschlicher Gedanken interessante Aufschlüsse gibt.

Die gegenwärtige Bewegung der europäischen Nationen nach Ostasien diene einem wichtigen moralischen Zweck für die Kultur des Menschengeschlechts. Wie die Kreuzzüge des christlichen Mittelalters das unerwartete Endergebnis einer Erweiterung des Gesichtskreises und einer Erschütterung der bisherigen geistigen Grundlagen gezeitigt, so werden auch diese modernen kolonialpolitischen Kreuzzüge gerade im Geiste der aggressiven Völker die größte Umwälzung hervorrufen, die Kultur und den gesellschaftlichen Aufbau Europas umgestalten. Die Befreiung des Menschengesistes im Westen, die mit der Reformation eingesetzt, in der Aufklärung, der französischen Revolution ihren Fortgang genommen und im Kampf der liberalen Ideen mit dem Geiste des mittelalterlichen Feudalsystems langsam der Verwirklichung zustrebt, werde in der Fühlung mit China vollendet und laufe Gefahr, mit der Vernichtung der chinesischen Kultur durch die Machtpolitik wieder um Jahrhunderte von ihrem Ziele zurückgestoßen zu werden. Die konfuzianische Kultur habe als festes Fundament, was im Westen noch nicht über den Keim hinaus entfaltet sei. So sieht Ku in dem chinesischen Problem keine Rassenfrage, sondern einen Teil des Kulturkampfes der Gegenwart.

¹⁾ Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1911.

Russ Ansicht von den Tendenzen der modernen europäischen Geistesgeschichte ist eine jener zahlreichen geschichtsphilosophischen Spielarten, die aus der Ideenwelt des französischen Liberalismus im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts entsprungen sind, die alle Momente der geschichtlichen Entwicklung, mit Treitschke zu reden, auf den „kahlen Gegensatz“ von Freiheit und Unfreiheit reduzierten und insbesondere die großen wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen als Revolutionen zu bezeichnen liebten. Die ihnen innewohnende Überzeugung, daß die Tage der christlichen Religion gezählt und die Grundfesten des Feudalsystems erschüttert seien und einer bald zu erwartenden neuen Umwälzung nicht standhalten würden, hat durch Vermittlung nicht weniger von Senancour als von Heine einen starken Eindruck auf Matthew Arnold gemacht, auf den englischen Schriftsteller, der unserem Chinesen die Kenntnis des europäischen Geisteslebens vermittelt. Hier kann außer Betracht bleiben, wie Matthew Arnold sich mit dieser Erkenntnis abgefunden hat, obwohl seine Bewertungen der modernen Entwicklung für Russ Urteile von Wichtigkeit sind. Dieses Verhältnis persönlicher Abhängigkeit verschwindet hinter der typischen Bedeutung des Sachlichen. Es ist höchst lehrreich, wie hier das Schema einer Geschichtskonstruktion für den Aufbau einer anderen benutzt wird.

Als ideales Ziel proklamiert Ku eine allgemein menschliche Kultur der moralischen Rechtfchaffenheit und der freiwilligen Aufrechterhaltung der Ordnung, eine Kultur, die nicht an die Gefühle von Furcht und Hoffnung appelliert, sondern diese schlimmsten Menschenfeinde von der Vernunft gebändigt sein läßt, die sich nicht auf blinden, passiven Gehorsam, sondern auf die angeborene Liebe der menschlichen Natur zu Güte, Gerechtigkeit, Ordnung und Wahrheit gegründet. Eine solche Geistesverfassung, das Ideal der Aufklärung, ist seit langem die Grundlage der konfuzianischen Kultur. Wird diese zerstört, so wird zugleich der Verwirklichung des liberalen Ideals entgegen gearbeitet. Die Kultur der gelben Rasse bildet keine Gefahr für die Völker Europas; die Gefahr liegt in der verständnis- und ziellosen Art, mit dieser Kultur umzugehen, die eine Barbarisierung Europas zur Folge haben kann. Hierin liegt für Ku das moralische Problem der ostasiatischen Frage, das er mit einer kühnen Wendung zu einer Bewährungsprobe der europäischen Kultur gestaltet.

Ku Hung Ming spricht es offen aus, daß er die Ideen der Aufklärung für chinesische Entlehnungen hält, und sieht darin eine Ironie des Schicksals, „daß die römisch-katholischen Missionare, die nach China hinauszogen, um die heidnischen Chinesen zu bekehren, ihrerseits die Werkzeuge wurden, um die Ideen der chinesischen Kultur nach Europa zu tragen — Ideen, welche den Zusammenbruch eben jener mittelalterlichen Kultur bewirkten, zu welcher zu bekehren jene Missionare sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten“. Den Männern der Aufklärung selbst wäre diese Ansicht weniger sonderbar vorgekommen als uns Nachgeborenen, ja einige von ihnen haben solche Gedanken für recht erwägenswert gehalten. Sie leiteten ihre Ideen nicht aus so ferner Vergangenheit her, als wir sie jetzt zurückverfolgen, sie ahnten auch nichts von der weiten Erstreckung hellenistischer Kulturwanderung, deren Spuren auch in Russ Heimat entdeckt worden sind.

Daß eine so konservativ gerichtete Natur wie unser Verfasser so völlig den antitraditionalistischen Charakter der Aufklärung verkennen, daß er seinem Schreckbild des barbarischen Feudalismus so viele für die Auswüchse des modernen bürgerlichen Kapitalismus bezeichnende Züge beimischen kann, liegt nicht weniger an dem Einfluß des einmal angenommenen Konstruktionschemas als an der eigentümlichen Art, mit dem geistigen Auge zu sehen, die sozusagen nur das Profil der Dinge erfährt und sich Wesentliches entgehen läßt. Die Scholastik aller Völker weist darin die typischen gleichen Züge auf.

Bezeichnend für die scholastische Denkart ist das Bedürfnis nach Analogien und Parallelen. Die historische Darstellung, die Ku von den Bestrebungen zur

Erhaltung der chinesischen Kultur entwirft, steht völlig in diesem Zeichen. Der Taipingaufstand wird der französischen Revolution gleich gesetzt, die fremdenfeindlichen Tendenzen der Hanlin-Akademie der englischen Oxfordbewegung; ein chinesischer Palmerston, ein chinesischer Wellington, ein chinesischer Gladstone und ein chinesischer Chamberlain werden uns vorgeführt, schließlich erhalten sämtliche Minister des letzten Torykabinetts ihr chinesisches Gegenbild. Es ist nicht zu verwundern, daß unter diesen Chamberlain, der eifrigste Vertreter der Ku verhassten imperialistischen Grundsätze, am schwärzesten gemalt und daß ihm Yüan-Schih-Kai verglichen wird, der Mann, der als Bizekönig am erfolgreichsten Reformen betrieben und der erste Leiter der Republik geworden ist. „Beide vertreten die rohen, unreinen und unedlen Instinkte der Massenbevölkerung ihrer Länder.“ Ku verspottet die Versuche Yüan-Schih-Kais, seine Mannschaft europäisch zu drillen, er tadelt heftig die europäischen Manieren im persönlichen Auftreten des ehemaligen Bizekönigs, vor allem aber kann er dem „Parvenu und Fuchsverstand“ das energische Einschreiten gegen die Borerbewegung und ihre rücksichtslose Bestrafung nicht verzeihen. Daß er nicht „für den edlen Wahnsinn der Borerbewegung wenigstens ein sympathisches Verständnis gehabt“, beweise, daß er zu Enthusiasmus und edlen Antrieben gänzlich unfähig sei.

In Yüan-Schih-Kai sieht Ku den Hauptschuldigen und den typischen Vertreter der falschen „Westernisation“, die mit ihren unmoralischen elektrischen Straßenbahnen, ihren unwornehmen Kanonen und den häßlichen Kriegsschiffen das Leben aller Schönheit beraube, die den wohlgeordneten Kosmos, zu dem sich die herrschende Kriegerkaste der Manschu mit den Gelehrten und dem Volke zusammengeschlossen, in einem Chaos vulgärer Instinkte untergehen lasse. Mit diesen Mitteln sich behaupten zu wollen im Kampf der Völker, sei verächtlicher als der staatliche Untergang. Das Heil, das von Europa kommen kann, erblickt Ku in der Wissenschaft. Der europäische Wissenschaft mächtige Chineser wird der Messias sein, die großen grenzenlosen Ideale werden das Leben meistern, die Grundsätze der konfuzianischen Moral werden alle kriegerische Machtentfaltung überwinden. Solche Erwartungen haben von jeher die Gedanken von Schwärmern und Sektierern, aber auch von Sybillen und Propheten bewegt. Den Ideen Kus fehlt nicht Energie, aber Schwung und Großartigkeit, die anderen Verkündern immer wieder gewaltige Scharen von gläubigen Anhängern gewinnt. Sie erscheinen den Chinesen weniger paradox als uns, deren Ethik, aus gesellschaftlichen Bedingungen grundverschiedener Art erwachsen, der Pietät nicht jene zentrale Bedeutung einräumt und sie auch nicht als ein so allgemeines Motiv menschlicher Handlungen anerkennt.

In starkem Kontrast zu diesen Ansichten des fest in der klassischen Tradition wurzelnden Chinesen stehen die Lobreden auf Europas Kultur, die der seit einem halben Menschenalter in London lebende japanische Maler Bossho Markino in seinem Buche „My ideal John Bull“¹⁾ vorträgt. Japan, das Inselland, nimmt eine Sonderstellung unter allen Orientländern ein, es hat durch die rapide Aneignung westlicher Zivilisation Freund und Feind verblüfft, und es scheint heute sogar, als ob die Ausländer das Festhalten Japans an alten Traditionen allzusehr unterschätzen. Der japanische Maler, der sich mit diesem Buche nicht zum ersten Male schriftstellerisch betätigt, ist in London heimisch, seine Bilder zeigen ihn als so eifrigen Schüler seiner englischen Kollegen, daß man auf den ersten Blick nichts Japanisches an seinen Schöpfungen entdeckt, es sei denn das sichere Festhalten momentaner Bewegungen, das die Federskizzen von ihren Tit-Bits-Mustern unterscheidet, während die farbigen Blätter sich weit englischer ausnehmen. Diese Tatsachen, wie die Wahl des Titels, dessen home-made English man ungefähr als „Die englischen Frauen, mein verwirklichtes Ideal“ übersetzen kann, deutet von vornherein auf eine günstige Stellungnahme, die sogar manches Urteil des anglo-

¹⁾ London, Constable. 1912. Illustrated.

manen Verfassers als bloßes Kompliment erscheinen läßt. Der japanische Maler studiert mit dem Stift in der Hand das Treiben der englischen Kinder in den Parks, die jungen Mädchen auf dem Tennisplatz und im Ballsaal, die Damen auf der Straße, beim Einkauf in den Läden, in den politischen Versammlungen und auf der Gebirgstour, die hohe Aristokratie und die arbeitenden Klassen. Er bewundert vor allem den geistig wie körperlich aktiven und rüstigen Charakter der europäischen Frau, ihm entgehen nicht die Vorzüge, die aus der freieren Stellung des weiblichen Geschlechts für die ganze Temperatur des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens erwachsen, und er findet nicht genug Worte zum Preise der auf freier Zuneigung gegründeten Ehe, die ein in seiner Heimat ungeahntes gegenseitiges Verständnis zur Folge hat. Den wesentlichen Zug in der europäischen Ethik sieht er darin, daß hier die Liebe zwischen Mann und Weib das Fundament der Moral bildet, während es in Japan die Liebe der Kinder zu den Eltern ist.

Auch Markino zitiert gern alte japanische Dichter und chinesische Philosophen, aber oft, um festzustellen, daß deren Ideale in England der Verwirklichung näher seien als in den Heimatländern.

Eine Enttäuschung bereitet, was der Maler über Kunst sagt. Auch wenn man sich entsinnt, daß schon im 18. Jahrhundert der Japaner Shiba Kotan die ostasiatische Malerei im Vergleich zur europäischen als „sehr kindisch, kaum den Namen Kunst verdienend“, herabgesetzt hat, wird man schreckhaft überrascht durch Markinos mit vollem Nachdruck betontes Zeugnis, daß die gewöhnlichsten europäischen Farbendrucke in Japan Entzücken erregen. Was er über Rubens und Holbein gelegentlich sagt, erhebt sich leider nicht über blasse Allgemeinheiten, und seine Ansicht von den typischen Unterschieden östlicher und westlicher Kunst entbehrt schärferer Prägung. Die abendländischen Maler sollen vor allem die Gesamtwirkung im Auge haben, während die Japaner jede Einzelheit individuell erfassen. In der Nähe gesehen, zeigen daher die japanischen, in der Distanz die europäischen Bilder ihre Vorzüge. Diese Formel gibt eins, nicht alles. Und auch für den einen Punkt gesteht Markino selbst als Ausnahme die Korin-Schule zu; wenn wir die uns zugänglichen Bekenntnisse chinesischer und japanischer Künstler mustern, um über ihre Absichten Aufschluß zu erlangen, finden wir, über den Zeitraum eines Jahrtausends verteilt, neben bekräftigenden auch widerlegende Zeugnisse.

Es kann keine Rede davon sein, die vorgeführten Ansichten des Japaners gegen die des Chinesen abzuwägen, gegeneinander auszuspielen oder gar für eine Charakteristik der Völker zu verwenden. Der Maler wiegt als Persönlichkeit federleicht gegen den Philosophen, und weder ihr Ideenkreis noch ihr Ethos, noch ihr schriftstellerisches Verfahren lassen einen Vergleich zu. Doch gehört zu werden verdient die eine Stimme so gut wie die andere. Die Auseinandersetzung zwischen heimischer Tradition und fremden Einflüssen, die alle geschichtliche Entwicklung durchzieht, hat im fernen Osten Dimensionen angenommen, die jeder ihrer Urkunden eine aktuelle und zugleich über den Tag hinaus dauernde Bedeutung verleihen.

Hugo Bieber.

60. Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman. Von Adolf Frey. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1912.

Wer diesem Züricher Literaturhistoriker von dem gedankenschweren Haller und dem sanfteren Salis zu G. Keller und C. F. Meyer gefolgt und daneben mit feinen kunsthistorischen Gaben vertraut geworden ist, dankt ihm neben der eindringenden Belehrung einen ungewöhnlichen schriftstellerischen Genuß. Das in diesen Arbeiten mitschaffende Stück Dichter drängt aber auch zu selbständigem Wirken, wie eine reiche Lyrik und einheimische, nicht an der jeweiligen Gelegenheit haftende Festspiele beglücken. Als reifer Mann bringt er uns nun seinen ersten Roman, den man sich keineswegs nach dem Zufall im Titel zu eng vorstellen soll, denn das Historische tritt nirgends der Menschen bildenden, Seelen durchleuchtenden Poesie in den Weg, und so tief die Wurzeln in Alt-Bern eingegraben sind, ist der Roman nicht durch Kantönlifesseln eingeschränkt. Den Stil belebt die unabgegriffene, sinnliche Landkraft des Schweizerischen, ohne mundartliches Uebermaß und ohne künstliche Patina für diese Geschichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; doch hört man gern zwischen modischen Lauten alemannische Verbheit oder das wundervolle dunkle Liebeslied „s ich äben ä Mönch uf Irden“ erschallen. Der vielverschlungene Lebenslauf einer aus weichen und herben Stoffen eigentümlich gemischten Adelligen wird von ihrer Kinderzeit bis in spätes Witwentum entwickelt, verknüpft mit Familienvirren, Handeln freistaatlich-französischer Politik, konfessionellen Gegensätzen. Namentlich der harte Calvinismus tritt in starken Erscheinungen zutage, und seinen Eiferern steht Katharinens v. Wattenwil während der Pest sich aufopfernder Gatte, ein milder Landpfarrer, entgegen. Ihre erste Verlobung hat das strenge geistliche Gericht, aber auch die Schwäche des katholischen Junkers zerbrochen. Der Witwe droht politischer Unvorsichtigkeit zufolge die Hinrichtung, sie will lieber sterben als einem der drei Freier ihre Hand reichen, das Ansehen ihres alten Hauses rettet sie; endlich eröffnet der blühende junge Sohn, mich dünkt: etwas zu wohlfeil, den Ausblick in eine hoffnungsvolle Zukunft. Das Werk stellt eine große Reihe der verschiedensten Menschen fest auf die Beine. Es ist reich an Anschauung, die bisweilen, wie vor Vittors Brunnenanlage oder den Denkmälern am Weinhaus zu ausgiebig, doch nie ermüdend in Details schwelgt; Doktor Musculus freilich sollte seine krausen Rezepte sparen. Sparjam in der Gefühlsanalyse, läßt Frey die innere Motivierung an wichtigen Punkten mehr zwischen den Zeilen lesen und gestattet seiner Komposition kleinere und größere Sprünge, die hinterdrein durch einzelne Richter aufgeklärt werden. Aber mehrere unökonomische Partien

sind doch nicht aus geheimem Kunstverstand, sondern aus der Läßlichkeit des Neulings, dazu aus altschweizerischer Freude an redseligen Verhandlungen zu erklären. Wir wünschen dem gediegenen, farben- und töne-reichen Werk viele andächtige Leser.

61. Winland. Novellen und Legenden von Emil Lucka. Wien, Deutsch-Oesterreichischer Verlag. 1912.

Die Legenden Lukas zeigen eine ganz ungewöhnliche Kraft der Phantasie, eine packende Anschaulichkeit und einen ungemainen Zauber mystisch-geheimnisvoller Stimmung. Die prachtvolle nordische Legende „Winland“, die sich in der erhabenen Sprödigkeit der Form wie in der heroischen Größe der in ihr waltenden Empfindung nicht unebenbürtig den Sagas der Edda anreihet, wird unseren Lesern noch von ihrer ersten Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau“ unvergessen sein. Daran schließt sich die weishevollere Legende Saint Denys, die Geschichte des Baumeisters Walram, dessen Dem Gott vernichtet, um den hoffärtigen Künstler zur demüthigen Erkenntnis und zur himmlischen Liebe emporzuführen: Walram durchirrt im Wahnsinn die Welt, bis er sich endlich nach langer Einsamkeit und Qual zum allumfassenden Gefühl Gottes durchringt und als ein neuer Mensch ein neues Haus Gottes erbaut. Die Darstellung ist überflutet von dem Halbdunkel und dämonischen Lichte des Mittelalters, Himmel und Erde berühren sich, und ewige Kräfte steigen auf und nieder. Sehr fein umgestaltet ist die alte Sage von dem Martyrium der Lady Godiva, die, wie hier erzählt wird, um die Seele ihres verbrecherischen Gatten zu retten, sich nackt dem Volke zeigt und dabei von Schwärmen weißer Tauben eingehüllt wird. Und als eine tiefgründige Seelenstudie darf die Schlußlegende des Bandes „Der Tod Dostojewskis“ gelten: wie aller Haß, alle Bitterkeit in der Seele des sterbenden Dichters sich in ewige Liebe auflöst, und er vor dem Muttergottesbilde, zu dem er schon als Knabe gebetet hat, sanft und selig einschläft — das ist mit großer Innigkeit und Zartheit dargestellt und wird die volle Zustimmung jedes Kenners Dostojewskis finden. Endlich — damit auch die heiteren Farben nicht fehlen — sei noch auf die feine und anmutige Erzählung „Die Träume des Silvio“ hingewiesen, eine Novelle aus dem italienischen Mittelalter, in welcher der junge Silvio den alten, grämlichen Turiner Stadtnotar Ricciardo dadurch zur Verzweiflung bringt, daß er der ganzen Stadt andauernd von den schönen Dingen erzählt, die er im Traume mit der von ihm geliebten Gattin des Notars verlebt: es entwickelt sich ein regelrechter Zivil- und Strafprozeß daraus, bei dem man die gelehrten Perücken nur so säuben sieht, und schließlich wird natürlich der Traum zur Wirklichkeit, und Silvio geht mit der hübschen Lauretta auf und davon. So reihen

sich in diesem Bande Scherz und Ernst zu einer literarischen Gabe zusammen, die wir dankbar begrüßen können.

„**β. Der malayische Reineke Fuchs.** C. Kläsi. Huber & Co., Frauenfeld. 1912.

Anziehende volkstümliche Tierfabeln aus dem Tropenwald. Rudyard Kiplings wunder-volle Fabelgeschichten fallen einem ein; hier handelt es sich jedoch um eine ge-schickte Übertragung malayischer Hand-schriften, in denen uralte Geschichten auf-bewahrt wurden. Held ist der schlaue Zwerg-hirsch. Durch jahrelanges Bärerleben, so gibt er vor, hat Allah ihm übernatürliche Kräfte verliehen, und durch Schläue und Schliche bringt er's dahin, daß ein Wald-bewohner nach dem anderen, Tiger sowohl als Bär und Elefant, seine Hoheit aner-kennen, ihm wohlschmeckende Opfer bringen. Allerliebt die Episode mit dem Krokodil. Der Bruder des Krokodilkönigs hatte sich verirrt, lag verschmachtend im glühenden Sand. Ein Jüngling kam des Weges, ließ mitleidig sich bereden, das Krokodil auf seinem Rücken nach dem nächsten Fluß zu schleppen. Hierauf weinte das Krokodil Tränen der Dankbarkeit: „Anstatt dich ganz, wie das unsere Art ist, zu verschlingen, nehme ich nur eines deiner Beine, dir dein Leben dank-bar schenkend, auf daß man künftig Tränen und Treue der Krokodile nicht mehr höhne.“ Der Jüngling wollte jedoch sich auf diese Belohnung keineswegs einlassen; der auf dem Baum sitzende Reiher wurde angerufen, gab dem Krokodil recht. Da kam der Zwerg-hirsch herzu, sollte als Richter endgiltig ent-scheiden. Um die Wahrheit der Behauptung festzustellen, hieß er den Jüngling die schwere Last wieder nach der Sandwüste schleppen. Als dies geschehen war, stellte er dem Jüng-ling anheim, um den ihm jetzt bekamten Lohn noch einmal die Bestie nach dem Ufer zu tragen, und da der Jüngling sich weigerte, verschmachtete das in seiner Dankbarkeit verkannte Krokodil im glühenden Sande.

„**β. Li oder im neuen Osten.** Von Al-phons Paquet. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1912.

Vom „Li“, dieser Umschreibung der Har-monie, des Adels, der Schönheit des chine-sischen Wesens, steht eigentlich wenig im Buch, um so mehr von Eisenbahnerfahrten, Hotelschmerzen, Nicksha-Episoden, von Ein-drücken der europäischen Niederlassungen und Handelsinteressen der Deutsch-Ostasiaten. Es ist die Reisebeschreibung eines intelli-genten Beobachters, den das neue China weit mehr als das alte fesselt, dem wirt-schaftliche Probleme weit wichtiger als die ästhetisch-ethische große Vergangenheit er-scheinen. Dies ist ja auch der Standpunkt der allermeisten ehrlichen Reisenden; sie werden in diesem gutgeschriebenen Buch einen zuverlässigen Begleiter finden. Nur

selten versteigt er sich in höhere Regionen, ist dort nicht immer glücklich. So die Hoff-nung auf einen neuen Orden von wandern-den Schülern, die hinauszögen, um der Erde durch das deutsche Wesen eine Vergeistigung zu gewähren. Eigentlich würde es fast ge-nügen, sollten unsere Deutsch-Ostasiaten und Touristen sich durch Tüchtigkeit, Verträglich-keit, sympathisch-takvolles Wesen vor allen anderen Europäern auszeichnen. Durch ge-schwollene Phrasen werden die Deutschen im Ausland nicht geachteter und nicht beliebter.

„**β. Clasicos castellanos.** Madrid, Ediciones de „la Lectura“. 1912.

Den Freunden spanischer Literatur ist mit dieser Klassiker Ausgabe ein großer Dienst erwiesen. Der Preis des einzelnen Bandes ist so niedrig gesetzt, daß er den bescheidensten Mitteln erreichbar bleibt; die Einführungen und Noten zum Text sind von den besten Philologen und Literaturhistorikern gezeichnet und die Ausstattung in jeder Beziehung zu loben. Die Sammlung, die, mit einem Werk der hl. Theresia beginnend, den Don Qui-jote, das Theater von Tirso de Molina und die Schriften von Garcilaso gebracht hat, umfaßt bis jetzt elf Bände. Der letzte derselben enthält den geistlichen Briefwechsel des Mystikers Juan de Avila, eines Zeit-genossen der hl. Theresia, dessen Prosa auch in sprachlicher Beziehung große Beachtung verdient. Er war der Freund und Berater des Franz von Borgia, Herzogs von Gandia, der an der Bahre der schönen Gattin Karls V. der Welt entsagte und, in den Jesuitenorden getreten, von der Kirche heilig gesprochen worden ist. Das Drama seiner Befreiung angesichts der Verheerungen des Todes und mit dem Ausruf, niemals wieder wolle er sterblichen Gesettern dienen, hat dreihundert Jahre später der Dichter Herzog von Rivas in einer der Romanzen verherrlicht, die ihm seine Stelle unter den kastilianischen Klassikern sichern. Sie ist im Zyklus „El solemne Desengaño“, S. 161 des Bandes II derselben, zu finden und bestätigt aufs neue den untrennbaren Zusammenhang zwischen Spaniens nationaler Geschichte und seiner Literatur.

„**β. Per non far soffrire.** Di Romolo Quaglinò. Milano-Napoli, Remo San-dron. 1913.

Mit diesem Ästheten gleitet das erotische Problem in so komplizierte Situationen, daß nur die Ironie, mit der er sie behandelt, ihre Annatur erträglich macht. „Nicht leiden machen“ ist die Formel, unter welcher der Egoismus des Mannes, der selbst nicht leiden will, die Unfähigkeit, andere glücklich zu machen, verbirgt. Unter diesen anderen ist eine Frau, deren erfrischender, geistreicher Humor sie selbst und uns in sehr gewandt aufgebauten Dialogen vom Alp befreit, den diese unerquickliche Geschichte ohne ihn zurück-lassen würde.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit hin vorbehaltend:

Abler. — Anatron. Erstes Buch der Serie: „Poetische Schatten“. Von Helene Abler. Leipzig, Arthur Covael. 1913.

Adolf Friedrich. — Vom Kongo zum Niger und Nil. Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911. Von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Mit 512 bunten und einfarbigen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, sowie 6 Karten. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1912.

Les Aspirations Autonomistes en Europe. Leçons faites à l'école des hautes études sociales. Par M. M. J. Aulneau, F. Delaisi, Y.-M. Goblet, R. Henry, H. Lichtenberger, A. Malet, A. Marvard, Ad Reinach, Ch. Seignobos, H. Vimard. Paris, Félix Alcan. 1913.

Baedeker. — Die Riviera. Fünfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1913.

Batka. — Richard Wagner. Von Richard Batka. Berühmte Musiker Bd. 20. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Bellows. — Schreibschwörterbuch der deutschen und englischen Sprache. (Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch.) Von Max Bellows. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1906—1910. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Berlin. Mit Abbildungen, Plänen und graphischen Darstellungen. Dritter Band. Berlin, in Kommission bei Carl Neumanns Verlag. 1912.

Bismarck. — Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Neue Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1913.

Blomberg. — Bacon-Shakespeare? Der Wahrheit die Ehre! Ein Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Frage von Adelheid Maria Freiin v. Blomberg. Karlsruhe und Leipzig, Friedrich Gutsch. O. J.

Boncher. — La Belgique à jamais indépendante. Par Colonel Arthur Boucher. Etude stratégique. Avec deux Croquis. Paris, Berger-Levrault. 1913.

Brachvogel. — Gedichte von Ado Brachvogel. Leipzig und New York, V. Westermann und Co., Lemke und Büchner. 1912.

Brandes. — Armand Carrel von Georg Brandes. Autorisierte Übersetzung von Erich Holm. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1913.

Bratu. — Ernst Zahn. O. evolutie de scriitor de Dr. Fraian Bratu. Jari, Institutul de Arte Grafice. N. V. Stefanin abo. 1912.

Brentano. — Clemens Brentano. Religiöse Schriften II. Herausgegeben von Wilhelm Dehl. Der Gesamt-ausgabe vierzehnter Band, II. Abteilung. München, Georg Müller. 1913.

Briefe aus alter Zeit. — Wilhelmine Seyne-Heeren an Marianne Friederike Bürger 1794—1803 und ein Nachtrag. Herausgegeben von M. E.ardt. Hannover, Ernst Geibel. 1913.

Bunse. — Geschichte der Weltliteratur von Dr. Carl Bunse. In zwei Bänden. Zweiter Band. Mit 439 Abbildungen im Text und 25 Einseitbildern. Vielesfeld, Welhagen und Klasing. 1913.

Curtius. — Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Neue Ausgabe von Friedrich Curtius. Zwei Bände. Mit vier Bildnissen. Berlin, Karl Curtius. 1913.

Dante. — Dantes Monarchie. Übersetzt und erklärt mit einer Einleitung von Dr. Konstantin Zauer. Mit zwei Bildern. Freiburg, Herder'sche Verlags-handlung. 1913.

Deledda. — Heimweh. Roman. Von Grazia Deledda. München, Süddeutsche Monatshefte. 1912.

Deutsche Erde. — Wälder der Heimat. Herausgegeben von Eva A. v. Arnim. Band I: Das südländ. Land. Von Hermann Ritter — Band II: Unter der wendischen Krone. Erste Abteilung. Von S. von Krause. — Band III: Rheinisches Grenzland. Von Hermann Ritter. Berlin, F. Fontane und Co. 1912.

Dörfler. — Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Dr. Peter Dörfler. Zweite und dritte Auflage. Freiburg, Herder'sche Verlags-handlung S. 3.

Droste-Hülshoff. — Westfälische Skizzen und Landschaften. Von Annette von Droste-Hülshoff. Aus dem „Malerischen und romantischen Westfalen literarisch nachgewiesen und zum ersten Mal herausgegeben von Eduard Arens. Münster, Wichendorff. 1912.

Ehler. — Lieder an ein Mädchen von Hans Heinrich Ehler. München, Albert Langen S. 3.
Errichtung einer Universität in Hamburg. Antrag des Senats an die Bürgerchaft vom 20. Dezember 1912, betreffend Ausbau des Kolonialstudiums und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. Hamburg, V. Friederichsen und Co. 1912.
Farinelli. — Paul Heyse. Von Artur Farinelli. München, Süddeutsche Monatshefte. 1913.

Fechner. — Malerfabriken. Fern- und Lärmzeit von Hanns Fechner. Berlin, F. Fontane und Co. S. 3.
Feuerbach. — Amiel Feuerbach. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Walther Friedrich. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege Mainz, Verlag von Jos. Schöls. 1912.

Feuerstein. — Elfskille. Historisches Drama aus Dänemarks Vergangenheit in drei Aufzügen mit einem Vorspiel von Faun v. Feuerstein. Zürich, Art. Institut Drell, Hügli. 1912.

Freimark. — Von den Wandlungen der Seele. Von Hans Freimark. Berlin-Friedenau, V. M. Waibel und Co. 1913.

Frey. — Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Von Adolf Frey. Mit einem Jugendbildnis Böcklins nach Rudolf Koller. Zweite, durchgelebene und erweiterte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Fried. — Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Pazifistische Chronik zusammengestellt von Alfred H. Fried. Berlin, Verlag der Friedenswarte. O. J.
Friedemann. — Penseeflug. Roman von Walter Friedemann. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. S. 3.

Gaartz. — Die Opern Heinrich Marschners. Von Dr. Hans Gaartz. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1912.

Geude. — Naß, die Geschichte eines Lebens. Von Kurt Geude. Zweite Auflage. Mainz, Jos. Schöls. 1912.

Gilm. — Hermann von Gilm's Familien- und Freundschaftsbriefe. Herausgegeben von Dr. Moriz Kiefer. Wien, Verlag des literarischen Vereins. 1912.

Goldstein. — Die Technik. Von Julius Goldstein. Bd. 40 der „Gesellschaft“, herausgegeben von Martin Buber. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. O. J.

Goethe. — Faust. Der Tragödie erster Teil. Synoptisch. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Lebede. Berlin, Wilhelm Vorngraber. S. 3.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Achtebenter Band. München, Georg Müller. S. 3.

Grabowsky. — Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Ein Handbuch praktischer Religion oder wahrer menschlicher Vervollkommnung ohne Grundlage konfessioneller Dogmen. Von Dr. Norbert Grabowsky. Vierte, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1912.

Grabowsky. — Blutreinigung und ihre Bedeutung für den Gesunden wie Kranken. Ein Reformbuch, Laien und Ärzten bestimmt. Mit einem Anhang: Über Geisteserneuerung (höher-geistiges Innenleben) und deren Wichtigkeit für die leibliche Gesundheit. Von Dr. Norbert Grabowsky. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1912.

Graedener. — Als Araber. Ein Vauerntrieg-Fries von Hermann Graedener. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1913.

Grillparzer. — Grillparzer's Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von August Zauer. Zweite Abteilung. Gespräche und Charakteristiken (1863—1871). Wien, Verlag des literarischen Vereins. 1911.

Hartlieb. — Noel. Ein dramatisches Gedicht von Wladimir Freiherr v. Hartlieb. Wien, Hugo Heller und Co. 1912.

Hauptmann. — Atlantis. Roman. Von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer Verlag. 1912.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Dierische Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

1813.

Von
Gustaf Dickhuth.

I.

Das Jahr 1812 hatte das französisch-preussische Bündnis gebracht. Schweren Herzens hatte König Friedrich Wilhelm abgeschlossen. Er konnte nicht anders. Wenn er nicht unterschrieb, war er verloren.

Preußen stellte für den russischen Krieg ein Hilfskorps von 20 000 Mann. Das scheint nicht viel, und doch war es sehr viel: die Hälfte des damaligen preussischen Heeres. Was der König nach dieser Abgabe noch übrig behielt, das reichte kaum aus, um die Festungen notdürftig zu besetzen.

Außerdem mußte sich Preußen verpflichten, die Verpflegung aller durchmarschierenden Truppen zu übernehmen. Die dafür aufgewendeten Kosten sollten später vergütet werden. Preußen hat nie einen Pfennig bekommen, auch nach dem ersten und zweiten Pariser Frieden nicht.

Und was marschierte alles durch Preußen! Der gesamte Kontinent von Europa hatte seine Truppen gegen Rußland in Bewegung gesetzt. 650 000 Mann zogen durch das arme Preußenland. Was die Franzosen und ihre Verbündeten 1807 vergessen hatten, was seit dieser Zeit etwa neu geschaffen war, das wurde jetzt weggenommen. 146 Millionen Frances hat das auf 5 Millionen Menschen zusammengeschrumpfte Volk aufbringen müssen — außer dem noch zu tilgenden Rest der Kriegsschuld. Napoleons Absicht, das 1807 Versäumte jetzt nachzuholen, Preußen wirtschaftlich zu ruinieren und damit für immer unschädlich zu machen, lag klar zutage. Die Wirkung auf die Gemüter der Menschen war entsetzlich, niederschmetternd.

Der König verlangte ungeheuer viel von seinen Truppen, als er ihnen befahl, für den tödlich gehaßten Feind zu fechten. Daß die große Mehrzahl der Offiziere in dieser Lage die Treue gehalten hat, das wiegt mehr als manche glänzende Waffentat. Keiner war unter ihnen, der diesen Feldzug nicht aus innerster Seele verfluchte, aber nur einundzwanzig haben ihren Abschied erbeten, und unter diesen nur drei Stabsoffiziere.

Friedrich Wilhelm nahm die Abschiedsgesuche sehr ungnädig auf. Selbst ein Mann wie Clausewitz hat es nur mit Mühe erreicht, daß er 1813 wieder eingestellt wurde.

Der Krieg fand Rußland nicht vorbereitet.

Alexander hatte leichtsinnig seine Kräfte überschätzt. Erst jetzt beendete er einen sehr zur Unzeit begonnenen Türkenkrieg. Die Folge war, daß die russische Südarmerie zu spät kam.

Der Zar war eine weiche — Stein sagt molluskenhafte — Natur. Nach Austerlitz, nach Friedland hatte er sofort Frieden geschlossen.

Jetzt mußte er aushalten. Dazu zwang ihn der nationale und religiöse Fanatismus seines Volkes, der mächtig ausbrach, als der Feind die heilige russische Erde betrat.

Napoleon rechnete mit einer Schlacht bei Wilna. Nahe an der Grenze hoffte er das russische Heer zu vernichten. Als die Russen statt dessen immer weiter ins Innere zurückwichen, versagten die Anordnungen für den Nachschub. Es stellte sich heraus, daß solche Riesenmassen mit den damaligen Mitteln sich weder leiten noch verpflegen ließen.

Die Schlacht von Borodino, zu der sich Kutusow vor den Mauern von Moskau entschloß, brachte Napoleon einen blutigen Sieg, aber nicht den erhofften Frieden. Fünf Wochen wartete er im Kreml auf die russischen Anerbietungen. Er wartete umsonst, und als die alte Zarenstadt in Flammen aufging, mußte er den Rückzug antreten.

Alles vereinigte sich, um diesen Rückzug zur Katastrophe für die Armee zu gestalten: die weiten Räume, die dichten Wälder, das fanatisierte Volk, der überall auftretende und nirgends faßbare Feind.

Und bald auch die entsetzliche Kälte. In der Schneewüste, in der kein Dorf Schutz bot, keine Vorräte den Hunger stillten, brach alles Elend über die Unglücklichen herein.

Nach dem Übergang über die Beresina löste sich jede Ordnung. Es waren nur regellose Haufen, armselige Trümmer, die erstoren, verhungert, in gräßlicher Maske die preußische Grenze erreichten.

Auch die Russen waren von der Verfolgung zerstreut und tief erschöpft. Auch von ihnen sind nicht mehr als 40000 am Niemen angelangt. Sie waren ganz unfähig, den Kampf gegen die frischen Truppen Napoleons aufzunehmen, die noch in Preußen standen.

Der Kaiser hatte die Armee verlassen und war nach Paris gefahren. Ende Dezember überschritten die Spitzen der ehemaligen großen Armee die russisch-preußische Grenze.

Als die ersten Nachrichten von der französischen Niederlage nach Preußen gekommen waren, da hatten die Landesbewohner sich zusammengetan, sie hatten sich bewaffnet mit alten Flinten und Säbeln, mit Heugabeln und Dreschlegeln — fest entschlossen, Rache zu üben. Als aber dann die Elenden herankamen, da wurden auch die härtesten Herzen überwältigt von dem Anblick dieses namenlosen Sammers. Ein heiliges Entsetzen ergriff das Volk. Die schon gehobene Waffe sank herab. Wie sollte man die erschlagen, die Gott selbst gerichtet hatte.

Eins aber fühlten alle: diese Stunde mußte ausgenutzt werden. Der Tag der Befreiung vom fremden Joch war gekommen.

Der König von Preußen erkannte, daß ein sofortiger offener Abfall noch nicht möglich war. Die Vorbereitungen waren noch nicht beendet, der Feind hatte noch die meisten Festungen besetzt, er stand noch mit gewaltiger Überzahl in der Mark. Eine unzeitige Erhebung aber bedeutete, wenn sie von Napoleon niedergeschlagen wurde, das Ende Preußens.

So wurde denn vorläufig nur der Anschluß an Rußland und Oesterreich diplomatisch eingeleitet und inzwischen mit aller Kraft weiter gerüstet. Diese Rüstungen wurden jetzt unter den Augen des Feindes ganz öffentlich betrieben, unter dem Vorgeben, daß sie gegen Rußland gerichtet seien. Napoleon selbst hatte das gefordert.

Hardeberg riet dem Könige, nach Abschluß der Rüstungen dem Kaiser der Franzosen seine Dienste als Vermittler anzubieten. Wenn dieses Anerbieten abgelehnt wurde — wie zu erwarten war — dann sollte der Anschluß an Rußland erfolgen. Der König sollte sich inzwischen nach Schlessien begeben, wo er persönlich sicherer war als in dem vom Feinde besetzten Berlin.

Das Volk ahnte natürlich von diesen Absichten nichts. Es sah nur, daß Friedrich Wilhelm zauderte, das Wort zu sprechen, nach dem alle Herzen sich leidenschaftlich sehnten, und es begann an seinem König irre zu werden.

In dieser ungeheuren Spannung wirkte es wie eine Erlösung, daß von einem preußischen General eine That gewagt wurde, die allem Volk verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende.

Das preußische Hilfskorps unter dem General von York war nicht mit nach Moskau marschirt, sondern hatte in den russischen Ostseeprovinzen die Flanke des großen Heereszuges gedeckt. Es stand als 27. Division unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald.

Macdonald ist eine der sympathischen Erscheinungen unter den Offizieren des ersten Kaiserreiches. Er war durchaus ehrenhaft, dabei klug und wohlwollend, seine militärische Haltung hatte etwas Vornehmes.

Gegen jeden preußischen Offizier war er äußerst artig und zuvorkommend. Wenn er die Absicht hatte, diese Offiziere damit für sich und für die französische Sache zu gewinnen, so beurteilte er seine Bundesgenossen falsch. Wenn einer der preußischen Offiziere in Versuchung gekommen wäre, sich verführen zu lassen, so hätte er einen unerschütterlichen Halt gefunden in der Person des Generals York.

York setzte alles daran, in seinen Truppen das Gefühl zu erhalten, daß sie Preußen seien, Soldaten ihres Königs, und daß es für sie unschicklich sei, fremden Beifall zu suchen. Mit eiserner Strenge wachte er über der altpreußischen Manneszucht. Den Mannschaften klopfte das Herz, wenn der hagere, straffe General mit den harten grauen Augen ihre Front entlang ritt. Nichts war ihnen so schrecklich wie sein gemessener, herber Tadel. Aber sie hingen auch an ihm mit dem unbedingten Vertrauen, das nur Tapferkeit, Umsicht und treue Fürsorge des Offiziers in den Leuten erweckt. Seine Tapferkeit kannten sie aus den Gefechten von Lübeck und AltENZAUM,

und seine durch und durch praktische Fürsorge für ihr äußeres Wohlergehen, für Essen, Kleidung und Quartier, die erlebten sie alle Tage.

War es denkbar, daß ein Mann wie Yorck jemals dahin kommen sollte, an seinem Fahneneid zu deuteln? Der schroffe Stolz des alten friederizianischen Offizierkorps war in ihm geradezu verkörpert. Und doch hat die Vorsehung gerade diesen Mann zum Werkzeug erwählt, als wenn sie es recht anschaulich machen wollte, wie notwendig die große Wandlung des politischen Lebens war. Dieser wortkarge, unliebenswürdige Mann hielt mit eiserner Willenskraft den Ehrgeiz nieder, der doch mit heißem Feuer in seinem Herzen brannte.

Charakteristisch für seine Art den französischen Offizieren gegenüber ist folgender Vorfall.

Yorck ritt zu den Vorposten, kam dabei über deren Linie hinaus und ziemlich nahe an die feindlichen Posten heran. Er wurde bemerkt, und die Russen schossen auf ihn. Yorck ließ sich nicht stören, sondern beobachtete den Feind aus immer größerer Nähe. Schließlich wurde das Feuer so heftig, daß ein französischer Major, der in Yorcks Begleitung war, sich die Frage erlaubte, ob es nicht zweckmäßig sei, die Beobachtung von weiter rückwärts fortzusetzen.

Yorck sah den Franzosen eine ganze Weile schweigend an. Dann sagte er kurz und trocken:

„Ein preußischer Offizier in gleicher Lage würde an einen französischen Offizier eine solche Frage nicht gerichtet haben.“

Macdonald wußte, was er an Yorck hatte. Nach dem Gefecht von Bauske meldet das 24. Bulletin:

„Man hat noch nicht offiziellen Bericht von dem glänzenden Gefechte, das dem General Yorck so viel Ehre macht.“

Yorck selbst berichtete an seinen König:

„Meine Soldaten sind würdig, Preußen und Euer Majestät Untertanen zu sein.“

Seit Anfang November war beim Korps Macdonald bekannt, daß Napoleon von Moskau abmarschiert war, und daß ein Teil der Russen bereits im Rücken der großen Armee stand.

Schon um diese Zeit schrieb der russische General Essen an Yorck; er forderte ihn auf, von den Franzosen abzufallen, den Marschall Macdonald gefangen zu nehmen und ihn nach Riga zu schicken.

Yorck glaubte ohne Genehmigung des Königs nicht handeln zu dürfen und schickte seinen Adjutanten Seydlitz nach Berlin mit der Bitte um Weisung.

Inzwischen ging Macdonald energischer gegen die ihn umgebenden russischen Truppen vor. Er fühlte ganz richtig, daß es von Bedeutung sei, keine Zeichen von Schwäche blicken zu lassen.

In zahlreichen Gefechten taten die Preußen ihre Schuldigkeit. Macdonald berichtet:

„Hohe Anerkennung muß man der Tapferkeit und Ausdauer der preussischen Truppen und der richtigen Einsicht ihrer Offiziere zollen; meine Achtung vor ihnen steigt mit jedem Tage.“

Bald erhielt Yorck dringendere russische Anträge. Dazu ließ sich die Kenntniß der wirklichen Lage Napoleons nicht länger verbergen. Diese Lage gab dem kleinen preussischen Korps mit einem Male eine ungeheure Bedeutung. Nur durch Preußen geschützt, konnte Napoleon daran denken, die erlittene Niederlage wieder gut zu machen, das vernichtete Heer durch ein neues zu ersetzen. Auch die Stellung Preußens zu Rußland wurde von Grund aus geändert. Preußen kam jetzt nicht mehr um Rettung bittend. Es hatte unbedingt die Macht, den Trümmern des russischen Heeres, die die Grenze erreichten, Halt zu gebieten — oder aber durch Anschluß an Rußland Napoleons Niederlage zu vollenden.

Keinesfalls schien es gut, in der Gegend von Mitau stehen zu bleiben, wo das preussische Korps bereits von den Russen umgangen war. Die Preußen mußten weiter nach Westen marschieren, wenn sie sich die Freiheit des Handels für alle Fälle bewahren wollten. Yorck schrieb an Macdonald. Er setzte ihm auseinander, daß das X. Korps zu sehr exponiert und in Gefahr sei, abgeschnitten zu werden.

Der Marschall hatte bereits erkannt, wie groß die Versuchung eines Frontwechsels für die Preußen in diesem Augenblicke war. Auf seine Veranlassung schickte Napoleon für Yorck und Kleist den Großorden der Ehrenlegion. Yorck wurde der Übertritt in französische Dienste nahe gelegt. Er sollte Marschall von Frankreich werden, ein eigenes Korps kommandieren und ein Gehalt von 20000 Francs erhalten. Napoleon kannte die Preußen nicht. Der General Kleist hat seinen Kordon einer Gipsbüste Napoleons umgehängt. Auch Yorck hat den Orden nie getragen. Auf die anderen Anerbietungen hat er überhaupt nicht geantwortet.

So lagen die Dinge, als Seydlitz aus Berlin zurückkam. Er brachte die Antwort: der General von Yorck solle nach den Umständen handeln.

In sein Tagebuch aber hat Seydlitz notiert:

„Der König ist entschlossen, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündniß aufzuheben, sobald sich die anderen politischen Verhältnisse des Staates nur erst näher aufgeklärt haben werden.“

Die Frage ist oft erörtert worden, ob Yorck neben der offiziellen Antwort eine geheime Weisung vom König erhalten habe.

Im Jahre 1820 wurde dem Könige eine Geschichte des preussischen Abfalls in der Handschrift vorgelegt. Darin stand, daß Yorck weder eine öffentliche noch eine geheime Instruktion erhalten habe. Diese Stelle hat der König gestrichen und hat eigenhändig daneben gesetzt:

„Der Nichtexistenz geheimer Instruktionen für den General Yorck darf keine Erwähnung geschehen.“

Einen Anhalt für sein Verfahren hatte Yorck immerhin durch eine Order, welche besagte:

„Sobald Sie demnächst innerhalb der Grenzen Meiner Staaten zurückkehren, übertrage Ich Ihnen die Fürsorge für die Sicherheit der Provinz.“

Macdonald hatte unterdessen seine Truppen mehr zusammengezogen. Napoleon befahl ihm, hinter den Niemen zurückzugehen. Er sah auch Macdonalds Lage bereits als hoffnungslos an, denn der Marschall sollte nicht nur seine Bagage opfern, sondern, wenn es nötig wäre, auch seine Artillerie; schlimmstenfalls sollte er alle Truppen ihrem Schicksal überlassen und nur seine Person zur großen Armee retten.

Macdonald marschierte in vielen kleinen Kolonnen, um rascher vorwärts zu kommen. Die Truppen mußten wegen der kurzen Tage viel im Dunkeln marschieren, und Glatteis, Schnee und unerträgliche Kälte erschwerten den Marsch aufs äußerste.

Nach einem solchen Nachtmarsch fand das Korps Yorck die Russen nicht nur hinter sich, sondern auch vor sich und in der Flanke: die Preußen waren von den Franzosen abgeschnitten.

Seit lange schon hatten die jüngeren preußischen Offiziere unter sich von Abfall gesprochen. Jetzt wandten sie sich an ihre älteren Kameraden. Der Kapitän Graumann, dem sie zuerst die Sache vortrugen, wies sie ab:

„Meine Haare sind in treuem Dienst grau geworden. Fordert nicht von mir, daß ich nach meinem Sinn handle, wenn meine Pflicht gegen den König widerspricht.“

Noch scharfer der Rittmeister Manstein:

„Wenn der König befiehlt, daß ich mit meiner Hand meine Frau und mein Kind töten soll, so tue ich es; aber desertieren kann ich nicht.“

Da schickte Essen dem General Yorck einen Brief, den er selbst vom Zaren erhalten hatte.

„Sagen Sie ihm (dem General Yorck),“ schrieb Alexander, „daß ich geneigt bin, mit dem König von Preußen einen Vertrag zu schließen, in dem festgestellt würde und ich gegen ihn die Verpflichtung übernehme, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, für Preußen eine Gebietsvergrößerung durchzusetzen, groß genug, um es unter den Mächten Europas die Stelle wieder einnehmen zu lassen, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat.“

Als Yorck diesen Brief erhielt, marschierten die Preußen in meilenlangem Zug, die Bagagen in der Mitte, aufs äußerste erschöpft, durch tiefen Schnee bei schneidender Kälte. Vor ihnen standen die Russen mit überlegenen Kräften auf beherrschenden Höhen; hinter ihnen folgten andere russische Kräfte dicht auf.

Yorck mußte sich durchschlagen, wenn er sich wieder mit Macdonald vereinigen wollte.

Durfte er das tun? Wenn der König hier wäre — würde der es gut heißen, daß die letzten preußischen Truppen geopfert wurden, um Frankreichs Niederlage zu verhindern?

Wenn Yorck sich zu Macdonald durchschlug, dann war seine Truppe und mit dieser Truppe der König von Preußen unwiderruflich an Frankreich

gekettet. Yorcks ganzes Streben ging dahin, dem Könige die Freiheit des Handelns zu wahren.

Am 28. Dezember erreichten die Preußen Tauroggen.

In einer gleichzeitigen Geschichte dieses Feldzuges heißt es:

„Wie abgehärtet die preußischen Truppen waren und auf welcher außerordentlichen Stufe der Disziplin sie sich befanden, geht daraus hervor, daß die Musketier-Bataillone des Pommerschen und des Kolbergischen Regiments (heute Grenadier-Regimenter 2 und 9) auf dem ganzen Rückmarsch von Mitau bis Tauroggen trotz fast übermenschlicher Anstrengungen nur 22 Vermißte zählten, die höchst wahrscheinlich als Opfer des Klimas fielen. Die Hingebung, mit der der Soldat die geschilderten Beschwerden überstand, die Fürsorge der Befehlshaber, die sie nie Mangel leiden ließ, sind durch den Glanz der folgenden Kriegstaten verdunkelt worden. Wer aber diese ruhmlose Pflichterfüllung und jene glänzenden Kämpfe selbst mitgemacht hat, der wird allein beurteilen können, welche schwerer zu erringen waren.“

Am 29. Dezember erhielt Yorck den gemessenen Befehl Macdonalds, sofort nach Silsit zu kommen.

Die Stunde der Entscheidung war da.

Am selben Tage kam ins preußische Hauptquartier der jetzt in russischen Diensten stehende Major v. Clausewitz. Er brachte einen Brief mit, in dem die russischen Truppenaufstellungen genau angegeben waren, und zeigte dem General Yorck, daß ein Durchschlagen, wenn überhaupt, so nur mit ungeheuren Opfern möglich war.

Yorck hatte den Verdacht, daß diese Angaben der Wirklichkeit nicht entsprächen und nur erfunden wären, um ihn zur Kapitulation zu veranlassen.

„Clausewitz,“ sagte er tief erregt, „Sie sind ein Preuße. Glauben Sie, daß der Brief ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen wirklich auf den genannten Punkten befinden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?“

Und als Clausewitz die Angaben des Briefes mit seinem Ehrenwort bekräftigte:

„Ihr habt mich. Sagen Sie dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen.“

Erst nachher ließ Yorck die Offiziere seines Korps zusammenrufen und sprach zu ihnen:

„Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet. Es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wieder gewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an. Wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurück bleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben. Geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem

Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und meiner Kinder anzunehmen."

Unbeschreiblicher Jubel folgte den Worten des Generals, und Yorck schloß tief ergriffen:

"So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden."

Am 30. Dezember wurde vereinbart, daß die Preußen abrücker sollten in dem Raum zwischen Memel, Tilsit und dem Haff und dort so lange neutral bleiben, bis der sofort einzuholende Befehl des Königs eingegangen sei. Sollte dieser Befehl dahin gehen, daß das Korps sich wieder mit Macdonalds zu vereinigen habe, so sollte Yorck ungehindert dorthin abmarschieren dürfen.

Bewundernswürdig ist die Gewalt der Selbstbeherrschung, mit der der ehrgeizige General nur gerade so weit ging, daß er seinem König die Truppe zur freien Verfügung stellte. Hätte er sich sofort den Russen angeschlossen, er wäre mit einem Schlage der populärste Held des Vaterlandes geworden. Daß er jede Regung der Eitelkeit in dieser Richtung unterdrückte und nicht mehr tat als das, was er nach Lage der Dinge für seine Pflicht hielt, das stempelt ihn zum großen Menschen.

Yorck meldete seine Tat durch folgendes Schreiben:

"An Seine Majestät den König.

Sauroggen, 30. 12. 12.

"Durch einen späteren Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachteilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor von Diebitsch die Konvention abzuschließen, die ich Eurer Majestät hiermit alleruntertänigst zu Füßen lege.

"Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsch die Auflösung des ganzen Korps und der Verlust der gesamten Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Untertan Eurer Majestät nur noch auf Allerhöchsterer Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu dürfen, für den das Korps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in seiner Lage noch mehr Hilfe leisten zu können.

"Die Konvention läßt Eurer Majestät in Allerhöchst Ihren Entschlüssen freien Willen. Sie erhält aber Eurer Majestät ein Truppenkorps, das der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

"Eurer Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte. Ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Eure Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in

Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.
 Yorck."

Yorck hat nicht, wie er hoffte, den König mit fortgerissen zum Anschluß an Rußland. Eine derartige Handlungsweise lag ganz außerhalb der Natur Friedrich Wilhelms. Er erkannte wohl, daß Yorck so handeln mußte, aber daß ein preussischer General so zu handeln wagte, daß er seinem Könige den Zeitpunkt des Handelns gewissermaßen vorschrieb, darüber kam er gleichwohl innerlich nicht hinweg. Er hat dem General Yorck in seinem tiefsten Herzen seine Eigenmächtigkeit nie ganz vergeben.

Um so heller leuchtet die Anerkennung, die er dem Helden von Taurroggen sein Leben lang gezollt hat. Als er nach Jahren die Geschichte las, die Ségur von dem russischen Feldzuge verfaßt hat, da hat er eigenhändig an den Rand des Buches geschrieben:

„Die That des Generals Yorck wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem sie nur ihre eigenen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die sich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autoritäten flüchteten und ihre Fürsten Beschwerden bloßstellten, die zu vermeiden ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Diese Konvention bietet ein bedeutsames Beispiel, wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbständigen Entschluß gedrängt, seinem König die ihm anvertrauten Truppen und seinem Vaterlande die Vorteile einer augenblicklichen Entscheidung sichern, die Nachteile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen, als ihm gebührte; indem, wenn der von ihm getane Schritt zurückgetan werden sollte, nichts erforderlich war als ein einziges Opfer, wozu er selbst sich weihte — auch in diesem Falle wie immer bereit, seine Treue mit seinem Blute zu besiegeln, wie er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vorher und nachher bewiesen hat.“

Die Söhne Friedrich Wilhelms waren zufällig in der Nähe, als die Nachricht von Taurroggen kam. Sie zogen sich zurück, um nicht zu stören. Nach einiger Zeit rief der König sie heran.

„Der General Yorck hat kapituliert“, sagte er in seiner kurzen Weise. „Die Ereignisse von 1806 scheinen sich wiederholen zu wollen.“

König Wilhelm I. hat später erzählt, daß ein eigentümliches Leuchten in den Augen seines Vaters gewesen sei, ein erkennbarer Gegensatz seines inneren Empfindens zu dem fast barschen Ton seiner Worte.

Dem leitenden preussischen Staatsmanne kam die That Yorcks in diesem Augenblicke ungelegen. Noch war es zu früh, und die Konvention von Taurroggen erschwerte es Hardenberg ganz außerordentlich, das immer wache Mißtrauen Napoleons zu beruhigen. Aber es war doch gut, daß dieser Vertrag schon jetzt geschlossen wurde.

Er öffnete dem russischen Heere die preussische Grenze, er ermöglichte die Erhebung Ostpreußens, und er gab vor allem den Massen des harrenden

Volkcs die frohe Gewißheit, daß die Würfel unwiderruflich gefallen waren.

Die Heimlichkeit, mit der die Erhebung vorbereitet werden mußte, ließ gleichwohl ein frohes Gefühl zunächst noch nicht aufkommen. Die Regierung war gezwungen zu einem zweideutigen Spiel, das die nicht unterrichteten Massen begreiflicher Weise irre machte.

Inzwischen ließ man doch den General York, der offiziell abgesetzt war, unter der Hand in Ostpreußen schalten. Die Truppen in der Mark, in Pommern und in Polen wurden in Schach gehalten durch die weit überlegenen französischen Garnisonen. Nur in Kolberg stand der General Yorstell mit einer stattlichen Macht pommerscher Regimenter, an der Weichsel stand Bülow mit dem sogenannten Reservekorps, und in dem entlegeneren Schlesien sammelten sich die Truppen, die später unter den Befehl Blüchers treten sollten.

Diese Kräfte reichten nicht aus. Die Enthusiasten glaubten, daß es genüge, dem Bürger, dem Bauern die Flinte in die Hand zu geben. Die flammende Begeisterung werde das ersetzen, was an soldatischer Schulung fehle.

Friedrich Wilhelms nüchterner Sinn erkannte, daß das vorzeitige Losbrechen ungeordneter Massen nur zum Verderben des Staates führen konnte. Und so galt es denn, ein Heer zu schaffen unter den Augen des Feindes, den es später schlagen sollte.

Aussicht auf Erfolg war nur vorhanden, wenn die damalige Armee auf die sechsfache Stärke gebracht wurde, und wenn die so vergrößerte Armee die Unterstützung Rußlands und Oesterreichs fand.

Die umfangreichen Vorbereitungen, die dazu nötig waren, konnten nur gelingen, wenn Napoleon lange Zeit in der Täuschung erhalten wurde, daß diese Rüstungen in seinem Interesse betrieben wurden.

Indessen — selbst wenn alles so gelang, wie es geplant war, selbst dann noch war Preußens Lage fast verzweifelt.

Die anderen Mächte hatten entfernt nicht so viel verloren, hatten auch nicht so viel zu fürchten.

Rußland und Oesterreich waren trotz ihrer Niederlagen immer noch Großmächte geblieben. Sie hatten bei einem etwaigen Mißerfolg nur Gebietsverluste zu besorgen. England vollends war ganz sicher, daß Napoleon ihm nichts anhaben konnte.

Wurde dagegen ein Sieg erfochten, so stand jetzt schon fest, daß England seine transatlantischen Besitzungen erweitern würde; Rußland würde sich in Polen schadlos halten, Oesterreich an der Adria. Das alles lag einfach in der Natur der Dinge, und es war vorauszusehen, daß niemand Einspruch dagegen erheben würde.

Nur für Preußen handelte es sich in dem bevorstehenden Kampfe um Sein oder Nichtsein.

Siegte Napoleon, so hatte Preußens letzte Stunde geschlagen. Siegte Preußen, so mußte es einen unverhältnismäßig größeren Lohn beanspruchen als seine Verbündeten: nämlich eine Vergrößerung um die Hälfte seines

Gebiets und die alte Großmachtstellung. Der Kampf um die Herrschaft der Welt mußte zugleich ein Kampf sein um die Wiederaufrichtung Preußens.

Nun aber wurden die ersten Schlachten voraussichtlich auf preussischem Boden geschlagen. Jeder Fußbreit Landes, den der König für sich forderte, mußte erst durch gemeinsame Anstrengung erobert werden, unterlag dann also auch nach Kriegsrecht nicht der Verfügung des Königs, sondern der Verfügung der Verbündeten.

So war denn Preußen diplomatisch in der denkbar ungünstigsten Stellung, und weder die Tapferkeit seines Heeres noch die Gewandtheit seiner Staatsmänner konnte diesen Nachteil jemals ganz ausgleichen.

Den Preis des Kampfes konnte Preußen nur heimtragen durch den guten Willen der anderen Höfe. Diese Höfe aber nach ihren Interessen und Überlieferungen konnten die Wiederaufrichtung einer starken preussischen Macht im Herzen von Mitteleuropa gar nicht wünschen.

Nichts kennzeichnet deutlicher den großen Zug der Zeit, als daß Preußen über alle diese Bedenken hinweg entschlossen zur That schritt.

Am 2. Januar erschien Knesbeck in Wien. Er forderte den Wiener Hof auf, die bewaffnete Vermittelung zu übernehmen. Oesterreich sollte fordern die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rhein und die Auflösung des Rheinbundes. Wenn das zugestanden wäre, dann sollten die beiden deutschen Großmächte sich dahin einigen, daß Preußen die Hegemonie im Norden übernehme, Oesterreich im Süden. Der Vertrag von Lauroggen wurde öffentlich mißbilligt, im geheimen bestätigt. Der König Friedrich Wilhelm wollte sich öffentlich für Rußland erklären, sobald dessen Armeen die Weichsel überschritten.

Der Flügel-Adjutant Major von Nazmer wurde zu Murat nach Warschau geschickt, um die Absetzung Borscs anzuzeigen. Von dort ging er weiter nach Petersburg mit geheimem Auftrag für den Kaiser Alexander.

Nach Paris reiste inzwischen der ausgesprochene Franzosenfreund Fürst Satzfeld. Man hatte ihn ausgewählt, um den General Borek bei Napoleon zu entschuldigen.

„Seine Sendung ist eine Maske“, schrieb Hardenberg in sein Tagebuch.

Napoleon ließ sich tatsächlich täuschen, weniger durch die klugen Anstalten Hardenbergs als durch die grenzenlose Verachtung, mit der er seine Gegner betrachtete. Er hielt Preußen für ohnmächtig und glaubte es unbedingt in seiner Gewalt zu haben.

Mit Preußen und Sachsen als Hilfsvölkern gedachte er im Frühjahr einen zweiten Feldzug gegen Rußland zu beginnen. Inzwischen behandelte er Preußen mit unerhörter Brutalität. Die preussische Regierung hatte in Paris die Rechnungen vorlegen lassen für die Verpflegung der französischen Armee im Jahre 1812. Diese Rechnungen sind nicht einmal geprüft, viel weniger beglichen worden, und die französischen Kommandanten der Oderfestungen wurden angewiesen, alles Erforderliche auf dem Requisitionswege einfach wegzunehmen.

Mit diesen Unordnungen tat der Kaiser gerade das, was der gewissenhafte König Friedrich Wilhelm heimlich wünschte: er selbst setzte sich ins

Unrecht, er selbst zerriß das unnatürliche Bündnis. Nach Völkerrecht war der König unzweifelhaft befugt, sich loszusagen von einem Vertrage, dessen Satzungen von dem anderen Kontrahenten nicht beachtet wurden.

In Wien verhielt man sich den preussischen Vorschlägen gegenüber sehr zurückhaltend. Die Furcht vor Napoleon war groß; aber die Furcht vor Preußen war fast größer. Keinesfalls gedachte man zuzugeben, daß Preußen wieder selbständig neben Österreich trete. Die stürmische Erregung des preussischen Volkes war Metternich ganz unverständlich; er sah darin nur die dämonischen Mächte der Revolution. Ihm graute vor den Aufrührerstriftern, die immer von dem sogenannten Deutschland sprachen.

Mit tiefem Mißtrauen betrachtete die Hofburg auch das Anwachsen der russischen Macht.

Dabei stand Österreich militärisch augenblicklich in einer sehr vorteilhaften Flankenstellung. Gestützt auf diese glaubte Metternich als Schiedsrichter von Europa auftreten zu können.

Er übersah nur zwei Dinge: auf der einen Seite den unbeugsamen Cäsarenstolz Napoleons und auf der anderen Seite die Naturgewalt des nationalen Hasses in Preußen.

Knesesebeck erreichte in Wien nichts weiter als die Zusicherung, daß Österreich nicht feindlich gegen Preußen und Rußland auftreten werde.

König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander schlossen daraufhin ein Schutz- und Trutz-Bündnis. Preußen sollte sofort 15 000 Mann ins Feld stellen. Mit der Zeit sollte die Armee auf die Stärke von 100 000 Mann gebracht werden.

Am 23. Januar begab sich der König nach Breslau. Von dort aus ergingen dann Schlag auf Schlag die entscheidenden Befehle: am 3. Februar die Verordnung über die Bildung der freiwilligen Jäger, am 4. Februar legte Scharnhorst seinen Operationsplan vor, am 9. Februar wurden alle bisherigen Befreiungen vom Waffendienst aufgehoben, am 13. Februar wurde der Entwurf zum Landwehrgesetz veröffentlicht.

Als Knesesebeck aus Wien nach Breslau kam mit einer im Grunde ablehnenden Antwort, da war der König bereits entschlossen, auch ohne Österreich den schweren Waffengang zu wagen.

An Napoleon wurde nun eine Forderung gestellt, die voraussichtlich zum Kriege führen mußte: Preußen verlangte, daß ihm die Hälfte seiner Vorschüsse sofort bar zurück erstattet würde, und zugleich einen Waffenstillstand zwischen Frankreich und Rußland. Während des Waffenstillstandes sollten die Franzosen bis hinter die Elbe zurückgehen, die Russen sollten an der Weichsel stehen bleiben, alle französischen Truppen aus Preußen, auch aus den Festungen, sollten abziehen. Zugleich erging eine Kabinettsorder, die das Verhalten des Generals von York rechtfertigte.

York war inzwischen lange Zeit in einer geradezu furchtbaren Lage gewesen. Es war nicht so gekommen, wie er gedacht hatte; dem Vertrag von Tauroggen war die Erhebung Preußens nicht auf dem Fuße gefolgt. Die französischen Truppen unter Macdonald zogen ab, und York begab

sich nach Königsberg, um dort das Kommando in Ostpreußen zu übernehmen.

Über die Leute wußten nicht, ob sie ihm gehorchen sollten. Das Volk war monarchisch bis in die Knochen. Nur im Namen des Königs glaubten sie handeln zu dürfen.

In Königsberg traf auch der Freiherr von Stein ein, damals noch in russischen Diensten. Sein ganzes Streben ging von vornherein dahin, daß auch der geringste Schein vermieden wurde, als ob Preußen durch die Russen befreit worden wäre. Er ließ sich vom Zaren die Vollmacht geben, die Leitung der Provinzial-Behörden übertragen, und die Ausnutzung der Hilfsquellen des Landes zum besten der guten Sache — alles vorläufig; bis der König endgiltige Verfügungen erlassen hätte.

Stein hat die Königsberger, inzwischen über die Formbedenken hinwegzusehen, daß ihren Verhandlungen und Beschlüssen vor der Hand die königliche Ermächtigung fehlte. Unter seiner Leitung verfaßte der Königsberger Landtag den Entwurf eines Landwehrgesetzes, während Scharnhorst einen ganz ähnlichen Entwurf zur selben Zeit in Breslau dem Könige zur Genehmigung vorlegte. Der Gedanke lag sozusagen in der Luft. Es war ja selbstverständlich, daß eine reguläre Truppe in so kurzer Zeit nicht geschaffen werden konnte. So half man sich mit Krümpern. Die waffenfähigen Männer wurden in wenigen Wochen notdürftig ausgebildet. Man verstand also unter dem Worte Landwehr etwas ganz anderes als heute. Landwehrmänner nach dem heutigen Begriff des Wortes sind regelmäßig ausgebildete Soldaten, die die aktive Dienstzeit und die Reservezeit hinter sich haben; 1813 nannte man Landwehren junge und alte Leute jeden Alters, blutjunge Burschen und ergraute Männer, die nicht die vorgeschriebene Zeit aktiv bei der Fahne gedient, sondern nach Art der Ersatz-Reserve eine flüchtige Ausbildung erhalten hatten, die sie nur eben befähigte, die Waffen zu handhaben.

Scharnhorsts Entwurf ging viel weiter als der Königsberger.

Der Königsberger sah noch die Stellvertretung vor, also den Loßkauf von der persönlichen Pflicht gegen das Vaterland. Die Landwehr war zudem lediglich gedacht als eine provinziale und nur zur Verteidigung der Provinz verwendbare Truppe. Eine ständische General-Kommission leitete die Rüstungen; die Bataillons-Kommandeure sollten in Ostpreußen angefahren sein. Die ganze Einrichtung sollte auch nur für diesen Krieg gelten; nach dem Kriege wollte man wieder zu dem alten Wehrsystem zurückkehren. So weit war man noch von den Ideen Scharnhorsts entfernt.

Was die Provinz Preußen, damals mit einer Million Einwohner, geleistet hat, ist bewundernswürdig. Sie hat 13 000 Reservemannschaften für das Korps York aufgestellt, dazu 20 000 Landwehrmänner, ein National-Kavallerie-Regiment und 700 freiwillige Jäger. Diese Jäger sind die Vorgänger der späteren Einjährig-Freiwilligen. Noch war die Scheidung der Stände innerhalb des Volkes zu stark, als daß man sich entschließen konnte, gebildete Menschen ohne weiteres mit den gemeinen Soldaten in Reih und Glied zu stellen. Die späteren Einjährigen wurden zunächst in Jäger-Detache-

ments formiert, mit besonderer Uniform, Bewaffnung und Ausrüstung. Jedes Infanterie- und Kavallerie-Regiment hatte ein solches Detachement.

Alles das wurde eingerichtet unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Genehmigung durch den König.

„Nur was unser allgeliebter Landesvater will,“ schrieben die preussischen Stände, „nur das wollen wir; nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen; für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben. In dem großen Plan der Vorsetzung kann die Vernichtung des preussischen Staates nicht liegen.“

Mit diesem Beschluß traf der Graf Ludwig Dohna am 21. Februar beim König in Breslau ein.

Inzwischen hatte Knesebeck mit dem Zaren in Kalisch unterhandelt. Alexander wollte seine polnischen Pläne erst nach erfolgtem Siege enthüllen. Unter dem Einflusse Czartoryskis plante er die Errichtung eines selbständigen konstitutionellen Königreichs Polen — selbstverständlich unter russischer Oberhoheit. Mit diesem Plane hoffte er die polnische Nation für sich zu gewinnen. Er irrte sich. Die fleißigen unter den Polen, ebenso wie die Deutschen und die Juden hatten sich unter der preussischen Herrschaft wohl gefühlt; der Adel war durchaus französisch gesinnt. Russisch war keiner; niemand traute dem Zaren.

Alexander war indessen in der Lage, Polen zunächst als erobertes Feindesland in Besitz zu nehmen. Das tat er schweigend, indem er seine mit Czartoryski erwogenen Pläne vor jedermann geheim hielt. Eben diese Heimlichkeit war Knesebeck verdächtig. Er argwöhnte ein starkes Vordringen Rußlands nach Westen und damit für Preußen eine gänzlich ungesicherte Ostgrenze. Mit großem Eifer suchte er die alten polnischen Besitzungen für Preußen wieder zu erlangen. Wieviel vorteilhafter es sein müßte, wenn Preußen statt dessen deutsche Länder als Ersatz bekam, das erkannte er nicht. Hartnäckig hielt er fest an der Herstellung der Grenzen von 1805.

Diese Hartnäckigkeit Knesebecks war dem Abschluß eines Bündnisses nicht günstig. Um so weniger, als in ganz Rußland eigentlich nur Alexander für Fortsetzung des Krieges war. Die Russen hatten den Feind geschlagen und aus dem Lande gejagt. Vor einem neuen Angriff glaubten sie auf immer gesichert zu sein. Zu welchem Zweck sollten sie jetzt in Deutschland Krieg führen? In der That hatte dieser Krieg nur für den Zaren den Zweck, nach erfolgtem Sieg seine polnischen Pläne zu verwirklichen.

Alexander schickte, da er mit Knesebeck nicht einig werden konnte, seinerseits den Freiherrn von Anstett als Unterhändler nach Breslau. Der Stimmung, die dort herrschte, gab Scharnhorst Ausdruck mit den Worten: „Unsere Aufgabe ist, den Sieg zu sichern. Über die Verteilung der Beute wird der Friedenskongreß entscheiden.“

Damit war die Basis zur Verständigung gefunden. König Friedrich Wilhelm nahm die russischen Bedingungen an. Er opferte gern einen Teil seiner polnischen Ansprüche, die er selbst stets nur als eine Last empfunden hatte.

Nur eine Brücke polnischen Landes behielt er sich vor zwischen Schlesien und Westpreußen; im übrigen verlangte er volle Entschädigung in Deutschland. Das sagte Alexander zu, und seine Zusage hat er ritterlich gehalten; obgleich er im Grunde genommen den deutschen Krieg nur für seine polnischen Pläne führte. Sein eigenes Interesse machte ihn zum treuen Verbündeten Friedrich Wilhelms.

Daß die Entschädigung Preußens vorläufig noch nicht bestimmt bezeichnet werden konnte, das war freilich sehr nachtheilig, aber nach Lage der Dinge unvermeidlich. Zunächst wurde nur abgemacht, daß alle ehemals preußischen Besitzungen nach ihrer Eroberung wieder unter preußische Verwaltung treten sollten.

Selbstverständlich wollte Rußland die führende Macht sein. Der Zar überschätzte die ihm zur Verfügung stehenden Truppen um das vierfache. Er begann sofort die Belagerung von Thorn und Modlin, und die dadurch gefesselten Kräfte fehlten empfindlich in Deutschland. Alexander hatte zugesagt, 150 000 Mann ins Feld zu stellen, Preußen sollte 80 000 stellen. Tatsächlich war im Anfang des Krieges das Verhältnis geradezu umgekehrt. Aber in den Verträgen standen die vom Zaren angegebenen Zahlen, und für Preußens diplomatische Stellung war es sehr ungünstig, daß es auf diese Weise nur als Hilfsmacht erschien.

Am 2. März überschritten die Russen unter Wittgenstein die Oder; am 10. folgten die Preußen.

Noch glaubte Napoleon, daß der Vizekönig Eugen stark genug in der Mark sei, um selbst den vereinigten Preußen und Russen zu widerstehen. Er befahl ihm, keine weiteren Rekrutenaushebungen mehr zu dulden, unter welchem Vorwand es auch sei, seine Stellung in der Mark unter allen Umständen zu behaupten und im Notfall selbst Berlin rücksichtslos zu verbrennen.

Aber es war bereits zu spät. Am 4. März hatte Eugen Berlin geräumt, am 11. zog Wittgenstein in Berlin ein, am 17. das preußische Korps York.

Der französische Gesandte wurde noch immer hingehalten. Es konnte ja für Preußen nur vorteilhaft sein, wenn die diplomatischen Beziehungen so spät als möglich abgebrochen wurden. Als aber der König das eiserne Kreuz stiftete, als am 15. März der Kaiser von Rußland in Breslau erschien, da war auch der formelle Bruch nicht länger hinauszuschieben. Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung. Am 17. März erließ Friedrich Wilhelm den Aufruf „An Mein Volk“. So hatte noch nie ein König zu seinem Volke gesprochen, so schlicht und doch so eindringlich. Mit herzlichem Vertrauen wendete er sich an seine Brandenburger, an seine Schlesier, Pommern und Preußen, und rief sie auf zum heiligen Kampf.

„Keinen andern Ausweg gibt es,“ sprach der König, „als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.“

Und nun stand Preußen auf, waffengewaltig wie in den Tagen, da es dem König Friedrich gefolgt war in den mörderischen Kampf der sieben Jahre.

Niemand dachte an die Übermacht des Feindes. Es war ein Erfolg, wie ihn selbst Scharnhorst nicht für möglich gehalten hatte.

Als die Freiwilligen am Breslauer Rathhaus vorüberzogen, zu Fuß und zu Pferde, endlos in buntem Gewimmel, da führte Scharnhorst seinen König ans Fenster. Und dem König stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er sein schweres Amt verwaltet in der langen Zeit des Leidens. Was ihm gefehlt hatte, das war der frohe Glaube an den Opfermut seiner Preußen; jetzt fand er ihn wieder.

Das verarmte kleine Volk von nur noch fünf Millionen Seelen stellte 40 000 Mann Linientruppen ins Feld, dazu 95 000 neue Rekruten und 120 000 Mann Landwehr; endlich 10 000 freiwillige Jäger. Zusammen mehr als 270 000 Mann. Es ist die größte kriegerische Leistung eines Volkes, die die Geschichte kennt. Auf je siebzehn Einwohner kommt ein Soldat. Das ist unvergleichlich mehr, als Frankreich jemals aufgebracht hat, selbst zur Zeit der Schreckensherrschaft. Dabei geben diese Zahlen nur das ursprüngliche Aufgebot, ohne die später nötig werdenden Nachschübe. Solche Leistung war nur möglich, weil die Volksseele im tiefsten Inneren erregt war wie sonst nur in religiösen Kriegen. Dabei fehlte aber doch jede Spur von dem finsternen kirchlichen und nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Spanier und Russen so abstoßend macht. Trotz aller heißen Leidenschaft blieb die ungeheure Bewegung in den Schranken der Gesittung. Es ist bezeichnend für die Stimmung, daß die Freiwilligen vor ihrem Auszuge sich in den Kirchen einsegnen ließen. Und recht nach dem Herzen des Volkes wählte Friedrich Wilhelm für die Landwehr den Spruch: „Mit Gott für König und Vaterland“. Eine wunderbare andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Sie fühlten es: dies war ein heiliger Kampf gegen die ideenlose Gewalt, zur Rettung der alten nationalen Formen abendländischer Kultur.

Scharnhorst war glücklich. Das Schicksal hatte ihm gewährt, wonach jeder große Mann sich sehnt; er durfte zeigen, was er konnte. Längst war er in der Armee bekannt als einer der ersten Militärschriftsteller. Nun erkannte man auch den seltenen Reichtum seiner praktischen Erfahrung. Es traf sich sehr glücklich, daß er dem Könige persönlich so sympathisch war. Das unscheinbare Auftreten, die gleichmütige Ruhe Scharnhorsts war dem etwas empfindlichen König angenehm. Man kann wohl glauben, daß Friedrich Wilhelm unter seinen Räten keinen hatte, der ihm so nahe stand wie der Schöpfer seines neuen Heeres. Und Scharnhorst erwiderte dieses Vertrauen mit schrankenloser Hingebung. Er ist einer der wenigen gewesen, die niemals an ihrem König irre geworden sind; so groß war seine Bewunderung vor der Seelenstärke des unglücklichen Monarchen.

Alle Anstrengungen des preussischen Volkes waren nicht imstande, das zum Kriegführen nötige Geld zu schaffen. Man brauchte die englischen Subsidien. England aber machte deren Zahlung abhängig von sehr bedenklichen Bedingungen. Mißtrauisch gegen die russischen Pläne und vor allem gegen die stürmische Begeisterung der Preußen, die es nicht verstand, verlangte

das englische Cabinet, daß zuerst Hannover zurück erobert und vergrößert werden müßte. Sonst sei das welfische Stammland der Könige von England neben Preußen nicht sicher. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, und die preussische Geldnot war so groß, daß vor der Hand die verlangten Zugeständnisse gemacht werden mußten.

Das Verhalten des Königs von Hannover gab eine Probe für die Gesinnung der deutschen Fürsten. Stein hatte gehofft, daß die flammende Begeisterung, die in Preußen emporlohte, ganz Deutschland mit fortreißen würde. Keine Spur davon. Nur Mecklenburg, Anhalt und Weimar schlossen sich an. Die Rheinbündler hielten fest zu Frankreich. Der Befreiungskampf gegen Napoleon war in seinem ersten schwereren Theil zugleich ein Kampf Preußens gegen drei Viertel von Deutschland.

So wurde denn am 19. März in Breslau festgesetzt, daß alle deutschen Fürsten, die sich nicht anschließen würden, mit dem Verlust ihrer Staaten bestraft werden sollten. Das heißt nur im Norden. Auf den Süden sollte diese Maßregel nicht ausgedehnt werden, um die von Hardenberg ins Auge gefaßte Hegemonie Oesterreichs in Süddeutschland nicht zu stören.

Sachsen mußte zuerst die Gewalt der Sieger fühlen. Die Verbündeten rückten ein, als noch die weitere Entwicklung der Dinge sehr unsicher erschien. Der König Friedrich August hielt jedenfalls eine Niederlage Napoleons für undenkbar. Er verließ vorläufig seine Hauptstadt und nahm die Schätze des Grünen Gewölbes mit sich.

Aber nun zeigte sich gleich, wie weit in der Politik der Weg von einem Beschluß bis zu seiner Ausföhrung ist. Man wagte doch nicht, den König von Sachsen einfach abzusetzen. Preußen nahm nur das Land für den entflohenen König vorläufig in Verwahrung.

Napoleon war durch die Erhebung Preußens völlig überrascht worden. Es galt jetzt nicht mehr einen neuen Feldzug gegen Rußland vorbereiten, sondern erst Preußen zu Boden werfen. Am 27. März schlug er in Wien eine Teilung Preußens vor. Schlesien sollte an Oesterreich fallen, der Rest an Sachsen und Westfalen.

Oesterreich versuchte zunächst, die angestrebte Vermittlerrolle durchzuführen; es antwortete ausweichend.

Napoleon aber rückte mit einem neu gebildeten Heere von 142000 Mann vom Main über Erfurt-Weimar und über Koburg-Saalfeld vor nach Naumburg, Weisfenfels und Leipzig.

Die Russen hatten große Verluste gehabt; sie hatten eine Armee in Polen zurückgelassen, und so verfügte Wittgenstein südlich von Leipzig nur über 60000 Russen. Dazu kamen 27000 Preußen.

Napoleon hatte die Absicht, nach Leipzig zu marschieren, dann die Verbündeten von Norden her anzugreifen und gegen das Erzgebirge zu werfen.

Dem gegenüber stand Wittgenstein mit den Hauptkräften zwischen der Elster und der Pleiße, Front nach Westen, die Straße Naumburg-Leipzig auf etwa zwei Meilen vor sich. Zur Sicherung seiner Flanken hatte er den

General Kleist mit 5000 Mann rechts vorwärts bei Halle und den General Miloradowitsch links vorwärts bei Zeitz.

Kleist gegenüber stand der Vizekönig Eugen mit den Korps Macdonald und Lauriston, der Division Durutte und dem Kavallerie-Korps Latour-Maubourg. Das waren die besten Truppen der französischen Armee; sie enthielten starke Stämme gut ausgebildeter Regimenter.

Napoleon selbst führte die Garde und die Korps von Ney und Marmont über Eisenach heran, während Bertrand und Oudinot über Jena marschierten. Diese Korps enthielten fast nur Rekruten. Besonders empfindlich war der Mangel an ausgebildeter Kavallerie. Die dadurch bedingte ungenügende Aufklärung machte die ohnehin unbehilflichen Bewegungen der ungeschulten Truppen noch schwerfälliger.

Am 29. April ging Eugen bei Merseburg über. Kleist zog sich von Halle nach Leipzig zurück.

Am selben Tage überschritt Ney die Saale bei Weißenfels und rückte am 1. Mai auf der Straße nach Leipzig bis Lützen vor.

Am 30. meldete Eugen, daß der Feind bei Leipzig stände. Andererseits hatte Napoleon eine Meldung, nach der der Feind 45 km weiter südlich, bei Altenburg stehen sollte.

(Das war Miloradowitsch, der von Zeitz nach Altenburg zurückgegangen war.)

Am 1. Mai meldete dann Eugen richtig, daß Leipzig nur schwach vom Feinde besetzt sei.

An diesem Tage stand die französische Armee an der Straße Naumburg-Leipzig. Am weitesten vorn Macdonald bei Markranstädt, nur noch 10 km von Leipzig entfernt. Dann Ney bei Lützen, hinter ihm Marmont bei Rippach, die Garde bei Weißenfels, Bertrand in Camburg. Am weitesten zurück Oudinot bei Kahla.

Während alle diese Korps an der Straße Naumburg-Leipzig standen, befanden sich links seitwärts von dem vordersten Korps Macdonald das Korps Lauriston und die Division Durutte in der Richtung auf Merseburg.

Wittgenstein faßte nun den Plan, über die Elster gegen die rechte Flanke dieser langen französischen Marschkolonne vorzugehen. Ein unglücklicher Gedanke. Napoleon war doppelt überlegen. Er brauchte nur Halt und Front zu machen, dann stand er zum Gefecht bereit, und die Flügel seiner Gefechtsfront brauchten nur zu schwenken, um die Verbündeten zu umfassen. Dazu kam, daß Wittgenstein seinen Vorstoß über sehr schwierige Flußübergänge führen mußte.

Napoleon plante indessen einen Angriff gegen Wittgenstein und zog dem entsprechend seine Truppen mehr zusammen.

Gegen Leipzig sollte am 2. Mai nur Lauriston vorgehen und die Kavallerie von Latour-Maubourg. Macdonald, Ney und Marmont sollten näher an einander rücken, die Garde als Reserve hinter die Mitte. Bertrand sollte sich an den rechten Flügel heranziehen, Oudinot Naumburg erreichen.

In diese Bewegung hinein stieß der Angriff der Verbündeten. Der Übergang über die Elster war schlecht vorbereitet, und so war es bereits elf

Uhr, als Blücher mit den preußischen Truppen vereinzelt auf das Korps Ney stieß. Dieser lag mit etwa 48000 Mann, also doppelt überlegen, hinter Groß- und Klein-Görschen, Raja und Rahna.

Die Dorfgefechte der Befreiungskriege zeigen alle denselben Charakter. Das Schützengefecht ist noch nicht so weit entwickelt, daß man die Örtlichkeit in modernem Sinne für die Verteidigung ausnützen kann. Man begnügt sich damit, geschlossene Abteilungen in die Umfassung zu stellen. Dagegen geht nun der Angreifer nicht mit gesamter Macht vor, sondern zunächst mit einem Teil seiner Kräfte. Gelingt es diesen einzudringen, so setzt der Verteidiger seine Reserven ein und wirft den Angreifer wieder hinaus, der nun seinerseits wieder neue Truppen ins Gefecht schickt. Auf diese Weise entsteht ein hin- und herschwankender Kampf, in dem dieselben Dörfer meist mehrmals genommen, verloren und wieder genommen werden.

Ney wurde zuerst durch den Angriff Blüchers überrascht. Er verlor erst Groß- und Klein-Görschen, dann auch Rahna und Raja.

Napoleon befand sich beim Korps Lauriston auf dem Marsch nach Leipzig, als er den Lärm des Gefechts herüberschallen hörte.

Hätte er die Sachlage so durchschaut, wie wir sie heut nachträglich übersehen, so hätte er wohl die weiter vor- und weiter rückwärts befindlichen Korps gegen die Flanke des feindlichen Angriffs ange setzt und damit einen entscheidenden Sieg erfochten.

Statt dessen war er bestrebt, vor allem eine Niederlage des zunächst angegriffenen Korps Ney zu verhindern; vielleicht mit Rücksicht auf die Stimmung seiner fast ganz aus Rekruten bestehenden Armee.

Er ließ also nur Lauriston vor Leipzig stehen und zog Marmont, Bertrand und Macdonald zur Unterstützung von Ney heran.

Ney und Marmont nahmen Groß-Görschen und Rahna. Inzwischen waren aber auch die Russen herangekommen, und nun wurden die Franzosen wieder bis hinter Raja zurückgedrängt.

So mit wechselndem Glück ging der Kampf stundenlang hin und her.

Um fünf Uhr nachmittags waren die vier Dörfer und die dahinter liegenden Höhen in den Händen der Verbündeten.

Wäre Wittgenstein noch weiter vorgegangen, so wären die anmarschierenden französischen Verstärkungen ganz von selbst gegen seine Flanken wirksam geworden.

Indessen dahin kam es nicht. Napoleon setzte seine Garden ein, nahm Raja wieder und warf die Russen und Preußen bis Rahna und Klein-Görschen zurück.

Gegen Abend rückten Bertrand und Macdonald rechts und links an die Flügel der französischen Schlachtfrent heran. Damit war der Aufmarsch fertig. Napoleon hatte 130000 Mann zur Stelle gegen 54000 Infanteristen und 17000 Reiter Wittgensteins. Im Laufe der Nacht mußten auch noch Lauriston und Dudinot eintreffen. Die Verbündeten waren verloren, wenn sie den Morgen erwarteten.

In der Nacht zogen sie ab. Am 3. Mai gingen sie über die Elster, dann weiter nach Osten zurück über die Mulde und die Elbe.

Napoleon war Sieger. Das heißt, er hatte mit doppelter Überlegenheit einen Angriff abgewiesen. Mehr nicht. Der Feind zog ab in guter Ordnung und unverfolgt. Der Kaiser war ärgerlich über das geringe Ergebnis. Widerwillig erkannte er die Haltung der Preußen an mit den verächtlichen Worten „Enfin ces animaux ont appris quelque chose.“

Zum erstenmal tritt in der Schlacht von Groß-Görschen der Mann hervor, der in der Folgezeit die nationale Begeisterung, den nationalen Haß des Preußenvolkes in seiner Person verkörpern sollte: der General Gebhard Leberecht von Blücher. Am zwei Uhr morgens stieg der siebzigjährige Mann in den Sattel. Mit unerschütterlicher Ruhe hat er die Schlacht geleitet. Seine heldenhafte Haltung, die Todesverachtung, mit der er sein Leben einsetzte, riß die Truppe unwiderstehlich mit fort. Noch in der Nacht unternahm er einen Kavallerieangriff, obgleich er am Nachmittag verwundet worden war. Der Wille zum Siege war so gewaltig in ihm, daß er das Unwahrscheinlichste wagte, um ihn noch in letzter Stunde an sich zu reißen. Nach Lage der Dinge konnte das nicht gelingen, aber der greise Held war doch mit sich und seinen Truppen zufrieden: „Satisfaktion habe ich genug, denn ich habe den Herrn Napoleon zweimal angegriffen und beidemal gemworfen.“

Wie der Führer, so empfanden seine Soldaten. Sie hatten den weit stärkeren Feind anfangs zurückgeworfen, und nur vor einer überwältigenden Überlegenheit hatten sie in der Nacht das bis dahin siegreich behauptete Schlachtfeld geräumt. Sie hatten 11000 Mann verloren, die Franzosen aber 25000. Unter den Preußen herrschte der frohe Glaube: wir können Napoleon befragen. Seit Groß-Görschen hing die Truppe an Blücher mit der innigen Verehrung, die sich bald auf das ganze Volk übertrug. Das Volk erkannte mit hellem Blick den frischen Soldatenmut, den begeisterten Willen, die Kraft des Haßes, die glühende Vaterlandsliebe dieses Feldherrn von Gottes Gnaden und beugte sich in Ehrfurcht vor seiner Seelengröße.

Je länger der Krieg dauert, desto leuchtender tritt Blüchers Erscheinung in den Vordergrund. Bei jeder näheren Bekanntschaft gewinnt er, und das ist echte historische Größe. Man vergißt seine menschlichen Schwächen und seine lückenhafte Bildung über seinen Taten. Was ihn so stark und fest machte, das war sein froher Glaube, er werde sein geliebtes Preußen wieder im alten Glanze sehen. Und so fest wie dieser Glaube war auch sein Vertrauen zu der unverwundlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das gab ihm die innere Freude, den hellen Blick, mit dem er das Wesentliche durchschaute und erfaßte: die innere Hohlheit und Schwäche des Napoleonischen Weltreiches.

Neben Blücher war auch Scharnhorst verwundet worden. Er war dem Gange der Schlacht mit aufmerksamem Blick gefolgt, er hatte die Unfähigkeit der russischen Führung, die geringe Leistung der Truppen, die Nieder-

geschlagenheit nach dem Gefecht gesehen und war zu der Überzeugung gekommen, daß nur Oesterreichs Hilfe diese Mängel ausgleichen konnte.

Nach Vortrag beim König eilte er selbst nach Wien, ohne seiner anscheinend leichten Wunde zu achten. In Böhmen verschlimmerte sich deren Zustand so, daß er unterwegs liegen bleiben mußte. Vom Krankenlager schrieb er seiner Tochter, der Gräfin Julie Dohna, einen Brief, der ein beredtes Zeugnis ist für sein berechtigtes Selbstgefühl:

„Du sollst wissen, wie dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte. An äußeren Auszeichnungen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, die ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages.“

Er aber, ohne den es keine Schlacht von Leipzig gegeben hätte — und wir dürfen weiter sagen: auch kein Belle-Alliance und kein Sedan — er sollte Preußens Fahnen nicht mehr siegreich sehen. Die vernachlässigte Wunde bereitete ihm zu Prag ein tragisches Ende; viel zu früh für sein Vaterland.

Die Schlacht von Groß-Görschen, so gering im Grunde genommen Napoleons Erfolg war, hatte gleichwohl die weitestgehenden politischen Folgen. Sie schien den Glauben derer zu rechtfertigen, die den Imperator für schlechthin unüberwindlich hielten. Der Rheinbund schloß sich fester als je zusammen, und Sachsen öffnete den Franzosen die Tore seiner Festungen. Dadurch aber wurde der Krieg um Monate verlängert. Als Belohnung erbat sich der König von Sachsen Glogau und den umliegenden Strich von Schlessien — die von jeher angestrebte Länderbrücke zwischen den sächsischen und den polnischen Besitzungen.

Die Verbündeten marschirten von Groß-Görschen über die Elbe nach der Ober-Lausitz. Napoleon, der weitere Kräfte an sich gezogen hatte, folgte mit 176 000 Mann. Bei dieser gewaltigen Überlegenheit glaubte er seine Truppen teilen zu dürfen und rechnete darauf, daß dieses Manöver auch die Teilung der verbündeten Truppen zur Folge haben würde. 106 000 Mann führte er selbst gegen die Russen in der Richtung auf Bautzen, 70 000 Mann unter Ney schickte er in der Richtung auf Berlin. Er erwartete, daß die Preußen sich sofort von den Russen trennen und zur Deckung der bedrohten Hauptstadt abmarschieren würden.

Aber die Preußen blieben. Die Verbündeten wollten die Trennung der französischen Truppen ausnutzen, um mit vereinter Kraft einen Sieg zu ersechten. Zum Angriff freilich getrauten sie sich nicht zu schreiten. Dazu glaubten sie zu schwach zu sein. Sie hofften nur, daß es ihnen gelingen könnte, in starker Stellung erfolgreichen Widerstand zu leisten. Damit wollten sie dem zaudernden Wiener Hof zeigen, daß sie an Tapferkeit und Ausbildung dem Feinde gewachsen wären, und daß nur noch die Überlegenheit der Zahl hinzukommen müßte, um ihren endlichen Sieg sicher zu machen.

Dieses Ziel hätten sie auch wohl erreicht, wenn Napoleon allein angegriffen hätte. Als er aber erkannte, daß die Verbündeten an der Spree Front gemacht hatten, schickte er am 17. Mai Ney den Befehl, sich wieder heran

zu ziehen. Inzwischen machte er mit seinen Truppen Halt und entfaltete sie vor der Stellung der Verbündeten.

Diese Stellung, östlich Baugen, mit der Spree vor der Front, lehnte sich links an die Löbauer Berge und war stark befestigt. Auf dem rechten Flügel standen die Preußen unter Blücher und Kleist, auf dem linken Flügel die Russen.

Am 20. Mai begannen die Franzosen den Angriff. Gegen den äußersten linken Flügel der Russen ging Dudinot vor und setzte sich in den Dörfern dicht vor der Stellung fest. Weiter nördlich ebenso Macdonald, der durch Baugen rückte.

Gegen Kleist ging Marmont vor und entriß den Preußen eine vorgeschobene Höhe. Endlich auf dem nördlichsten Flügel griff Bertrand die Stellung Blüchers an.

Die Garde war als Reserve bei Baugen stehen geblieben. Im ganzen war es ein Angriff von 106000 gegen 73000. Der Verteidiger stand in sehr starker Stellung, der Angreifer hatte die Spree unmittelbar im Rücken.

Der Gedanke lag nahe, überraschend aus der Stellung vorzubrechen und die Franzosen in den Fluß zu werfen. Das aber schien viel zu gewagt. Man wollte die Stärke der glücklich gefundenen Stellung lieber bis zum äußersten ausnutzen.

Zwei Tage vorher, am 18. Mai, waren York und Barclay abgeschickt worden, um den Marschall Ney aufzuhalten, dessen Anmarsch man vermutete.

Es gelang den beiden, am 19. Mai eine vereinzelte Division der Franzosen zu schlagen, dann mußten sie aber vor der Überlegenheit zurück gehen.

Am 20. Mai rückten York und Barclay wieder in die Schlachtstellung ein: Barclay hinter die rechte Flanke auf den Windmühlenberg bei Gleina, York in eine Lücke der Front zwischen Kleist und den Russen.

Barclay gegenüber kam Ney mit seinem eigenen Korps und dem Korps Lauriston bis an die Spree; das Korps Reynier war noch weiter zurück.

Nach dieser Lage der Dinge schien der Ausgang für den folgenden Tag nicht zweifelhaft. Die Front der Stellung war sehr stark, aber die Flanken waren nicht unangreifbar. Gegen diese konnte und mußte Napoleon seine Überlegenheit zur Geltung bringen. Die linke Flanke der Verbündeten war durch das Gebirge zu umgehen; die rechte war zwar durch einige Teiche gedeckt, aber die Deckung war nur schmal. Wenn es gelang, hinter sie zu stoßen, dann mußte diese Bewegung zu einer vernichtenden Niederlage des rechten Flügels führen.

Am 21. Mai früh erneuerten Dudinot und Macdonald ihre Angriffe auf den linken Flügel der Russen. Dudinot drang zuerst bis in die Stellung ein, wurde dann aber mit schweren Verlusten zurückgeworfen. Macdonald kam nicht recht vorwärts; er sah sich bald genötigt, den Kampf nur noch mit der Artillerie zu führen. Dringend bat er den Kaiser um Hilfe.

Napoleon, der östlich Baugen stand, schickte ihm nichts. Er erwartete die Entscheidung auf seinem linken Flügel durch das Vorgehen Neys.

Ney ging gemeinsam mit Lauriston gegen den Windmühlenberg vor, und es gelang ihm, sich in den Besitz dieser Höhe zu setzen.

Barclay, von Blücher durch die Teiche getrennt, wich um 10 Uhr hinter dessen Front zurück, doch gelang es ihm, das hinter der Windmühlhöhe liegende Dorf Preititz noch eine Stunde lang bis elf Uhr zu halten. Als er es eben aufgeben mußte, rückte Blüchers Reserve heran, deren Kräfte ausreichten, um Preititz wieder zu nehmen und Ney noch eine Zeitlang aufzuhalten.

Um ein Uhr aber setzten sich die Franzosen endgültig in den Besitz des Dorfes und wandten sich von dort aus gegen den Rücken der Blücherschen Truppen. Die für Rekruten ohnehin schwierige Bewegung wurde durch die Teiche noch schwieriger gemacht und ging nur sehr langsam vor sich.

So kam es, daß Blücher noch ohne zu große Verluste abziehen konnte, zwischen den Korps von Bertrand und Ney hindurch, deren innere Flügel nun zusammen stießen.

Unterdessen war auch die ganze französische Front wieder vorgegangen, hatte aber den Abzug der Russen nicht empfindlich schädigen können. In voller Ordnung gingen die Verbündeten nach Osten zurück. Ihr Verlust betrug nicht mehr als 11 000 Mann.

Die Franzosen waren nicht imstande zu verfolgen; ihr Verlust war mehr als doppelt so groß. Napoleon hatte nur den Besitz des Schlachtfeldes erfochten, weiter nichts.

„Was,“ rief er, „keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächtere!“

Während dieses in Sachsen sich abspielte, hatte am Unterlauf der Elbe die alte Hansestadt Hamburg den Versuch gemacht, das französische Joch abzuschütteln. Dafür war es noch zu früh, und die Kräfte reichten nicht aus.

Am 30. Mai erschien Davout vor Hamburg, bemächtigte sich der Stadt und errichtete eine Schreckensherrschaft, wie sie der deutsche Boden noch nicht gesehen hatte. Standgerichte und Brandschakungen zeigten der unglücklichen Bevölkerung, was es hieß, Napoleon den Gehorsam aufzusagen. Rasch wurde dann die Stadt besetzt, die Einwohner mußten Tag und Nacht schanzen, 25 000 nicht Arbeitsfähige, Frauen und Kinder, wurden erbarmungslos vor die Tore gejagt.

Man hat Davout unmenschliche Grausamkeit vorgeworfen. Er hat nur getan, was die harte Notwendigkeit des Krieges von ihm verlangte, und was jeder Befehlshaber an seiner Stelle hätte tun müssen.

Durch sein energisches Eingreifen war nun die feste Elblinie von Dresden bis an die Nordsee in Napoleons Händen.

Die Verbündeten waren inzwischen bis Lauban zurückgegangen. Wenn der Rückzug in derselben Richtung fortgesetzt wurde, dann war vorauszusehen, daß die Russen erst jenseits ihrer Grenze wieder Front machen würden. Dem widersetzte sich Hardenberg. Er verlangte, daß die weitere Bewegung nicht nach Osten sich richtete, sondern nach Südosten, nach Schlesien. Damit wurde zwar die Hauptmasse der preussischen Monarchie dem Feinde preis-

gegeben, aber der unmittelbare Anschluß an Österreich war gewährleistet, und in ihm allein lag die Möglichkeit des Sieges.

Es gelang Hardenberg, seine Forderung durchzusetzen.

Blücher führte die Nachhut. Bei Haynau machte er plötzlich Front, warf die völlig überraschte französische Avantgarde zurück und zog unbemerkt ab, so daß Napoleon die Fühlung verlor und die veränderte Marschrichtung seiner Gegner zunächst gar nicht bemerkte. Erst nach einigen Tagen entdeckte er, daß der Feind, den er vor sich glaubte, in seiner Flanke stand.

Blücher war fröhlich von Haynau zurückgekehrt; seine freudige Zuversicht hatte sich dem ganzen preussischen Heere mitgeteilt.

Anderß war die Stimmung der Russen. Ihre ohnehin nicht große Kriegslust war auf dem langen Rückzuge bis auf den letzten Rest verschwunden. Wozu sollten sie sich opfern für fremde Zwecke?

B Barclay de Tolly erklärte, das Heer bedürfe unbedingt der Ruhe; es müsse sofort nach Polen zurückgeführt werden, um sich dort zu erholen und Verstärkungen an sich zu ziehen.

Blücher trat leidenschaftlich dafür ein, daß die Preußen diese Bewegung unter keinen Umständen mitmachen dürften. Außerstenfalls wollte er sich von den Russen trennen und das Glazer Gebirgsland zu halten suchen.

Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet. Das Kalischer Bündnis drohte zu zerreißen.

Da kam die Rettung von einer Seite, von der sie nicht zu erwarten war.

Napoleon sah, daß seine scheinbar so glänzende Lage doch nicht ohne Gefahren war.

Zunächst hatten die Tage von Groß-Görschen und Bausen ihm gezeigt, ein wie ungenügendes Instrument das von ihm neugeschaffene Heer war. Die kaum ausgebildeten Rekruten hatten entfernt nicht das geleistet, was er früher von seinen kriegsgewohnten Truppen hatte fordern können.

Wenn er jetzt, nachdem er zwei Siege erfochten, Frieden bot, so durfte er hoffen, die Armee gründlicher auszubilden, sie wieder auf die alte Höhe zu bringen und dann unter günstigeren Bedingungen den Kampf wieder aufzunehmen.

Dabei hoffte er auf den Wankelmuth Alexanders, den er nach seinen Siegen bei Austerlitz und bei Friedland kennen gelernt hatte. Schon vor der Schlacht von Bausen hatte er dem Zaren vertrauliche Anerbietungen gemacht.

Zweifellos hat Napoleon sich hier verrechnet. Er brauchte wohl den Waffenstillstand; aber die Verbündeten brauchten ihn noch viel mehr, und eine Unterbrechung der Kriegshandlung mußte ihnen viel größere Vorteile bringen als Napoleon. Die falsche Rechnung des Kaisers ist nur eine Folge der Täuschung, in der er sich überhaupt in bezug auf Preußen befand. Noch immer war er sich nicht klar über die sittlichen Kräfte der preussischen Erhebung, und so erkannte er auch nicht das eigentümliche Wesen dieses Befreiungskrieges, das jede halbe Lösung ausschloß.

Dazu mußte er allerdings auch nicht, daß die Verbündeten bereits im geheimen Einverständnis mit Österreich waren.

Metternich sah sich am Ziel seiner Wünsche. Eine seltene Günst des Schicksals hatte alles so gefügt, wie er es gehofft, und hatte die Entscheidung an Osterreich gegeben.

Das östereichische Heer war stark genug, um Rußland und Preußen zum Frieden zu zwingen. Wenn aber der Kaiserstaat an der Donau seine Armee zu den Verbündeten stoßen ließ, dann trat er als führende Macht in deren Koalition ein.

In Preußen erregte die Nachricht vom Abschluß eines Waffenstillstandes tiefe Niedergeschlagenheit. Nach solchen Opfern ein fauler Friede — das war entsetzlich. Die Erregung ging so tief, daß der König sich veranlaßt fühlte, sein Volk durch eine Proklamation zu beruhigen:

„Der Waffenstillstand ist angenommen, damit die Nationalkräfte sich völlig entwickeln können. Wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen; bald werden wir stark genug sein, auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen.“

Der König war fest entschlossen, diesen Kampf bis zu Ende zu fechten; wenn es sein mußte, auch ganz allein. Er dachte daran, in diesem Falle mit seinen Truppen ein verschanztes Lager bei Spandau zu beziehen.

Es zeigte sich bald, daß dieses Auserste nicht nötig werden würde, daß die Kräfte der Verbündeten durch die Waffenruhe unverhältnismäßig mehr wachsen mußten als die Napoleons, und damit war auch das Festhalten des Zaren entschieden.

Hardenberg macht in bezug auf den Waffenstillstand in seinem Tagebuche die kurze Bemerkung: „War doch gut“.

Er kannte den unbändigen Hochmut Napoleons und hielt es für undenkbar, daß dieser etwaigen Vermittelungsvorschlägen Osterreichs zustimmte.

Während Metternich seine diplomatische Aktion ins Werk setzte, verhandelte Preußen mit England wegen der Hilfselder. In diesen Verhandlungen wurde als Ziel des Krieges bezeichnet die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten.

Schritt für Schritt mußte Hardenberg mit der welfischen Sabgier ringen. Aber es half nichts. Ohne das englische Geld war Preußen zweifellos außerstande, Krieg zu führen, und in der Not zahlt man dem Wucherer Wucherszinsen.

Dabei bekam schließlich Preußen doch nur halb so viel Geld wie Rußland, wegen der unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrages, die augenblicklich gar nicht der Wirklichkeit entsprachen. 670 000 Pfund für einen solchen Krieg sind eine geradezu armselige Summe. Und dazu wurde noch der Wechselkurs mit fast dreißig Prozent abgezogen. Als Lohn verlangte England die Vergrößerung Hannovers durch preußisches Gebiet.

Der König konnte sich nicht entschließen, altpreußische Landesteile abzutreten. Er versprach 300 000 Seelen mit Silbesheim, das nur vier Jahre preußisch gewesen war.

Dieser neue Vertrag machte die Aussichten der preußischen Diplomatie nur noch trüber. Preußen übernahm damit eine neue drückende Verpflichtung

und erhielt nichts dafür als die ganz allgemein gehaltene Zusicherung, daß es wieder so mächtig werden solle wie vor 1806.

Zugleich wurde ein Bündniß zwischen England und Rußland geschlossen. Der Zar war fest geblieben; ebenso unzugänglich für den Anmut seiner Generale wie für die Anerbietungen Napoleons. Das Ziel, das ihm vorschwebte, reizte zugleich seine Eitelkeit und seine Begehrlichkeit: der Ruhm des Weltbefreiers und die alte Krone der Jagellonen.

Die Preußen benutzten den Waffenstillstand vor allem zur Organisation und besseren Ausbildung der Landwehr. Der unermüdlich tätige Oberpräsident von Schlesien Merkel brachte es fertig, 68 Bataillone aufzustellen. Er fand dabei die kräftigste Unterstützung durch Gneisenau. Blücher hatte seinen Chef des Generalstabes gern zu diesem Zweck hergegeben.

„Landwehren Sie man druff,“ schrieb er ihm, „aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich wieder zu mich.“

Rußland und Preußen bezeichneten nun in Wien als das Ziel des Krieges: Wiederherstellung der alten Macht Preußens, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Daß dieses Ziel nur durch einen ungeheuren Krieg zu erreichen war, lag auf der Hand.

Vor solchem Kriege aber graute dem Kaiser Franz. Der helle Enthusiasmus der preussischen Jugend war ihm unheimlich. Aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohn Napoleon Glück gewünscht zu dem Siege von Groß-Görschen: „Dieser Sieg wird viele Leidenschaften abkühlen, viele Chimären zerstören.“ Damit sprach Kaiser Franz seine eigene innigste Hoffnung aus.

Er wollte überhaupt keinen Krieg, sondern durch diplomatischen Druck im Frieden die Überlegenheit Frankreichs so weit einschränken, daß er als Gleichberechtigter an der Seite Napoleons eine glänzende Stellung in Europa einnehmen konnte.

Da aber Preußen durchaus weiter fechten wollte, so wurde die Lage für die Hofburg sehr schwierig. Metternich ahnte, daß eine Vernichtung Preußens auch für Österreich verhängnisvoll werden konnte. So weit durfte man es nicht kommen lassen. Zuerst aber wollte er es versuchen mit einem Frieden, der beiden Theilen genügen konnte — wie er die Dinge ansah.

In diesem Sinne schlug er vor: Das Großherzogtum Warschau sollte aufgelöst und unter die Osmächte geteilt werden. Preußen sollte ein Drittel erhalten mit Danzig. Österreich sollte sich in Illyrien schadlos halten.

Preußen erhielt also die Provinzen, an denen ihm selber gar nichts lag und blieb eine Macht kaum zweiten Ranges. Österreich gewann seine Stellung an der Adria wieder, und der Rheinbund blieb. Auf die Dankbarkeit der kleinen Höfe konnte Österreich mit Sicherheit rechnen.

Erstaunlich ist nur, daß Metternich selbst glauben konnte, mit solchen Vorschlägen Gehör zu finden. Welche Zumutung enthielten sie für Preußen und Rußland! Und wie war es denkbar, daß Napoleon freiwillig Warschau hergeben würde, daß er auf eine bloße Forderung hin das loslassen würde, was er mit seiner gewaltigen Hand gepackt hatte und festhielt!

Hardenberg war ganz sicher, daß eine auf dieser Basis versuchte Vermittelung Oesterreichs scheitern mußte, und so stimmte er den Vorschlägen Metternichs zu, um nur Oesterreich überhaupt in Thätigkeit zu erhalten.

Am 27. Juni wurde der Reichenbacher Vertrag geschlossen, in dem Oesterreich doch wenigstens die halbwegs sichere Verpflichtung übernahm, 150 000 Mann ins Feld zu stellen, wenn seine Vermittelung bis zum 20. Juli keinen Erfolg gehabt hätte.

Als Ziel des Krieges bezeichnete Hardenberg, sehr zu Metternichs Mißvergnügen, die gründliche Neugestaltung von Europa — diesen Plan im weitesten Sinne gefaßt. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Preußen sich nicht eher beruhigen würde, als bis es seine alte Machtstellung wieder gewonnen habe und bis der Rheinbund aufgelöst sei.

Metternich begab sich persönlich zu Napoleon nach Dresden. Der Kaiser spielte dort den Friedfertigen, sprach von einem europäischen Kongreß, dem alle Streitigkeiten unterbreitet werden sollten. In seinem Innern dachte er nur an Krieg. Er sah wohl die gewaltigen Rüstungen der Verbündeten und erkannte die unerwartete Festigkeit des Kaisers Alexander.

Als Metternich seine Vorschläge machte, bekam Napoleon einen Wutanfall, vor dem der gewandte Diplomat erschrak. Der maßlose Hochmut Napoleons, die Verachtung seiner Gegner äußerten sich in einer Weise, daß Metternich glaubte, der Kaiser sei wahnsinnig geworden.

Napoleon war in diese Erregung gekommen, weil ihm zugemutet worden war, Warschau preiszugeben, und weil er, der keine Schranken ertragen konnte, ganz deutlich fühlte, daß hier die Schranke war, die seine Herkunft ihm zog.

„Eure Kaiser und Könige können Schlachten verlieren und Länder abtreten und doch in ihre Hauptstadt zurückkehren, geehrt und geliebt von einem treuen und gehorsamen Volke. Ich kann das nicht. Mein ganzes Ansehen steht auf der Gewalt, auf der Macht, die ich tatsächlich ausübe. Gebe ich an einer einzigen Stelle nach, ist erst ein Zweifel möglich an der Unbeschränktheit meiner Gewalt, dann ist auch meine Herrschaft zu Ende.“

Die Unterredung hatte das Ergebnis, daß der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert werden sollte. Angeblich um auf einem Kongreß zu Prag den Frieden herzustellen; tatsächlich um die Rüstungen zu vollenden.

Diese Verlängerung der Waffenruhe, die Aussicht auf einen kläglichen Frieden versetzte Preußen und Rußland in die heftigste Erregung. In einer stürmischen Sitzung erklärten ihre Vertreter, daß beide Staaten zur Fortsetzung des Krieges unbedingt entschlossen seien und den Krieg gegebenen Falles auch ohne Oesterreich führen würden.

Damit waren die Würfel gefallen. Denn wenn die Verbündeten siegten ohne Oesterreichs Hilfe, so hatte Oesterreich auch keinen Teil am Siegespreis. Würden aber die Verbündeten geschlagen, dann wurde Oesterreich in die Vernichtung Preußens verwickelt, auch wenn es nicht mitgefochten hatte.

So wurde denn die Hofburg hinausgedrängt aus ihrer abwartenden Haltung durch eine politische Notwendigkeit, die stärker war als der Wille der Menschen.

Dazu tat Napoleon das Äußerste, um jeden Gedanken an friedlichen Ausgleich unmöglich zu machen. Den Prager Kongreß behandelte er mit höhnischer Verachtung. Sein Bevollmächtigter ist zu keiner einzigen gemeinsamen Sitzung erschienen. Metternich selbst fühlte, daß er nicht mehr zurück konnte. Er dachte nur noch daran, Oesterreich von vornherein reichen Lohn zu sichern: die Machtstellung in Italien und Illyrien. Damit waren die Verbündeten einverstanden; sie hießen im voraus alles gut, was Oesterreich in Italien anordnen würde.

Was seit achtzehn Jahren vergeblich erstrebt wurde, das war nun Wirklichkeit geworden: ein großer europäischer Bund stand Napoleon in Waffen gegenüber.

Denn auch Schweden war gewonnen worden, durch Versprechen der Erwerbung von Norwegen. In einem geheimen Artikel wurde Dänemark eine Entschädigung auf deutschem Boden zugesichert. Hardenberg hat später bezeugt, daß er diesem Versprechen ohne weiteres leichtsinnig zustimmte.

Nicht diplomatische Kunst hatte den großen Bund zustande gebracht, sondern die harte, bittere Notwendigkeit. Es galt einen Kampf für die Freiheit der Welt, für das ungestörte Nebeneinanderleben unabhängiger Nationen.

Freilich — in welchem Geiste die große Koalition diesen Kampf führen würde, das ersah man schon vor dem Beginn aus einem Manifest, in dem die Völker ermahnt wurden, nicht mit ungeduldigen Wünschen dem reglementarischen Gang der Regierungen voranzueilen. Das war die erste Leistung der Hofburg, und sie war eine herbe Enttäuschung für viele patriotische Hoffnungen, besonders in Preußen.

Aber wie die Dinge nun einmal lagen, war die Niederwerfung Napoleons ohne Oesterreichs Hilfe unmöglich. Der Beitritt des Kaiserstaates an der Donau war schließlich doch ein großer diplomatischer Erfolg.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

IV.

Als Heinrich wieder im Ennsdorf war, scholl ihm der stetig wachsende Lärm übers Wasser entgegen. Vom Tabor bligten die Urkebusen in den aufgerichteten Fourquinen ¹⁾, und der Rauch von Luntten stieg empor. Noch saßen an der Enns die Fischer in den Rähnen, aber wild und unhold murrte ihr Reden her und her; es war dem Volke schon wissend, daß die Hakenschützen auf dem Tabor nicht Scheiben schossen, sondern daß sie auf die Steyrdörfer schießen würden; und Heinrich Händel, der gestert ein Held war und die Jungfrau befreite, tat mit der Banda mit. Heinrich aber hatte der wüsten Gesichter und bösen Reden kaum acht, weit über Brück und Spittel hin zum Wiesefeld flogen seine Augen, und sein Herz schlug mächtig, bang und froh unter seinem Schützenrock, nun würde er der Jungfrau, was ihr gehörte, Tüchlein und Kettlein, bringen, beides in ihre zarten Hände legen. Würde sie mit ihren schönen Augen einen Dank ihm lächeln, diesen Augen, die am Pranger so bitter geweint hatten, diesen wundersamen Augen — ?

„Zu Befehl, Herr Händel.“ Der Stiedelsbacher Stiftegger, dem er die Post, er reite jetzt zur Stephana, an den Hauptmann aufgegeben hatte, krallte wie eine ungeheure zottige blaue Spinne den steilen Abhang überm Spittel zum Tabor empor; indes Heinrich frank und fröhlich, von elf Mannen gefolgt, in raschem Ritt die Gleinkerstraße nahm. Nun sah er überall Menschen, die je mehr wurden, je näher er zum Wieserfeld, der katholischen Insel, kam, sie standen auf der Gasse und in den Haustoren; von den Toren wurden einige geschlossen, als er angeritten kam, einige blieben aber ausfordernd weit offen, und in den Einfahrten sah er aufgepflanzte Sensen furchtbar funkeln und Streitkolben mit Ochsen Gesichtern dräuen.

In der Finsterniß der Türen regten sich auch Mannsgestalten wild, rieben Sensen blank und hiengen Ketten mit Kugeln an den Flegeln auf.

Sie waren also bereit, diese Arm und Elenden, ihre Haut für die gekränkte Unschuld zu Markt zu tragen, und sie fürchteten nicht die achthundert Mann mit Stahlgewehr und nicht die Falkaun und Scharfentindln. Als das Volk in der Gleinkerstraße Heinrichs anständig ward, riefen etliche

¹⁾ Stützgabel für die Muskete.

Stimmen freudig: „Schaugt's, der hat die Steffi befreit.“ Aber andere wider-schrien: „Er is aa nix wert. Heunt halt er mit sein Vatern, heunt laßt er auf die Steyrer schießen, paßt's auf.“

Von einem Laubengang herunter schrie eine Frau: „Da is dem Händel sei Heiner. Is Rauba! Is Madl an Schandpfahl stellen und ausrauben gelso! Schambts enk, Bagaschi!“

Die Schützen, die mit Heinrich waren, fuhren nach ihren Waffen. Aber Heinrich streckte gebieterisch und abwehrend die Hand aus.

Soll umb ein Schandwort wider den Heinrich Händel heute Blut fließen; gestern stand das bleiche Kind am Pfahl, und Pech und Schwefel regnete auf sie aus schändlichen Bubenmäulern, und es floß kein Blut eines Schänders.

Er zügelte seinen Satan mit fester Hand und ritt im Schritt weiter, und auch die Schützen mäßigten über seinen Befehl ihren Gang. Da droben ist das Wirtshaus, und dort liegt das Mägdlein krank. Mit lärmen.

In der Wirtsstube zum „Blauen Hirschen“, dem Schwertnerwirtshaus, gab es eine strohvolle Gaststube wie sonst kaum an einem Heiligtage; nur daß die Gäste nicht lustig, sondern finster, die Reden nicht froh und laut, sondern dumpf und hastig waren und kein Gstanzl gesungen, kein Glas übermütig umb die Bidel¹⁾ gehaut ward. Die schwarze Dina, des Fleischhauers Abraham Tochter, die heut die Kellnerin abgab, trug Eisentürer, Fisch und Brot herum, sie mußte sich ganz dünn machen, um durch die vielen Männer durchzukommen, wenn sie einem, der jenseits der Thür war, seinen Trunk brachte.

Es waren aber die Gäste nicht wie sonst zumeist Armlcut und Gutlcut, Tagwerker und Handwerksgesellen, es waren vielmehr lauter bessere Bürger, Herren; unter dem heiligen Joseph, vor dem ein banges, rotes Lichtlein lechzte, saß Schwöddchorer im Festtagspelz und mit dem Schwert am Gürtel; Königs-torf, der Apotheker, stand rechts und Luz links neben ihm; ein wenig weiter saß der Schulmeister Lindner. Ein Morgentrunck im Schwerterhaus war der Vorwand; eigentlich aber waren sie alle gekommen, um zu wissen, wie es der gemarterten Jungfrau gehe; ihrer viele, voran Lindner, hatten auch begehrt, sie zu sehen, nur durch die Thür, nur an Sicht; aber die Mutter, die mit rotgeweinten Augen fort von der Küche in die Schwemme, wo Stephana lag, und wieder in die Küche ging, ließ niemanden zu.

In der Gaststube ging nur eine Rede: das Urth. Es war der Tropfen am Eimer. So frech hatte der Händel die Katholischen noch nie ausgefordert, so schmähslich ihnen noch nie ins Gesicht geschlagen. Sie wollten das nicht erdulden. Unten in der Sierningerstraße brodelte der gemeine Mann und wezte die Sengsten und tränkete seiner Armut Fesen mit Pech, um gegen Händels Knechte loszugehen; hier in der Wirtsstube beriethen die katholischen Männer von Kopf und Herz, wie zu befahren wäre, damit der lutherische Unhold die Religion des Kaisers nicht vollends ins Grab trete, wie er die zarte Jungfrau ertreten hatte mit seinem mörderischen Fuß.

Schwöddchorer sagte: „Man mueß es zum Linz dem Vizedom berichten.“

¹⁾ Schenkstisch.

Spricht Luz: „Der ist ja des Händels Freund, dem Händel sein Bua soll ja die Freyln heiraten. Man mueß es dem Bischofen von Passau hinterbringen.“

Spricht Nothast: „Wider des Händel Gold kombt aa kein Bischof auf.“

Schadi, ein Lebzelter und schlechter Dichter dabei, sprach: „Wie, wenn man es durch Herrn Klesel dem Papsten meldete?“

Da hub Königstorf, der die Welt kennt und drei Sprachen spricht, laut zu lachen an:

„Huy, das hulf uns aber viel! Was kunnt er denn macha? An Legaten na Steyr schicka, han? Den lassens jo ban Schlagbaum nôt herein. Oder oan Breve contra Handelium ausgehn lassen, dann sagend die Händelfreund, der Papst ist schlecht informiert! Der Papst is a Walscher, der versteht niri nôt vo die teutschen Sacha. Ahahaha, Lezelterer, laß di nôt auslacha, du wirst'm Papsten schreiben. Jo, wann du der Erzherzog Ferdinand warst.“

Lindner war es, der brach plötzlich das Wort vom Zaum, den Namen, der allen im Sinn liegt, und keiner getraut sich ihn zu nennen: „Der Kaiser sollts wissen!“ Jo, der Kaiser. Niemand erwidert. Der Kaiser, ja! Ein Wort von ihm und der Stephana ist genuggetan und die Kirchen sind gefreit und Steyr ist gerettet . . . aber, aber! . . . Der Kaiser, der ist ja Händels höchster und bester Freund. Ein Mann murmelt über einen Tisch: „Die! Reuter zue Ranischa¹⁾ wollen reuten.“

Da rief Lindner verwogen: „In Krieg han? Jo, kombt es dann zu diesem Krieg wider Türkei überhaupt, da zarrens uns schon dritthalbe Jahr damit herum? Wozu Herr Mollart (sagt Lindner statt: der Kaiser) die Händlischen Armaturen bräucht! — Jo, meints, es kombt wirklichen“ — seine grelle Stimme steigt auf wie eine Brandrakete — „zue einen Türkenkrieg?“

Dina, das Judenmädlein, tritt mit Krügen ein, legt den Zeigefinger auf die Lippen: „Nicht so laut, ihr Herren! Stephana ist krank! Ind es ist auch jemand oben bei ihr, mit ihr zu reden, und mueß Ruh sein.“

Augenblicklich vor dem dünnen Stimmchen verstummt das Getöse.

Lindner steht auf, seine Knie zittern. „Bi i a Dodl. I hab gschriern. Dina, komb her. Schicksel, komb! Ist sie schlechter? Wer ist droben? Der Arzt?“

Die Stube ist kirchenstill.

Das schwarze Mädlein gibt keine Antwort der Frage, ein Geheimnis leuchtet in ihrem dunklen Auge; da schauen die Männer einander ahnend an, und einer sagt ganz leise:

„I moan, es is a hoher Gast obnet.“ — Ind alle verstehen, obwohl es keiner sagt, der Herr des Himmels ist im Hause. Ohnerachtet das Drohen des Mannes der Bosheit hat ein Priester gewagt, der Martyrin das Sacrament zu bringen . . . Die Männer waren ganz still geworden. Nur ganz dumpf setzten ein paar das vorherige Gespräch fort: Mollart. Krieg. Jo, der Gabriel Bethlehem. Viele saßen auf ihren Bänken, die Hände zwischen den Knien gefalten, verstohlen betend . . .

¹⁾ Ranischa, ungarische Festung, damals ein wichtiger militärischer Platz.

Stephana lag oben in der leeren Schwemme auf ihrem mit grober Leinwat überzogenen Strohsäcklein, mit einem wollenen Leibchen und Rock angetan, und nur die Füße, da sie keine Schuhe anhatte, mit einer Decke bedeckt. Neben ihr saß der Priester, es war der alte Vater Ertelius; das schlohweiße, zittrige Haupt zu ihr geneigt, hörte er ihre Beicht; heilige Ehrfurcht erfüllte ihn, denn das Kind, das mit ihrer holden, schwachen Stimme ihm ihre Sündlein klagte, ist die Lilie, mit Blut besprengt, das erste Opfer der Verfolgung, die der tote Abt geweissagt hat.

Auf einem Bauerntisch zu Häupten des Bettes brannten zwei Wachskerzen auf alten eisernen Leuchtern. Der Tisch war weißgedeckt, die seidene Bursa, in der der gebenedeite Leib des Herrn ruhte, und ein Horabuch des Mönches lagen auf dem Tische.

Heiß und innig hatte die gemarterte Braut den geheimnisvollen Bräutigam ersehnt, eine ganze Fiebernacht hindurch hatte nach ihm ihre unschuldige Seele geschmacht, nach seiner Nähe, nach seinem heilenden Friedenskusse; dennoch wagte sie's nicht, um den gebenedeiten Trost zu bitten, vor Bangen, der Richter könne den Priester, der das Sakrament in die Stadt trüge, fassen und strafen.

Und siehe, als sie in Schmerzen und in ihrer Sehnsucht dahinlag, erschien plötzlich ungerufen der Priester in ihrer Kammer, an seinem Herzen geborgen das Sakrament tragend. Herr Albert aus seinem Gefängnis lasse sie grüßen und segnen, und er komme auf Bitte Herrn Alberts, ihr die Kommunion zu spenden. Ob sie noch nichts genossen habe und ihren Herrn empfangen könne?

Stephana konnte für heiligem freudigen Staunen kaum erwidern: Ja! Ja! — Und mit gefalteten Händen flehte sie: „O gebt mir bald, ich habe nach ihm so inniges Verlangen.“

Also flehte wohl in Liebe St. Magdalena von Pazzis im Garten, Jesus komm zu mir! Da erhob sich die Hostie aus dem Kelch und schwebte auf ihre bräutlichen Lippen, unberührt von Priesterhand . . .

Stephana bat die Mutter, ihr ihr Gewändlein zu bringen, und legte sich mit großer Mühe ganz an bis auf die Schuhe, indes der Priester in der Vorzimmer betete; dann hieß sie die Mutter den Tisch decken und rüsten für den hohen Gast und zwei von den weißgarenen Kerzen, die für den lutherischen Herrn von Steyr nicht haben brennen gedurft, leuchteten nun für Jesum Christum, den Herrn der Welt.

Die kleinen Geschwistlichen warteten in der Bettkammer, und die Mutter stand im Vorhaus Wache; Stephana enthüllte vor dem greisen Priester ihr heiliges Kindesherz; da tropften Tränen über die furchigen, hohlen Wangen des Alten; o, Unschuld, arme Unschuld, dich haben sie ausgestellt wie eine Verworfenne, dich, deren Reinheit mit ein Stäublein freiwilliger Sünde trübt.

„Haß, ob sie gespürt habe oder heftigen Abscheu für dem Richter, der ihr so unrecht tan,“ fragte der Priester.

Sie schüttelte den Kopf, von dem die goldbraunen, schweren Zöpfe über ihre Schulter und Brust hingen.

„Schrecklich war er,“ sagte sie leis, „und abscheulich sehr war alles, was er

geredt hat —“ sie schauderte. „Und vor dem, was er geredt und tan hat, habe ich Abscheu gehabt, aber hassen darf man ja einen Menschen nit.“

„Und die andern Leut, die dich gemartert und verspottet haben?“

Jetzt fing das arme Kind zu weinen an, und ihre stillen Tränen schrien gegen Himmel und schrien gegen den ungerechten Richter.

„Das war . . . viel schiech . . .“ schluchzte sie mit weher Stimme. „Nit reden davon, gel Hochwürden.“

Da erhob er sich auf seinen dünnen alten Gliedern und neigte sich über sie und streichelte ihren Kopf, den sie im Rissen barg. Und redete ermahmend und priesterlich, „mueßt es Gott aufopfern. Denke, es seind woll viel heilige Jungfrauen noch mehr gemartert gewest als du. Denk woll, die heilige Agnes hätt im Feuer stehen müssen. Item die heilige Thekla. Und die heilige Bibiana ist zu Tode gezeißelt worden. Die heilige Potamiäna ist in einen Köffel voller siedendem Pech getaucht worden und für die Gnad, daß man ihr hätt ihr Kleider gelassen, hat die Marter umb das länger gewährt, wann der heilige Schriftensteller recht berichtet ist, drei Stund. Und die heilige Eulalia ist mit eisernen Zangen jämmerlich zerrissen worden, und sie hat nicht geklagt, sundern frohlockt mit diesen Worten: Mit Eisen und Stachel habend sie deinen Sieg meinem Leibe eingegraben, und dein Nam, Herr Christe, glänzt in Purpur auf meinen Gliedern.“

Das Mägdlein weinte vor sich hin: „O ja, hochwürdiger Herr, die habend viel mehr gelitten. Ich weiß es wohl, die warend aber auch viel heiliger als ich . . . Hochwürdiger Herr,“ kam es bebend von ihren lilienbleichen Lippen, „tuat mich nicht verachten, aber o viel lieber hätt ich mögen alle die Martern, die Ihr genannt habt, ausstehen — als durt oben stehen müssen und die Reden hören, die die Manner täten. Seunt in der Nacht“, klagte sie, die großen verweinten Wunderaugen über sich gehoben, „ist es mir fürgangen, alles, alles, was die mir habend hinaufgeschriern . . . und da ist mir so worden —“ ihre Stimme ersticke — „als kint der Heiland mi nimmermehr lieben wie zuvor . . . bald i so viel Böses gehört habe — und sie mir so viel Schlechtes habend angehängt . . . ein Braut Christi . . . mueß weiß sein wie der Schnee . . . an mir aber bekleben jetzt alli . . . die schlechten Reden . . . i bin nimmer weiß . . .“

Der Priester murmelte: „Mein Kind, das ist eine Versuchung. Nur wer will, sündiget. Du hast die Schand und Schmachwort ohne Willen gehört, und sie habend dich nicht befleckt.“

Das Mägdlein sprach ruhiger: „Jo, ich weiß dieses. Gott und mein Schutzengel wissend es, was in meinem Herzen war, wie ich da droben hab stehen müssen. Aber wann i a schönes weißes Kleid hab, und kombt einer und zerreißt und beschmußt es mir, i mueß mi do grämben und weinen, wenn ich es auch nit selbsten verschuldt habe, daß mein Kleidlein dahin ist; ich habe diese schiechen Sachen nit gewußt,“ klagte sie herzlich, „am Prauger habe ich sie erstmals hören müessen.“

Der Priester saß schweigend und zutiefst ergriffen neben ihr und brachte kein Wort über die Lippen. Ihm war, er höre einen zarten Engel

weinen, wider dessen strahlende Lilie Teufelsunbrut ihren höllischen Geifer gespien hatte.

Das arme Kind ermannte sich, bevor er Worte fand, sie zu trösten. „Aber was red i denn,“ sagte sie mit von Schluchzen gebrochener Stimme, „tua allweil Klagen, wie wann ich allein in Trübsal wär, und Herr Albertus hat doch ein viel schwereres Kreuz dann ich zu tragen . . . o, sagt mir,“ bat sie, ihre frommen Händchen faltend, „wia ergeht es ihm denn, wann wird es zum geistlichen Gericht, und gel da wird er gewiß losgesprochen?“

„Ich weiß das nit, mein Tochter,“ sprach sanft der Greis. „Setz mueß er halt gefangen sein, aber er trägt es mit Gott ruhig. Nur umb dich ist er gar in Sorgen.“

„O,“ sagte Stephana leis lächelnd, „ich! — Unkraut verdirbet nicht.“

„Gefangen,“ wiederholte sie wehmütig vor sich hin, „und gar nichts hat er verbrochen, als daß er für Jesus und die heilige Kirche wie ein Apostel geeifert hat. Jesus, tu ihn doch bald befreien!“ lispelte sie, das Auge auf der geheimnisvollen seidnen Hülle, die zwischen den sitzenden Kerzen den Leib des Heilands barg. „Du hast dem Petrus einen Engel gesandt, der Herr Vater Albertus ist aber recht ein Petrus zu Steyr . . .“

„Sawoll ist er ein apostolischer Mann,“ neigte der alte Priester beistimmend das Haupt.

Die Jungfrau fuhr mit der Hand über die Stirn: „Und ist schier ein Martyrer worden. — Der andre hat ihn ja erschlagen wollen in der Freysing, in dem war dazmals noch der Teufel . . . dann nacher war aber derselbig Mensch auch gut und hat mich erlöst und die Mutter getröstet. Was ist denn mit ihm geschehen?“

„Dem Händelsohn? Der ist auch gefangen,“ erwiderte der Mönch.

„Der auch!“ sagte sie traurig. „Zweene zwegen mir armen Magd. Aber er mueß nit lang herwarten? Geschicht ihm do sunst nit Böses? Mir ist heunt,“ sie schauert, „für Tag im Traumb oder wia es schon war fürkomben, daß ihm habend zwegen meiner den Kopf abgeschlagen . . . hu, das war schiach.“

„Da brauchst kein Sorg nit haben,“ sagte der Alte lächelnd. „Ihm wird es schon nit schlecht ergehen . . . er ist ja doch dem Händel sein einziger lieber Suhn. Teils sagend, er is scho ledig der Haft, und ist er's nit, so wird er's wohl bald werden.“

Als der Greis so redete, sah er forschend dem Mägdlein ins Gesicht. Aber es blickte ihn aus ihrem Aug nur kühle, heilige Kindesunschuld an, als sie ruhig sagte: „I bin froh, daß es ihm nit schlecht ergeht, weil er gut mit mir und mit der Mutter war. — Gott soll ihn bekehren, den armen irrgläubigen Mann.“

Stephana, lieb heiliges Kind! Viel Mägden, auch von den frommen, die dieser Mann, der schönste und stolzeste von Steyr, hätt in Armen getragen wie dich, würde das Herz lichterloh brennen, du aber bist die Lilie des Herrn, und göttliches Eigentum glüht nit irdisch, spricht Hieronymus.

Also dachte der alte Priester, doch Stephana unterbrach sein ernstes

Sinnen, indem sie sich abermals schalt: „Aber i muß ja beichten, und anstatt dessen tuari schwätzen. Hochwürden, verzeihet.“

Sie tastete mit der Hand über sich, wo ihre armen Bildchen hingen, um ihrer frommen Gewohnheit nach den Rosenkranz, mit dem sie zu beichten pflegte, herabzunehmen, und ließ sogleich die Hände fallen. „O, wo ist mein Rosenkranz“ — ein lautloses Schluchzen hob ihre matte Brust. „Gnumma habens mir'n . . . an Abgötterei habens ihn genannt. O, wo ist mein lieber Rosenkranz, i hab ihn vom Vater . . .“ Dann ward sie wieder ruhig, faltete die leeren Hände und beendete ihre Beicht, die Beicht einer Heiligen. Nachdem der Priester ihr die Buße aufgegeben und sie mit wenigen Worten, die er vor Rührung kaum sprechen konnte, dem Schutze Gottes und aller lieben Engel empfohlen hatte, erhob er sich von seinem Holzstuhl und nahm mit den zitternden hageren Händen die heilige Hostie aus der Bursa. Nun bewegte sich die Tür in die Bettkammer der Schwertnerin, und der Flachskopf des kleinen Christoph spähte begierig herein. Stephana winkte ihm mit ihrer bleichen Hand, da kam er eilfertig angetrabt und stellte sich neben den Priester, feierlich mit gefalteten Händen, wie er's in der Kirche beim Ministrieren gelernt hat; sein kleinerer Bruder und das Schwesterlein, die das Kleinste schleppte, kamen auf den Fußspitzen hinter ihm drein, mit großen Augen den Priester anstaunend. Zugleich ging die Tür gegens Vorhaus, und es kam noch Stephanas Mutter; ihre rotgeweinten Augen sahen weder den Priester noch das Sakrament an, sondern nur ihr gemartertes Kind, und mit angstvoller Stimme fragte sie laut: „Stefflerl wirßt jest kommunizieren, gelso?“

Stephana machte ihr ein Zeichen mit der Hand, mahnend, aber liebevoll, daß sie sollte nicht so laut reden. Der greise Priester, die Hostie in Händen, halblaut latein für sich hinbetend, stand im Sonnenglanze gleich einem heiligen Jünger des Herrn, der zum Troste verfolgter Brüder und Schwestern vom Himmel zur Erde niedergestiegen ist.

Langsam und mühselig richtete sich Stephana sitzend auf, ihre Zähne gruben sich in die weißen Lippen, denn ihr zarter Leib war weh und wund vom wilden Eisen.

Die Mutter lief zu ihr und wollte sie in die Arme nehmen und klagte laut: „Mei guldens Kind, mei Kind, bleib liegen, tuast dir jo weh, o, der Kezer, der schandliche, der mein Kind also gemartert hat.“

Stephana flehte leis: „Muetterl nit, nit schimpfa, geh Muetterl, knie di nieder.“

Sie setzte sich behutsam zuerst auf die Fersen zurück und kniete dann, während die Mutter sie mit ihrem derben Bäuerinnenarm unterfaßte, auf ihrem Strohsäcklein wie ein betender bleicher Engel, die kleinen Geschwißtrige knieten um sie; der Bruder Christoph neben dem Priester sagte eifertlich das Konfiteor herunter; aus Stephanas wunder, engelreiner Brust aber schwebte wie eine schneeweiße Taube das kindliche Gebet, mit dem sie den Geliebten so oft in ihr Herz zu Gaste lud:

O mein Jesu komb zu mir,
Mein Herz zur Wohnung schenk ich dir.

O mein vielgeliebter Freund,
 Wär ich doch mit dir vereint.
 Wann ich dir am liebsten bin,
 Dann, mein Jesus, nimb mich hin —
 Doch wenn du kommest zum Gericht,
 Dann, mein Freund, verlaß mich nicht.

Alle Schrecken der verlaufenen Stunden versanken jetzt vor der Sehnsucht und Liebe der armen Braut. Aller Schmerz, alles unholde Erinnern, das ihre reine Seele peinigte, war weg; ihre kinderweichen und doch jungfräulichen Züge, die bleich und fahl noch eben gewesen, färbten sich blumenhaft rosig, als nun der greise Priester die Hostie ihr auf die Lippen legte. Leise schloß sich ihr holder Mund, eine Rose um köstlichen Tau, der vom Himmel träufelt. Ihre Hände schlossen sich über der Brust zusammen und ruhten da still gefaltet, zwei unbefleckte Lilien, die demüthvoll vor Ihm sich neigen, der die Lilien kleidet, und der unter ihnen zu weiden begehrt.

Eine kleine Weile kniete sie, im Innersten ihrer Seele betend und zu Ihm, für den sie so bittere Schmach gelitten hatte, zarte Kindesworte sprechend:

„Geh, mein Jesus, i bin noch dein Braut — ob ich auch dort oben gestanden bin, du wirst mich nit verachten! Mein Leib und Seel sind dein, o nimb sie in deine heiligen Hände, du meine gegeißelt, gekrönt und gekreuzigte Liebe, tu nit verachten die arme Stephana, die auch an der Schandsäul gestanden ist.“

Indes das Kind, in sich selbst versunken, noch betete, und die Geschwistern wie neugierige kleine Englein um eine Heilige in Verklärung um ihr Bett mit gefalteten Händchen sich drängten, zog der greise Mönch aus seinem Talar eine kleine Kapsel, daran Perlen und Gold schimmerten, sie umfaßten einen Span des heiligen Kreuzes. Der Mönch neigte sich über die betende Jungfrau, die in ihrer Mutter Arm lag; die schimmernde Kapsel in der linken Hand, sprach er über der Jungfrau dunkelgoldigem Haupte den uralten benediktinischen Krankensegen: „Per sanctissimum Nomen Domini invocatum optatam tibi donet sanitatem illa fides, qua sanctus Maurus per sequentia verba aegrotos sanavit:

In nomine sanctissimae et individuae Trinitatis, adjuta meritis sanctissimi Patris Benedicti, sta sana, o Stephana, et incolumis super pedes tuos recta . . .“

Von unten drang Aufklang und der abgesetzte Schritt marschierender Männer herauf.

Die Mutter legte ihr Kind, über welchem der Priester noch betete, rasch in den Polster zurück und ging ans Fenster. Da sah sie eine Rotte von Steyrer Schützen vor dem Thor und ein lediges Pferd, anscheinend das des Offiziers, diesen sah sie nicht und ahnte nicht, daß er eben in ihr Haus getreten war; dennoch erschrak sie tödlich; denn solche Schützen haben ihr armes Kind an der Schandsäul bewacht. Eilig, mit zitternden Fingern, drückte sie die beiden Kerzen aus und warf sie samt den Leuchtern in ihre Schürze und räumte auch das weiße Linnen ab. Der Priester sah sich

erstaunt um; Stephana, die noch immer im Gebet versunken war, bezeichnete sich, das Gebet beendend, mit dem heiligen Kreuzzeichen und fragte:

„Aber Muetterl, warumb tuast Kerzen auslescha, was is den beschehen?“

„Nixi nit, mei Kind,“ beruhigte die Mutter. Dem Mönch raunte sie hastig zu: „Soldaten hand vorn Haus.“

„So —? Es ziehend umbeinand, weil Aufruhr befürchtend,“ sprach der Pater und ließ auch nicht Unruhe scheinen, spähte jedoch nach einem Ausgang, durch den er von der Gartenseite aus dem Haus entkäme.

Da erklang wie eines Engels Mahnung die schwache, sanfte Kinderstimme vom Bettlein:

„Tun wir uns nicht fürchten, Jesus im heiligsten Sakrament, der mich heimbesucht hat, wird uns beschützen.“

„O Kind, er hat dich gestert nit beschützt!“ weinte in ihrer Angst die Mutter und horchte und erstarrte . . . ein Schwert klingt unten im Haus.

„O woll, er hat mich beschützt! Er hat doch den geschickt, der mich aus dem Eisen erlöset hat!“ sprach das fromme Mägdlein; da schämte der alte Priester sich seiner Furcht und behielt die rotseiden Stola, die er schon hatte in den Salar stecken wollen, um den Hals und die heilige Reliquie in der Hand und beschloß die Segenshandlung:

„Potentia Dei Patris, Sapientia Dei Filii, Virtute Spiritus Sancti liberet te ab ista infirmitate. Amen.“

An der Tür der Schwemme erschien der dunkle Krauskopf der kleinen Jüdin, und ihr blaßes Händchen winkte herein:

„Frau Schwertnerin, der Herr von Händel, der was die Schützen befiehlt, will mit der Frau reden.“

Die Schwertnerin fuhr entsetzt zusammen. Was kann der wollen? „I wir glei gehen. Sag Dinerl, i komb glei.“ Mit zitternden Knien ging sie hinaus.

Stephana sah um sich, die Hand an der Stirne. „Des Händel sein Sohn —“ sagte sie matt. „Etwan kombt er mi wieder holen . . . etwan sein Vater hat ihm das aufgelegt, umb daß er ihn hätt freigelassen.“ Sie schauerte heftig. „O Gott, nur nit an Pranger! Aber mein Jesus —“ flehte sie gen Himmel, „du bist bei mir und tuast mi stärken . . . dein Wille geschehe.“

„Nein, mein Kind!“ rief erschüttert der Priester, „das geschicht nicht, und wenn dieser Bueb es wagt, i war aa amal a Kriegsmann, und unten seind katholische Mannen und Waffen genug.“

Er stellte sich, seine hagere Eremitengestalt in die Höhe richtend, neben Stephanas Strohäcklein auf, entschlossen, sie mit seinen schwachen Kräften gegen jede Anbild zu beschützen . . . Stephana aber rückte mit ihrer zarten Hand an seinem Salar und bat: „Nit Manner holen. Gottes Wille geschehe.“

Unten im Stiegenhaus stand im Dämmer Heinrich Händel und gab seinem Feldwebel zur Tür hinaus einen Befehl. Links aus der Wirtsstube schauten auf ihn die Gesichter vieler Mannen. Jetzt kam im halben Dunkel über die Stiege die Schwertnerin herab und keuchte, atemlos vor Angst:

„Gnädiger Herr, was will der gnädige Herr von uns armen Leuten haben?“

„Ich bin nur kommen, ichtes bringen, was hier ins Haus gehört.“ Der junge Händel nahm rasch einen Stiegenabsatz und stand neben der Frau, in der Rechten das Bündlein mit Stephanas armer Habe lufend. „Sachen, die Eurer Tochter gehören. Zween Tuch und eine Kette; ich darfs nit behalten; unrecht Gut gedeiht nicht!“

Das in Todesangst wild arbeitende Herz der armen Mutter ward unter dem sanften und leiz schalkhaften Ton seiner Rede plötzlich leicht; o woll, der tut uns nictes! O woll, er ist es, der mein Kind vom Pranger erlöset hat und guet wie ein Engel war, was han ich Närrin mich denn vor ihm geforchten.

„O, Dank dem Herrn,“ keuchte sie, ihre verwachten, rotgeweinnten Augen zu seinen stolzen, die jetzt vor frohem Übermut blizten, hebend. „Der Herr hat uns nit vergessen. O, jazten wirds lacha mei Stefferl; sie hat gar viel umb ihr Beten geweint, die hätt sie vom Vater.“

Sie streckte die Hand nach dem Bündel; er jedoch sagte: „Frau, ich möcht es ihr selber geben. Kann das sein?“

Ja, die Schönheit sehen will er. Sehen, wie sie lacht, da sie, Arme, gestert so bitterlich geweint hat. Ja, er will's, er hat sich das verdient.

„Mein armes Kind ist krank,“ sagte die Mutter; ob denn nur der Münch schon oben weg war; ein kleines Stiegel geht zum Garten aus. . . „Aber i will fragen. Kombt der gnädig Herr, bitt schön, hier ist es gar finster und wüßt, i bitt umb Vergebung.“

„Krank“ — wiederholte der junge Händel, und all sein Übermut war weg. Sie sagten es ihm ja schon. Aber nun ist er in ihrem Haus, und das ist die Mutter, und sie sagt es ihm und weint dazu.

„Stark krank?“ fragte er.

„Das schandlich Eisen hat sie hineingeschnitten,“ sagte die Mutter, „und dann der Schrecken und die Schand dazua haben sie gar herunterbracht.“

„Was habts vor ein Arzt?“ fragte Heinrich heftig. Etwan sie habend ein grobmächtigen Vader, der nix versteht, für die vielholde Kleine.

„Wir habend keinen,“ sagte das Weib.

Er war schnell hinaufgestiegen. Oben im Licht stehend, in seiner Pracht, mit silbern Panther und goldenem Schwert, so schön, daß das Weib ihn anstaunte, redete er gebieterisch:

„Ihr werdet einen Arzt holen! Hört Ihr, Frau? Sogleich. Ja, Arzt sind teuer. Ich zahle es aber.“

„So, Herr,“ sagte das Weib, die inzwischen auch emporgestiegen war, „mein Kind will keinen Arzt han. . .“ Sie stand neben ihm und redete leiz, die beweglichen Augen losend¹⁾ auf einer Thür, da bebte etwas in seinem Herzen; denn er wußte sogleich, daß dort die Stephana lag.

„Mein frombes schamhaftiges Kind laßt si von keinem Mann nit anrühren, nur von der Mutter laßt sie si anrühren; habe sie mit dem Eis-

¹⁾ horchend, laufend.

fälblein, was i für alle Wehtag han, a weng gerieben, das tut gut," erzählte die Frau.

Der junge Mensch rief herrisch: „Den Arzt ruft doch jedes Kranke, Mann und Weib. Warumb sagt Ihr ihr das nicht?“

Die Mutter erwidert: „Ja, Herr. Aber mein Kind, wenn sie ihren Willen hat, hat sie ihn.“

„So," er biß sich auf die Lippen. — Das habend wol die Mönch der holden, armen Närrin in den Kopf gesetzt, daß es unziemlich wär, einen Arzt haben . . . Sie aber kann darüber zugrund gehen, elend und verwundt . . . „So fragt, ob ich zu ihr hineindarf," rief er ungeduldig.

„Jo, Herr. I wird schaugen.“

Die Mutter schritt auf ihren krachenden Lederschuh in die Tür, und der junge Kriegsmann, der wartend stand, sah Licht sich aufstun und verschwinden.

Dann kam die Mutter heraus und sprach leis: „I bitt. Ein Nun. Sie legt nur d' Schuach an.“ Dann öffnete sie wieder die Tür. Heinrich Händel hielt die Schwertangel fest an seine Hüfte gepreßt, daß das Schwert nicht klingen sollte.

Er nahm den befiederten Sturmhut ab, dennoch mußte er sich beim Passieren der Türe bücken, denn er war sehr groß. Was, da waren so viel Leut drin? Er blieb stehen.

Die Augen eines Mönches und mehrerer Kinder flimmerten ihm in Neubegier und heimlicher Furcht hastig entgegen. Aber dort die Jungfrau, die auf einem, wie's scheint, strohenen Lager saß, den dunkelgoldigen Kopf in eine Hand gestützt, sah nicht auf und ihn nicht an.

Die Mutter kam auf sie zu und sagte: „Steffertl, das is der gnädige Herr.“ Und nun sah das Mädchen auf und warf einen ruhigen, klaren Blick auf die hohe Gestalt des steyrischen Kriegsmannes, auf dessen kraftgewölbter Brust der silbern Panther funkelte, und in das stolz und schöne, jetzt etwas erblaßte Gesicht des Zwanzigjährigen.

„Was will der gnädige Herr bei uns?“ fragte sie die Mutter.

Er schritt nun an ihr Lager, die Augen der Mutter und der Kinder gingen mit ihm; und waren nimmer angsthaft, sondern froh und begierig; nein, dieser schöne und liebe Herr tut ihr nichts, da linen wir sicher fahren. Vater Ertelius, seine Heilum am Busen geborgen, neigte sich vor ihm, der dies nicht, überhaupt den Mönch nicht sehen wollte, und ging leisen Schrittes fort.

„Hier," sagte Heinrich Händel, und sah auf die Jungfrau herab, die mit ihrem geneigten goldfarbenen Scheitel und den verschlungenen Händen auf ihrem Strohsack saß, gleich einer liebarten jungfräulichen Genoveva im Elend.

Schön, schön ist sie, wol ist ihresgleichen nit in Steyr, nit in Linz.

„Jungfrau, hier bringe ich Euch, was Euch zugehört, was Euch — genommen worden ist.“

Er reichte ihr mit seiner Rechten im goldstarrenden Handschuh, die den eisernen Reifen zerschmiß wie Engelsband die Satansklau, behutsam das

Bündlein hinab, und sie nahm es freudig und legte es auf ihren Schoß und wickelte es auf.

„I dank schön, Herr! — Schaug, Muetter!“ sprach sie eifrig mit glänzenden Augen, „da ist alles beisamb; das ist mein Schultertuch von der Mahm¹⁾, und Kopftücherl ist auch da, was i mir selm gsponna hab“ — sie faltete es auf, klirr, fiel etwas mit feingläsernem Klang aus dem Kopftücherl zur Erde. „Se Mutter,“ schrie jetzt Stephana hell auf, „da schaug her! Mein Rosenkranz!“ sprach sie innig, „mein lieber, lieber Rosenkranz.“ Sie nahm ihn und führte das Kristallkreuzlein an ihren zarten Mund, die Kinder umrangen sie und zwitscherten vor Lust: „Ei ja — Stefferl hat ihr Beten kriagt.“

Stephana aber saß, still den Rosenkranz an ihr Herz drückend. Der war mit ihr in die Freysing mitgezogen, der hatte all Gloria, Freud und Schimpf gesehn und war der Zeug ihrer bitteren Marter gewesen. Auch Heinrich Händel, der auf sie herablickte, dachte mit einem Schauer an jenen Augenblick, den grausamen, da sie an der Säule stund und sie ihr das Heiltum vom Halse rissen. Er bringt ihr zween Tüchlein und die Kett; ein Bettel, ist das genug getan? Die blutige Schande, die sie ihr taten, als der Abschaum aller Männer dieses Wunder von einem zarten, unbefleckten Leib, den niemand als Mutterhand berühren darf, hin und her rissen und in das Eisen der Dieb und Dirnen hingen, wer tut ihr dafür genug?

Scham und Schmerz würgten ihn an der Kehle. Er drehte sich halb zur Mutter um und sprach mit dumpfer und gepresster Stimme:

„Jungfrau, vergeßt es uns . . . was gestern fürbeigegangen ist, und Ihr, Frau, gedenkt es uns nit, daß wir Eurem Kind so wehtaten, wider Gebühr, Ich wollt, es wäre nit geschehn.“

Stephana sprach leis: „Ihr habt mich ja gerettet. Wie soll ich Euch anderes gedenken als das.“

Die Mutter aber, den Blick auf ihrem bleichen, zerquälten Kind, sprach bitter, in plötzlich neu auflebendem Schmerz:

„Ja, Herr, das ist bald gesagt, gedenkt nit! Ewer Vater hätt das nit tun sollen, an ein armen Jungfrauen, armem Waisennägdl. Solche Tat wird ihn einmal schwer drücken; wenn Menschen vergessen, Gott vergißt es nit.“

Heinrich Händel errötete bis unter die Stirn.

„Wenn mein Vater grausam war“ — o ja, und kein Nero war so grausam — aber er ist sein Vater, den verleugnet er nicht: „Die Pest, die dieser Alibert uns hereinschleppen wollt, ist auch grausam.“ Zäh funkelte in seinen Augen etwas Schlimmes und Wildes, der Haß des Rezerbuben gegen den Priester auf. Der ist doch an allem schuld. Er hat Stephana unglücklich gemacht. Der verfluchte Zelot. Wär er nicht gewesen, der Vater hätte sie nicht verurteilt.

Da richtete sich das Mädchen, von den Ärmchen der kleinen Geschwiftrige sich lösmachend, empor, und in ihren Augen leuchtet die heilige Bekennerin,

¹⁾ Muhme, Tante.

die im Gericht stand und an der Säule litt, als sie fest und bestimmt sagte: „Scheltet nit den heiligen Mann, Herr! Die Pest ist grausamb, ja! Aber grausamber als alli Pest ist Sünd und Irrglaub.“

Die Mutter wurde plötzlich der Gefahr inne. In Gotts Namen nur nichts reden. Der ist der Sohn des Richters und hat das Schwert an der Seite und unten stehend seine Mannen.

„Wir seind halt armi Leut, wir reden dumm — nir vor unguet, gnädigster Herr —“ stammelte sie unterwürfig und angstvoll; er aber beachtete sie nicht, sondern sagte zur Heldenjungfrau, die ihm die Fahne zerschlug — jetzt ist sie's! So blickte sie ihn in der Freysing an: „Unser Glaub ist nit irr, sondern gereinigt von allem alten Moder.“

Sie sagte: „Euer Glaub ist nit gereinigt, sondern erschwacht.“

„So?“ lachte er trozig. „Ich mein, die Schwachen seind die mit dem Papst halten und einen Menschen über Gott setzen.“

„Wer sagt Euch denn das, daß wir einen Menschen über Gott setzen?“ sprach das Mädchen. Die Mutter hatte ihr mit zitternder Hand das kleine Kind auf den Schoß gelegt, das kranke Brüderl; sie streichelte ihm zart die dünnen Blondhärlein und sprach dieweil über sein Köpflein hinweg zum jungen Händel ruhig und bestimmt: „Jesus hat zu seinem Apostel gesagt: „Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

So sprach sie, ohne Furcht, von ihrem Schmerzenslager, wo sie saß, arm und gemartert, mit dem Male des Schand eisens am zarten Leib, zum wehrhaften Mann, dem Sohne des Tyrannen, der eine Wimper dräuend zucken braucht, und sie muß sterben.

Aber er dräute nicht, er sah sie nur mit Staunen groß an. War sie gestert wundersamer mit der Fahne oder am Pfahl betend, oder jetzt, auf ihrem Bettlein, da sie das Kleine küßt und ihm trost? Was müßt ihr Pfaffen Stolz und Hoffart tragen, daß diese allerholdeste Blume in Eurem wüsten Ankrautgarten blüht? Wann ich sie euch rauben kinnet, ich tät es euch schon zum Poffen! . . .

Heinrich Händel nahm seinen Schützenhut, den er, als er das Bündlein dem Mädchen behändig, auf den Strohsack ihr zu Füßen abgelegt hatte, in die Hand und richtete sich zum Gehen; die Kinder alle äugten ihn bewundernd an, und die Mutter neigte sich zitternd tief vor ihm.

Er hatte den Hut unterm Arm und die Hand an der Schwertangel und sagte ausfordernd zu der Jungfrau, die ihn beschämen wollt, und das leidet ein Händel nit: „Wortklauben ist recht der Pfaffen Mod. Es gibt Wort Christi, die gar nicht verbürgt sind, so wie es einen falschen Apostelbrief gibt.“

„So ist es leicht, die Gebot halten,“ sagte Stephana, „wenn man das, so man nit halten will, ein erlogenes sein läffet; nit der heilige Geist lügt, wohl aber die sündigen Menschen.“

„Jesus — Stefferl! Nit!“ bat die Mutter in neuem Schrecken. Der Händelsohn, der stolze, kräufelte die Lippen: „Weißt du auch immer eine Nusred, wie es Ewer Jesuiten haben.“

„Mein Vater hätt gesagt,“ sprach Stephana, das Rosenkränzlein um ihren Hals mit zarter Hand hängend, „wie besser und klüger ein Priester, wie mehr furt er dem Teifl¹⁾, und über die Jesuiter furt er si allweil am meisten.“

Die Kindlein um der Schwester Bett kicherten vor Lust, weil der schöne Steyrerschütz und die Steffi hakeln und die Steffi es allm besser kann.

Die Mutter derweil litt immerzu bitterste Angst; doch der Händelsohn lachte laut auf in bubenhaftem Übermut: „Dank schön, daß du mich Teufel nennst.“

Die Jungfrau entgegnete ernsthaft: „So habe ich Euch nit genannt, Herr. Jeder Mensch ist Gottes, als lang er lebt, oder er soll es werden.“

Der junge Heinrich fuhr mit der einen Hand über den Goldhandschuh der anderen leise und mit gesenkten Augen. Jeder Mensch ist Gottes. Wie hold sie das sagt. Ihre Wunderstimme sänftigt seinen Troß und läßt ihn fast sich schämen, daß er den bleichen Engel ausgefordert hat.

Er sagte: „Ich bin nicht kornen, Jungfrau, umb Streit anzufahren; hab ich es getan, so war es nur aus schlechter Gewohnheit. — Ich wünsche Euch, daß Ihr bald so wolauf und bei Kraft seid wie in der Freysing!“

Und er bot ihr die Hand. Sie reichte ihm etwas zögernd die ihre, und als er ihre kleine liebliche Hand umspannte, durchrieselte ihn heiße Lust; doch sogleich zog sie die Hand zurück.

„Und ich wünsche Euch“, sprach sie ernst, „die Gnade Gottes für das Gute, das Ihr mir erwiesen habt.“

Und das ist alles — drei zarte Finger, kühl wie flockiger Schnee, und die Gnade Gottes — und er ist ihretwegen in Gefahr des Schwerts gestanden und gefangen gelegen, und Bitterniß hat er in Strömen getrunken. —

Er kränkte sich. Und doch war ihm wunderbarlich wonnig, weil sie ihn doch fromm gegrüßt, und er ihre tapfre reine Hand hatte anrühren dürfen.

Die Mutter Stephanas aber ward aller Not und Sorgen ledig, als sie sah, daß der stolze Kriegsmann ihrem Töchterlein die Hand gab, und die kleinen Geschwistrige lachten mit ihren Guckaugen wie ebensoviele lustige Heinglein, und der Christoph trappte im Schulschritt zum schönen Kriegsmann und sagte keck: „Woast, i wir eh aa amal a Steyrerschütz wie du?“

„Rinter sollend still sein,“ verwies die Stephana. „Und ein fremden Herrn tuat man nit tauzen.“ Sie lachte ein wenig dabei: das war, wie wenn die schönste zartrote Rosenknospe ihren Blust auftut. — Heinrich Händel hat viele Maiden lachen sehen, aber nie eine so hold.

Horch! Da rief unten eine Stimme: Herr Heinrich! Und aber eine: Herr Heinrich! Und plötzlich dröhnten viel Stimmen durcheinand.

„Ich komb schon,“ schrie Heinrich. He holla, dort stadtwärts flog Feuer auf und — grell auf einmal stieg das Signal — drei Ruf Huy Rasim — Sturm! — Also doch Blut, o weh, so muß es sein, muß ich dich holde Unschuld jetzt verlassen.

Er sah Stephana nochmals an, während Mutter und Kleinkinder an die

¹⁾ Argert er den Teufel.

Fenster liefen; er trank ihre bleiche Lieblichkeit in sich; aber sie sah ernst vor sich hin und schien nur wieder zu beten.

Er schritt hinaus mit klingendem Schritt, stiegenab auf die Straße. Darannte und reiste alles durcheinander, Haufen von Mannen rannten der Sierningerstraße zu, die eifß Schützen standen wie eine Insel im brandenden Meer fürm Schwertnerhaus und hielten sich mühslich mit den Bombarden den Sturm und Strom der Männer vom Leib; noch hieb keine Faust drein, noch fiel kein Schuß, aber die Stund ist kommen. Heinrich Händel weiß es; wie er ins Tor trat und sein Pferd, das sie ihm mit Not unters Tor rissen, bestieg, vernahm er rundumher Mordgeheul wie von Ungeheuern, die an der Kette aufsprangen; Dem Richter gebts es heim! Die Magd is elend! Der Münch war versehen da! Die Magd wird sterben. Kennts an, kennts an! Kennts dem Richter sei Haus an!

Aus allen Toren zugleich wogten die blanken Sensen hervor und schwankten die Flegel mit Ketten dran in nervigten Mannsfäusten.

Die Schützen riefen: Herr Heinrich, führt uns hinunter, wir wollend wider die Band z' gegengehn, die seins schon über Ewern Herrn Vaters Messerei, di Rauba. Do wirds schiach."

„Rauba? Rauba sads ös!“ heulte es grausig her und her die Gassen. „Rauba! Rauba! Händelbankert, kombst du von der armen Jungfrau, hastu sie mit deinem Sporn getreten, bald sie nir mehr hat, was ihr stehlen kintz, ihr Rauber.“

Heinrich saß hoch zu Pferd, in fahler Blässe, aber ruhig und schaute mit dunklem Blick gebieterisch um sich.

„Wir sind keine Rauber!“ rief er mit lauter, stolzer Stimme, nit mehr als das; ich hab ihr heimerstattet, was ihr genommen ward, nein, so klein macht er sich nit, den Greißlern das zu sagen.

„Was beschehn, ist beschehn; meint ihr aber, es wird anders, so ihr euch am Eigentum meines Vaters vergreift?“ „Gewaltschritt marsch!“ befahl er den Schützen, da kamen aus allen Häusern Satanasse¹⁾ und aus allen Türen Reulen und Klingen herfür, und das Gebrüll: Rauba, Rauba ward entsetzlich, daß die Schützen die Fourquinen gegen Boden und die Bombarden einstellten und die feurigen Luntten aufreckten und schrien: „Herr, befehlt, so schießen wir, Blut muß sein, und es ist baß ihrs dann Cures.“

„Noch nit!“ sprach Heinrich, „brauchts euch ewer Armb, wir müssen auch so vorankomben.“

Da riefen viele: „Herr Heinrich laßt nit schießen. Gebts Raumb Herrn Heinrichen, laßt's n reuten in d' Sierningerstraßen, er ist guet dem Volk.“ Aber andre heulten: „Nieder, nieder! dem Rauber sein Sohn, der Raubersbankert, wie er prangt, hauts'n nieder!“ Die Schützen dawider brüllten: „Nieder mit die papistischen Friedbrecher.“ Ein Kriegsflegel traf Heinrichs Pferd, daß es strauchelte. Aus der Schwertnerischen Gaststube traten jetzt einige der katholischen Herren, und einer beschwor die Menge: „Leut umb

¹⁾ Teufelsgestalten.

Gott, es stürzts enk ins Verderb¹⁾. Laßt's ihn doch! In Gottes Nam'! Das wird mit Blut gerochen."

Heinrich schlug seinem Rotroß, das schäumend stieg, hart mit der Hand um die Schnauze; nun ging es Trab, aber nur Schritt vor Schritt mit äußerster Müß voran. Die Schützen kämpften sich mit Fäusten und Fourquinen hinter ihrem Führer weiter, und her und her heulte der wutentbrannte Pöbel: „Rauba, Rauba! Kennt's an, kennt's an.“

Da sprach drin in der Schwemme auf ihrem Strohbettlein die schwache und verwundete Jungfrau: „Rauber ist nit wahr. Warumb sagt ers ihn Leutna aber nit, daß er mir alles zurückgebn hat? Tuat er si schamben? Muetter,“ bat sie. „Gel, der Schwöddchorer ist unten, i han sei Stimmen ghört. Muetter, geh hinunter, der Schwöddchorer solls den Leuten sagen, daß i mei Sachen wieder hab; auf den passen d' Leut auf.“

Die Mutter lief in die Gaststube und rief dem Schwöddchorer: „Herr, ehrenfest, mein Stefferl hat alls wieder bekommen, was ihr graubt habend. Der junge Herr Händel hat ihr all's zrückbracht. Mein Kind sagt, d' Leut sollens wissen, es treibens jo grausig vor lauta Rauba, Rauba.“ Schwöddchorer sprach: „Oh, so so, der Bua; mehr als recht wars nöt, aber item, ergo. I wirds sagen. Sei Vater is aber zwegen dem do a gottloser Manichäer.“

Er trat auf die Straße hinaus, die so voll Lärmens war, daß man sein eignes Wort nicht hörte. Heinrich Händel war beim Haus zur blauen Kugel. Schwöddchorer tat, was ihm die Schwertnerin gesagt hatte, den nächst ihm stehenden Mannen kund. Da erhellten sich viel Wutgesichter, da gieng es von Mund zu Mund: „So, jo? Hat ers tan? Hat er ihr alls wiedergeben, was ihr der Alt geraubt hat? Das ist brav vom dem Buabn, das soll man ihm nit vergessen, der Alt is a wüster Satan, aber der Bua ist recht.“

Die Kunde lief blüßschnell weiter und weiter, das Wiesenfeld entlang; und als Heinrich Händel zur tobenden und heulenden Sierningerstraße geritten kam, seine schwere Pflicht zu tun, schwebte sie wie ein Engel mit der Palme, sein junges Leben zu behüten, hinter ihm einher . . .

Unten in der Sierningerstraße heulte der Aufruhr: „Eisen umb Blut, Eisen umb Blut. Der Händel hot die reine Jungfrau taktiert als eine Dirn, daß sie davon sterben will, mit dem Eisen sie verwundt, ihr Gwand und Heiltumb ihr geraubt, hebt's es die Händlischen²⁾, hebt's es, hebt's es, Eisen umb Blut, Eisen umb Blut!“

In Händels Stahlschneiderei, dem stolzen Werkhaus, aus dem alle Werkleut entflohen waren, gähnten zerhauen die Fenster, oben am Dache stunden wildwüchtige Gestalten, Pechbrände schwingend, daß schwarzer Rauch das Haus einwölkte, bevor noch der rote Hahn krähen anhub; durch die ausgehobene Tür und in den leeren Fenstern sah man Mannen rennen und toben, und Sengsten, wie starre Blitze im Haus aufgereckt, hielten Gießfings Bereitschaft,

¹⁾ Ihr stürzt euch ins Verderben.

²⁾ Bezwingt sie, jagt sie davon.

die im Sturmschritt vom Tabor gekommen war, auf; heiser dröhnten Gießings Kommandorufe: „Pulver auf die Pfann, richt die Rohrs,“ durch das Geheul, „Eisen umb Bluet, Eisen umb Bluet.“

Knattertaktak, jetzt zuckten die Blitze und ratterte das Blei, doch nur greulicher heulte die riesig aufwachsende flammenhaarige Diskordia: „Rache für die Jungfrau! Eisen umb Bluet, Eisen umb Bluet.“

In den zerhauenen Fenstern standen sie, die Männer, die den Schmerz der Jungfrau mit ihren Eisensäusten rächen wollten, und fletschten ihre Bauernzähne, alt und junge Schmied, Greißler und Gutleutmann standen sie da und höhnten mit wüstem Gelächter die Knecht des Händel:

Gehts hamb, gehts hamb, ös Lumpenhund,
Ös freißts ön Händels Brot umbsunft.
Der Händel hat oan Haus erbaut,
Vo lauta Rauna¹⁾ und Sauerkraut.

„Kombts einö, gehts her, wanns a Schneid habts! Krumphareter²⁾, komb auffa!“

„Mögts a Brot, habts an Hunger?“

Braune Kampffauste reckten die Schmiedestück, die Gußstahlplatten in die Höhe, daraus des Bliembelhuber Wunderwerk erwachsen: „Holla, heißt an!“ Und mit Donnerkrach flogen die Werkstücke wider die Bombarden, und da rieselte dem Hauptmann heißes Blut über die Ohren und rötete sein maximilianisches Eisenkleid.

„Wir kemman nit füreinand,“ sprach er, mit brennenden Augen wild um sich blickend: „In Gottesnam, was tuat Heini solang bei der Magd. Laufts, laufs einer umb den Heinerichen, i siech mi nöt aus.“

Knattertaktak pumpern greulich die Bombarden, fürwärts tauchen die Stadtknecht, doch Sengsten, — die zwölf Mann tief um das Werkhaus starren, scheren ihnen in die Gefrißer³⁾. Das glühend Blei aber hat oben an dem Schild mit dem Stern, der uralt Händelschen Hausmarke, gezunden, und bald fahren rote Feuerfinger aus dem First klastertlang gen Himmel.

Die Zerstörer im Hause lachen des roten Sahns, sie weichen aus dem Hause nit, bis alles verderbt und Stahl und Gold und Silber, Händels Eigentum, zerhauen ist; soll nachher der rote Sahn freßen, was er noch findt . . .

„Mögts Messa kaffa? — Da hand scheni! Aus an eingem Stuck! Das is hundert Gulden wert! Do is a Jagd zan sehen! Wollts es kaffen as Jagermesser von dem Gauna, der die Jungfrau zermartert und bestohlen hat? Da habts es!“

Hest und Klinge sausen, von Mordsäusten in Wut entzweigebrochen, unter höllischem Gelächter auf das Straßenpflaster, und nun Hest um Hest und Kling um Klinge sausen zertreten, zerdreht und zerschmissen Bliembelhubers Weltwunder aus feinstem Stahl auf die Straße hinab, viel tausend Gulden Wertes liegen in Blut und Staub, und der rachetrunkene Pöbel heult: „Eisen um Bluet! Stachel umb Bluet!“

¹⁾ roten Rüben.

²⁾ Krummebeiniger (Gießfuß).

³⁾ Fragen.

Es traten aber, während die Unholde im Bliembelhuberhaus wie böse Geister werkten, aus den Hallerschen und Scalaschen Häusern vier Männer, die morgens früh im Schwertnerwirthshaus bei der Beratung gewesen waren; sie trugen die Zunftschwerter umgegürtet, und einer von ihnen, ein Klingenschmied, ein Schwager des Luz, rief mit riesiger Stimme: „Moants ös, die paar elendigen Messer, die ös zerstückelt, machens guet, das Blut und die Schmerzen der armen unschuldigen Jungfrau? Ös seids woll nit gsheit! Kombts Mannen, zua dera Hacken brauchts an andern Stiel! Wir ziehen hinauf auf Vogelsang, da werdent wir es dem Mann ins Angeficht sagen: wir begehren und wollen Genugtuung für die Magd. Er mueß öffentlich erklären, daß sein Urthl faul und falsch war! Und wir begehren und wollen unser Kirchen zruck! Und so er nit will, habend wir unser Schwerter. Ös wo Sengsten habts ziahts mit uns.“

Der Hauptmann Gieffinus hörte die Brandred, sein mit rotem Blut besudeltes Gesicht ward weiß, Huja! Auf Vogelsang. Da Rebellion, durt Rebellion. Jetzt werden die Sengsten gehend, höllischer Teisl, und die Bombardier bringens nit tani, nun ist's geschehn. In diesem Augenblick der höchsten Not und Fahr, horch, klangen Hufe vom Wieserfeldbergl talab, trapp, trapp. — „Heinrach, Heinrach, kombt er endlichen; Gott sei gelobt, daß er kombt! Manner, er kombt, da Heinrach kombt. Sazten reiß ma da Welt die Hagen aus.“

Der junge Heinrich kam über das Lautnergäßel herabgeritten in scharfem Trab; die zwölf in Waffen raffelten hinter ihm, viel Volkes drang ihnen nach und sammelte sich bei der Schuhbodengasse an.

Der Hauptmann Gieffinus reckte seine blutberonnene Eisenhand jenseits der Sensen dem Ankommenden entgegen und rief in heiserigem Saß: „Heinrach, Heinrach, bistu komben, Zeit hastu, Bluet hats schon geben, heiß du die Schützen stürmen, heiß sie diese Kligen niederbrechen, so du kannst, und retten, was zu retten ist. Schaug deines Vaters Haus an, und nun wollen sie noch zu deinem Vater nach Vogelsang mit frechem Begehren.“ Und während er noch rief und redete, hatten sich plötzlich seine Schützen, deren Ordnung schon durchbrochen war, stramm ausgerichtet, und der neuentflammte Mut loderte grimm aus dreihundert Mannsaugen. Wenn Heinrach befiehlt, wir brechen sie schon nieder. Heinrich, auf seinem Rotroß haltend, Sengsten und Schwertmänner, Aufruhr und Gewalt recht und link und über sich, zu seinen Füßen seines Vaters verwüstetes Eigentum, hieß den Trommeter das Sturmsignal blasen: ti ta, ti ta, ti ta blizte es grell über die Sensen hin; da nahm Heinrich seinem Dienstschützen, der das Leutnantbombarde trug, mit fester Hand die ungeheure Waffe weg und sprengte an die Sensen und schlug mit der Bombarde drei Sensen nieder, daß das Feuer nach allen Seiten sprang und die Kraftmänner taumelten, und das Perlenmutter aus dem Schaft der Bombarde rieselte. Da fuhr der Teufel in alle Schützen, und sie tauchten mit Gebrüll voran, und alle ungeladnen Rohre schmetterten samt den Fourquinen auf die Sensen und schlugen und brachen sie nieder; ein ungeheurer Wutschrei füllte die staub- und feuerschwangere Luft; der Weg zum Unglückshaus war frei.

„Sei hei! Uhi huhi!“ lachte Hauptmann Gieffinus heiser auf, als lache ein ganzer Wald voll Eulen. Das war der Heinrach, der kanns.

Die Eysen lagen. Aber die Männer in und ums Haus standen und rüsteten sich zum Faustkampf. Jetzt ein Salva und sie sind hin. Aber Heinrich befiehlt nit Rohrs laden, und läßt nit blasen die sieben Takte: „Schlagt an, gebt Feuer, aber treffen müßt ihr auch“, sondern hochaufgerichtet, mit seinem in dunklem Feuer leuchtenden Augen den ganzen Platz umspannend, ruft er die Aufriührer an: „Steyrer! Was treibt ihr! Wem soll euer Wüten frommen? Was haut ihr das Gewerke zusamb, von dem viele Arme leben? Bloß weils meines Vaters Eigentumb ist? — Über was wir gestert taten, soll uns Gott richten. Mein Vater hat aber früher fünf Monat Steyer gar wol regiert. Steyrer, ich mag nit steyrisch Blut vergießen, wenn ich nit muß, ihr aber steht ab vom Rauben und Bremen.“

Die Leute horchten auf. Er redt guat, und seind auch wahr sein Wort. Einige redeten und spotteten nach. Der Schwager des Luz, Johann Zeller, lehnte sich auf sein Schwert und rief: „Deins Vaters Eigentum! Wo ist der Jungfrau Eigentum?“ Heinrichs Wangen glühten. „Sie hat schon ihr Eigentum zurückbekommen,“ sagte er zu Zeller hinüber. Durch wen, das verschwieg er. Er will sich nicht vor dem Pöbel ausstellen.

Doch da fingen die von Wieserfeld, die angsthaft in der Lautnergasse standen und dem Kampf zusahen, sich zu rühren an; sie wiesen mit Fingern auf ihn und riefen: „Er selm hat ihr alles gebn! Herr Heinrich war oben und hat alles guatgemacht, sie ist auch nimmer krank; ihr Muetter hats derzählt; die Jungfrau hat so eine Freud ghabt, daß sie für Freud schier genesen ist.“ Und wie früher auf dem Wieserfeld, ging jetzt eine mächtige Bewegung über die Sieringstraße, die grauenvolle Statt des Kampfes und der Wut. „Wia? Er? Er hat ihr alls zurückgebn! Sie hat ihr Sacherl schon und geht ihr guat!“ so rief ein Mordmann, der mit ruffigem Antlitz und gleißenden Augen unterm Hauszeichen Händels wie der leibhaftige Böse im ausgewogenen Fenster stand, hinter ihm erstickende Brandglut. „Aha! Und gsagt hat er, er will nit auf uns Steyrer lassen schießen, Buam kimbtz, dann hausen mir aa nöt weita.“

Dann wards still im Unglücksbaus und auf der Gasse unten. Es sind nicht Bestien, diese Männer, die gegen Händel aufzogen, und die da schrien Eysen und Bluet. Es sind einfältige Arme, die ihre tölpischen Hände wider einen grausamen Herrscher aufhoben, das Unrecht, das einer Unschuld geschehen ist, nach Pöbelweise auszugleichen . . .

Sie kamen aus dem zerklöbeneden Tor, die Radelführer voran, dann die Mitläufer, zusammen vielleicht fünfzig Mann. Sie kamen herangetappt wie der Löw auf des Knaben zauberisches Flötenspiel; ihre noch eben mordgrimmigen, nun fast scheuen und verlegenen Augen hafteten an dem Buben Händels, der hat der Jungfrau ihre Habe wiedergebracht; da ward ihnen fast leid, daß sie hatten seines Vaters Hab verderbt. Der eine Radelführer, seines Zeichens Schlosser, hub ein paar Klingen vom Boden auf, klaubte sie in seinen Schurz zusammen und sagte: „Gestohlen han wir aber nizi nöt. Wir habend droben auch as Feuer ausgetan. Wir hand koani Bremmer.“

Jetzt befahl ihnen aber Gieffinus, an das verheerte Haus heranreitend, mit lauter Stimme, die Waffen niederzulegen.

Keiner weigerte sich. Sie gingen alle, wie über ein gegebenes Wort, am Hauptmann vorüber und zu Heinrich Händel, dem jungen, der jetzt mit umdüstertem Blick auf den Greuel der Verwüstung hinstarrte und seines Vaters dachte, dessen Stolz diese wunderbar gehärteten, mit Kunst geschnittenen Messer waren, würdig des Meisters aller Meister, Monzo Sahagon, die nun verwüstet im Kot lagen.

Die Aufrihrer aber traten zu ihm hin und legten mit ihren riesigen roten und rauhen Fäusten dem schönen Händelbuben ihre ungeschlachten Waffen zu Füßen, Messer und Gläfen, Haken und Hippen.

Heinrich Händel wies mit der Hand auf das verwüstete Haus und sprach traurig: „Warumb habts ihr das tan.“

Sprach einer von den Wilden, der Schlosser: „Wir habend es zwegen der Stephana tan.“

Heinrich Händel sagte: „Hättet ihr die Stephana gefragt, sie hätt euch anderes gesagt, denn sie ist eine fromb und sanfte Magd.“

Die vier Männer im Schwert, die mit den Sensesenträgern hatten nach Vogelsfang ziehen wollen, standen trotzig, die Fäuste um ihre Zweihänder geklammert und entwaffneten sich nicht. Der Händelische Bub hat kommen müssen und uns als verderben, murrten sie. Der Stahl ist aller umbsonst gewest. Eine Schand ist's. Aber da Heinrich nun den süßen Namen der armen holden Jungfrau, um die der ganze Kampf entbrannt war, nannte, lächelten auch diese Trotzigen und Zeller rief freimütig: „Ja, Herr Heinrich, der Steffi hätten wir woll nit scheinen lassen dürfen, was wir im Schild hatten, sie ist ein heiliges Kind. Aber wir waren in Zorn und Verzweiflung. Was zuviel ist zuviel. Wenns Euer Vater so weitertreibt, geschieht doch morgen, was heunt nicht geschah, weil Ihr gekommen seid. Das könnt Ihr ihm sagen.“

„Es geschieht nit heunt und nit morgen,“ rief der Hauptmann Gieffinus.

„Schützen nehmt die Leut, die das Haus gestürmt haben, gefangen an.“ Er gab den Schützen ein Zeichen, und die traten auf die waffenlosen Männer zu und langten nach deren Händen. „Ihr seid zu Recht gefangen umb eure wilden Taten“, sprach Gieffinus. Heinrich wandte sich weg, denn war's zu recht, so war es doch hart. — Diese Armen hatten zulezt doch für die verwundete zarte Stephana gerungen und waren schuldig umb ihretwillen.

„Zeller, auch Ihr wart seditiös, und ihr drei andern da, gebt ewer Waffen her und euch in Haft!“ befahl der Hauptmann. Zeller sträubte sich und wehrte sich um sein Schwert und war ein Riese an Kraft; als sie ihn überwältigt hatten, gab auch er sein Schwert nicht dem Hauptmann, sondern reichte es Heinrich Händel hin und sprach: „Ihr habt die Jungfrau vom Pfahl erlöst und ihr ihr Gewand wiedergeben, euch gehört's zu. Unehrl hat's nit tan.“

„Ehr auch nit!“ rief Gieffinus. „Schützen, nehmt die papistischen Rebellen in die Mitt, es geht stadtzua.“

Ein leises Schauern ging durch das Volk. Zellers junges Weib, die, ihr Kind an der Brust, mit einigen anderen Frauen herzugeeilt war, schrie hell auf: „O woltapfere Herrn, Gnade für meinen Mann, Gnade!“ — Heinrich fragte, und alles erschwieg vor seiner Stimme: „Herr Hauptmann, wir nehmen sie aber nit als Missetäter.“ — Gießfinus sprach: „Sedition ist genug Missetat, aber maßen die Sach noch ohne schweren Schaden für die Stadt abging, wird es so böß nit werden, Herr Händel hält das Leben heilig.“

Zeller zuckte verächtlich die Lippen, die Schützen nahmen und führten ihn und seine Genossen in die Mitte der Rotte. Die Frauen weinten, von fern schlug die neunte Stunde. Gießfinus sprach mit weithin schallender Stimme: „Alstern jezund Schützen gehts Vogelsang zu, damit Herr Händel wisse, was wir geschaffen haben. Und merket, jezund war ewer Kapitan Gießfinus. Aber niedergelegt die Sengsten hat der Heinrich. I bi alt. Der Damaszenner aus Rhorasan item der Schwarztürk-Damaszenner hat mir sehr hübsch viel Bluet abzapft, auch ist der ganze Kerl von Kugelmal als wie ein Charta anzuschauen. I will sagen, das Meinige han i tan in die siebzig Jahr, was i alt bin; hiero seht ihr aber einen schönen, jung und wohlgetanen Schützen, den habt ihr lieb, wie ich wohl weiß; der Fraß is erscht oanazwoanzg Jahr alt, aber sein Ahndl, Sebastianus Händel, war mit vierundzwoanzg aa schon Hauptmann von Steyr. Wen mögts ihr Schüzna an Gießfinus Statt, wann si der murgen oder eigentlichen heunt von der Darbat will zur Ruh geben, zan an Hauptmann han, nach wemb steht ewer Begehren?“

Da schrien die Schützen insgemein so gewaltig, daß die Fenster in der Sierningerstraße auf und auf zitterten: „Heinrich Händel! Heinrich Händel! Heinrich Händel!“ und sprangen in die Höh, daß die ganze Straße mitsprang, und es donnerte und tobte durchs Steyrdorf, daß der Tabor bebte und seine marmornen Mäler wankten, die wildmächtige Parole: Heinrich Händel soll Hauptmann sein! Hauptmann hochgemuet, laß ganz kein'n Eisenhuet!

Der Heinrich sah stolz und froh um sich. Es freut ihn, wie solls nicht! Ein Kriegsherr über alle Steyrer sein! Allen wehrhaften Steyrern gebieten! In hohen Ehren zum Vater zurückkehren, in dessen Haus er noch vor drei Stunden in Schand gefangen lag! Hauptmann zu Steyr sein, Steyr und Steyerdorf für allen Feinden beschirmen — auch das Wieserfeld — wo die zarte Stephana wohnt — Schützen mit gewaffneter Hand!

Gießfinus ließ den Steyrermarsch schlagen. Da hoben seine Schützen an zu marschieren, er rief den Heinrich an seine rechte Seite und ritt mit ihm der ersten Kompagnie voran; die Mannen schoben mit Kraftschritten nach, lustig, als gings zum Kirta, selbst die gefangenen Steyrdorfer hielten in scharfem Takte schreitend mit, und auch die Trommeln rummelten schier übermütig wie zum Tanz die Melodie:

Wir sand steyrische Mann,
Hafcha. Kombts an,

Mir praeten ent z'famm,
Der Heini voran.

Der Gewaltthauf rückte über den Schloßberg, dessen Tore jetzt weit und freudig geöffnet waren, hinauf, dann rechts um unter den blühenden Restenbäumen zum Schlosse Vogelsang. Es war halb zeh'n, ein wunderklarer Tag,

der Himmel blau und wonnig, nur gen Letten zu, dem Wetterwinkel, stieg ein Eliazwölklein auf.

Schloß Vogelsang stand in den Blütenbäumen düster und verlassen. Der Richter, der um alles wußte, was in Steyrdorf geschah, denn Stubenberg hatte ihm die Post geschickt, war bald nach seines Sohnes Abschied in ein Zimmer hinter der Magisterstube, das nach Nordwest blickte, hinaufgestiegen, hatte dort sein Fernrohr aufstellen lassen, und finstern Auges hatte er durch das blanke Wunderglas die Dinge beobachtet, die sich in Steyrdorf begaben. Er hatte die dicken Schwärme außs Wieserfeld ziehen gesehen, dann Gieffinus und seines Sohnes Ankunft unterm Tabor; er hatte die Bewegungen der Kompagnie auf dem Tabor beobachtet und die Zusammenrottung in der Sierningerstraße, dann das Vorrücken der Wehrmacht Gieffinus dortselbst. Er sah den Rauch in der Sierningerstraße und sah die Blize der Mordgewehre, und er wußte, daß die schmählichen Papisten jetzt an der Arbeit waren, seine weltberühmte Stahlschneidewerkstatt zu zerstören. Er stieß das Teleskop weg und ging im Zimmer hin und her, das Feuer war auch mit bloßem Auge zu sehen und das Knattertak der Bombarden zu hören; in zornigem Schmerz zerbiß er sich die Lippen; 70 Jagdmesser vor den Herzog von Devonshire, die gingen jetzt im Rauch zugrunde, statt seinen Ruhm über den Kanal La Manche blinkend zu tragen. Dann plötzlich lachte er laut auf, was sind 70 Messer, was 700, was 7000. Es könnten alle seine Messereien und Senfenwerke und Armaturenwerke verbrennen, von den Raubtaten der katholischen Mordgesellen in Flammen gesetzt, und er wäre kaum um ein Hundertteil seines Reichthums ärmer, und es könnten alle Wechselbanken brennen und alle Wechsel auf der Steyr schwimmen und all seine Güter zu Vogelsang, Neulust und in der Raming von der Erde verschlungen sein, so wäre er doch Händel, niemand im Land ihm gleich an Macht. Denn auch ohne Land ist Alexander Alexander, und auch mit den zerschmetterten Tafeln ist Moses Moses. Nicht legt er, ob's ihn auch danach wild begehrt, die patrizische Rüstung, die gold- und stählerne an, umb auszureiten und mit eigener Faust die Schandbuben zu züchtigen; denn er ist Richter von Steyr, und der Richter lenkt das Schwert zur Gerechtigkeit, doch er schwingt es nicht in eigener Hand wider Buben, sondern das tut der Henker von Steyr. Vom Rat kamen nach der Reihe Madlsfeder, Than und Mon Anordnungen holen, in Haft und Hize. Was zu tun, ob der Ehrvest nit wolle die Stubenbergischen Knecht zum Schutz sein und seiner Gemahlin und Töchterli zu mehrerer Sicherheit nach Vogelsang haben? Ob nit nach Linz ein Bot entsendend sei, die Statthalterisch Miliz zur Verstärkung entbieten, der Pöbel sei auf wie in der Höll und das Feuer des Aufruhrs droht sich von Steyrdorf nach der Alten Stadt zu fressen. Händel stand lachend da in seiner Ruh und Majestät. Mein Sohn und Gieffinus sind unten. Nix kombt in die Altstadt, wenn zween steyrische Helden unten wachen. Die Messer? Ja meint ihr, mein Ruhm und Reichthum und Macht besteht in dritthalb geharteten Klingen. Davon ist nicht die Red. Der Burggraf lasse uns mit seinen Knechten in Ruh. Wir haben im strengsten Fall jeder Patrizier seine Waffung, haltet eur bereit, wie ich die meine. So sprach er auch zu seiner Frau, die bebend

mit ihrem Kinde zu ihm flüchtete, all ihre Schätze schon geraubt, sich und ihr Kind gefangen und ermordet sah und auf den Knien vor ihm wimmerte, sie sei heunt morgen ganz von Sinnen gewesen, und sie wolle Frau Margariten goldene Palmen aufs Grab legen. Doch er möcht seinen Arm ausrecken, daß der katholische Pöbel sie und ihr Kind nicht ums Leben brächt. Er hob sie zu sich auf und sagte mit seiner tief und ruhigen Machtstimme, das meine er wohl, daß sie solche Reden nimmer tun werde, warum sie denn aber so sehr sich gehn lasse und so voll unsinniger Angst sei, die paar Messer könne er geraten, aber das verdürbe ihm wahrhaftig die Laune, daß sein Weib so gar sunder Bewußtsein und Würde sich benehme. Händels Weib dürfe vor Bethlehem Gabriel und des Türken konjungierter Macht nicht zittern, und sie verliere vor ein paar katholischen Schuster- und Schneidergesellen die Contenance.

Wieweil er beruhigend mit ihr sprach, schritt er schon wieder zum Teleskop und spähte gen die Eierningerstraße; „haha!“ schrie er auf. Sein Antlitz flammte und seine Nüstern schwoollen. Der grelle silbern Zickzack, der Sensenwald, sank nieder; die Schützenfahn stieg auf. Nun etliche Augenblick; und tara tara tratatata klang vom Wind getragen zurück das Marschsignal der Steyrer Miliz . . . also geschaffen ist's, was er sagte, zween Helden sind unten, die haben die feige Papistenbrut schon niedergelegt.

Da stieß er das Fernglas zur Seite und rief laut lachend: „No was ist's jetzt mit uns, Lenerl?“

„Was ist denn —?“ weinte die Blonde. Er schritt zu ihr und unterfaßte sie: „Abgeblasen wird! Alles fürbei! So mein Heinrich!“ reckte er sich auf, und bis zur Balkendecke der Stube schien seine Kraftgestalt zu wachsen. „Eine Tochter der Helden hat ihm das Leben geben, eine Heldenfrau hat ihn aufgefängt und ein Held ist er vom Scheitel bis zur Sohl.“ Die Blonde ließ den Kopf hängen und pflückte an dem Mimy, das um ihren Nacken flog.

„Was schaut mein kleines Dirndl geschreckt?“ beugte sich Händel, immer lachend, zu seinem Kleinmädgl herunter. „Weil die Mamma gschrien hat, was? Es geschieht euch nixi, dir nit und der Mamma nit, solange dein Vater Richter ist.“

Joachim Händel sprach zu seinem Weibe: „Jetzt kommen sie schon, und ich will meinen Sohn sehen,“ damit schritt er die Marmorstiege hinab, schwer und gewaltig; sie war verzagt und traute sich nicht, ihm zu folgen, das Lisel zog umsonst an ihrem Rock. Er kam hinab und trat ins Thor, da stand er zwischen den rotmarmornen Säulen mit heidnischer Schrift, es spielte die Sonne um seinen Schwarzbart und ließ von der güldnen Kette, die er um den Hals trug, Blitze springen; in ruhiger Majestät stand er da, einem deutschen Kaiser gleich, der seine Knechte mit siegreichen Waffen und fliegenden Bannern von der Walfstatt kommen sieht. Waffen, Banner und Knechte, alles ist sein. — Tarataratata, wir steyrische Mann; jetzt komben sie an, der ganze Weg unter den Bäumen ist blau, so frühe blüht heuer der Enzian, der schmeckt aber bitter den papistischen Gaumen.

Gieffinus trägt ein blutig's Tuch um Kopf, die Hundebrot hat ihn gebissen. Aber nicht ihm gilt Händels erster Blick. Heinrich, wo ist Heinrich!

Rechts, wo sonst doch der Hauptmann rechts reitet. Ha, ist der Bub ein Prachtkerl! Straff und stramm auf seinem roten Gaul! schön wie der Tag, der über die Kammermayerleiten lodert! Soll es den Vater reuen, daß er ihn reiten ließ? daß er ihm auferlegte, mit Taten abzubitten, weil der Bub, ein echter Händel, unterwürfige Wort nit über die Lippen bringt?

Nein, es reut ihn nimmer; ein Blick der schwarzen, wetterwilden Augen fährt über die siegreiche Mannschaft hin — huium! vier — acht — eilf Mann mit geschlossenen Händen führen sie daher, die evangelischen Steyrer Schützen; ihr eilfe. Papst, du hast viel Anhang zu Steyr, dein Kraut wird fett werden. Eilf Satelliten hastu. Doch sie sind gefangen. Gut ist's.

Es waren, indes die Schützen eine breite Ordnung vor dem Schlosse ausgerichteten, und drei ganze Rufe geblasen und der erste Teil des Steyrermarsches wie für den Kaiser geschlagen wurde, Gieffinus und Heinrich von ihren Säulen gestiegen und beide schritten auf den Richter zu; Heinrich leicht und schmeidig, Gieffinus schwer und fast taumelig. Händel bot zuerst dem Gieffinus die Hand, doch die Augen hat er nur auf seinem Sohn.

„Herr Richter, ehrvest und gestrenger,“ sprach Gieffinus, „Gruaß zuvor. Es ist alls gschaffen und guet is's gangen bis auf dieses, daß die Unbrut in der Sierningerstraße böß gehaut hat. Do sind sie —“, er wies auf die Gefangenen, „welche Waffen getragen und Rebellion versuecht haben. Daß diese gelescht, ist zuvörderst ein Verdienst Ervers Sohnes, des Heinrich.“

„So,“ sprach Händel kurz, „das freut mich.“ Jetzt bot er seine Rechte mit dem Smaragden auch seinem Sohn hin, und einen Augenblick preßte er heiß die schlankte Hand im goldnen Handschuh. „Es ist mir lieb,“ sagte er, „daß du tapfer warst. Es war deine Pflicht und der Preis deiner Freiheit, und du warst es deinem Vater schuldig. — Die Kerle haben also meine Messerei angerannt? Haben sie Feuer gelegt? Ich habe Rauch gesehen. Wie ging die Aktion wider sie vor sich?“

Es füllte sich das Vorhaus mit Leuten, die alle den Herrn Heinrich, der sieghaft heimkommen war, sehen wollten. Auch Helena stahl sich jetzt, von Neugier getrieben, heran, blieb aber von einer Säule gedeckt auf der Stiege stehen. Ihr Kind riß ihr aus und sprang aus dem Tore und hing sich jauchzend dem Bruder wie ein liebliches Käzlein an den Gürtel, und er nahm es unter den Ärmchen und hob es fröhlich über sich; da lachten Gieffinus und alle Schützen und selbst der alte Zeller lächelte, denn das war hold zu sehen.

Gieffinus berichtete, die Wehr vor dem Richter, dessen Auge bald stolz an seinem Sohn, bald bohrend und verbrütet an den Gefangenen haftete, wie alles für sich gegangen war. Sie hätten am Tabor Aufstellung genommen, währenddessen hab Heinrich das Sachen des Prangermädel's beim Nachrichten abgeholt und ihr zurückgebracht. Nachhero sei es in der Sierningerstraßen gach losgangen, das Gefind sei in die Messerei eingedrungen, und eine Ordnung Männer mit Sengsten hätte ihnen Mauer gemacht; es sei unmöglich gewesen, durch die Mauer zu brechen, hätt auch das Feuern nizi nit gnußt; da sei der Heinrach und seine zwölf komben und habe ein richtiges und rechtschaffen Wunder gewirkt; die Sengsten hat er mit den Musketenschäften niederbrechen lassen, selbst die erste mit eigner Hand brochen; da denn auch unterweils die

Leute vom Wieserfeld ausgeredet, wie er der Magd das Sachen rückerstattet habe, seien die Mördermann alli reuig worden, ihre Wöhren ab und sich gefangen geben. Und keine Hand hab sich mehr aufgehoben, und alles dieses sei einzig und alloantig des Heinrach sein Kurasch und Alkuratezza gewest.

Der Richter sprach: „Ich habe es nit anders von ihm erwartet.“ Doch sein Gesicht war wieder verfurchtet und seine Stirnadern frozten. Weil jener von der Magd geredet hat. War das Not, daß der Heinrich zum Henker ritt, weil diese Esel Räuber! Räuber! schrien? Die Dirn liegt krank; bei ihr wird er nit gewesen sein, aber doch im Haus und das ist schmählich. — „Warumb wart ihr erst am Tabor und habt nit gleich geschossen?“ fragte Händel rauh. „Heinrich hat seine Pflicht getan, aber Ihr?“

„Herr Richter von Steyr,“ sprach Gieffinus, aus seinem Auge das herabträufelnde Blut wieder wegwischend, „ich hab getan was i können hab; der Heinrich aber ist a schneidiger junger Krieger. Dieses han i euch sagen wölln zuerst und jetzt sag ich es zulezt, die Steyrische Militia braucht eines schneidigen Hauptmanns, und wie die Sengsten waren niedergebroschen und die leidigen Papiisten gefangen und gebunden, da fruge ich die Schützen, wen sie als Hauptmann an Gieffinus Statt wöllten han, wann sich der Gieffinus in die Ausnahm setzt, da habend sie alli gernaft —“ er hob seine zerborstene Eisenstimme, aber man hörte sie nit, denn wie ein mächtiger Windsturm brausend fielen die Bässe aller dreihundert Schützen ein: „Heinrich Händel! Heinrich Händel! Hauptmann hochgemuet, laß ganz koan Eisenhuet!“

Der Richter zuckte keine Miene, aber seine Brust schwoh, denn diese Melodie ist süße Musika seinem stolzen Herzen, das den Helden im Sohn so heiß liebt, fahr zur Höll, Albert, Magd, katholische Kirche und Rebellion, ich will mich an meinem Helden freuen.

„Mein Sohn ist aber jung,“ sagte er. Heinrich stand auf sein Schwert gelehnt, sein ernster Blick strich am Vater vorbei in die Gärten. Er sah den Grimm des Vaters wieder unheilvoll aufblitzen, als Gieffinus das arme Mägdlein nannte, gestert ist nit vergessen, was wird morgen sein? —

„Herr gerechter Richter,“ sprach Gieffinus, „mit Verlaub zu melden, der Mangel wird mit oan iadn Tag besser.“

„Es scheint, daß Ihr mit Absicht darauf hinarbeitet, daß die papistischen Intriganten mir auch noch Nepotismus anhängen können,“ sagte der Richter laut lachend, doch mit düster glühendem Blicke. „Händel, Richter von Steyr, seine drei Vettern Pestkommissarien und sein Sohn mit einundzwanzig Jahr Hauptmann von Steyr. — Könnnt Ihr das vor dem Alderus, besser der Alderina verantworten?“

„Alderina, eihelheihu, ist guet, jo eine alte Fuchtel in Pluderhosen, das is er, der Georgius, der seine. — I verantwort das für dem ganzen Reich.“

Der alte Grimbart nahm Heinrichs Hand und sprach: „Heinrich, die fünf Kompagnien seind dein. Laß keinen Eisenhuet ganz und schaug, daß die Ennser Ordnung, item den vollenkommen Pompartier, item die Schiestabellen des Dominikus guet auswendig kannst, den Armb und das Herz eines steyrischen evangelischen Hauptmanns hastu schon, mein altes Herz freut sich daran.“ — Der Alte nahm, indes die Trompeten alle Tusch zu blasen und die Trommeln

wildlustig zu brummen begannen, seine Hauptmannsschärpe ab und legte und band sie schräg über Heinrichs Brust: „Weilm du kein Hauptmannsbinden hast,“ sprach er dazu, „gib i dir einstweilen die meinige, es is Bluet daran von Rebellen, das is kein Schand. Den gülden Stab und die Schießordnung, den Pompartier schick i dir am Namitta, wolauf all Heil und buona permanenza.“

Händels feurig glühendes Auge umkreiste die Prachtgestalt des Sohnes. „Du bist rasch dazukomben“, sagte er. Ein Schwarm stolzer Gedanken flogen wie Adler aus dem brütenden Geist des Gewaltigen auf. Heinrich Händel, evangelischer Hauptmann von Steyr; heunt hat er sich bewährt, wird er sich fürder bewähren? Wird er seines Vaters Gesetz an der halbertretenen Unbrut, die immer nicht sterben will, erfüllen? Wird er den Glanz und die Gloria des Namens Händel vor allen Helden der kaiserlichen Völker von weiland und jetzt erhöhen? Wenn wir zum Kaiser ziehen, die Pfaffen und ihr Maulwurfswert auch in Wien zuschanden zu machen, wird er uns geleiten und wird der Kaiser sehen, nicht bloß der beste Stabel, sondern auch das tapferste Bluet im Reiche ist Joachims von Händel!

So denkt er, indem sein Blick auf dem wunderschönen und stolzen Vuben, der sein Sohn ist, ruht. Gemessen sprach er sodann zu diesem: „Vor dem Rat die Angelobung wirst du morgen leisten. Im Dienst der Stadt Steyr bist du von dieser Stund an. Schirme sie und schütze sie, laß keinen Schächer sie entehren, sie sei deine höchste Liebe, wie sie die meine war und ist.“

Selena kam jetzt, an ihren Busengoldgehängen fingernd, in der Einfahrt fürsichtig und begierig vorwärts. Hauptmann in Steyr, so ein großer Herr ist der Heinrich worden. Da mueß sie ihm doch Glück wünschen. Sie schritt auf ihren hochgestöckelten Schuhen zimperlich auf ihn zu. Er aber machte eine rasche Wendung von ihr weg, in fiebernder Spannung seinem Vater zu, der eben die Gefangenen hatte vor die Front treten lassen und sie um ihre Namen und ihre Hantierung mit eisigkalter Ruhe befragte.

Die die Messerei verwüsteten, waren gefesselt; die vier aber, die das Volk nach Schloß Vogelsang hatten führen wollen, trugen die Arme frei.

Der Richter fragte zuerst in seiner Wucht und Majestät die gemeinen Männer, die Verwüster seines Eigentums, die die braunen Stirnen scheu gegen Boden senkten vor seiner gebieterischen Gestalt: „Ihr seid in mein Haus zu rauben und zu brennen eingedrungen. Warum?“

Die Mannen drehten ihre Arbeitsfäuste in den Schellen herum. Einer, ein Schifferknecht aus Zwischenbrücken, sah auf und sagte: „Hochgestrenger Herr, g'raubt ham wir niß und gezunden habend die Schützna mit ihre Plei. Wir hättend es eh nit tan. Oba —“ zögerte er heraus. „Uns ward allen lad umb umb das Madel, si is brav.“

„So, ist sie brav? Aber die Pest hat sie euch von Weng bringen wollen, das ist brav. Umb dessentwillen habe ich sie gestraft, und ihr verwüstet zum Dank meine Habe. Haben euch das eure Mönch gelehrt? Wird das in euern Kirchen gepredigt?“

„Na,“ murmelten die Mannen, schauten einander unsicher an. „Die Pest bringen — han? Es hats uns eh koaner gschaffa, mir habends eh untereinander ausgmacht.“

Da trat ungerufen der Zeller aus dem zweiten Gliede vor, er war ein mächtig großer und kräftiger Mann von sechsundzwanzig Jahren; zwei Schützen hielten ihm die ungefesselten Arme. „Was wißt denn Ihr, Herr Händel, was unsere Mönch predigen?“ forderte der den Richter heraus. „Unsere Mönch, die Ihr gefangen genomben habt, haben in unsren Kirchen, die Ihr gesperrt habt, nia etwas Schlechtes gepredigt; aber wie mehr Ihr uns geistig erhungern laßt, wie verzweifeltere Leut macht Ihr aus uns.“

„Die Kirchen waren noch nit gesperrt, da hat schon Euer Abt an den Kiesel wider mich Giftbrieife geschrieben und der Praunfalk wider mich gelogen. . . Eure Red, Zeller, ist gerade so schlampig und brüchig wie Eure Klingen — übrigens was hat denn Euch angereizt, mit den Kanailen, die mich bestehlen, gemeine Sache zu machen? Wollt Ihr Euer Geschäft vergrößern? Braucht Ihr dazu Bliembelhuberische Messer?“

Der junge Händel legte die Hand auf die des Vaters, die vor Zorn arbeitete. „Papa! Es ist nit also. Der Zeller und diese andren vier haben Euer Haus nit betreten und Euer Sachen nit angerührt.“

In diesem Augenblick schlich Helena wieder näher und flüsterte: „Heinrich! Heinrich!“

Zellers offene blaue Augen leuchteten wild auf. „Das is nit wahr, mein Klingen seind nit schlampig!“ schrie er. „Sie sind guet, seind sie auch nit so zierlich wie Eure, es kombt außs Probieren an! Ihr seid der Eisenkönig und i verdien mir grad mein Brot mit meinem Geschäft; mueß i mir das von Euch vorwerfen lassen? Auf Eure Messer pfeif ich! Ich habe wollen mit diesen Männern, meinen Freunden, zu Euch nach Vogelsang ziehen, Herr Händel, und viel Mann in Waffen wären mit uns gezogen. Wir haben Euch wollen sagen: Was gedenkt Herr Händel zu tun, umb die brave Magd, die er wie eine Dirne mißhandeln ließ, für die Schande zu entschädigen, daß es nicht heißt, in Steyr traktiere man Jungfrauen als Mezen. Item haben wir fordern wollen, Herr Händel soll uns unsre Kirchen zurückgeben, und wenn durch die Eröffnung der Kirchen die Pest ausbricht, so soll er unsre Häupter nehmen und an den Pranger stecken, wir fürchten uns nit.“ —

Händel lachte unheilvoll: „Steht das in meinem Pestgesetz? Nein, aber es steht für euch etwas anderes drin. Die Jungfrau, die Jungfrau! Man sollte meinen, sie wär eure heilige Maria in Person. So, nach Vogelsang wolltet ihr kommen und mir diktieren, was ich zu tun hätt, umb Eurer Acht und Aberacht abzukomben; mein Kopf war vermutlichen schon zur Zier des Föhrenschachers bestimmt, wenn ich euch nicht mit Ja und Amen erwiderte? Wißt ihr, wie man das auf teutsch heißt, und wißt ihr, was nicht etwa Händels Pestgesetz, sondern Kaiser Karls des Fünften Halsgesetz einem Bürger, der sich wider einen Geamteten erhebt, für Strafe androht? Ihr fürchtet euch nit vor mir, ja, ja, ja, aber weshalb seid ihr denn dann nicht kommen, der Weg war frei, mein Schloß hat keine Mauern, und meiner Knecht hier heroben sind nit mehr als zehn?“

„Heinrich!“ flüsterte Helena ganz bleich, ihr graut entsetzlich vor den papistischen Seditiosen noch jetzt, wo sie in Bänden sind. „Ich freu mich fast sehr! Ich wünsche dem Herrn Hauptmann Glück, ich . . . ich habe

Hauptwehe gehabt und war mir sehr übel heunt frühe, ich will auch der seligen Muetter vergüldne Palmen auf die Krust spendieren, hörstu, sei gut!" Ach, wenn er nicht gut ist, es stürmen heilig diese Mordbande noch das Schloß und mekeln uns alle nieder — wie die Teufeln schauens drein.

„War Euch übel, ich hoffe, jetzt ist Euch wieder wohl,“ sagte Heinrich ironisch. Er könnte ihr mehr und Böseres sagen, aber er mag nicht; ihm ist so eigen hold und weh ums Herz, seit er die arme Stephana wieder-gesehen hat . . . Er wandte sich gleich wieder seinem Vater und Zeller zu, die Frau Helena aber war's froh, daß er nur wieder mit ihr geredet hat, und sie fing ihrem Kind vorzuplaudern an: „Ja, Lisel, jetzt ist der Heinrich ein großer Herr, jetzt bekommt er den güldnen Stab, ja, Lisel, jetzt wird er befehlen, und wir müessend parieren; aber jetzt kann uns auch kein papistischer Landstürzer mehr was an . . .“

Zeller unterdessen sprach zu Händel: „Warumb wir nit zu Euch herauf-kommen sind, wollt Ihr wissen, der Hauptmann Gießing hats Euch ja schon gesagt; Euer Sohn hat guet gemacht, soviel an ihm lag, was Ihr habt an dem Mägdelein verschuldet, und das ist uns ermeldet worden, und daraufhin habend wir unsre Waffen niedergelegt und uns Eurem Sohn ergeben, der ein rechter tapferer Mann ist. Was aber unsre Kirchen anlangt, Herr von Händel, so sage ich Euch hier, wo ich vor Euch gefangen stehe, Steyr ist eine katholische Stadt von alters her, und wenn Ihr nit schleunig den katholischen Steyrern eine einige Kirche gebt, werden ärgere Dinge in Steyr gesehen werden von dem verzweifeltten Volk, dem Ihr seinen Gott und Trost abbrechet, als die von Euch wie der Teufel geforchtene Pest.“

„Kirchen sind in Steyr genug, und Gott und Gottes Wort ist in Steyr an jedem Straßentrand zu finden!“ erwiderte hart und eisern Händel und wies mit seiner Geseßshand durch die lichten Frühlingsbäume über den Stadtwall hinweg. Da blitzt das Kreuz der Schulkirche in der Sonne wie ein vielfärbiger Niesenedelstein. „Kirchen! Kirchen! Geht in die evangelischen Kirchen, die aus dem Schutt und Moder der alten katholischen, nach Art des Phönix glorreich erstanden sind! Bekennt euch zu der Lehre, die das Leben ist, und in der der wahre Geist Gottes wirksam ist, der Geist der ewigen Erneuerung; eure katholische Lehr ist eine Leiche, und in ihr ist nicht Leben, sondern Erstarrung. — Mann sein, heißt evangelisch sein. Die einer starren, verwesenden Leiche göttliche Verehrung erweisen, verdienen nit den Namen Mann noch auch den Namen Christ; sie sind schlechter als Heiden, ob sie sich auch Eregeten, Apologeten und Apostel heißen, und schlechter als öffentliche Sünderrinnen, ob sie auch mit ihrer Jungfrauschafft vor aller Welt prunken.“

Heinrichs Wangen brannten bei den Beschimpfungen, die sein Vater gegen die Papisten schmetterte, als habe jener ihm alle Schande gesagt. Er legte abermals seine Hand auf des Vaters Hand und sagte: „Herr! — Diese Leut sind gefangen, wie sollen sie da in unsre Kirchen kommen können. Und Herr, die Magd, ob sie auch ein Geseß übertrat, ist nit Dirne.“

„Ja gut, recht, du sagst es mir,“ sprach Händel mit einem kurzen harten Lachen, das Feuer in seiner Brust wallte auf wie Lava, die in den schwarzen

Schliinden der Berge siedet. Heinrich, Heinrich, sprich mir nimmer von der Magd! Gedenk an gestern! . . . Gleichzeitig mit dem jungen Helden, dem Hauptmann von Steyr, aber trat der gefangene Zeller für die Jungfrau ein und rief: „Herr Händel, die heilige Kirche, die Ihr lästert, hat es nit not, daß an armer Kerl in Steyr sie verteidigt, sie ist eine glorreich Königin, die kein Satan überwindt, wa's denn der Herr Händel; aber die arme Stephana, der Ihr habt so schandlich unrecht tan, und die Ihr so elendig hergerichtet habt, laß i nöt schimpfa, nennt sie zehnmal eine Dirn, sie ist und bleibt die heiligste Magd von Steyr, Ihr aber seid ein falscher Mann und fürwahr, wann i jetzt ein meinige Klingen zur Hand hätt“ — er wand unbändig seine Arme in der Umklammerung der Schützen, „Ihr tötet nimmer sagen, daß sie brüchig seind.“

„Na, das ist gut. So meinst du das? So kommst du deinem Herrn, dem Richter von Steyr?“ sprach Händel mit wildem Hohn, und seine Hand krallte sich wütend in den Marderbesatz seines Kammerrockes. „Du Clender, jetzt hastu mir deine Niedertracht verraten. Albertus predigt die Gerechtigkeit, und hier sind die guten Werke zur Seligkeit! — Ihr Mordgesellen! Euch soll ich die Kirchen aufstun, daß darin eine neue Drachensaat des Hasses und der Auflehnung wider mich gesäet werde — nein, niemals geschieht dies; man muß mich tot auf den Tabor tragen, ehe auch nur eine Kirche in Steyr euch Schleichern, Vergiftern und Mördern preisgegeben wird.“

Zeller lachte laut auf.

„Warumb lacht der Mensch, ist hier der Ort dazu, oder hat er seine fünf nit beisammen?“ fragte der Richter und sah plötzlich seinen Sohn an. Dieser starrte vor sich hin, bleich und verdüstert.

„Ich lach, weil mir einfällt, was Ihr an Euerm Waltag habt vom Frieden beeder Konfession geredt, da wart Ihr voll falscher Süßigkeit; jetzt seid Ihr aber bitter wie der Tod!“ sprach laut und verwegen der junge Zeller. Da ward Stille, weil alle über diesen tollen Wagemut staunten. Händels glühende Stirn gleißte von Tropfen. Er sandte Zeller einen furchtbaren Blick zu und sprach mit jener tiefen dräuenden Stimme, vor der alle, die ihn kennen, schauern: „Bitter wie der Tod bin ich, weißt du denn, wie bitter der Tod ist? Hastu ihn schon gekostet?“

Er wandte sich mit einer Gebärde der Verachtung von Zeller weg und zu dessen drei Freunden und fragte sie: „Ihr habt jetzt gehört, was dieser gesagt hat, habt Ihr sein böses Fürhaben zuvor gewußt oder seid Ihr in Unkenntnis dessen, was er im Schild führte, mit ihm gezogen?“

Die drei erwiderten wie ein Mann: „Wir haben alles gewußt, es war eh kein Anrecht nit. Es hat uns eh nur die bitter Not gezwungen. Wir wollten Euch nichts Böses, Herr, nur unser Recht wollten wir haben.“

Da rief Händel: „Ihr lügt, Zeller hat sich schon verschnappt und uns den wahren Grund gesagt; Ihr woltet mich ermorden. So schauen die frommen Katholiken aus. Das sind die Säulen, die das Kaisertum stützen, wenn man der Jesuitenbande Glauben schenken wollte. Mörder und Vergifter sind die Säulen.“

Er fuhr sich mit vor Aufregung zitternder Hand über seine heißglühende Stirn. Mit keuchendem Atem hielt er etwas ein, dann sprach er fest und ruhig, als wäre nichts geschehen: „Heinrich Händel, Hauptmann von Steyr, führ diese Gefangenen —“ er sann. Der Grimmordt ist nit sicher genug. Der Salzburger Siegfelsfälscher ist auf der Enns entkommen. Man muß sie besser verwahren. „Führ sie außs Zeughaus, da das Geläß neben dem Keller ist, wo einmal die Prandstetterhorde gefangen war. Laß eine Kompanie im Zeughaus und ordne die übrige Mannschaft zu den Thoren ab; dies geschafften komb wieder herauf und raste dich auß, es wird dir nottun, und spann unterweils nur die Subalternen ein. — Was mit den Aufständlern geschieht, werden wir noch heunt auf dem Rathhaus beschließen, denn wie allen wissend, ist Steyr unterm Standrecht.“

Heinrich trat vor seinen Vater und senkte das Schwert vor ihm und sprach: „Zu Euren Diensten, Herr,“ und versuchte mit seinen dunklen Augen forschend in den Mienen des Vaters zu lesen, wird er mit den Armen gnädig sein oder so grausam wie mit der Jungfrau? Er konnte es auß den jetzt plötzlich verschlossenen und fast erstarrten Zügen des Vaters nicht erkennen.

Aber es war dem Vater, der heunt schon so mild und gütig gewesen war, sicher unrecht getan, wenn man würde ein Bluturteil erwarten von ihm, der das Leben heilig hielt. Wohl hatten die armen Schächer sein Eigentum verheert — und der Zeller, der kein Schächer war, hatte ihn durch ein furchtbares Wort herausgefordert, und das Schwert, mit dem er alle seine Feinde schlagen konnte, lag in seinen Händen — aber er würde es nit brauchen, nein, nein! er schläge ja nur wieder nicht seinen Feinden, sondern seiner eigenen Kraft und Macht eine Wund . . .

Heinrich bestieg sein Roß und ritt an die Front der Schützenordnung; Gießing fiel zur Linken ab. Heinrich befahl: „Zum Arsenal!“ Und ließ den Steyrermarsch trommeln und schlagen; die Kalbfelle tümmelten, und die Trommeten klangen mächtig und klar durch die holden, blüten schweren Märzgärten, über deren Pracht jetzt schwere Wolkengebirge aufstiegen; und ein schwerer dumpfer Klagton war in den Trommeln, und der junge Hauptmann, der prachtvoll zu Pferde saß und spanischen Gang ritt, sah düster und unruhig drein. Sein erster Ritt als Hauptmann von Steyr ist zu einem Kerker, das drückt ihn schwer . . . vorgestern noch hätte er wild gelacht und den schmählichen Papisten, den larrecins, einen Fußtritt und einen Fluch in ihr Gefängnis mitgegeben.

Händel, der Richter, war in den Rat hinunter und hatte das Urth über die Rebellen schon auf einem Blatt im Busen; die zweiunddreißig waren beweisend, und er handelte mit ihnen kaum eine Viertelsstund. Er sprach: „Um meine Messer ist es mir wahrhaftig nicht, und umb das Haus noch minder; um die Bliembelhuberische Kunst ist mir leid, die viele Zeit, die er auf die Prachtknäufe gewandt hat; wo er unseren Hahnen so fein hinein hohl- und hinter schnitten. Hin ist hin. Die Anhold, die dort oben gewüetet haben, seind aber nicht so fast ausgepichte Gesetzbrecher, als armes, gewöhnliches Gefinde gewesen, dumme Tröpf, die vielleicht das Bruch Eisen in Enns verkaufen wollten, umb ein paar gute Bissen zu haben — sie sollen auß

dem Landfried weichen, ihr armseliges Bluet begehre ich nicht, von selbst feind sie darauf wol nit kommen, sundern sie waren angehezt."

Da neigten die Rats Herren ihre Häupter in den flämischen Krausen ehrerbietig, und allen ward es frei und wol zumut, daß Händel noch Händel war, der das Leben heilig hielt; nach dem, was Gieffinus unter seinen Freunden vom zornigen Mut des Richters herumerzählt hatte, erwarteten sie andres . . .

Dann sprach Händel: „Wer gehezt hat, ist mir wissend. Das waren Zeller und seine drei Genossen. Diese haben weder Fenster eingeschlagen noch den rohen und geschnittenen Stahl verderbt, sundern sie haben nur zu mir bewaffnet aufziehen wollen, umb mich zu zwingen, dem Mädchen, die mein Gesez verhöhnte, die gerechte Strafe abzubitten, und ihnen die Pestorte, ihre Kirchen zurückzugeben. Ich habe mit Zeller gesprochen, und er hat mir ins Gesicht lachend gesagt, daß er mich ermorden wollte. Der Mörder mußte noch kommen, um die güldnen Früchte der Predigten Albertus in vollkommener Reife zu zeigen.“ Ein dumpfes Reden wogte im Saale hin und her. Ist das möglich? Der Zeller ein Mörder? Es ist nit zum glauben. Der Hascher mit sein verklemperten Geschäft soll froh sein, wenn ers Leben hat, wie kombt denn der dazu, a so a himmelschreiend Schandtats wider den alleredelsten Mann von Steyr auszubrüten? — Than strich sich den Bart: „Fragts die Pfaffen.“

Händel saß im Stuhle und sah düster vor sich hin. „Das Leben ist heilig," sagte er, „und ich verhänge die schwerste Strafe nur mit blutender Seel über einen Mitmensch, ob er noch so verworfen sei.“ Er beschattete sich die schwarzen Augen mit der Hand, doch durch die Finger zuckten die Dolchblicke auf den schwarzen, starrenden und bangenden Saal. „Ich hätte Albertus richten lassen können. Ich hätte auch Stephana richten lassen können und tat es nicht, da ich Bluet heilig halte, und mein Milde ist mir heimkommen . . . Die Beichtfinder Alberts und Freunde der heiligen Stephana wollen mich heute steinigen und ermorden. Und doch ist das Leben heilig.“ Er hielt ein. „Pfahl in meinem Fleisch, was hab ich dich nit ausgerissen," wühlte es in seinem wilden Herzen. „Warumb habe ich sie leben lassen, warumb habe ich sie nit ertreten, was nützt es, wenn ich den Zeller richte, der mit ihrem Namen auf den Lippen die halbe Stadt wider mich zu den Waffen rief?" — Er beschattete sich die Augen mit der Hand, daran er den grünen Edelstein trug; der war heut finster, ohne Glanz, wie eines Ertrunkenen fahles Auge, denn der ehezuvor so leuchtende Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt, und schwere Regentropfen rollten an dem hohen Fenster des Rats-saales nieder, als weine ein Engel über Steyr.

„Das Leben ist heilig," sprach Händel, „das des armen Sünders, das der armen Magdalena, das des Schächers, der zu Christus sprach: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kombst.“

„Aber das Leben frecher, ausgeschämter Vuben, die den Rosenkranz in einer, das Messer in der andern Hand tragen, und die das Recht zu schützen fürgeben, und dabei Recht und Gesez verhöhnen, und dem, der beides gab, hündisch an die Kehle fahren, deren Leben darf keinem heilig sein, dem die Republik heilig ist. Toller Hund Leben ist nicht heilig. Ich breche den Stab

nit gern; aber einmal muß es sein. Es ist nit um Händel, es ist umb Steyr, unfere treue teutsche evangelische Stadt. Ich habe einst gesprochen: Wer den Frieden stört, wer seinem Bruder, der rechten Glaubens ist, nach dem Leben strebt, wer einen Mann verlegt oder tötet umb des Glaubens willen, sei der Täter, wer er will, reich oder arm, fürnehm oder gering, den will ich niederschmettern mit der Faust, in der ich das Schwert halte, so gnade mir Gott."

Kirchenstill war der Saal, und gebeugt lauschten die evangelischen Männer, wie die Ältesten von Israel um den Berg Sinai. Händel aber nahm das Schwert mit den Göttinnen und Engeln, deren Silbergegleiß verblaßt war, denn draußeu wurde es immer schwarz und schwärzer, als sei um Mittag die Nacht anbrechend, und Händel rief: „Zeller soll am Strang sterben und seine drei Genossen mit ihm, und zwaren von jetzt in drei Stund, nicht am Steinfeld, sondern in Steyrdorf, im Angesicht des Wieserfeldes, des Herdes der Sedition. Wer vermeint, daß Zeller nicht den Tod verdient hat, soll die Hand aufrecken."

Alle Hände der Ratsmänner blieben an den Fehbrämen der Mäntel oder an der Brust der Herren unbeweglich liegen. Es war kein einziger Katholischer mehr im Räte.

„Es soll sohin," sprach Händel, „der Henker augenblicklich einen Galgen zwischen Wieserfeld und Spittel aufzimmern. Die vier Buben sollen drei Täg hangen bleiben zu allermanns Abscheu. Dies Volk, in dem noch immer und immer der Papißmus eingefressen sitzt wie ein blutvergiftendes Krebsgebilde, will solche Beispiele sehen, sonst treten sie mir noch alle auf mein Geses."

„Der eine Ratsdiener soll ins Fuchsloch hinaus und unsern Befehl dem Henker melden, der andere soll dies zum Hauptmann Händel in mein Haus tragen."

Er nahm ein weißes Blatt Papier vom Aktenbündel mit Alberts Antworten, das vor ihm lag, zum Übersenden nach Passau fertig, und schrieb an seinen Sohn. Während er schrieb, tollte der Sturm wie ein lebendiges Angeheuer ums Haus und plötzlich rollte ein sonderbares Getöse unterirdisch wie ein gewaltig schwerer Wagen dahin. Händel hielt im Schreiben aus, da sein Pult wankte.

„Was ist denn das?" fragte er, „was treiben sie im Keller?"

Einer der Zweiunddreißig, der Doktor Lazarus Holzmüller, sagte scheu: „Nein, Herr! Es tut erdbidmen."

„So," sprach Händel, hielt mit der Faust das Tischbein nieder und schrieb heftig weiter, mit der Feder wie mit einem Dolch einhauend.

„Kepler hat uns ja für März prognostiziert, die himmlischen Aspekte würden die Materia sublunaria beeinflussen (die er animam terrae nennt), den Erdboden heftig zu erschüttern wie die Ärzte einen febricitantem schwitzen machen.

„Die Papißten werdens aber ohne Zweifel besser denn Kepler wissen, und ich höre schon einen Pfaff predigen: die Erde hat gebebt, und die Kräfte des Himmels sind erschüttert worden, weil der Erzfezer Händel den heiligen Zeller zum Galgen verurteilt hat. — Habeant sibi tibi."

(Fortsetzung folgt.)

Lebenserinnerungen.

Aus dem Nachlaß von Rochus Freiherrn v. Liliencron.

Mit einer Vorbemerkung

von

Anton Bettelheim.

Im Frühling 1912 beschloß Rochus Freiherr v. Liliencron als Neunziger sein gesegnetes, an Arbeit und Erfolgen ungewöhnlich reiches Leben; im Herbst desselben Jahres erschien der 56. — Schluß- und Register- — Band der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, des „Riesenwerkes“, das — wie die Adresse der Historischen Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu Liliencrons neunzigstem Geburtstag bezeugte — für immer die ruhmvolle Inschrift trägt: „Hier ruht die gewaltige Arbeit des Freiherrn Rochus v. Liliencron.“ Mit der Münchener Akademie wetteifernd, hatte in ihrem Festgruß zu demselben 8. Dezember 1910 die Berliner Akademie die Summe der Existenz des großen Organizers, als Germanist und Musikhistoriker gleichermaßen bedeutenden Forschers gezogen. Neben dem dauernden Wert seiner Leistungen wird in diesen und manchen anderen Rundgebungen, in den Ansprachen, Charakteristiken und Denkrede von Hermann Kresschmar, Gustav Roethe, Erich Schmidt, Edward Schroeder der Reiz der einzigen Persönlichkeit Liliencrons gerühmt, der sich nirgends überzeugender, schlichter und gewinnender offenbart als in dem Selbstporträt, das die „liebenswertigste deutsche Erzählung“ Kindern und Enkeln stiftete: „Frohe Jugendtage“ (Duncker & Humblot, 1902). Erich Schmidt hat vor einem Jahrzehnt in der „Deutschen Rundschau“ dieses anmutigen Idylls gedacht, das von Liliencrons Holsteiner Knabenzeit über Kieler und Berliner Universitätsjahre bis zu seiner Verlobung mit der ihm durchaus ebenbürtigen Lebensgefährtin, Louise Dutein in Kopenhagen, führte. Zu meiner angenehmen Überraschung fand sich bei den Vorarbeiten zu einer umfassenderen, im Einvernehmen mit der Familie begonnenen Biographie Liliencrons unter seinen, von dessen Onkel Rochus Freiherrn v. Rheinbaben wohlgeordneten Papieren eine Reihe weiterer Kapitel „Lebenserinnerungen“, die an Frische, Laune, stofflichem Inhalt den bei Lebzeiten des verehrten Mannes veröffentlichten Abschnitten seiner Denkwürdigkeiten nicht nachstehen. Grundehrlich, ernster und schalkhafter Töne mit gleicher Sicherheit mächtig, beschenkt der geborene Erzähler die Landsleute in diesen Aufzeichnungen aus den stürmischen Jahren der Schleswig-Holsteiner Bewegung 1848—49 und aus dem heutzutage halbmythisch anmutenden Treiben an kleinen deutschen Universitäten während der fünfziger Jahre mit echten, unerfälschten Bildern aus der deutschen Vergangenheit, wie sie der berufenste Kenner, Gustav

Freitag, wohlberaten von seinen Lebensfreunden Moriz Haupt und Karl Mathy sich ausbat. Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte, die Zeiten und Zustände in untrüglichem Naturselbstdruck zeigen.

Liliencron diktierte diese neue Folge seiner ‚Lebenserinnerungen‘ in den Jahren, die der Herausgabe der „Frohen Jugendtage“ folgte, seiner Frau. Nachdem sie 1908 „die Hände zum ewigen Frieden gefaltet hatte“, konnte sich der Überlebende nie mehr zur Fortsetzung dieser Diktate entschließen, so dringend seine Kinder ihn auch darum baten. Erst nach seinem Tode fanden seine Angehörigen diese durchaus von der Hand seiner Gemahlin geschriebenen Bruchstücke.

Wien, 6. November 1912.

A. Bettelheim.

Sinaus auf hohe See.

Am Schluß meiner „Frohen Jugendtage“ habe ich erzählt, wie ich Kopenhagen verließ, um zu suchen, wohin ich zur Begründung meiner wissenschaftlichen Zukunft meine Schritte lenken sollte. Es war am Nachmittag des 25. September 1847. In rascher Fahrt reiste ich auf dem Dampfschiff nach Kiel und von da, in Begleitung eines alten Lübecker Herrn, guter, alter Gewohnheit gemäß in gemächlicher Extrapostfahrt über Preetz und Plön nach Lübeck. Tief bewegten Herzens fuhr ich an den alten Schauplätzen meiner Jugend vorüber. Es war ein besonderer Umstand, der mich nach Lübeck gelockt hatte. Hier fand in den folgenden Tagen die zweite sogenannte Germanistenversammlung statt; die erste war 1846 in Frankfurt a. M. abgehalten worden. Wie in Frankfurt, so führte auch in Lübeck Jacob Grimm den Vorsitz. Wenn man sich vor Augen hält, wie sich heutzutage die germanistische Philologie in verschiedene einzelne Zweige gespalten hat, wie neben sie die romanische Philologie, die vergleichende Sprachwissenschaft getreten ist, so sieht es verwunderlich genug aus, was man 1847 in Lübeck unter dem Begriff der Germanisten zusammenfaßte. Es handelte sich in drei Sektionen neben den Vertretern der Sprachforschung und Literatur um diejenigen des deutschen Rechtes und der deutschen Geschichte. In der Tat lagen damals die drei Gebiete so eng zusammen, daß niemand auf dem einen arbeiten konnte, ohne auch mit den anderen einigermaßen vertraut zu sein. Ein Historiker wie Dahlmann oder Waiss oder die Mitarbeiter an den „Monumenten“ konnten eigener Kenntnisse des Altdeutschen nicht entraten, noch weniger ein germanistischer Jurist, wie etwa Homeyer. Conrad Maurer saß damals schon an seinen altnordischen Studien, Jurist und Philologe zugleich. Ja, ich selbst hatte mich in Kopenhagen mit Vorliebe in das altisländische Recht der Grágás vertieft, wenn auch mehr unter kultur- wie unter rechtsgeschichtlichem Gesichtspunkt. Vor allem aber zeigen sich ja in Grimms eigenen großen Arbeiten, in den „Rechtsaltertümern“ und den „Weistümern“ alle drei Gebiete: der Geschichte, der Rechtswissenschaft und Sprachforschung, zu untrennbarer Einheit verbunden. In Frankfurt hatte, soviel ich mich erinnere, die Germanistik im engeren Sinne im Vordergrunde gestanden; in Lübeck dagegen konzentrierte sich das ganze Interesse um die

juristische Sektion, welche auch in den drei Hauptversammlungen im Vordergrund stand. Ganz besonders erregte ein tief eingehender Vortrag von v. d. Pfordten über Einführung der Schwurgerichte die Gemüther. Von der Pfordten war zu jener Zeit Professor in Leipzig und galt noch für einen Liberalen im Sinne der Altliberalen aus jenen Tagen. Wenn die große, aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelte Zuhörerschaft seinen Ausführungen mit gespanntem Interesse folgte und sich an sie eine erregte Debatte anknüpfte, so gab sich darin ein allgemeines Element kund, welches zur Charakteristik des Augenblicks von hervorragender Bedeutung ist. Auf das lebhafteste trat es mir während dieser ganzen Versammlung vor Augen, wie stark das ganze deutsche Wesen in politische Wallung geraten war, seitdem ich den deutschen Boden verlassen hatte. Das hatte ich empfunden, seitdem ich in Kiel den Fuß auf deutschen Boden gesetzt hatte, empfunden bei der Berührung mit den nur wenigen Freunden auf der Fahrt durchs Land, empfunden bei jedem Zeitungsblatt, das ich zur Hand nahm, und nun vor allem hier in Lübeck, wo es sich in großen Zügen und zugleich in seiner Verbreitung über ganz Deutschland zeigte. Es war ein warmes patriotisches Empfinden, welches die Fragen von der Stellung des deutschen Rechtes zum römischen, von der Einführung des germanischen Instituts der Schwurgerichte als unmittelbar praktisch für jedermann im Volke erscheinen ließ, und überall klangen die Stichworte hervor von der Einheit Deutschlands, von deutscher Verfassung und deutschem Parlamente. In der Gesamtheit der Versammlung gab sich ein gewisses hohes Selbstgefühl kund, als ob die hier in autoritativer Weise gesprochenen Worte vor dem Thron der Fürsten und Minister nicht ungehört verklängen könnten. Es war dies jene höhere Spannung der Gemüther, die den Hintergrund der Katastrophen des Jahres 1848 bilden sollte. Es war freilich auch zugleich ein Vorspiel jenes verhängnisvollen Irrthums, welches die theoretische Einsicht des Professorentums mit dem praktischen Blick des Staatsmannes verwechselte. In der Mitte der Politiker der Versammlung stand Dahlmann, allseitig geschätzt und geehrt als höchste Autorität, als Charakter unbeugsamen Willens und lauterster Gesinnung. Er wohnte mit seiner Gattin während der Festzeit auf Rothenhausen bei meinem lieben Freunde Wentorp, von dessen naher Beziehung zu dem Ehepaar ich in den „Frohen Jugendtagen“ erzählt habe¹⁾. Da Wentorp gleich nach Lübeck kam, um auch mich aufzusuchen, so wurden auf diesem Wege auch Dahlmanns Erinnerungen an unsere Bekanntschaft in meiner Kinderzeit wieder wachgerufen. Das hatte für mich die glückliche Folge nicht nur, daß ich mich in den Stunden der geselligen Vereinigungen meistens im Kreise der hervorragendsten Persönlichkeiten bewegen durfte, die sich um Dahlmann und die Grimms zusammenfanden, sondern auch darin, daß Dahlmann in die Besprechung über meine Zukunftspläne hineingezogen wurde.

Von den Vertretern der eigentlichen Germanistik, deren Zahl noch damals klein war, waren die bedeutendsten in Lübeck zur Stelle: beide Grimms, Lachmann, Moritz Haupt, Müllenhoff und andere. Ich wurde

¹⁾ Frohe Jugendtage, S. 83.

sehr freundlich unter ihnen aufgenommen, was ich in erster Linie Müllenhoffs treuer Freundschaft zu danken hatte, daneben aber der guten Meinung, die meine eben gedruckte Neidhart-Abhandlung, namentlich bei Haupt, erregt hatte. Ich war bei dem Syndikus Elder einquartiert, dessen liebenswürdige Familie mich überaus gütig aufnahm, mir auch eines Mittags die alten Lübecker Schulfreunde, so viele ihrer am Orte waren, einlud. Die Stadt Lübeck stattete die Versammlung mit freigebiger Gastlichkeit aus. Am zweiten Abend fand ein sehr schönes Konzert in der Börse statt, am dritten Tage — es war Michaelistag, der noch als kirchlicher Feiertag galt, an dem nicht Versammlung abgehalten werden durfte — ward bei köstlichem Wetter eine vergnügte Fahrt nach Travemünde gemacht, mit Ausflug aufs Meer hinaus. Die vielen Binnenländer, die hier zum ersten Male die See sahen, gerieten in schwungvolle Begeisterung, der aber bald der starke Seegang und die sich allgemein verbreitende Seefrankheit argen Abbruch tat. Am letzten Abend beschloß ein in der Stadt gegebenes Bankett in dem glänzend erleuchteten, größten Raume des Ratskellers das schöne Fest. Von diesem Bankett pflegt noch heute der Kaiser zu berichten, der die Fremden durch die herrlichen Räume führt. In der That war der Anblick der weithin gestreckten, gewaltigen fahnen-, blumen- und lichtgeschmückten Halle ein zauberhafter. Am folgenden Tage begab ich mich nach Rothenhausen und verlebte hier einige schöne Tage; auch Dahlmanns waren dort und der liebenswürdige junge Historiker Otto Abel, der den Freunden und der Wissenschaft leider nach wenigen Jahren entrisen werden sollte. Damals erst durch seine Schrift über Philipp von Mazedonien im Kreise der Historiker rühmlichst bekannt geworden, im nächsten Jahre in weitesten Kreisen durch die Schrift „Das neue Deutsche Reich und sein Kaiser“, ein Schwabe, der mit voller Begeisterung für das preußische Kaisertum eintrat.

Hier auf Rothenhausen wurde nun mein nächster Zukunftsplan festgestellt, wie schon in Lübeck Dahlmann und Grimms ihn mir nahegelegt hatten. Dahlmann wies nämlich darauf hin, daß in Bonn eine Professur für das Altdeutsche noch nicht errichtet sei. Die öffentliche Meinung bezeichnete zwar längst Simrock dafür, der ja ein Bonner war und dort seinen Dichtungen und Forschungen lebte, seitdem er 1830 seiner freisinnigen Haltung wegen aus dem preußischen Justizdienst entlassen war. Doch würde er, an sein unabhängiges Leben gewöhnt, kaum jetzt noch bereit sein, die Last einer Professur zu übernehmen. Einstweilen habe zwar Diez sich bereit gefunden, germanistische Kollegien zu lesen; Dahlmann wisse aber von ihm selbst, daß ihm dieses sehr unbequem sei und er deswegen dringend wünsche, dieser Verpflichtung durch den Eintritt eines anderen enthoben zu werden. So beschloß ich denn, mich nach Bonn zu wenden, wo mir Dahlmanns die Wege zu bahnen in freundschaftlicher Weise verhießen.

Bis zum 7. November mußte ich in Schleswig bleiben, weil ich eine Handschrift aus der Stockholmer Bibliothek für meine Arbeit an der Wiltina-Sage¹⁾ erst ausnützen und zurücksenden mußte. Dann machte ich mich über

¹⁾ Frohe Jugendtage, S. 179.

Riel, Lübeck, Hamburg, Hannover, Köln nach Bonn auf den Weg, wo ich am 11. November eintraf. In Riel erreichte mich die schmerzliche Nachricht von Mendelssohns am 4. November erfolgten schnellem Tode, die mich tief ergriff. Von Hamburg über Köln reiste ich in der erfreulichen Gesellschaft alter Bekannter, meines Kindheitsfreundes und Studiengenossen John Heyliger Burt, seines Vaters und seiner Schwester, der Frau v. Moltke, Gattin des nachmaligen Feldmarschalls. Er stand damals als Major beim Generalstab in Coblenz. Abends in Deutz angelangt, wo ich übernachtete, wanderte ich gleich hochklopfenden Herzens auf die Rheinbrücke hinaus. An meine Braut schrieb ich: „Fühlst Du, was es heißt, wenn ein Deutscher seinen Rhein zum ersten Male sieht? Wie wenn ein Isländer zuerst den Hella, ein Indier seinen heiligen Strom zum ersten Male schaut. Wie Mütter das Kind, das ihnen die größten Sorgen machte, so lieben wir den Rhein am meisten. Welcher Zauber, ihn zu sehen! Mir war, als wenn alle Träume meiner Kindheit mit einem Male verwirklicht vor mir ständen.“

Am Vormittag des nächsten Tages — es war der 11. November — traf ich in Bonn ein. Nicht leichten Herzens! Die Zukunft lag verschleiert in Nebeln vor mir. Bisher gewohnt, von Liebe und Freundschaft getragen zu werden, und verwöhnt dadurch, fühlte ich mich jetzt ganz und allein auf mich selbst gestellt, unter lauter fremden Menschen, deren Schätzung ich mir erst erwerben sollte, damit sich die an den Einzug in die rheinische Universität geknüpften Hoffnungen erfüllen konnten, und an diese Hoffnungen war zugleich das Schicksel eines anderen teuren Hauptes geknüpft. Es war wohl genug, um selbst ein so sanguinisches Temperament wie das meinige schwer zu bedrücken und einigermaßen mutlos zu machen. Nur ein einziger war da, Dahlmann, bei dem ich mich freundlichen Empfanges versehen durfte, zu dem ich denn auch sogleich meine ersten Schritte lenkte. Leider fand ich auch ihn gemüthlich sehr bedrückt; seine zärtlich geliebte Tochter, die Gattin Professor Reyschers in Tübingen, war schwer erkrankt, und Dahlmanns, ihm selbst fast unentbehrliche, vortreffliche Frau war dorthin zur Pflege der Stieftochter gereist. So war also der damals zweiundsechzigjährige Dahlmann ganz allein im Hause. Sein einziger Sohn arbeitete als Referendar in Münster. Um so willkommener war ihm meine Erscheinung, und er nahm mich überaus gütig auf, ein mir in meiner Gemüthsverfassung doppelt wohlthuender herzenswarmer Ton.

Eine sehr angenehme Wohnung fand ich sogleich bei einem alten Ehepaar, einem Gymnasiallehrer Rockel, der, wie ich erst später entdeckte, der Schwiegervater Gottfried Rinkels war. Zur Behaglichkeit meiner Existenz in den ersten drei Wochen trug es allerdings nicht bei, daß ich vermöge der eisenbahn-politischen Schikanen mein Gepäck und meine Bücher erst Anfang Dezember erhielt. Dadurch von aller Arbeit ausgeschlossen, benutzte ich die Zeit, mich über Menschen und Verhältnisse möglichst zu belehren. Dahlmann hatte mir überall die Wege gebahnt. Vor allem besuchte ich gleich Bethmann-Hollweg, den Kurator der Universität, einen geistig hochbedeutenden, in seinem ganzen Wesen aristokratisch vornehmen Mann. Näher stand ihm nur ein

kleiner Kreis der älteren Professoren; gegen die anderen, die jüngeren namentlich, bewahrte er eine kühle Abgeschlossenheit, doch keineswegs ohne wohlwollende Gesinnung. Auch mir verhiess er in freundlicher Weise die Förderung meiner Wünsche. Ebenso besuchte ich nach Dahlmanns Weisung eine Anzahl der älteren hervorragenden Männer der Universität und ihre Familien: Welcker, den großen Archäologen, den alten Ernst Moritz Arndt, den Juristen Geh. Rat Blume, dessen Familie mir schon von Lübeck-Rothenhausen her bekannt war, den Philosophen Prof. Brandis, Prof. Naumann und andere. Ich will hierbei erwähnen, daß auch innerhalb der Professorenschaft selbst eine ziemlich scharf gesonderte Spaltung in zwei Klassen herrschte, die ungefähr mit der Teilung der Ordinarien und Extra-Ordinarien zusammenfiel. Die Ordinarien schlossen sich untereinander um den Rurator zusammen, weshalb sie bei den jüngeren Kollegen den Namen der „Geheimräte“ führten; eine Spaltung, die später sogar einmal politisch hervortrat. Dies hinderte natürlich nicht, daß an der Geselligkeit in ihren Häusern auch die jüngeren teilnahmen, doch waren ihre Gesellschaften im allgemeinen recht steif. Um so mehr schloß sich die jüngere Kategorie der Extra-Ordinarien mit der jüngsten der Privatdozenten zusammen. Hier sollte denn auch ich bald genug mein richtiges Fahrwasser finden. Zunächst aber besuchte ich diejenigen Herren, mit denen ich bei meiner Bewerbung um die *venia legendi* in Konkurrenz treten könnte, fand aber zu meiner Beruhigung bestätigt, was Dahlmann mir in Lübeck gesagt hatte. Dies erklärte sich vielmehr erfreut über die Aussicht, sich ganz auf sein romanistisches Fach beschränken zu können; Simrock versicherte, er habe den Gedanken an eine Professur längst aufgegeben, und Kinkel, der nur insofern in Betracht kam, als er über neueste Literatur las, kam eigentlich deshalb nicht in Betracht, da ich selbst nur an die ältere deutsche Literatur dachte. Alle drei nahmen mich übrigens in so freundlich entgegenkommender Weise auf, daß sie mir das Herz dadurch sehr erleichterten. Dies stellte sich sehr freundschaftlich zu mir, ohne daß wir in näheren Verkehr gekommen wären. Er war kein Mann geselligen Verkehrs, ganz in seine großen romanistischen Arbeiten vertieft. Ihm fiel aber in der philosophischen Fakultät nebst Lassen hauptsächlich die Beurteilung meines Besuches und die Frage nach meinem Fakultätsexamen zu. Das mochte dazu beitragen, daß er sich gern von mir finden ließ, oder auch mich aufsuchte, um ein Stündchen über gemeinsame wissenschaftliche Interessen mit mir zu verplaudern. Er beantragte dann auch später bei der Fakultät, wie mir Lassen zu meiner angenehmen Überraschung mitteilte, daß mir das eigentliche Examen vor der Fakultät erlassen und statt dessen nur ein kurzes Kolloquium stattfinden möge.

Simrock war eine liebenswürdige Persönlichkeit, schlicht und einfach in seiner ganzen Erscheinung, stets geistig und poetisch angeregt, ohne darum sonderlich gesprächig zu sein, bescheiden zurückhaltend in seinem Urteil, ohne daß es dem Urteil an Schärfe gefehlt hätte, immer voll schelmisch humoristischer Laune. Er arbeitete bekanntlich vor 1830 als Referendar beim Kammergericht in Berlin, wo er zugleich schon als Schüler Lachmanns seine Über-

setzung der Nibelungen schuf. 1830 aber wurde er wegen eines der Regierung zu freisinnigen Gedichtes aus dem preussischen Justizdienst entlassen, und eben dies war auch der Anlaß dazu, daß ihm einstweilen die Aussicht auf eine Professur in Bonn verschlossen blieb. Wohlhabend genug, um aus eigenen Mitteln zu leben, zog er sich dann ganz in seine wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten zurück, indem er, glücklich verheiratet, im gastlichen Heim in Bonn oder auf seinem Weingut Menzenberg bei Honnef ein behaglich fruchtbares Dasein führte.

Eine sehr andere Natur war Kinkel, der, als ich ihn kennen lernte, im zweiunddreißigsten Jahre stand, eine große, breitschulterige Gestalt, ein schöner Mann mit bedeutendem Kopf, aber ein wenig ungeschlacht in seinem Auftreten, lauten Wortschwallen, etwas übergreifend im Gespräch, so daß er mir tatsächlich anfangs als ein unzuverlässiger Schwärzer erschien; doch besserte ich meine Meinung bald in der Erkenntnis, daß der gutmütige, treuherzige Zug seines ganzen Wesens innere Wahrheit war. In seinem ganzen Auftreten gab sich das Zügellose seines Wesens kund, was ihn ja gleich nachher widerstandslos der Revolution verfallen ließ. Ich habe in diesem Winter mit dem hochbegabten Manne viel verkehrt in harmlos heiterem Umgange bis an die Schwelle der Revolutionstage.

Meine ersten Bonner Wochen, um zu denen zurückzukehren, verliefen still. Mein fast täglicher Verkehr war nur Dahlmann, der sich, unter den traurigen Nachrichten, die ihm von seiner Tochter kamen, von allem Verkehr zurückzog, aber gern mit mir in ernster Unterhaltung mittags seinen Spaziergang machte, oder auch abends von der Arbeit ausruhte. Da sein Spaziergang sich an sein Kolleg angeschlossen, hospitierte ich auch wohl dort vorher. So ist mir diese ganze Zeit von großem Gewinn geworden, indem ich sie in unmittelbarem Anschauen dieser großen, edlen Persönlichkeit verlebte. Es ist ja nicht nötig, ihn, dem Springers Biographie ein so schönes Monument gesetzt hat, hier noch einmal zu schildern. Seine ganze moralische Größe trat mir in der letzten schweren Woche, vor dem Tode der Tochter entgegen, in der er unter den tiefsten Seelenschmerzen, in wahrhaft antiker Fassung seine Ruhe bewahrte. Am 21. Dezember schrieb ich meiner Braut: „Leider hat Dahlmann nach den heute gekommenen Nachrichten die letzte Hoffnung für seine Tochter aufgegeben. Denke dir, welche Energie, daß er unmittelbar nach Eingang des Briefes seine Vorlesung hielt. Ich freilich, der ihn mehr kennt, fühlte ihm wohl etwas an, wußte aber nicht, ob's nicht ein körperliches Unwohlsein wäre. Die anderen haben schwerlich etwas davon empfunden. Auch auf dem Spaziergang unterhielt er sich nach seiner gewöhnlichen Weise, ruhig, heiter!“ Und nachdem er dann einige Tage darauf die Todesnachricht erhalten hatte, schreibe ich: „Ich sah ihn erst heute nachmittag; er kam mir wie gewöhnlich mit milde lächelndem Gesicht entgegen und erzählte mit fester Stimme, wenn auch mit Tränen in den Augen, vom Tode der Tochter. Es ist weit davon entfernt, nur eine äußere Ruhe zu sein, es ist die volle bewußte Manneskraft, die sich durch keinen Schmerz beugen läßt, die dem irdischen Leiden keinen zerstörenden Einfluß auf sich gestattet; es ist jene wahr-

haft erhabene Ruhe, die die Alten in der Darstellung des Schmerzes als die höchste Vollendung betrachten, jene Ruhe, um die alle Jahrhunderte den Laokoon angestaunt haben, als Bild des Seelenadels.“ Der Sohn, welcher zum Weihnachtsfest herüber gekommen war, reiste dann gleich nach Tübingen, um die Mutter zurückzuholen; so traf denn auch sie, die treffliche, hochstehende Frau, meine alte Gönnerin aus der Jugendzeit, ein. Ich muß aber noch eine Erinnerung aus meinen Briefen hierher setzen, sowohl zur Charakteristik Dahlmanns als zum Zeugnis für den Gewinn, den in jenen Tagen der intime Verkehr mit ihm mir selbst brachte: „Gestern sprach Dahlmann,“ schrieb ich am 30. November meiner Braut, „sehr schöne Worte in seinem Kolleg; er besprach nämlich die unduldsamen Anfeindungen, mit denen eine orthodoxe, eifernde Partei dem milden, großen Melanchthon seine letzten Lebensjahre verbitterte. Da sagte er: Es waren Männer voll Eifer, aber ihnen fehlte das Beste, die Duldsamkeit. Sie wußten wenig, daß ein unschuldig Herz ohne Gefahr die verfänglichsten Fragen untersuchen kann, und daß dann wenig darauf ankommt, ob das Resultat einem alten oder einem neuen Glauben ähnlicher sieht. Denn wer Duldsamkeit für Indifferentismus hält, der verkennet ihr Wesen auf schneidende Weise. Duldsamkeit ist Tugend! Wir dürfen uns freilich bei jenen Männern über den Mangel daran so sehr nicht wundern, denn wir müssen bekennen, daß diese Tugend erst ein Gewinn des 18. Jahrhunderts ist. Möchte sie dem 19. nicht wieder verloren gehen!“ Ich fahre dann fort: „Vor ihm saßen drei, einmal zum Regieren berufene Fürstensöhne, von Sachsen, Baden und Mecklenburg; möchten sie es sich zu Herzen genommen haben! Es ist merkwürdig, welchen Eindruck alles macht, was dieser Mann sagt; er ist eine der Erscheinungen, an denen man sich mit ganzer Seele erbaut. Uns erzieht viel mehr, als was uns in den besten Lehren gepredigt wird, das Gute und Große, was wir von anderen verwirklicht und geübt sehen. So ein leuchtendes Beispiel zu sein ist eigentlich das wahre Priestertum, zu dem jeder berufen ist und — ja, Christus! Ist nicht eben er die erhabenste Verwirklichung eben dieses Priestertums?“ —

Nachdem ich endlich Anfang Dezember meine Sachen und Papiere erhalten hatte, schrieb ich sogleich mein Gesuch und überreichte es dem Kurator. Dann ergänzte ich die wenigen, vorhergemachten Besuche, indem ich mich zunächst den sämtlichen Mitgliedern der philosophischen Fakultät vorstellte. Ich darf den ohnehin nicht leichten Versuch, den ganzen damaligen Zustand der Universität auch nur in ihren hervorragenden Persönlichkeiten zu zeichnen, nicht wagen; dazu blieb ich zu kurz und unter zu eigentümlichen Umständen in Bonn. Von dem aber, was ich über die „Geheimräthlichen“ schrieb, muß ich vor allen doch einen ausnehmen und zwar einen der ersten Sterne der Universität: den großen Philologen Friedrich Ritschl. Er stand damals schon auf der Höhe der allgemeinen Bewunderung, und begeisterte Schüler waren um ihn geschart. Ihm galt als Legitimation des Menschen nur ihr Geist und ernstes Streben. Der Geselligkeit seines Hauses wußte seine geistvolle und liebenswürdige Frau einen feinen, reichbelebten Ton zu geben.

Ich hatte bisher noch sehr einsam gelebt, die unfreiwillige Ferienzeit zu

manchem Auszug in die so reizvolle Umgebung benutzt, nach Godesberg, ins Siebengebirge. Jetzt, wo ich mich unter die Menschen begab, sah ich mich bald in mannigfaltigem erfreulichen Verkehr mit der jüngeren Gesellschaft. Zuerst geriet ich, komischer Weise, in eine Kaffeegesellschaft, der ich sehr schnell ein gewisses „Jesuitentum“ anroch. Das war leicht erklärlich; denn das katholische Bonn befand sich eben in nervöser Aufregung über den Schweizer Sonderbundskrieg. Unter der Führung Professor Walters, des Kanonisten, ward eifrige Propaganda durch Zeitungsartikel und Sammlungen für den Sonderbund getrieben, denen zum großen Ergötzen der Gegner allerlei böshafte kleine Inserate entgegentraten, als deren Verfasser nur die näheren Freunde Simrock kannten. Zu jenem katholischen Zirkel gehörte nur einer, mit dem ich in freundlicher Verbindung blieb und der durch allerlei Dichtungen und wissenschaftliche Arbeiten auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist, Alexander Kaufmann. Er kam 1850 an das fürstlich Löwensteinsche Archiv zu Wertheim, wo er erst 1893 als Archivrat gestorben ist.

Kinkel aber war es, der mich in das richtige Fahrwasser leitete, indem er mich in den Sonnabendklub der jüngeren Dozenten, Professoren, wie Privatdozenten im Schwan einführte. Die Gesellschaft versammelte sich allsonnabendlich; man begann mit einem wissenschaftlichen Vortrag, dem sich dann eine fröhliche und geistig reichbelebte Unterhaltung anschloß, die sich oft genug bei der beliebten rheinischen Bowle bis über Mitternacht hinausspann. Schnell war ich in diesem Kreise heimisch; er war in der That höchst anziehend durch die Mischung von wissenschaftlichem Ernst, wie ihn z. B. der treffliche Haelschner vertrat, den ich gewissermaßen als den princeps juventutis dieses Kreises bezeichnen möchte, und ungezwungener studentischer Lustigkeit, innerhalb derer natürlich Kinkel das große Wort führte. Auch Simrock fehlte nicht. Hier fand ich denn auch die, mit denen ich während der nächsten Monate in freundschaftlichem Verkehr lebte, Albrecht Ritschl, Schleicher, v. Teilitzsch, Leopold Schmidt, Lersch, sie alle Privatdozenten. Lersch, der Philologe und Archäologe, war es freilich schon recht lange und hätte mir bange machen können, nämlich schon seit 1835. Der Arme hatte ein tragisches Geschick; er war wegen seiner Gelehrsamkeit, seines unermüdlischen Fleißes, seiner wissenschaftlichen Arbeiten und nicht minder wegen seines lauterer Charakters ganz allgemein geachtet. Die Rheinprovinz war ihm wie die Geschichtswissenschaft für die Gründung und einsichtige Leitung des rheinischen Altertumsvereins und seiner Zeitschrift zu Dank verpflichtet; dennoch aber wurde er nicht befördert. Ich habe nie entdecken können, was eigentlich ihm im Wege stand. Man konnte ja nicht sagen, daß er eben anregend war; vielleicht ließ sein Vortrag zu wünschen übrig, vielleicht auch paßte er in den Rahmen der für Bonn dotierten Professuren nicht hinein. Erst nachdem von auswärts Berufungen an ihn kamen, wurde er endlich 1848 außerordentlicher Professor ohne Gehalt, um schon 1849 die Augen zu schließen. Er hatte sich völlig überarbeitet.

Der Philologe Leopold Schmidt — in Bonn hieß er allgemein nur wegen seiner Statur: der kleine Schmidt, — auch ein Schüler Friedrich Ritschls,

war ein recht gelehrtes Haus. War er nicht frei von der Trockenheit, die dieser Bezeichnung anklebt, so wurde dies gut gemacht durch die Reinheit seiner Seele. Wer ihn kannte, mußte ihm gut sein. Mir schloß er sich gleich freundschaftlich an. In eine Daguerreotype meiner Braut verliebte er sich vollständig, was ich ihm begreiflicherweise nachfühlen konnte, indem ich mich des Widerklanges meiner Empfindungen freute. In meinem glücklichen Fortkommen in Bonn nahm er rührenden Anteil, verschmähte es auch nicht, als ich ihm meine bei dem Kolloquium vorzutragende vita vorlegte, sie hier und da mit blendender Latinität zu bestreuen. Seine Hauptarbeiten liegen auf dem Gebiete des Griechentums. Sein bedeutendstes Werk behandelt die „Ethik der alten Griechen“, für die ihm die tiefe Sittlichkeit des eigenen Wesens Blick und Auffassung gab. Er ward später als Ordinarius nach Marburg berufen, wo er 1892 gestorben ist.

Höchst entgegengesetzter Natur zu ihm war der zweite Ritschl-Schüler unter meinen Freunden: August Schleicher. Über seine Bedeutung als Linguist brauche ich kein Wort zu verlieren; sie ist, wenigstens der gelehrten Welt, bekannt genug. Von Person war er ein höchst origineller Kauz, sprudelnd lebendig, voll witzigen Humors, ein Freund jedes heiteren Lebensgenusses, zugleich aber von eminenter Arbeitskraft, der er oft genug die Nächte widmete, wenn er die Tagesstunden zu Dingen gebraucht hatte, die ihn augenblicklich mehr vergnügten, begabt mit fast fabelhafter Spannkraft des Gedächtnisses und zugleich mit hervorragendem Scharfsinn, der in Ritschls Schule auf das vortrefflichste methodisch geschult war; zugleich als guter Südhüringer ein leidenschaftlicher Musikus. Es war ihm eine besondere Freude, auf den allerverschiedensten Instrumenten zu üben, wobei dann freilich kein einzelnes zu besonders brauchbarer Vollkommenheit gedieh. Während unseres Verkehrs hatte er eine für die Umgebung gefährliche Neigung, sich im Hornblasen zu üben. Neben seiner Wissenschaft trieb er mit besonderer Vorliebe zwei Dinge: Phrenologie und Botanik. Auf letztere war er so zu sagen dressiert. Ich habe in viel späterer Zeit in Meiningen seinen Vater kennen gelernt, der damals in Sonneberg lebte; er war Arzt und ein ebenso origineller Charakterkopf wie der Sohn. Dieser hatte ursprünglich Theologie studiert. Als er dann dem Vater brieflich den Wunsch mittheilte, zur Philologie überzugehen, antwortete ihm dieser: „Ein Philolog ist ein elender Lump, zumal wenn er wirklich einer ist; an dieses Studium Geld zu verwenden, verlohnt es nicht.“ Er ließ aber doch mit sich reden. Der Alte erzählte mir folgendes: als ihm der Sohn geboren worden, habe er, in seinem Garten spazierend, sehr verzweifelt darüber nachgedacht, wie er einen Sohn erziehen sollte, denn einen Jungen, der eine geistige Laufbahn nehmen solle, müsse man doch von früh auf mit geistigen Stoffen nähren; er verstehe aber nichts als seine Medizin; damit könne man doch ein Kind nicht aufpäppeln, sei es nun allopathisch oder homöopathisch. Da sei sein Auge auf die Pflanzen gefallen und ihm wie eine Erleuchtung gekommen: „mit Botanik erziehe ich den Jungen“. Dem Sprachforscher ist es bekannt, wie vielfach Schleicher den Begriff der Pflanze und ihres Wachstums in seiner Sprachbetrachtung ver-

wertet hat. Als ich ihn in seinem letzten Jahre einmal in Jena aufsuchte, traf ich ihn in seinem sorgfältig gepflegten Gärtchen: „Ei,“ rief ich ihm zu, „du siehst ja aus wie der beatus ille, was treibst du da?“ — „Schau her,“ antwortete er, indem er eine eben aus der Erde gehobene Pflanze hielt, „ich studiere das Gesetz der Sprachwurzeln.“ Als wir in Bonn zusammen waren, war ihm kürzlich durch die Unterstützung, welche der ihm sehr gewogene Erbprinz Georg von Meiningen ihm verschaffte, die Möglichkeit der akademischen Karriere eröffnet worden. Wir sahen ihn nur in der fröhlichsten Laune und im vollen glücklichen Eifer verheißungsvoller Lebensarbeit. Im Frühjahr 1848 erschien der erste Teil seiner berühmten Sprachvergleichenden Untersuchungen. Leider hat er später viel Trübes durchmachen müssen, namentlich schwere Erkrankungen, die er seinem ohnehin nicht starken Körper durch Überarbeitung zuzog. 1850 ward er nach Prag berufen, fühlte sich aber dort unter Anfeindungen und Behinderungen aller Art so unglücklich, daß seine ganze alte Munterkeit einer trüben, verbitterten Schwermut wich. Die Sehnsucht, sich durch eine Berufung aus dieser Lage befreit zu sehen, wurde geradezu krankhaft. Ich habe damals zu meiner herzlichsten Freude ein wenig dazu mithelfen können, daß er 1857 nach Jena berufen wurde, wo er leider schon 1868 gestorben ist.

Wenn ich mit diesen meinen nächsten jungen Freunden als den letzten Albrecht Ritschl nenne, so muß ich last not least hinzufügen; denn eben er wurde mir der nächste und liebste der Freunde. Als man mich im Sonnabendsklub kennen gelernt hatte, forderte man mich zur Teilnahme an einem Mittagstisch auf, an dem sich in geschlossener Gesellschaft zwölf bis fünfzehn unverheiratete Dozenten zusammenfanden, Professoren wie Privatdozenten. Hier herrschte ein geistig belebter, völlig ungezwungener und heiterer Ton. Auch Ritschl fand ich hier wieder. Wir hatten uns kaum drei oder vier Mal gesehen, als uns schon eine unausgesprochene, aber beiderseitig empfundene Zuneigung aneinander band, eine Sympathie, die zunächst auf unser beider frischer jugendlicher Heiterkeit beruhte, sehr bald aber auch in fruchtbarem Gedankenaustausch ihren ernsteren Inhalt fand und in mir den alten Theologen wieder aufleben ließ. Noch weniger als über Schleicher ist es nötig, über Ritschl etwas Allgemeines zu sagen. Zu welcher wissenschaftlichen Höhe er emporstieg und welche Bedeutung er für die Theologie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch seine Schule bis heute herab gewonnen hat, ist allbekannt. Er arbeitete zu jener Zeit an seinem ersten größeren, 1850 erschienenen Werke: „Die Entstehung der altkatholischen Kirche“, ward trotz aller Anerkennung vermöge des in Berlin herrschenden Sengstenbergischen Geistes erst im Jahre 1852 zum Professor in Bonn befördert und folgte 1864 der Berufung nach Göttingen, wo er dann bis zu seinem Tode 1889 in hohem Ansehen gewirkt hat. Im Jahre vor seinem Tode habe ich den lieben Menschen hier zuletzt wiedergesehen. Als wir in der Haustür Abschied voneinander nahmen, hielt er lange meine Hände und sagte, indem durch die Träne, die ihm im Auge stand, das lustige Feuer blizte: „Das ist köstlich, wenn man sich nach fast vierzig Jahren noch ebenso fröhlich und

offen in die Augen schaut wie in jungen Tagen.“ Ritschl war eine von Grund der Seele aus heitere, kräftige Natur, klein von Statur, bis ins Alter rasch und beweglich, außerordentlich scharfen, kritischen Geistes. Gewiß fehlte es ihm keineswegs an Wärme des Gemütes, aber das entscheidende Gepräge seines Wesens lag auf der anderen Seite; ein schwer zu besiegender Meister im Disputieren, war er in der Gesellschaft wegen seiner scharfen Zunge wohl gefürchtet, oft keck und übermütig herausfordernd. Aber was hierin Verbitterndes hätte liegen können, wurde durch die Heiterkeit seines schlagfertigen Witzes gemindert. Neben den geistigen Interessen verband uns noch ein anderes. Wenn wir uns abends bei einander sitzend oft stundenlang in Unterhaltung über die ersten christlichen Jahrhunderte und die Geschichte der Evangelien in einer für mich ungeheuer lehrhaften Weise ergangen hatten, begaben wir uns ans Klavier, ich spielte Beethoven und er sang Schubertsche Lieder. Seine Stimme war klein und nur leidlich geschult; aber sein Vortrag war geistvoll und seine Deklamation im Singen ausgezeichnet. Ich muß hier aus unserem musikalischen Leben ein Bildchen einschalten, das gleich charakteristisch für uns beide ist.

Ich hatte im Beginn des Bonner Aufenthaltes einen schönen Tag benutzt zu einem Ausflug auf den Drachensfels. Im Gasthof zu Königswinter setzte ich mich, auf das Essen wartend, ans Klavier; erst wieder aufstehend bemerkte ich, daß das Wirtstöchterchen, die den Tisch deckte, sich zuhörend hinter den Stuhl geschlichen hatte. Schnell waren wir gute Freunde und ich davon belehrt, daß Königswinter einen eifrigen Gesangverein habe, dessen prima donna unser Wirtstöchterchen sei; noch vor der Suppe mußte sie ein Liedchen singen. Vater Wirt und Mutter kamen auch herzu. Die ganze fröhliche Leichtlebigkeit des rheinischen Völkchens trat mir hier zum ersten Mal entgegen in einem ebenso gemütlichen wie niedlichen Familienbilde. Leicht ließ ich mich bereden, nach einem Gang auf den Drachensfels wieder zurückzukehren und die Nacht zu bleiben, um abends mit dem Dirigenten des Vereins, dem Schulmeister von Sonnes, und anderen ersten musikalischen Größen Königswinters Musik zu machen. Wie hätte ich dem Verlangen widerstehen können, einen solchen Blick in die mir neue Menschenwelt zu tun! Das ergab denn auch das allervergnügteste Hauskonzert, dem Vater Wirt durch die unvermeidliche Bowle unter die Arme griff; aber es hatte noch eine weitere Folge. Man teilte mir mit, daß der Gesangverein in einigen Wochen ein Wohltätigkeitskonzert für die Armen des Städtchens geben werde, zu dem einige Sänger auch aus Köln herüberkämen, da müsse auch ich wiederkommen, um mein Scherflein zum guten Werke beizutragen. Das war zu lustig! Eine richtige Konzertreise hatte ich doch nie im Leben gemacht. Ich sagte zu; es wird wohl schon bei der letzten Hälfte der Bowle gewesen sein. Andern Morgens sah mir die Sache nicht ganz so unbedenklich aus; aber ich konnte doch mein Wort nicht brechen, und als ich beim Mittagstisch Ritschl mein kleines Abenteuer heimlich berichtete, wollte er sich ausschütten vor Vergnügen und war sofort bereit, auch seinerseits für die Armen von Königswinter einige Schubert-Lieder zu singen; für Bonn beschlossen wir aber doch

dies ungewöhnliche Unternehmen in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, um unsere Dozentenwürde zu wahren. Der Königswinterer Konzert-Verein nahm die Erweiterung seines Programmes mit dankbarer Begeisterung auf. Als die Zeit gekommen war, fanden wir uns am Vormittage des Konzerts in Königswinter im Gasthof zum Drachenfels richtig ein. Es war am Sonntag, 25. Februar. Wir wurden auf das herzlichste empfangen und bewirtet, denn wir mußten uns ganz als Gäste oder vielmehr als gefeierte Solisten des Vereins betrachten. Auch die angemeldeten Kölner Herren waren zur Stelle, darunter ein äußerst humoristischer Assessor im Gigerlkostüm mit ganz kahlem Kopf. So gab es denn erst einen lustigen Mittag, dann ernsthaftige Generalprobe, und um 7 Uhr begann das Fest. Der Saal war überfull; auf den ersten Bänken die ganzen Honoratioren Königswinters und der Umgegend, darunter auch einige Exzellenzen-Damen. Der Gesangverein sang tüchtig und tapfer unter dem Stab des eifrigen Honnefer Schulmeisters; Ritschl sang mit Bravour seine Schubert'schen Lieder, ich spielte Beethoven und Thalberg. Daß uns der rauschende Beifall nicht fehlte, versteht sich von selbst. Das Komitee theilte uns sehr erfreut mit, daß noch kein früheres Konzert den Armen so viel Geld eingebracht hätte. Den älteren Damen mußten wir uns vorstellen lassen, um ihre Danksagung zu empfangen. Die Väter der Stadt schüttelten uns wohlwollend die Hände; als aber die jüngeren Damen nach dem Souper zu einem Tanz antraten, zogen wir beiden würdigen Solisten uns zurück. In viel zu vergnügter Laune, um gleich zu schlafen — wir bewohnten ein großes Zimmer zusammen, — legten wir uns zu Bett und rauchten plaudernd unsere Friedenszigarre. Plötzlich wurden wir auf ein Rauschen und Rascheln draußen auf der Treppe und im Flur aufmerksam, waren schon in die Höhe gekommen, um danach zu horchen, da überraschte uns ein allerliebste gefungenes Mendelssohn'sches Quartett; es waren Damen und Herren des Gesangvereins, die uns das Ständchen brachten; nach dem Schluß streckte der erwähnte drollige Kölner Assessor seinen kahlen Kopf durch die übrigens, mit Rücksicht auf das Zartgefühl der Damen, wie er bemerkte, geschlossene Thür, um uns im Namen des Vereins eine Dankesrede zu halten, beginnend mit der bei jedem Absatz wiederholten Anrede: „Hochverehrter Anwesender und auch Sie, hochwürdiger Herr.“ Natürlich löste sich beim Schluß alles in Lachen, Klatschen und Hochrufen auf. So wanderten wir denn andern Morgens hochbefriedigt zu unserer akademischen Welt wieder zurück, waren aber doch recht froh, daß man dort, so viel uns bekannt geworden, von unserem leichtsinnigen Streiche gar nichts erfuhr.

Noch eines anderen kleinen Ausfluges sei hier erwähnt, da er wenigstens an einem Faden mit der Musik zusammenhängt und mir in anderer Weise als die Königswinterer Fahrt einen höchst charakteristischen Aublick rheinischen Volkstums brachte. Bald nach jener Künstlerreise begleitete ich nebst Alexander Kaufmann Simrock auf einem seiner Wege zur Jagd auf Volkslieder. Es ging auf ein benachbartes Dorf hinaus, wo wir bei einem alten Bauern einkehrten, gastlich und freundlich aufgenommen. Simrock, selbst

ein Kind des Rheinlandes, war hier allgekant und allgeliebt. Er wußte sich auf vortrefflichste Weise das Vertrauen zu erwerben, ohne das jene Leute mit ihren Liedern und Weisheitschätzen nicht hervorkommen. Auf die Kunde seiner Anwesenheit sammelte sich rasch eine ganze Schar von Sangeslustigen. „Eine vergnügte Bauernschaft,“ — so schreibe ich meiner Braut darüber — „die uns bald einzeln, bald im Chor einen unerschöpflichen Reichtum von Liedern vortrug, während Simrock die Worte, ich die Melodien aufschrieb. Namentlich eine alte dreiundsechzigjährige Frau, schon recht kümmerlich und gebrechlich, steckte voll von lustigen Liedern; ich hätte sie zeichnen mögen, wie sie mit ihrem klugen Gesicht dasaß, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, und sich, innerlich vergnügt, die Schwänke ihrer Jugend durch die Gedanken ziehen ließ. Als sie eben einmal ein Lied beendet hatte und von den Jüngeren gleich zu einem neuen aufgefordert wurde, sagte sie: ‚Ja, ja, Kinderche! Da holts mir erst ’nen Blasebals, ich ham net mer Luft, ich bin alt und verschliffe!‘ Ein andermal unterbrach sie Simrock, weil er nicht verstand, was sie sang; sie wiederholte, aber dieselben unverständlichen Worte. Simrock wandte sich an die Burschen: ‚Singt ihr’s einmal!‘ Sie sangen genau denselben Unsinn. ‚Ja, was heißt das?‘ fragte Simrock. Die Alte antwortete: ‚Dat weiß ich nich, aber dat heißt so.‘ Ein interessantes Beispiel für die zähe Tradition in diesen Volksüberlieferungen.“

Hatte ich bis gegen Neujahr im allgemeinen nur bei Dahlmanns und mit ihnen in ihrem engen Freundeskreise verkehrt, so begann nach Neujahr eine ziemlich ermüdende Flut der Geselligkeit in den oberen Kreisen der Universität in der Stadt überhaupt. Überall freundlich aufgenommen, machte ich, schon aus gesellschaftlichen Rücksichten dazu genötigt, dies Treiben mit. Da gab es Diners und Soupers, Bälle, musikalische und dramatische Auführungen aller Art, Lektüre der Iphigenie mit verteilten Rollen und dergleichen mehr, vielfach recht steif und ohne rechten Zusammenhang der verschiedenen Elemente. Wirklich warm bin ich, abgesehen von Dahlmanns, nur in drei Familien geworden, bei Ritschls, Blumes und Naumanns. Frau Naumann, eine etwas stark schöngeistige Dame, war eine geborene Kaszel, Schwester der Gräfin Baudissin in Dresden; auch in ihrem Hause spielte die Musik eine große Rolle. Ihr Sohn war der Musiker Emil Naumann, bis dahin ein Schüler Mendelssohns. Ich war zu sehr von anderen und ernstern Dingen in Anspruch genommen, um an dieser Geselligkeit wirkliches Vergnügen zu finden. Sobald ich meine Bücher wieder hatte, machte ich mich an die Fortsetzung der in Kopenhagen abgebrochenen isländischen Arbeit und andere wissenschaftliche Arbeiten. In der archäologischen Gesellschaft, in unserm Sonnabendsklub hatte ich Vorträge zu halten, namentlich letztere nicht ohne Herzklopfen, da ich in den Zuhörern meine verhofften künftigen Kollegen als neugierige und strenge Kritiker vor mir hatte. Sobald ich mich sicher fühlen durfte, daß mein Besuch beim Ministerium bewilligt werden würde, machte ich mich auch an den Entwurf eines Haupt-

kollegs für den künftigen Sommer: Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen. Am 9. Februar fand denn auch das Kolloquium in der Fakultät statt. Es verlief als eine einstündige, schließlich sehr gemütliche Unterhaltung mit Bier, an deren Schluß mich dann der Dekan der Fakultät formell zum Privatdozenten erklärte, ein Ereignis, welches abends die Schwangengesellschaft mit der unvermeidlichen Bowle feierte. Jedenfalls durfte ich mit Freude empfinden, daß ich als ein willkommener Ankömmling aufgenommen war und daß alle mir wohlwollten.

Daß am Rhein eine aufgeregte Teilnahme am schweizerischen Sonderbundskrieg herrschte, habe ich schon erwähnt. Unter gewöhnlichen Umständen würde man auf dies lokale Ereignis mit geringer Teilnahme geblickt haben. Es offenbarte sich aber dabei eine allgemeine Schwüle in der politischen und kirchlichen Welt, mit der der Sonderbundskrieg sich unwillkürlich in Verbindung setzte. Insofern hatte Freiligrath nicht unrecht, wenn er bald nachher mit Beziehung auf diesen Krieg sang: „Im Hochland fiel der erste Schuß, im Hochland wider die Pfaffen.“ Mit Verwunderung hörten wir anfangs Dezembers in Bonn, daß bei den rheinischen Regimentern die Reservisten einberufen würden; wir fragten, wem das gelten könne? ob etwa Hessen, wo man einen Gewaltakt des Kurfürsten erwartete? oder dem vom Sonderbundskrieg nicht unberührten Neuenburg? In der That erfolgte ja am 1. März des folgenden Jahres dort die Losreißung von Preußen. Viel näher aber traf mich selbst ein anderes Ereignis, das von schwersten Folgen werden sollte. Ein am 18. Januar begonnener Brief meiner Braut meldete den am 20. unerwartet erfolgten Tod Christians VIII. Ich habe¹⁾ erwähnt, wie man in Dänemark beim Tode Friedrichs VI. im Dezember 1839 in aufrichtiger Unhänglichkeit an den alten König dennoch mit ihm eine überlebte alte Zeit ins Grab sinken sah und darum nicht ohne freudige Spannung dem neuen Herrscher entgegenblickte, von dem man eine freiheitliche Gestaltung des Staatswesens im Sinne der modernen Zeit erhoffte. Davon aber hatte sich in den Jahren seiner Regierung nur wenig erfüllt. Wohl war in Betreff der Presse, des Versammlungsrechts usw. größere Freiheit gegeben, und es hatte sich rasch ein bewegtes, zum Teil schon sehr aufgeregtes politisches Treiben im Volke erzeugt. Die Verfassung aber ließ noch immer auf sich warten. Die Schwierigkeit lag nicht eigentlich in konstitutionellen Fragen, sie lag in dem Verhältnis der beiden Bestandteile der Monarchie, sie lag in der schleswig-holsteinischen Frage. Der König, erschreckt durch die Hochflut der Diskussion in Versammlungen, Zeitungen und Broschüren, glaubte dem durch seinen „offenen Brief“²⁾ von 1846 einen Damm entgegen setzen zu können, hatte sich aber darin bitter getäuscht. Wohl trat äußerlich eine gewisse Stille ein, die mich selbst während meines Aufenthaltes in Kopenhagen getäuscht hatte. Unter der Decke fortschwäbelnd, hatte das Feuer hüben wie drüben aber weitere Massen ergriffen. Sobald ich den Fuß wieder auf schleswig-holsteinischen Boden setzte, wehte mich eine andere Luft an, die mich zunächst

¹⁾ Frohe Jugendtage, S. 107.

²⁾ Frohe Jugendtage, S. 176.

mit stillem Schrecken erfüllte; eine gewisse stumme Entschlossenheit begegnete mir in allen Kreisen, mit denen ich mich flüchtig berührte, und während ich in Lübeck wie hernach in Bonn das rasche Heranschwellen der deutschen Frage, d. h. der Frage eines einigen Deutschlands gewahrte, sah ich zugleich, wie allenthalben die Überzeugung sich Bahn brach, das sich einigende Deutschland dürfe der Verteidigung der Rechte Holsteins auf seine Verbindung mit Schleswig und seines voraussichtlich getrennten Erbfolgerechts als einer ersten Kraftprobe nicht aus dem Wege gehen. Offenbar war man sich dessen auch in den politischen Kreisen Kopenhagens wohl bewußt, und es trug dies zu der gewaltig hervorbrechenden Gährung im Volke bei. Ein Brief meiner Braut schildert anschaulich die Erregung in den Todestagen des Königs. Sie schreibt: „Die allgemeine Stimmung ist in dieser Zeit sehr unangenehm und sonderbar unheimlich. Alles geht mit trüben Gesichtern herum, und die Menschen tun nur den Mund auf, um vom König zu sprechen, dessen Zustand sehr bedenklich scheint; die Ärzte schütteln den Kopf und schweigen; die Minister sehen so finster aus, daß einem bange wird; die Staatsgeschäfte stocken; über den Kronprinzen hört man täglich Neues, wenig Rühmliches erzählen. Das eine Wort: „die Zukunft“ schwebt auf aller Lippen.“ Mittwoch, den 19. abends: „Noch weiß man nichts Bestimmtes. Der König soll diesen Nachmittag gestorben sein. Hunderte und Hunderte von Menschen laufen in den Straßen herum mit ganz verstörten Gesichtern, aber man hört kein Wort! Überall Gruppen, die leise miteinander sprechen. Diesen Abend schickten wir Lauritz (den Diener) nach Almalienburg. Die Lakaien durften aber nichts sagen, als was das Bulletin diesen Morgen gebracht hatte; er berichtete, daß im Palais alles wie ausgestorben sei. Auf dem Schloßplatz waren nach seinem Dafirhalten fünfhundert bis sechshundert Menschen, aber dennoch herrschte Totensille; man sah sich an, schüttelte den Kopf und sprach kein Wort. Er hatte einen jungen Holsteiner gesprochen, der gestern Kiel verlassen hatte, wo die Stimmung keine gute sei, wo es schon gestern geheißsen hätte, daß der König tot sei. — — Es war noch so vieles unerledigt. Es heißt, daß schon vor längerer Zeit eine Konstitution entworfen sei: ein Landtag wie in Preußen. Alles wartete auf seine Unterschrift, und es hat ihn so gequält, daß er jetzt nicht arbeiten konnte. Noch vorigen Sonntag verlangte er die Sachen zur Unterschrift. Man fürchtet den Kronprinzen und seine Regierung im allerhöchsten Maße. — Dies Jahr fängt überhaupt so ernst an. Es sind kaum drei Wochen her, daß ich dir schrieb, als Antwort auf eine Frage, hier spräche man nie von Politik und dächte auch nicht daran. Alles ginge seinen ebenen oder unebenen Gang — und nun! . . . Auf einmal sieht's so ganz anders aus; es ist das Gefühl von einem großen schweren Unglück, das wie eine Gewitterwolke, die jeden Augenblick loszubrechen droht, über unsern Häuptern schwebt. Es ist ein Gefühl, das sich eigentlich nicht erklären läßt, es ist mehr das einer Ahnung.“ — Donnerstag: „Noch dieselbe Unbestimmtheit, noch diese furchtbare Stimmung! Gestern abend um 9 Uhr hatte der Zustand des Königs plötzlich eine andere Wendung genommen. Er war eingeschlafen, und das Fieber hatte ihn verlassen. Als diese Nach-

richt heute morgen bekannt wurde, wirkte sie wie ein Freudenschrei, — (würde Gott ihm das Leben erhalten, würde er angebetet werden und sicherlich auch alles thun, um es zu verdienen) — aber die Nacht war schlaflos gewesen und der Zustand ein schlechter. Der Kronprinz fuhr im offenen Phaeton! zu dem sterbenden Vater! Es ist, als fürchtete man sich, seinen Namen auszusprechen; man übergeht ihn mit Stillschweigen. Um 12 Uhr war des Königs Zustand so schlecht, daß die Ärzte der Königin die letzte Hoffnung nahmen; der König hat dann mit ihr allein das heilige Abendmahl genommen.“ — Freitag, den 21.: „Gestern abend 10¹/₄ Uhr starb unser König. Die Nacht verging ganz still, da es gestern natürlich verheimlicht wurde. Alles drängte sich aber ins Palais, um das letzte Bulletin zu lesen, denn nachdem gestern morgen so viel Hoffnung gegeben worden, traf der Schlag noch härter. Heute morgen um 9 Uhr wurden die Trommeln gerührt, um alles Militär zu sammeln. Menschen liefen hin und her. Der neue König hat gleich einen offenen Brief erlassen (der aber ziemlich vague sein soll), worin er verspricht, alles zu vollenden, was sein Vater gewollt und an dessen Nichtvollendung sein Tod die Ursache gewesen sei. Stemann, als der älteste Minister, proklamierte seine Thronbesteigung vom Balkon des Christiansburger Schlosses — die Königin behält Almalienburg — dreimal wurde sie ausgerufen. Nach dem ersten Mal erhob sich keine einzige Stimme; nach dem zweiten Mal eine ganz vereinzelt und nach dem dritten Mal, als Stemann auch ein ‚lange lebe‘ dreimal wiederholte, erscholl ein schwaches Hurra. — Auf dem Universitätsplatz waren zahllose Menschenmassen zusammengeströmt, dort wurden die Marseillaise und andere Freiheitslieder gesungen, was aber keinen Anklang fand, und es ward zur Ordnung gerufen, als Prinz Ferdinand (Bruder Christians VIII.) erschien, der hier der Proklamator war. Die Ordnung war aber sehr unordentlich, und als der Prinz rief: ‚Lange lebe Friedrich VII.‘ erhob sich aus der Menge nur eine einzige Stimme mit den Worten: ‚Es lebe die Konstitution!‘, worauf ein brausendes Hurra erfolgte. Dies bedeutet aber alles nicht viel, denn in Wirklichkeit ist man sehr ruhig. — Ich kann dir den tiefen Kummer, der hier überall herrscht, nicht beschreiben. Alle Augen sind voll Tränen. — Wir fuhren später ins Schloß und trafen Herrn von Blücher¹⁾, der ganz gebrochen war. Er erzählte, daß der König so schön gestorben sei, und als der Bischof ihm gestern nach dem heiligen Abendmahl die Vergebung der Sünden verkündete, rief er noch mit starker Stimme: ‚tausend, tausend Dank!‘ Dann hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Sohne allein, der ihn sehr bewegt verließ, aber, wie er sagte, seinen Vater nicht sterben sehen könnte. Der König, der drei Stunden vor seinem Tode die Sprache verlor, behielt bis zuletzt die volle Besinnung. Er hatte gleich bei seiner Erkrankung gemeint, daß jedes zweite Jahrhundert im Jahre 48 ein dänischer König stürbe. Der morgende Tag wird gewiß, eben weil die Gemüther ruhiger geworden sind, sehr unruhig; man verlangt Konstitution und Pressfreiheit.“ Sonnabend: „Etwas Bestimmtes vom

¹⁾ Kammerherr Frig v. Blücher war persönlicher Adjutant des Königs und stand ihm sehr nahe.

heutigen Tage läßt sich nicht sagen. Gestern abend war die Stadt wie ausgestorben; die allgemeine Müdigkeit ist zu groß."

Als ich diese lebhafteste Schilderung der Kopenhagener Hergänge erhielt, war mir die Nachricht vom Tode des Königs schon gekommen. Sie hatte mich tief erschüttert, weil mir die ganze Gefahr, die darin für die Entwicklung der dänisch-deutschen Verhältnisse lag, plötzlich erschreckend vor die Seele trat, eine Gefahr, die meine Braut und mich zugleich so schwer bedrohte. Ich hatte bis dahin stets den Glauben festgehalten, der Zwiespalt zwischen Dänemark und den Herzogtümern werde sich durch irgend eine Formel friedlich lösen lassen. Dem trat aber jetzt in der Person des neuen Königs eine neue schwere Gefahr entgegen. Friedrich VII. hatte sich durch sein ganzes wüthes bissheriges Leben und Treiben die allgemeinste Mißachtung zugezogen. Er war tatsächlich geistig nicht normal, konnte z. B. prahlend von sich Dinge erzählen und rühmen, deren Unwahrheit jeder Mensch kannte; er war in hohem Grade unberechenbar, und alle waren den rohesten Ausbrüchen seines launenhaften Zornes ausgesetzt. Daß er, von zwei trefflichen Gemahlinnen bereits geschieden, sogar in diesem Augenblicke seine Maitresse, „die Jungfer Rasmussen“, eine gemeine Person von niedrigster Herkunft, bei sich im Schlosse hatte, ist bezeichnend genug; man hörte damals in Kopenhagen, daß der Staatsminister v. Stemann, als er den neuen König proklamieren sollte, sich weigerte, auf den Balkon herauszutreten, ehe die Person aus dem Schlosse entfernt sei. Sie erhielt zunächst einen eleganten Puzladen, der dem Hause meiner Schwiegereltern gegenüber lag. Bald genug aber kehrte sie zum König zurück, der sich bekanntlich später zur linken Hand mit ihr trauen ließ und die einstige Figurantin beim Ballett zur Gräfin Danner erhob!

So wenig es im weiteren meine Absicht sein kann, eine eingehende und zusammenhängende Darstellung der großen politischen Ereignisse zu geben — ich will ja nur erzählen, was mich, was uns persönlich berührte und traf —, so will ich doch mitteilen, was ich meiner Braut antwortete; ich glaubte, sie auf die Gefahr, die ich drohen sah, vorbereiten zu sollen: „Christian VIII. wäre in friedlichen Zeiten ein vortrefflicher Regent gewesen; den gewaltsamen Bewegungen dieser Jahre war er nicht gewachsen, nicht groß genug, sie zu verstehen, nicht kräftig und entschlossen genug, um ihnen die Spitze zu bieten. Durch seine Schuld ist der Knoten fast unauflösbar geworden, und welche Hand, nun ihn zu entwirren! Wohl hat man recht, der Zukunft bange entgegenzusehen. Ein vereiniger Landtag nach dem Muster des preussischen? Auch das ist wieder eine von den unseligen Halbheiten, mit denen helfen zu können nur die Leute hoffen, die einmal die Dinge und die Stimmung des Volkes nicht begreifen können, nicht sehen wollen; geht doch in Preußen selbst dieser ungenügende Verfassungsversuch schon seiner Wandelung in etwas Haltbareres entgegen. Sollten die Dänen sich damit zufrieden geben? Ich halte sie nicht für so töricht. Und die Schleswig-Holsteiner sollten das annehmen? Nie! Ich will dir mehr sagen: Es gab eine Zeit, wo man Christian VIII. auf Händen getragen hätte, wenn er die Erbfolge durch Aufhebung des Königsgesetzes geregelt und dann dem Lande eine gemeinsame

Konstitution gegeben hätte. Aber diese Zeit ist längst vorüber, und gerade durch seine Schuld; eine gemeinsame Verfassung ist eine Unmöglichkeit geworden. Beselers Wort: ‚Keine Freiheit ohne Vaterland‘ ist die Lösung der Herzogtümer. Ihre bisherige Politik trägt einen defensivartigen Charakter. Eine Reihe von Jahren in diesem Geiste wären eine Gefahr für die deutsche Sache gewesen; die weniger Beteiligten würden allmählich ermüdet sein; die Furcht vor Zurücksetzung würde im Kreise der Beamten wie ein langsames Gift gewirkt haben. Gäbe es aber jetzt durch einen einzigen unbesonnenen Schritt der Regierung die Nötigung, einen Widerstand anderer Art zu leisten, Zwang mit Zwang zu begegnen — man täusche sich nicht! Die Lande sind bereit. Mehr als alles ist es das, was mich mit Sorgen erfüllt. Vorläufig, denke ich, wird wohl alles unverändert fortgehen; aber wo ist die Garantie, daß nicht ein übereilter Zorn des Königs die Lawine löst, die dann nicht mehr aufzuhalten ist? Daß Moltke¹⁾ Minister geworden, ist an sich natürlich genug, denn Moltke ist schon die einzige letzte Stütze für die Richtung der Regierung. Doch aber wird das gleich neuen Stoff zur Erbitterung geben, und wie lange wird das gute Vernehmen mit Moltke dauern! Falls auch er zurückträte, was dann?“

Die Dinge entwickelten sich rasch. Der Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung ward veröffentlicht und Wahlen zu seiner Durchberatung ausgeschrieben. Die nächsten Briefe wiederholen in verstärktem Maße meine Überzeugung, daß es damit zu spät sei; der Entwurf ward, äußerlich betrachtet, der paritätischen Stellung der Herzogtümer innerhalb Dänemarks durch die Zahlenverhältnisse gerecht, so sehr, daß sich sogar auf dänischer Seite ein Sturm dagegen erhob. Dies sei, schrieb ich, ein unglaublicher politischer Fehler der Dänen, da sie dadurch die Herzogtümer rechtzeitig darüber belehrten, wohin ihre Forderungen gingen. Die Parität sei in der That nur eine scheinbare und drücke die Herzogtümer zu einer geborenen Minorität im Reichstage herab. Sie müßten blind sein, wenn sie darauf eingingen. Diese meine Anschauung bestätigte sich rasch. Im ersten Augenblick machte sich in der öffentlichen Meinung der Herzogtümer eine Art Betäubung geltend, sie wich aber alsbald einer klaren und festen Überzeugung, die in einer allgemeinen Wählerversammlung in Kiel scharf formuliert und zum Stichwort der Lage ward. Damit sei, so schrieb ich dann sogleich, die Gesamtstaatsverfassung als gescheitert zu betrachten, und warnte meine Braut, sich nicht durch die beschwichtigenden Äußerungen der uns befreundeten Deutschen in Kopenhagen täuschen zu lassen. An einen Bruch glaubte freilich auch ich in diesem Augenblick noch nicht, mutmaßte vielmehr, der König werde jetzt den Versuch machen, der drohenden Gefahr durch eine Änderung der Erbfolge die Spitze abzubrechen.

Da aber änderte sich plötzlich für ganz Europa die Lage! Noch lag der Brief, welcher die letzten Äußerungen enthielt, auf meinem Tisch, da traf am 25. Februar in Bonn die Nachricht von der Pariser Revolution ein.

¹⁾ Graf Carl Moltke, bisher Präsident der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen.

wohl wie ein Blitz aus heiterem Himmel, doch aber hatte man ein nahendes Gewitter längst an der Schwüle der Luft gespürt, und wohl in Deutschland nirgends so stark als gerade bei uns am Rhein. Wir hatten schon, ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt, von Emissären gehört, die im Dunkeln umherzischlichen, um das untere Volk aufzuwiegeln; woher ausgehend, auf welche Ziele gerichtet, das wußte sich niemand klar zu machen. Es war aber ein Zustand, wie der dem Ausbruch eines Vulkans vorhergeht, ein dumpfes Grollen in der Tiefe, ein leises Schwanken des ganzen Bodens, auf dem man stand. Darum war, als der Ausbruch erfolgte, der Eindruck in Bonn ein so gewaltiger und erschreckender. Wer hätte nicht der alten französischen Revolution gedacht, die ihre Arme sofort nach dem Rhein hin ausstreckte. Ich schrieb am 26. Februar, noch in der ersten Erschütterung: „Die Brandfackel ist geschleudert, Europas Ruhe ist zu Ende! Ihr werdet vor meinem Brief die Pariser Nachrichten haben, die Republik erklärt, Louis Philipp fort! Der Schrecken hier ist groß und allgemein, unsere ganze Zukunft ist in Frage gestellt, der Krieg unvermeidlich, das Feuer wird aller Orten ausschlagen.“ Es war ja natürlich, daß ich die eigenen heimischen Verhältnisse im Lichte dieser Brandfackel sah. Erschreckend drängte sich mir sofort die Überzeugung auf, daß nun auch die friedliche Lösung der schleswig-holsteinischen Sache unmöglich geworden sei. Ich sah im Geiste den großen Riß entstehen, der unser eigenes persönliches Glück in seinen Schlund hineinziehen drohte.

Den ganzen Rhein hinauf spürte man sofort die Erschütterung. In Baden eine revolutionäre Bewegung, wie dort so in Darmstadt, in Nassau, aufreizende Volksversammlungen, die ein Programm von zehn bis zwölf Forderungen aufstellten: Pressfreiheit, Versammlungsrecht, Volksvertretung am Bunde usw., ja sogar den Ruf nach der preussischen Spitze Deutschlands hörte man schon. Man sprach von dem Ausbruch eines Völkerfrühlings, während auch die Natur in einem wunderbar schönen Frühling erblühte; davon sang man nachher auf allen Gassen: „Und ein Frühling ist im Lande, wie die Welt noch keinen sah.“ In der That fühlten auch die ernstern und ruhigeren Elemente sich wie berauscht. War es da ein Wunder, wenn wir Jüngeren uns dem Traume hingaben, daß all diesem überwuchernden Blüthenreiben die Frucht auf dem Fuße folgen müsse, wenn auch das immer wüstere Vordrängen der Massen, das immer schwächlichere Verhalten der Behörden und der Ordnungspartei die Hoffnung immer wieder lähmte. Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau gingen mit liberalen Bewilligungen voran. Der Bundestag enthüllte durch eine überaus schwächliche Erklärung zur Beschwichtigung der Gemüther nur die bereits beginnende Agonie, der er selbst bereits verfiel; bald genug mußte das Bundespalais die schwarz-rot-goldene Fahne aufziehen. Man hörte, der Bund plane die Berufung von Vertrauensmännern, durch die man einen Mittelpunkt zu gewinnen hoffte, um die Fluten einzudämmen. In Berlin wurde der allgemeine Landtag wieder einberufen, zu spät, um noch zeitgemäß zu sein; auch an einen Fürstentkongreß dachte man in Berlin. Am Rhein sollten vier Armeekorps aufgestellt werden, um der von Frankreich

her drohenden Gefahr zu begegnen; in Bonn berief (am 4. März) der Oberbürgermeister eine allgemeine Versammlung zur Organisation einer Bürgerwehr ein, in die einzutreten auch für mich geboten war, da alle meine jüngeren Kollegen das Gleiche taten. Man dachte dabei an die Möglichkeit, daß die Stadt plötzlich vom Militär entblößt werden könne, und fühlte sich für diesen Fall der unteren Bevölkerung nicht sicher, zumal bei der Nähe des unruhig aufgeregten Kölns. Ein neuer Schlag folgte in der Wiener Revolution und der Flucht Metternichs. Zerrissen lagen die Ketten am Boden, mit denen Deutschlands politisches — ja sein ganzes Leben seit 1815 geknebelt worden war. Ganz allgemein war die Empfindung, daß vor völligem Zusammenbruch Deutschlands nur noch ein großer freier Schritt bewahren könne, und aller Augen wandten sich dem König von Preußen zu. Unter Dahlmanns Vortritt entschlossen sich die älteren Professoren in Bonn, sich an den König in einer Adresse zu wenden. Es ist charakteristisch für den damaligen Bonner Raftengeist, daß die Herren Ordinarien diese Sache unter Ausschluß der Extraordinarien und Privatdozenten berieten und abmachten. Hinterher ließen sie sich dann durch die Einsichtigen überzeugen, daß diese Engherzigkeit höchst unzeitgemäß sei. Jetzt ward die Adresse auch uns zur Unterzeichnung vorgelegt. Wir lehnten dies aber einstimmig ab mit der Begründung, daß die Adresse (obwohl sie von Dahlmann abgefaßt war) der Kraft und Offenheit entbehre, die allein noch helfen könne. Sie trug den Stempel alles dessen, was in diesen verhängnisvollen Zeiten von der Seite der Ordnungspartei geschah, daß es mit zu ängstlicher Halbheit und zu spät geschah!

Am furchtbarsten waren ja die Berliner Ereignisse.

Es erscheint heute kaum glaublich, und doch war es so, daß wir über die Berliner Revolution des 18. März in Bonn erst im Laufe des 20. allmählich unterrichtet wurden. Die Eisenbahnzüge waren allerdings unterbrochen; was es an Telegraphen in Berlin gab, war zerstört. Der dazwischen liegende Sonntag verstrich den durch das fast phantastische Anschwellen der liberalen und der deutschen Bewegung froh Erregten vielmehr als der Gipfelpunkt dieses ersten „Freiheitsfrühlings“. Alle Ruhe der Arbeit wie des täglichen Treibens hatte aufgehört. Ein jeder ward von der Unruhe des Hörens, des Sprechens, des Urteilens umhergetrieben; alle Straßen, alle Plätze waren von früh bis spät mit Menschen gefüllt. Auf's neue aber und in verstärktem Maße fielen uns unheimlich finstere Gesichter in Menge auf, zum Teil wüste Gestalten, die sich durch die übrigens froh bewegte Menge drängten, als ob sie ihres Augenblickes warteten. Dabei durchschwirrten sich einander wunderbar widersprechende Gerüchte die Luft. So war es auch am 20. vormittags, als erst die unzweifelhaft sichere Nachricht von dem Erlaß der königlichen Proklamation des 18., dann auch ihr wesentlicher Wortlaut sich verbreitete, der die kühnsten Hoffnungen zu überflügeln schien. Aus einem Blatt oder Brief las jemand sie der auf offenem Markt sich drängenden Menschenmenge vor. Man erwartete den jubelnden Ausbruch eines jubelnden „Hoch“ auf den König, aber nur das Urndtsche Lied erhob sich: „Was ist des Deutschen Vaterland“. Es war, als ob über der

Menschenmenge eine schwarze Gewitterwolke drohend liegen blieb. Ich sprang auf den Rutschbock eines auf der Straße stehenden Wagens ohne Pferde; später ist mir wohl der Gedanke gekommen, daß er mit der Absicht eines Barrikadenbaues hingeschoben wäre. Aber mein begeistertes Hoch auf den König schlug zündend ein, von allen Seiten klang es zurück. Es ist mir unvergeßlich geblieben, wie ich beim Umschauen gewahrte, daß unmittelbar hinter mir im offenen Fenster Prinz Albert von Sachsen stand, der nachmalige edle Feldherr und König. Aus der Menge rief es: „Zu Arndt!“ Unter den Klängen seines Liedes holte man ihn, holte Dahlmann, eine tausendköpfige Menge. Indem sie das Rathaus erreichte, erhob sich hoch in der Luft eine schwarz-rot-goldene Fahne; der Oberbürgermeister hielt vom Balkon eine begeisterte Rede auf die neue Freiheit, deren Luft wir zu atmen glaubten; der Jubel setzte sich fort bis zum Abend. Wer vermochte denn die immer wieder daneben hervorbrechenden Gerüchte von verhängnisvollen Ereignissen, von entsetzlichem Blutvergießen mit dem, was man doch wußte, zu reimen! Die ganze Universität war bei einem großen Festmahl im „Erierschen Hof“ versammelt zu Ehren des nach Königsberg berufenen Kollegen Professor Heinrich. Beim Eintreten erfuhr ich erst, daß die Freunde bei meinem Rutschbockhoch um mich besorgt gewesen waren wegen der unerklärlichen düsteren Stimmung in der großen Masse. Kinkel rief mir im Vorübergehen zu: „Pfäfflein, Pfäfflein, du hast ein gewagtes Spiel gespielt! Ich hätte anfangs auf Ihrem Platz nicht stehen mögen, aber Sie gewannen das Spiel.“

Erst am nächsten Morgen kam der entsetzliche Rückschlag; was gestern noch wie das Morgenrot einer neuen Zeit aussah, erschien jetzt als der Widerschein eines verzehrenden Brandes. Niemand wußte in diesem Augenblick, worauf noch hoffen, wo wieder festen Fuß fassen. Dahlmann wurde gleich darauf nach Berlin berufen. Die Natur der Elemente der Revolution, die uns in den letzten Tagen so unverständlich gegenüber gestanden hatten, warf jetzt die Maske ab. Die kürzlich gegründete Bürgerwehr wurde bewaffnet, und in der Nacht des 23. mußte ich selbst an Kinkels Seite durch die Straßen und durch die Gartenwege der Umgebung Bonn's patrouillieren. Unter der sich mir aufdrängenden Ähnlichkeit unserer Patrouille mit einer Shakespeareschen Scharwache fand ich trotz der wenig anmutigen Lage meine gute Laune doch wieder. Meiner Braut schrieb ich, wie ich zu meiner eigenen Sicherheit eine mir bedenklich erscheinende Muskete mit einer Pike vertauscht hätte, und wie wir dann — Kinkel und ich Schulter an Schulter — leider ohne alle Jagdbeute an Strolchen stundenlang umherstreiften. Eine andere Patrouille war glücklicher: sie griff wenigstens einen ganz betrunkenen Gastwirt auf, den seine edle Gattin mit einer Flasche Champagner auslöste, wofür sie ihn ins Bett statt auf die Wache brachten. Die brave Frau verschob die Strafe auf den nächsten Morgen. Vielleicht war es übrigens das letzte Mal, daß mein Freund Kinkel als Schildhalter der Ordnungspartei auftrat; bald nachher in die zweite Kammer nach Berlin gewählt, nahm er dort einstweilen auf der äußersten Linken seinen Platz.

Für mich waren aber auch die Augenblicke einer flüchtigen heiteren Laune für lange Zeit gezählt, denn schwerer als alles, wovon ich hier erzählte, hatten sich mir inzwischen die eigenen Leiden um die Brust geschnürt, die aus der Entwicklung der schleswig-holsteinischen Sache emporgestiegen waren. In Kopenhagen standen sich zwei Parteien schroff gegenüber: eine dänische konservative, unter deren Führern ein Oheim meiner Braut, der Hofsägermeister Lutein, Großgrundbesitzer auf Møen, eine hervorragende Rolle spielte. Ihr schlossen sich die Deutschen im Staatsrat und der Regierung an in der Verteidigung der sinkenden Fahne der Gesamtstaatsverfassung. Gegenüber die mit der Linken verbündete national-dänische Partei, auf deren Banner bereits die Einverleibung Schlesiens in Dänemark geschrieben stand. Ein Brief meiner Braut schildert mir dies sehr anschaulich: „Onkel Peter ist sehr ernst und arbeitet nach besten Kräften, um Einigkeit in die Menschen zu bringen. Der Staatsrat wird wohl an einem der nächsten Tage auseinanderlaufen. Die Herren erklären es nicht mehr aushalten zu können, weil der König jeden anhört und jedem Recht gibt, und sie wüßten nicht mehr, woran sich halten. Moltke, Criminil sollen verzweifelt sein. Oh! es sieht so bunt aus, und solche Hand, um diese Knoten und Wirren zu lösen!“ Und später: . . . „Und nun die beiden Versammlungen von heute“ (11. März), „im Hotel Phönix das bureau-aristokratische Diner, das Einigkeit und Vereinigung will und nichts von Krieg, und im Kasino die demokratische Gesellschaft, die Trennung von Holstein will, aber Schleswig behalten und sei es auch mit Waffengewalt. 2500 Billetts à 1 Taler wurden gleich fürs Kasino verkauft; natürlich sind dabei Kerls, die nur aus Neugierde dabei sein wollen, und so junge Menschen, daß ihre Meinung moralisch oder politisch nicht viel bedeutet; aber es scheint für die Sache selbst doch große Begeisterung, und bei so populären Namen wie Claussen und Schow, die an der Spitze stehen, ist das natürlich.“ Am 14. März fand die zweite große Kasinoversammlung statt. Meine Braut schreibt darüber: „Mein Gott! wir stehen in deiner Hand! — Verzeih, wenn ich dir sehr aufgeregter schreibe, aber alles steht vielleicht auf dem Spiel! Lies diese Erklärung.“ — Es waren die gefassten Beschlüsse der Kasinoversammlung — ich überseze es dir: „Das dänische Volk verspricht dem König von Dänemark seinen uneingeschränkten Beistand zur Erfüllung der heiligsten seiner Regentenpflichten, den unantastbaren Bestand des souveränen dänisch-schleswigschen Reiches zu schirmen:

„Die jetzige Verbindung Dänemarks und Schlesiens wird nur durch eine für beide gemeinsame Reichsverfassung gesichert, begründet durch ein wahrhaft volkstümliches Wahlgesetz.

„Schlesiens gegenwärtige provinzielle Selbständigkeit und das gleiche Recht beider dort lebenden Nationalitäten müssen gesichert werden durch einen eigenen Provinziallandtag und dementsprechend durch provinzielle Einrichtungen der Verwaltung und Rechtspflege.

„Dänemarks Wohlfahrt erheischt, daß der König sofort den Thron mit Männern umgibt, deren Einsicht, Energie und Vaterlandsliebe der Regierung Kraft und der Nation Zutrauen verleihen können.“

„Es fanden heute abend acht Versammlungen statt; im Kasino versammelten sich um 8 Uhr 2500 Menschen, an die die Erklärung verteilt wurde, und wo viele und begeisterte Reden gehalten wurden unter Absingung von patriotischen Liedern. Dann wurde die Versammlung aufgefordert, sich morgen um 11 Uhr auf dem alten Markt einzufinden, um 11^{1/2} Uhr solle der Staatsrat gesprengt werden, d. h. sämtliche Minister abgesetzt; es stände dem König frei, wen er sonst wählen wolle. Lehmann äußerte, daß, wenn auch der König selbst vor ihm stände, würde er ihm geradezu sagen, er sei dieser Zeit nicht gewachsen, er müsse sich daher mit Männern umgeben, die das Steuer führen könnten. Etatsrat Hoidt sagte, daß Francke zu sprechen wünsche, da ihm aber die dänische Sprache nicht geläufig sei, bäte er die Versammlung zu entschuldigen, daß er deutsch reden müsse; erst erhob sich dagegen ein großer Unwille, aber als Hoidt erklärte, dies sei unbillig und illiberal, bestieg Francke unter ungeheurem Applaus die Rednerbühne. Er bat, mit den geplanten Schritten wenigstens bis übermorgen zu warten, da alsdann mit dem Dampfschiff die Deputation mit der Adresse aus den Herzogtümern ankommen würde und man doch billigerweise erst ihr Begehren hören müsse; dem wurde aber sehr heftig widersprochen. Lehmann meinte, eben sie hätten das Exempel der Kraft und Energie gegeben, und wir dürften nicht zurückstehen. Francke schloß sogar damit, dänisch zu sprechen, und verließ in großer Bewegung die Rednerbühne. Ein Wagen fährt nach dem anderen vorüber; alle erschrecken mich, ich glaube immer die Alarmtrommel zu hören. Als die Uhr Mitternacht schlug, glaubte ich, es sei eine Sturmglocke. — Morgen! Ich will jetzt versuchen zu schlafen, ich bin vom heutigen Tage wie aufgelöst. — Nochus, ich habe doch viel Mut und viel Vertrauen und du ja auch, das weiß ich! Meine Tränen sind nicht weibisch, nur damit mein Herz nicht zerspringen soll, aber ich bin doch ziemlich ruhig! Gute Nacht! Des Himmels Friede und Segen mit dir!“ — Dienstag früh: „Vielleicht der letzte ruhige Gruß für lange Zeit! Der heutige Tag wird ein bewegter werden.“ 12^{1/4} Uhr. „Soeben zog die Menschenmasse — wenigstens 10 000 — hier vorüber, und den Zug eröffneten Arm in Arm Hoidt und Präsident Lange; ersterem ward ein donnerndes Hoch gebracht! Alles ging aber in größter Ordnung nach dem Rathausmarkt¹⁾. Man schießt beständig! weshalb? wozu? das ahne ich nicht. Die Minister haben schon diesen Morgen alle demissioniert. Der König hat gleich ein Komitee ernannt, das neue Minister wählen soll. Er selbst hat sich dem Volke nicht gezeigt, aber eine ungeheure Popularität gewonnen! Warum?“! . . . Mittwoch: „Ich täte eigentlich am klügsten, diesen Brief zu zerreißen. Was ich gestern schrieb, ist ein sehr wohlgetroffenes Bild meiner selbst, denn ich war gestern bis zu einem Grade nervös und mit solchen Kopfschmerzen behaftet, daß ich kaum wußte, was ich tat; es widerspricht sich wohl manches, denn ich fischte nur immer auf, was ich in meinem fieberhaften Zustand hörte. — Ach, immer werde ich gestört und kann keine fünf Minuten ununterbrochen schreiben. Die

¹⁾ Es waren alle Stände vertreten: Offiziere, Arbeiter, Kaufleute, Schauspieler usw., und auf dem alten Markt waren alle mit unbedecktem Kopf.

„Revolution“ gestern verlief denn also vollkommen ruhig; die Schüsse wären nur eine Kanonenprobe. Die Deputation wurde vom König mit den Worten empfangen, daß es ihn freue, ihren Wünschen zuvorgekommen zu sein, indem die Minister bereits verabschiedet seien. Die Wahl der Minister soll aber große Unzufriedenheit erregt haben, und dazu kommt noch das Gerücht von deutschen Freischaren, die nach den Herzogtümern ziehen. — Gestern abend erschien von den Studenten die Erklärung, daß die heute ankommende schleswig-holsteinische Deputation unter dem Schutz der dänischen Nationallehre stände, die sie schützen würde. Handgreiflichkeiten sind überhaupt ausgeschlossen. — Alles könnte vielleicht noch friedlich ausgehen, falls der König Vernunft annimmt und die Deputation nicht zu wütend sein will! Aber, diese Hoffnungen gehören wohl in ein Schimärenreich. Schon gestern ward ja, ohne eigentlich zu wissen, was man wollte oder nicht wollte, alles gewährt und der König sozusagen gezwungen, das Versprechen, das er den Schleswigern im Reskript vom 28. Januar gab, zu brechen, worin er ihnen die gleichen Rechte mit Dänemark zusagte. Die Deputation war vor einigen Stunden noch nicht zugelassen worden, weil noch keine Minister ernannt waren. Diese Nacht soll Francke beim König gewesen sein und nach einem heftigen Disput seinen Abschied bekommen haben; es hieß heute vormittag allgemein, der König habe abdiziert! aber jetzt sind ja wieder Minister da! . . . Die schleswig-holsteinischen Herren fuhren diesen Morgen nach dem Hotel d'Angleterre, von einer ungeheuren Menschenmasse begleitet, die auf dem Königsneumarkt stehen blieben. Es ging das Gerücht, daß der eine der Herren geflüchtet sei, worüber der Pöbel (denn andere waren es nicht) sehr aufgebracht war. Fünf junge Leute — worunter Bruder William — beschloßen, um diesen Pöbel zu beruhigen, zu den Herren zu gehen, die sie wegen der Flucht lächelnd beruhigten; sie nahmen es aber an, von Alfred Hage aufgefordert, sich in seinem Hause einzuquartieren, vor dem sich gleich eine Ehrenwache von Studenten mit weißen Armbinden aufstellte. Die Herren waren von der Gastfreundschaft meiner Landsleute sehr gerührt. Ich selbst bin in einem Zustand der Abstumpfung, daß ich keinen Widerstand leisten würde, wenn man mir eine Pistole vor die Brust setzte. . . . Die ersten Truppen sollen heute abend mit einem Dampfschiff abgegangen sein. . . . Die fünf deputierten schleswig-holsteinischen Herren sollen erst sehr brüskt gewesen, aber dann immer kleinlauter geworden sein, je näher sie Kopenhagen kamen, und hätten den Kapitän gefragt, ob er für ihr Leben einstehen könne? Als er dies verneinte, waren sie ganz still geworden; ein Offizier hatte aber versichert, er nähme auf sich die Verantwortung, daß kein Däne ihnen ein Haar krümmen würde, dagegen sei es sehr wahrscheinlich, daß eine große Menschenmenge beim Landen zugegen sein würde. Einige Schleswig-Holsteiner haben die Taktlosigkeit gehabt, die Herren mit einem Hoch empfangen zu wollen. Das weitere schrieb ich schon; sie sind vom König nicht empfangen worden (dagegen wird er doch zweifelsohne die Adresse annehmen). Sie sollen über die Unruhe und entschlossene Einigkeit sehr überrascht sein. — Entschlossene Einigkeit!? Ja und nein! Es sind nicht vierzehn Tage her, daß Eschering an Papa

sagte, er sähe Dänemark für eine Leiche an, einen Kadaver, und würde als Schleswiger dasselbe tun wie sie! — Es ist gleich Mitternacht, ich bedarf der Ruhe. Die Tage, die kaum zurückgelegt sind, kennen wir; die, welche kommen, sind noch mit einem Schleier verhüllt, aber der ist schwarz und läßt nichts Gutes ahnen — — nein, nein, den Mut darf ich nicht verlieren! Ich habe ihn auch noch! Mit Stolz hebe ich den Kopf, und mein Herz schlägt froh, wenn ich an das Glück denke, was Gott mir, wenn es so sein Wille ist, einst an deiner Seite bereiten wird; das ist zu groß, um es jetzt mit Feigheit zu erwarten!"

Weitere Nachrichten dieser Briefe bestätigen das, was ich auch aus den Herzogtümern erfuhr: daß dänische Rüstungen auf den Inseln und in Sütdland stattfanden, während die in den Herzogtümern stehenden, von dort rekrutierten Regimenter durch möglichst weitgehende Beurlaubungen geschwächt wurden; daß die Armierung der Festung Rendsburg und die Überführung der königlichen Kassen von dort nach Kopenhagen befohlen sei. Es war klar genug, daß alles dies darauf gerichtet war, bei eintretendem Bruch das Herzogtum Schleswig durch einen militärischen Handstreich zu nehmen. Unter diesen Umständen, über die man in den Herzogtümern sehr genau unterrichtet war, versammelten sich die Mitglieder der schleswigschen und der holsteinischen Ständeversammlung in Rendsburg zu einer vertraulichen Besprechung. Hier ward die Adresse und Deputation an den König beschlossen, deren Eintreffen meine Braut in dem Brief berichtet, und es ward ein Ausschuß gewählt und beauftragt, den Gang der Entwicklung zu beobachten, und sobald es ihm nötig scheine, eine neue Besprechung einzuleiten.

Ich brauche nicht zu sagen, wie tief alle diese Nachrichten mich erschütterten. Schon auf die Mitteilung meiner Braut von der ersten Kasino-Versammlung am 11. März antwortete ich ihr, falls man dänischerseits die wirklich kaum glaubliche Tollheit begehen sollte, die Einverleibung Schleswigs in Dänemark auszusprechen, so seien die Folgen so einfach wie unvermeidlich: beide Herzogtümer würden sich der Gewalt mit Gewalt widersetzen, Deutschland werde zu Hilfe kommen, dazu durch die Rechte des Bundeslandes Holstein verpflichtet; falls die Regierungen zögerten, würden Freischaren von allen Teilen Deutschlands zu Hilfe eilen; dieser Krieg würde Dänemark beide Herzogtümer kosten und es würde als Torso daraus hervorgehen. Das erfüllte sich ja nun freilich durch den Krieg von 1848 nicht, wie denn überhaupt meine damaligen politischen Anschauungen sehr jugendlich unreif waren. Aber habe ich nicht gerade in diesem Hauptpunkte dennoch Recht gehabt?

Es ist wohl erlaubt, hier einen kurzen Blick auf die spätere Entwicklung zu werfen. Aus dem Kriege von 1848—1850 ging Dänemark, hinter dem die Großmächte standen, zwar als Sieger hervor, doch aber mußte die vom Kasino-Ministerium durchgesetzte Einverleibung Schleswigs, durch einen Erlaß des Königs an das Ministerium, der den Regierungen von Wien und Berlin als bindend mitgeteilt ward, wieder aufgehoben werden, ehe Dänemark im Londoner Protokoll von 1852 die Garantie der Großmächte zur Übertragung der Erbfolge auf den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg

erlangte. Als dann Friedrich VII. am 15. November 1863 starb, war ein Eider-dänisches Ministerium am Ruder. Eine am 13. November vom Reichstag bereits angenommene Verfassung wartete nur noch der königlichen Unterschrift. Diese Verfassung vollzog die Einverleibung Schlesiens aufs neue und knüpfte damit an den Gewaltakt von 1848 wieder an. Der neue König, so sehr sein Rechtsgefühl sich dagegen sträubte und so sehr eine innere Stimme ihn dagegen warnte, vermochte dennoch dem Andrängen von Ministern und Reichstag nicht zu widerstehen: am 18. November unterzeichnete er die Verfassung. Diesmal aber stand in Berlin ein Steuermann am Ruder, der das Steuer zu führen wußte. Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte es Bismarck bis dahin schwer verdacht, daß Preußen am Londoner Protokoll festhielt. Bismarck wußte genau, weshalb er es, Oesterreich und den Großmächten gegenüber, tat und tun mußte. Mit der Einverleibung Schlesiens hatte aber Dänemark die Vorbedingung des Londoner Protokolls zerstört; darauf gestützt konnte jetzt Preußen die Einmischung der Großmächte fern halten und Oesterreich an seiner Seite in den Krieg mit Dänemark ziehen. Diesmal führte der Krieg zu dem Ende, das dem von 1848 versagt blieb, und nach wenigen Monaten war Dänemark, wie ich damals schrieb, ein Torso.

Als ich den Brief über die zweite Kasinoversammlung erhielt, da wußte ich bereits, daß es keine Hoffnung auf eine friedliche Lösung mehr gab, und schon stand das ganze schwere Verhängnis vor mir, welches unser persönliches Glück erschütterte und zu zerstören drohte. Die Frage, ob ich, wenn es zum Kriege käme, hingehen oder mich fern halten würde, war bei meiner ganzen Denkungsart für mich keine Frage. Wie ich auch in diesen schweren Tagen die Sache betrachten mochte, immer gab es nur die eine Antwort für mich, daß, was ich von jedem anderen forderte, alt oder jung, das war auch für mich selbst einfach ein Gebot der Ehre. Alle meine schleswig-holsteinischen Freunde schlugen sich und ihr Schicksal in die Schanze; das wußte ich und hatte mich darin nicht getäuscht. Ich würde mir als Verräter meiner Überzeugung erschienen sein, wenn ich mich nicht selbst zur Fahne stellte. Meine Bonner Freunde, Dahlmann an der Spitze, dachten nicht anders; auch Mutter und Bruder empfingen mich nachher als einen Erwarteten; meiner armen Braut hatte ich unter den letzten drohenden Ereignissen schon Andeutungen darüber gemacht; jetzt war der Augenblick gekommen, ihr meinen Entschluß mitzuteilen. Sie hat diesen Brief, wohl am 29. März von Bonn abgeschickt, nicht erhalten, wahrscheinlich vermöge der eingetretenen Unterbrechung der Posten. Ich selbst verließ Bonn am 27. März; nur durch einige, auf offenes Blatt geschriebene Worte vom 1. April erfuhr Luise, daß ich in Rendsburg sei. Danach trat ihr Bruder William in die dänische Armee. Ich schloß die offenen Zeilen: „Ich baue fest auf dein starkes Herz. Schone dich in allem. Vertraue auf Gott! Wir stehen in seiner Hand. Hoffentlich wird einst ein frohes Wiedersehen diese Stunden vergelten!“

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Gewalttaten im Balkankriege.

Von
L. Raschdau.

Sehr bald, nachdem die Truppen der verbündeten Balkanstaaten die Grenzen ihrer Länder überschritten hatten und siegreich in den türkischen Gebieten vorgerückt waren, brachten die großen europäischen Blätter Nachrichten von Gewalttaten, die an der mohammedanischen Bevölkerung von den Eroberern begangen würden. Diese Nachrichten stammten nur zum Teil von türkischer Seite. Sie rührten vielfach von unbetheiligter Seite her und wurden von den konsularischen Vertretern europäischer Großmächte bestätigt. Aus Kawalla, aus Salonik, besonders aber auch aus Albanien wurden Einzelheiten von Greueln gemeldet, deren Ziel die Ausrottung der ansässigen mohammedanischen und hier und da auch der jüdischen Bevölkerung durch die siegreichen Christen sei. Man nannte dabei Zahlen von Hingemordeten, die der ausschweifendsten Phantasie spotteten, man sprach von ungezählten Tausenden, die auf feige Weise in Mazedonien, Thrakien und Albanien hingemordet seien. Gegenüber dem Unwillen, der sich der öffentlichen Meinung in Europa bemächtigte, widersprachen die amtlichen Organe der beteiligten Balkanstaaten diesen Meldungen. Der Berliner Gesandte einer Balkanmacht bestritt rundweg ihre Richtigkeit in einer öffentlichen Erklärung. Es gereicht diesem Herrn zur Ehre, daß er auch nur an die Möglichkeit solcher Geschehnisse in Verbindung mit den Truppen seines Landes nicht glauben will und deren Schuld mit Entschiedenheit in Abrede stellt; aber die Tatsachen reden doch eine so vernehmliche Sprache, daß mit dieser Erklärung die Dinge nicht aus der Welt geschafft werden. Schwere Gewalttaten sind zweifellos begangen worden. Europäische Konsulatsvertreter, fremde Zeitungsberichterstatter und andere treten für die Tatsache ein und halten mit der öffentlichen Bekundung ihres Unwillens nicht zurück. Worüber aber keine Einigkeit besteht, das ist die Frage, wer die Verüber dieser grauenhaften Mezeleien sind. Mit der Antwort, daß es Griechen, Bulgaren, Serben, je nach dem besonderen Kriegsschauplatz, seien, ist die Frage nicht gelöst. Aus Kawalla z. B. wird gemeldet, daß die dortigen Mezeleien nicht von den bulgarischen Truppen begangen worden seien, sondern von einem wüsten Gesindel, das ihnen vorausgegangen sei und sich an der wehrlosen Bevölkerung vergriffen habe. Was man von den Untaten der mazedonischen Banden seit Jahren hört, macht es wahrscheinlich, daß diese finsternen Gesellen die Abwesenheit der

waffenfähigen Bevölkerung benutzt haben, um Rache für die früher erlittene Unbill zu nehmen.

Verschiedentlich und insonderheit auch in Deutschland ist das Verlangen ausgesprochen worden, daß die Großmächte zur Untersuchung jener Grausamkeiten und der durch sie herbeigeführten Zustände eine Kommission an Ort und Stelle entsenden sollten. Im deutschen Reichstage hat auf ein in der Form einer „kurzen Anfrage“ gestelltes Ersuchen um Auskunft der Regierungsvertreter erwidert, daß die Mitteilungen in der Hauptsache auf Schilderungen dritter Personen beruhten, deren Angaben nicht nachgeprüft werden könnten. Übrigens seien die verantwortlichen Behörden gegen zuverlässig gemeldete Übergriffe mit Nachdruck und Erfolg eingeschritten. Ähnlich hat auch sonst die Reichsregierung sich geäußert und in der Presse erklären lassen, sie werde sich darauf beschränken, die ihr zugehenden Anklagen den beteiligten Balkanstaaten mitzuteilen.

Diese Haltung der Reichsregierung wird auf den ersten Blick manchem mißfallen, ja vielleicht grausam erscheinen. Bei näherer Betrachtung wird man aber zugeben müssen, daß es für sie schwer ist, praktisch eine andere Stellung einzunehmen. Schon einmal hat Europa den Versuch gemacht, die Berechtigung ähnlicher Anklagen im Balkan durch eine Kommission der Großmächte festzustellen, ohne irgend welchen Erfolg zu erzielen. So lange nicht ein gänzlich unabhängiges Tribunal besteht, vor das Kläger, Angeklagte und Zeugen mit derselben Machtbefugnis geladen werden können, wie sie die Gerichte jedes Staates besitzen, würde jedes Verfahren in der Hauptsache unfruchtbar verlaufen. Ein solches fremdes Tribunal würden aber die beteiligten Staaten ablehnen. Statt aller weiteren Ausführungen will ich aus einer Schilderung, die ich vor langen Jahren über meine Erlebnisse während des letzten russisch-türkischen Krieges von 1877—78 niedergeschrieben habe, unverändert einen Abschnitt der Öffentlichkeit übergeben, der von ähnlichen Vorgängen handelt. Es ist die Geschichte der sogenannten Rhodope-Kommission, der ersten von dem halben Duzend Kommissionen, die der Berliner Kongreß einst beschlossen hat. Die Thaten, die darin erwähnt werden, sind seinerzeit in diplomatischen Sammelbüchern ausführlich geschildert worden und haben damals nicht geringes Aufsehen erregt. Von der Haltung, die dabei Deutschland eingenommen, hat, da deutsche Weißbücher zu jener Zeit noch nicht ausgegeben wurden, wenig verlautet. Insofern ist also die folgende Schilderung neu. Ihr dürfte aber auch ein gewisser historischer Wert beiwohnen. Einer der stärksten Vorwürfe, die von russischer Seite der deutschen Politik in jenen Jahren gemacht worden sind und zur Lockerung des früher so engen Verhältnisses geführt haben, war der, daß in den gedachten Kommissionen Rußland nicht die erwartete Unterstützung bei Deutschland gefunden habe. Wie weit dieser Vorwurf für die Rhodope-Kommission zutrifft, möge der Leser aus den folgenden Blättern entnehmen.

Als ich eines Morgens (Mitte Juli 1878) von meinem Sommeraufenthalt auf den Prinzeninseln in die Stadt (Konstantinopel) kam, traf ich auf dem Konsulat den ersten Botschaftsdragoman Testa an, der auf mich gewartet hatte, um einen Auftrag des Geschäftsträgers Grafen Nabolinski auszurichten. Er fragte, ob ich an einer von dem Berliner Kongreß beschlossenen Mission, die den Aufstand im Rhodope-Gebirge auf seine Gründe untersuchen und Abhilfe schaffen sollte, als deutsches Mitglied teilnehmen wolle. Er selbst fühle sich für die mit großen körperlichen Strapazen verbundene Aufgabe nicht kräftig genug. Ich zögerte keinen Augenblick, einzuwilligen, und erhielt kurz darauf die amtliche Ernennung zum deutschen Vertreter für die Rhodope-Kommission und die Weisung, mich binnen zwei bis drei Tagen mit den übrigen Vertretern der am Berliner Kongreß beteiligten Mächte zunächst nach Philippopol zu begeben.

Bereits im Frühjahr war aus dem Rhodope-Gebirge und dessen nördlichen und südlichen Ausläufern eine eigenartige Bewegung gemeldet worden. Die eigentlichen Verhältnisse blieben lange Zeit im Dunklen. Man wußte in Konstantinopel nur, daß Tausende von Flüchtlingen aus Bulgarien und Rumelien sich in dieses Gebirge gerettet, daß sie dort, um sich vor weiteren Verfolgungen zu schützen, eine Art Miliz gebildet hatten, die sich den tönenden Namen „Nationale Armee des Rhodope“ beigelegt hatte, und daß ihre Leiter sich weigerten, den russisch-türkischen Friedensvertrag von San Stefano anzuerkennen. Da jenes Gebiet des Rhodope nach diesem Vertrage in die russische Okkupationszone fiel, war die russische Heeresleitung befugt, von der Pforte die Übergabe jener Landstrecken zu verlangen. Die Pforte war dazu auch formell bereit, erklärte sich aber außerstande, gewaltsame Mittel anzuwenden. Um aber ihren guten Willen zu bekunden, sandte sie auf den Wunsch des Fürsten Lobanow und des Generals Totleben Ende Mai 1878 zwei Kommissare nach Philippopol, um von dort aus in Verhandlungen mit den flüchtigen Pomaken zu treten und sie zur Anerkennung der neuen politischen Verhältnisse sowie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. In der letzten Zeit war es zwischen den russischen Vorposten und jener Miliz zu heftigen Kämpfen gekommen, bei denen die Russen nicht unerhebliche Verluste erlitten hatten, ohne in die Berge weiter eindringen zu können. Die beiden türkischen Kommissare setzten sich mit den Aufständischen in Verbindung, begegneten aber der entschiedenen Weigerung, sich der Waffen zu entäußern, so lange die Russen sich im Lande befänden. Sie beteuerten ihre Treue gegen ihren Herrn, den Sultan, behaupteten aber, dieser würde die Beweggründe ihres Widerstandes gegen die russische Okkupation zu würdigen wissen. Die unsagbaren Gewalttaten, die sie seitens der Russen erfahren hätten, und denen ihre Landsleute auch jetzt noch, zu Friedenszeiten, ausgesetzt seien ließen ihnen keinen anderen Weg offen, als mit Gewalt ihre und ihrer Frauen und Kinder Leben und Ehre zu verteidigen. Nachdem alle ihre Dörfer verbrannt und ihr Habe geraubt sei, blieben ihnen nur Leben und Ehre übrig, und jeder Versuch, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, sei vergeblich. Die beiden Kommissare waren von dieser Ent-

schlossenheit so überzeugt, daß sie auf weitere Versuche verzichteten; ja, sie unterließen nicht, dem russischen Gouverneur in Philipoppel direkt zu erklären, daß die Verzweiflung, die diese unglücklichen Leute nach den überstandenen Leiden erfaßt habe, sehr erklärlich sei. So kehrten die Herren unverrichteter Sache nach der Hauptstadt zurück, der Aufstand nahm wieder zu und hielt fortgesetzt die Möglichkeit eines plötzlichen erneuten Ausbruches der Feindseligkeiten offen. Mit diesen Vorgängen hatte sich auf Anregung des englischen Vertreters der Berliner Kongreß in seiner Sitzung vom 11. Juli beschäftigt, und es ist von Interesse, daß es der russische Vertreter Schuwalow war, der den Vorschlag machte, eine Kommission an Ort und Stelle zu entsenden. Nach den Lord Salisbury zugegangenen Depeschen, so äußerte sich dabei der russische Vertreter, bestände völlige Anarchie im Rhodope; Dörfer würden dort verbrannt und furchtbare Verbrechen begangen; die Kommission solle hiergegen mit Repressivmaßregeln einschreiten. Und Fürst Gortschakow fügte diesen Worten seines Kollegen noch besonders hinzu, daß die Kommission die Richtigkeit der Lord Salisbury gemachten Mitteilungen ausdrücklich feststellen solle. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder der überlegene Scharfblick des Vorsitzenden des Kongresses, des Fürsten Bismarck, der sofort die Frage stellte, über welche Machtmittel denn die Kommission verfügen solle, und sich zwar, als diese Frage unentschieden blieb, dem Antrage nicht widersetzte, aber doch hinzufügte, daß der Vorschlag den Aufgaben des Kongresses eigentlich fern liege, und daß die anwesenden Mitglieder nicht als Teilnehmer am Kongresse, sondern als Vertreter ihrer einzelnen Regierungen dem Antrage zustimmen könnten. Der Kongreß drängte dem Ende seiner Beratungen zu, und so wurde der Antrag einstimmig angenommen, der nachträglich zu so bedenklichen Verstimmungen Anlaß geben sollte. Als ich später die Protokolle dieser Sitzung des Kongresses kennen lernte, kam mir der Gedanke, ob Rußland hierbei nicht in eine ihm gestellte Falle geraten wäre. Die englischen Vertreter wußten aus den Berichten ihrer Konsuln im Orient genau, daß es sich bei den gemeldeten Brandstiftungen und Verbrechen im Rhodope um solche Untaten handelte, die an Ort und Stelle der russischen Armee zugeschrieben wurden, während Graf Schuwalow — auf Grund der ihm von Lord Salisbury gemachten Mitteilungen! — annahm, daß die Aufständischen sich in Anarchie befänden und ihrerseits alle Arten von Scheußlichkeiten begingen; und aus diesem Grunde regte er danach die Untersuchung an. Er ist in deren weiterem Verlaufe schwer enttäuscht worden.

Auf Grund jenes Kongreßbeschlusses waren nun die Botschaften in Konstantinopel angewiesen worden, umgehend Kommissare zu wählen. Die Anweisung geschah telegraphisch, indessen ohne die Botschafter über die Verhandlungen, die zu dem Beschluß geführt hatten, ausreichend zu unterrichten. Infolge dieser Unkenntnis waren die Botschafter in ihrer Beratung über die den Kommissaren mitzugebende gleichlautende Instruktion zu einem Wortlaute gelangt, der inhaltlich erheblich über die in Berlin beabsichtigten Ziele hinausging. Die Beratung fand im englischen Botschaftspalast statt und

stand ganz unter der Einwirkung Layards und des von ihm in Aussicht genommenen Kommissars, des Generalkonsuls Fawcett, der die Verhältnisse teils aus eigener Anschauung, besonders aber durch seinen Bruder, den Oberst Morris Fawcett, kannte. Dieser hatte vorher das Rhodope-Gebiet zum größten Teil besucht; seiner Führung mußten wir uns daher bei unserer völligen Unbekanntschaft mit den örtlichen Verhältnissen später wesentlich anvertrauen. Den Brüdern Fawcett gelang es denn auch, die Fassung der Instruktion in die von ihnen heimlich gewünschte Richtung zu lenken. Es ist erstaunlich, daß bei der Gelegenheit der russische Botschafter das Wesen der Sache noch immer nicht durchschaute, obwohl er nach den fortgesetzten schweren Anklagen, die von englischer Seite gegen die russische Kriegsführung erhoben worden waren, Grund genug hatte, vorsichtig zu sein. Er ließ sogar schließlich seinen Widerspruch fallen, als Fawcett, von französischer und österreichischer Seite unterstützt, den Wunsch aussprach, daß die Kommission ihre Untersuchung auch auf das von den Russen besetzte Gebiet erstrecken möchte, wo nachweislich eine große Anzahl geplündelter und verbrannter Ortschaften läge. Er erklärte sich mit diesem Vorgehen, das der Kommission immerhin eine gewisse Kontrolle über das Verfahren der russischen Armee ermöglichte, nach längerer Verhandlung ausdrücklich einverstanden und versprach, zu diesem Zwecke bei dem russischen Oberkommissar in Philippopol uns, den Kommissaren, eine Schutzeskorte zu erwirken. Schließlich wurde von den Botschaftern eine Instruktion für uns aufgesetzt, die ich wörtlich wiedergebe, weil gerade die Fassung des Textes zu Mißverständnissen und zum schließlich Zusammenbruch der Mission führte. Wir wurden angewiesen, „uns nach dem Rhodope und den benachbarten Gebieten zu begeben und uns über den Zustand der dorthin ausgewanderten Bevölkerung und ihrer Leiden zu unterrichten, tunlichst die Zahl der Flüchtlinge, ihren Herkunftsort, ihre Rasse, Religion und die Gründe festzustellen, warum sie ihre Heimat verlassen und die Rückkehr dahin ablehnten“. Wir sollten ferner „über die schnellsten Maßnahmen uns verständigen, wie dem Elend dieser Leute abzuhelpen sei, bis sie wieder nach ihren Wohnsitzen in voller Sicherheit zurückgeschafft werden könnten: zu diesem Zwecke — der sofortigen Hilfsleistung — und wegen der bezüglich der Heim-schaffung zu machenden Vorschläge sollten wir mit den russischen Behörden in Verbindung treten“. Demgemäß sollten wir uns zunächst nach Philippopol begeben und im übrigen unsere Reise nach eigenem Gutdünken bestimmen. Binnen drei Tagen sollten wir uns auf den Weg machen.

Die Frist war kurz für die Vorbereitungen einer Reise, bei der wir zum größten Teil auf unser eigenes Bett, unser Zelt, unseren Sattel und die mitgenommene Beköstigung angewiesen waren. Bei mir kam dazu, daß ich von Prinkipo nach dem entfernten oberen Bosphorus mich begeben mußte, um dort mündlich eingehendere Weisungen zu holen und den Botschaftern meinen Besuch zu machen. Die Verhaltensmaßregeln unseres Geschäftsträgers Radolinski zeichneten sich durch Kürze aus: „Stellen Sie sich mit Ihren russischen und österreichischen Kollegen gut!“ Und als ich die Frage tat, wie ich mich zu verhalten hätte, wenn diese in ihrer Haltung auseinander

gingen, erhielt ich ein freundliches Lächeln und die Einladung zum Frühstück, bei dem die Angelegenheit nicht weiter berührt wurde. Ich vermied es natürlich, meinen liebenswürdigen Gastgeber weiter in Verlegenheit zu setzen, denn die Frage war wirklich schwer zu beantworten. Bei den anderen Botschaftern hatte mein Besuch nur eine konventionelle Bedeutung. „Sie werden schreckliche Dinge sehen,“ meinte Layard.

Am 19. abends bekam ich von meinem Lieferanten die Mitteilung, daß das von mir bestellte Zelt nicht bis zum nächsten Tage fertig gestellt werden könne. So blieb mir nichts übrig, als ohne diesen Schutz zu reisen: eine unerwünschte Lage, denn ich war nun gezwungen, die Gastfreundschaft meiner Kollegen in Anspruch zu nehmen. Mit möglichst geringer Ausstattung, um den Troß nicht zu stark zu belasten, fanden wir Delegierten uns am nächsten Tage auf dem Stambuler Bahnhof zusammen, wo ein Salonwagen zu unserer Verfügung gestellt war.

Unsere Gesellschaft bestand aus den sechs Vertretern der Großmächte und zwei Vertretern der Pforte, die uns ihren Schutz im Gebirge zugesagt hatte, soweit sie dazu imstande wäre. Meine Kollegen waren sämtlich von einem Range, der dem meinen erheblich überlegen war. Der Österreicher von Raab war Militär-Attaché der Botschaft und Oberst, der Engländer Fawcett Oberichter und Generalkonsul, der Franzose Chalet Konsul, der Italiener Graziani ein älterer Botschafts-Dragoman, der Russe Basily erster Botschaftsrat, der eine türkische Delegierte Naschid Pascha früher Gouverneur einer Provinz, der andere Riza Bey früher Botschafter in Petersburg. Um mir wenigstens einen Anschein von Rang zu geben, bezeichnete mich meine Botschaft offiziell als Vizekonsul, obwohl ich tatsächlich erst ein Jahr später diese Beförderung erfuhr. Auch dem Alter nach stand ich erheblich hinter den Kollegen zurück, kann aber nicht sagen, daß ich je diesen Unterschied in Alter und Stellung zu empfinden gehabt hätte. Im Gegenteil: bei Abstimmungen und Verhandlungen grundsätzlicher Natur wurde mir als dem Vertreter der Macht, die in der französischen Sprache an der Spitze des Alphabets marschiert, stets das Wort zuerst gegeben — sehr oft gegen meinen Wunsch und das Interesse meines Landes —, und die Selbständigkeit des Urteils, die ich dabei notwendig zeigen mußte, gab mir von vornherein eine Stellung, über die ich nicht zu klagen brauchte.

Nach achtundzwanzigstündiger Fahrt auf der damals stark abgenutzten Strecke kamen wir am 21. in Philippopol an und begaben uns nach kurzer Beratung im Stationshaus der Bahn zum Fürsten Dondukow-Korsakow, der von unserer Ankunft benachrichtigt war und uns sofort in den von ihm bewohnten Konak einlud. Wir hatten uns inzwischen über die mit dem russischen Vertreter in den besetzten Gebieten zu führende Unterhaltung verständigt und zum Sprecher wie auch zum Vorsitzenden bei der weiteren Tätigkeit den Oberst von Raab erwählt. Der Fürst empfing uns mit größter Liebenswürdigkeit und begann sofort mit beträchtlicher Sprachfertigkeit und in gewandtem Französisch uns die Vorzüge seiner Verwaltungstätigkeit in

Bulgarien und Ostrumelien zu schildern. Wir waren bereit, Hunger und Durst mit männlicher Würde zu ertragen, aber dieser Vortrag in seiner unerschöpflichen Länge war doch geeignet, unsern geheimen Unwillen zu erregen. Als schließlich der Fürst die Behauptung aufstellte, daß es überhaupt keinen Aufstand im Rhodope gäbe und die Erzählungen von Kämpfen mit russischen Truppen absolut erlogen wären, da kniff der englische Vertreter grimpsend seine Lippen so heftig zusammen, daß sein an sich schon kupferrotes Gesicht ganz blau wurde und ich darüber meine Heiterkeit nicht unterdrücken konnte. Der Fürst sah uns erstaunt an: „Si fait, Messieurs; je vous jure: pas d'escarmouches, point de blessés! Tout cela, c'est du bavardage!“. Aber er schien doch etwas erschüttert in seiner Überzeugung, alle seine Erzählungen für bare Münze aufgenommen zu sehen; er machte jetzt Pausen und ermöglichte es uns, nunmehr auch unsererseits Fragen zu stellen. Ich will hier nur die Hauptsache hervorheben, die aus seinen Mitteilungen hervorging und wie ein Mehltau auf die Hoffnungen fiel, die die Vertrauenseligsten unter uns für das Gelingen unserer Reise hegen mochten. Er erklärte entschieden, daß eine Rückkehr der Flüchtlinge in ihre Heimatsorte von den russischen Behörden nur von Fall zu Fall, nach genauer Untersuchung der persönlichen Verhältnisse gestattet werden würde. Der Haß zwischen Türken und Bulgaren sei so groß, daß ein Zusammenleben an gewissen Plätzen, namentlich an den Abhängen des Balkan (wie Schipka, Eski und Jeni Sagra), völlig ausgeschlossen sei. Die Lokalpolizei der Bulgaren würde die Rückkehrenden nicht schützen können. Außerdem wäre aus gesundheitlichen Gründen eine umfassende Beaufsichtigung der Leute auszuüben, und schließlich müßten sie alle ihre Waffen ausliefern. In reizender Übereinstimmung mit diesen Bedingungen stand die uns mitgeteilte Verfügung, daß die Flüchtlinge, welche ihre Ernten nicht bis zum 1. September (russischen Stils) in nachweisbarer Weise forderten, ihrer Ansprüche zu Gunsten der russischen Verwaltung verlustig gehen würden. Bei dem souveränen Einfluß, über den zu jener Zeit Fürst Dondukow gebot, war mir von dem Augenblick ab klar, daß diese Seite unserer ferneren Tätigkeit — die Rückführung der Flüchtlinge — nur höchst spärliche, vielleicht gar keine Früchte tragen würde.

Unsere Wünsche wegen einer Eskorte und sonstiger Hilfsleistungen zeigte sich der General-Gouverneur sofort zu entsprechen geneigt. Indessen zogen wir zunächst keinen Nutzen davon, da vom Norden her schwer in das Gebirge einzudringen war. Zwischen den russischen Truppen und den Aufständischen war nämlich eine neutrale Zone gebildet, in die uns die Eskorte nicht ohne weiteres hätte begleiten können. So folgten wir dem Vorschlage des General-Konsuls Fawcett, den Weg in das Rhodope-Gebirge vom Meere aus zu unternehmen.

Als Entschädigung für die mehrstündige Vorbereitungszeit wurden wir von dem Fürsten zu einem Frühstück in Gesellschaft zahlreicher russischer Offiziere eingeladen. Kein Volk versteht beim Mahle frohsinniger und aufgelegter zu sein als die Slawen. Ich glaube, daß selbst unsere türkischen Kollegen sich dabei haben über die Tatsache hinwegtäuschen lassen, daß dieser liebenswürdige

und verbindliche Gastgeber all seine Macht aufbieten würde, um ihren Landsleuten den Rückweg in ihre einstige Heimat zu verschließen.

Als wir uns unmittelbar von dem Konak des Fürsten nach dem Bahnhof zurückbegaben, redeten meinen österreichischen Kollegen und mich zwei Türken an mit der Bitte, uns ihre Lage ein wenig näher anzusehen. Sie seien jetzt vollkommen rechtlos und alle ihre Klagen blieben ungehört. „Sehen Sie dort“ — sie zeigten uns zwei Moscheen in Trümmern — „so liegen sie alle dreißig heute da. Und was noch steht, ist zum Pferdestall geworden.“

Noch am Abend bestiegen wir wieder den Bahnzug, der uns nach Adrianopel und nach einigen Stunden Aufenthalt daselbst nach Dedeagatsch am ägäischen Meer brachte. Auf den Knien schrieb ich unterwegs meinen ersten amtlichen Bericht an die Botschaft, denn am Ufer erwartete uns bereits ein kleines englisches Kriegsschiff, der „Flying Fish“, den unser englischer Kollege dahin berufen hatte, und brachte uns nach nächtlicher Fahrt, während der wir ohne Schutz gegen die triefende Feuchtigkeit uns auf dem engen Deck einrichten mußten, nach Lagos, um von hier ohne Verweilen nach Kanthi zu fahren. Erst dort konnten wir, nachdem wir fünf Tage nicht aus den Kleidern gekommen waren, zum ersten Male eine Lagerstätte aufschlagen.

Noch am selben Tage (24. Juli) begannen wir unsere eigentliche Tätigkeit. Wir waren auf dem Wege von Lagos bis Kanthi bereits einer großen Anzahl von Flüchtlingen, die auf dem Felde lagerten und sich bei unserer Vorbeifahrt auf der Straße aufgestellt hatten, begegnet. In Kanthi und der Umgegend hatten sich Tausende niedergelassen. Wir beschloßen also zunächst, hier zu bleiben und durch direkte Befragung der Leute diejenigen Punkte festzustellen, die uns in unserer gemeinschaftlichen Instruktion vorgeschrieben waren. Auf dem Regierungs-Konak vereinigt, ließen wir uns zunächst die Lokalbehörde kommen, um uns über die allgemeine Lage der Flüchtlinge und die Art ihres Unterhalts zu unterrichten, und beriefen sodann in Gruppen von 10—15 die Flüchtlinge selbst vor uns, so zwar, daß sie möglichst geschlossen nach ihrer früheren Gemeindeangehörigkeit erschienen. Einer von ihnen führte das Wort, doch stellten wir je nach Belieben Fragen auch an andere und entließen die Gruppen gewöhnlich erst, nachdem allen Einzelnen die Möglichkeit geboten worden war, Zusätze zu machen. Auf diese Weise, die wir ununterbrochen fortsetzten, konnten wir täglich Hunderte, ja Tausende von Menschen sehen und direkt mit ihnen verhandeln. Da mehrere Mitglieder unserer Kommission des Türkischen kundig waren, so war es möglich, die Antworten auf die Fragen, die bald der türkische Kommissar, bald das italienische Mitglied stellte, ausreichend zu kontrollieren. Diese Antworten ergaben im allgemeinen keine Anstände, nur auf die von uns regelmäßig gestellte Frage, aus welchem Grunde die Leute ihre Heimat verlassen hätten, erfolgten so befremdliche Auslassungen, daß dieser Punkt bald das Hauptinteresse der Kommission erregte. Der Sprecher fast jeder vor uns erscheinenden Gruppe erging sich auf diese Fragen in Schilderungen schrecklicher Mißhandlungen, die ohne Ausnahme von russischen Soldaten begangen worden sein sollten. Die Massen, die wir hier um Kanthi sahen, hatten

danach alle einen ihrer nächsten Angehörigen oder auch mehrere, Mann oder Frau, Kinder oder Eltern verloren, und zwar nicht sowohl auf dem Schlachtfeld, als durch feigen Mord. Einer der ersten, der aussagte, war ein gewisser Abdullah aus einem Dorfe nahe bei Philippopel. Er erzählte, wie er zur Zeit des Einmarsches der Russen in diese Hauptstadt durch den Ort Karlowa gekommen sei; dort habe er gesehen, wie dreiundachtzig seiner Landsleute von den Russen ergriffen und enthauptet worden seien. In einem anderen Orte seien etwa zwanzig Bauern von russischen Soldaten erschlagen und sieben junge Mädchen fortgeführt worden. Diese Vorgänge haben, so erklärte er, uns bewogen, unser Dorf zu verlassen. Er sei mit fünfzehn Familienmitgliedern geflohen; von ihnen sei nur dreien die Flucht geglückt, seine zwei Töchterchen hätte er auf seinem Rücken gerettet. Die Gruppe stimmte in die Klagen des Sprechers ein; die Leute bestätigten das Morden und Plündern, die Notzucht und Erpressung durch die russische Soldateska. Sie könnten nimmermehr in ihre Heimat zurückkehren, so lange die Russen dort die Herrschaft führten; erst müsse die türkische Regierung wieder hergestellt werden. „Wie könnt Ihr von uns verlangen,“ redete uns einer an, „daß wir zurückkehren sollen, nachdem wir 2000 Kinderleichen in der Mariza gesehen, so daß der Strom in seinem Lauf gehemmt schien.“ Es war der Schreckenstag von Hermanly, von dem wir schon früher oft gehört. Die in Xanthi erschienenen Flüchtlinge waren zum Teil Zeugen jener grauenhaften Episode gewesen. Unter offener Übertreibung der Zahlen erzählten uns die Leute, Ali, Hassan, und wie sie sonst hießen, daß 50—60 000 Menschen in zahllosen Karren nach Hermanly zu auf der Landstraße geflüchtet wären, vorn die Weiber, hinten die Männer zum Schutz gegen den nachdrängenden Feind. Am frühen Morgen — es war im Januar — hätte die russische Artillerie mit ihren Geschossen die Wagen der Weiber getroffen, und nun sei wahnsinniger Schrecken in den Zug gefahren. Die Frauen hätten zu Fuß zu entfliehen gesucht und dann, da der Weg für Wagen unmöglich geworden, ihre Kinder in den Fluß geworfen; manche wären ihnen wohl selbst nachgesprungen, um dem hinter ihnen entstandenen unsagbaren Gemetzel zu entgehen. Andere erzählten, sie wären friedlich in ihren Wohnsitzen bis zur Ankunft der Russen geblieben, dann aber hätten diese die Abgabe aller Waffen gefordert und zu plündern begonnen. Jeder Widerstand wäre mit dem Tode bestraft, die Häuser verbrannt worden. Eine Gruppe erzählte, in Bilmedsche wären die Männer von den Frauen getrennt, von den ersteren acht getötet und die letzteren der Soldateska überantwortet worden. Da der Sprecher angab, daß zwei dieser Frauen in der Nähe seien, ließen wir sie herbeiholen. Die eine, Alyescha, erzählte mit jener Sprachgewandtheit, die ich immer an Türkinnen habe beobachten können, daß diese Angaben richtig seien. Sie ließ den Baschmak von dem durch Sorge und Hunger entstellten Gesicht fallen, vergaß, daß sie zu den verhassten Giauxs redete, und schilderte die Szenen ihrer Schändung. Die abgemagerten entblößten Arme uns entgegenstreckend, schrie sie laut: „Statt Brot gebt uns Gift, unsere Ehre ist dahin!“

Als diese Erzählungen immer mit dem Zusatze wiederkehrten, daß die

Anwesenheit der Russen, der Mörder ganzer Familien und Räuber ihres Hab und Guts, jede Rückkehr ausschloß, stellte ich wiederholt die Frage, ob nicht eine Verwechslung bei den Klagenden vorliege und ob nicht ihre bulgarischen Feinde es gewesen seien, die so grausam an ihnen gehandelt. Aber meine Annahme wurde von allen energisch bestritten: sie hätten mit den Bulgaren in Frieden und Freundschaft gelebt; es seien wirklich nur die Russen gewesen, die sich so an ihnen vergangen.

Es konnte nicht überraschen, daß unser russischer Kollege mit zunehmender Nervosität dieser schrecklichen Anklage zuhörte. Er hatte schon durch Anzweifelung der Zuständigkeit und Glaubwürdigkeit des einen und des anderen Aussagenden den Eindruck, den die Mitteilungen auf einige von uns machten, abzuschwächen gesucht. Aber gegenüber den gehäuften Zeugnissen war dieses Mittel nicht sehr wirksam. Er unterbrach plötzlich den Lauf der Untersuchung, indem er den Einwand erhob, daß die Kommission über die Grenzen, die ihrer Aufgabe gestellt seien, hinausginge. Wir ließen sogleich den Saal räumen, und nun erklärte der russische Botschaftsrat, daß die Kommission sich zu sehr in überflüssige Einzelheiten vertiefe, statt sich auf allgemeine Informationen zu beschränken. Wenn das so fortgehe, bedauere er, die Kommission verlassen und nach Konstantinopel zurückkehren zu müssen. Damit bekam die Sache einen ernststen Charakter; wir beschloßen daher nach langer unentschiedener Verhandlung, für jetzt zwar die noch anwesenden Flüchtlinge in der bisherigen Weise weiter zu vernehmen, die fernere Art des Vorgehens aber einer eingehenden Besprechung am nächsten Tage zu unterwerfen. Den Rest des Tages und den nächsten Morgen verwandten wir zu Erkundigungen in der Umgegend über die Lage der Flüchtlinge und vereinigten uns dann gegen Mittag (26. Juli) zu einer Sitzung im Konak des Mutesfarif. Hier legte nun Basily entschieden Verwahrung gegen das bisherige Verfahren ein. Für den humanitären Zweck, den wir verfolgten, habe es gar keinen Wert, in solche Einzelheiten einzutreten, wie dies gestern geschehen sei. Dadurch würde unsere Aufgabe, wie wir den Flüchtlingen helfen und sie wieder in ihre Heimat zurückschaffen könnten, in keiner Weise gefördert. Übrigens erkläre er die von den Flüchtlingen gemachten Angaben über russische Freveltaten für absolute Erfindungen und gehässige Verleumdungen. Ihm, Basily, mache es den Eindruck, als ob die Leute nach einer ihnen gegebenen Weisung so aussagten und deshalb keinen Glauben verdienten. Schließlich bat der russische Vertreter, die Arbeiten der Kommission zu vertagen, bis er auf einen bezüglichen Bericht an seinen Botschafter mit erneuten Weisungen über sein ferneres Verhalten versehen sein werde.

Über diese Anträge wurde nun eine eingehende Besprechung eröffnet und mir zunächst das Wort gegeben. Ich hatte Zeit gehabt, über das Vernommene und meine jetzt einzunehmende Haltung nachzudenken. Freilich ganz leicht war mir der Entschluß nicht gemacht worden. Am Abend vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, mit dem Obersten von Raab über seine Auffassung ausführlich zu sprechen. Vor einem türkischen Café sitzend, ein schmutziges Nargileh schlürfend, hatten wir uns gegenseitig freimütig ausgesprochen. In

einem Halbkreis, in ehrerbietiger Entfernung von uns, saß eine Anzahl Mohammedaner, die wir über dies und jenes befragten und deren Äußerungen über erlittene Unbill nicht geeignet waren, meinen Kollegen unzustimmen. Raab suchte mich von meiner Auffassung abzubringen, indem er mir versicherte, daß ich mich mit ihr isolieren würde. Der Russe würde wahrscheinlich die Kommission verlassen, und ich würde dann in schwieriger Lage sein. Ich hatte darauf spät mein Feldbett aufgesucht, das ich mir wegen des an den Wänden des Zimmers sichtbaren Anzeigefers in der Mitte aufgeschlagen hatte. Unter der Last hatte irgendwo das Gebälk gekracht; über dem Lärm war der griechische Handelsmann heraufgekommen, dessen Gastfreundschaft ich genoß, und ihn hatte ich gefragt, ob er meine, daß die von uns gehörten Flüchtlinge von irgendeiner Seite bezüglich ihrer Ansagen bearbeitet worden seien. Er hatte geantwortet, er wisse es aus eigener Kenntnis nicht, aber in seinen — griechischen — Kreisen habe er von der Tatsache sprechen hören. Er war dann seiner Wege gegangen, weil ihm meine Frage sichtlich unangenehm gewesen war. Unter der drückenden Hitze und den zahllosen Moskitos, die in diesem von Sümpfen umgebenen Ort zu Millionen schwirrten, hatte ich des famosen Rats meines Chefs gedacht, im Einvernehmen mit meinem russischen und meinem österreichischen Kollegen zu handeln! Nun mußte ich zwischen den beiden wählen und wünschte es mit keinem zu verderben. Schließlich hatte mich der Schlaf übermannt, und erst die brennende Morgen Sonne, deren Licht in mein Zimmer flutete, hatte mir Rat gebracht.

Selbst wenn meine Aufgabe die des Historikers gewesen wäre, der, unbekümmert um die Folgen, die Wahrheit und nichts als diese zu erforschen hat, würde ich mich hier vor einer unlösbaren Frage befunden haben. Wo waren die Menschen zu finden, die so schrecklicher Grausamkeiten beschuldigt wurden und die doch ebenso hätten gehört werden müssen wie ihre Ankläger? Wo unparteiische Zeugen, auf die man sich hätte verlassen dürfen?

Aber ich mußte meine Aufgabe noch anders auffassen. Sie war eine praktische, bei der die Feststellung vergangener Ereignisse nur dazu dienen sollte, eine bessere Zukunft zu ermöglichen und ein begonnenes Friedenswerk seinem Abschluß näher zu führen. Und da nun hinzukam, daß der russische Vertreter — wie der jeder anderen Nation in ähnlichem Falle — amtlich verpflichtet war, auf das energischste gegen ein Verfahren zu protestieren, bei dem vor einem aus politischen Gegnern und zweifelhaften Freunden bestehenden Richterkollegium fast ausschließlich parteiische Kläger zur Vernehmung kommen konnten, so mußte mein Bestreben dahin gehen, die weiteren Nachforschungen in Grenzen zu halten, innerhalb deren sie bei dem russischen Einspruche überhaupt möglich waren, und tunlichst alles zu vermeiden, was dem Hauptzweck der Mission zuwiderlief.

Um das zu erreichen, war es nötig, die zweifelhafte Natur der klägerischen Behauptungen klarzulegen. In dieser Beziehung fiel ins Gewicht, daß alles, was über das Verhalten der russischen Armee zu Anfang des Jahrhunderts, in der Krim usw. bekannt geworden, zwar die Annahme grausamer Handlungen zuließ, aber schlechterdings nicht hinreichte, um die uns

geschilderten Scheußlichkeiten den Russen in die Schuhe zu schieben. Andererseits wußte die ganze Welt von unerhörten Grausamkeiten zwischen Türken und Bulgaren; erst das Jahr 1876 hatte eine Fülle solcher Schandtaten bekannt werden lassen, die den Behauptungen der Flüchtlinge, sie hätten mit den Bulgaren stets in Frieden und Freundschaft gelebt, den Stempel der unbewußten oder bewußten Fälschung aufdrückten. Speziell von den Bulgaren war anzunehmen, daß sie ihren früheren Unterdrückern die hundertjährige Knechtung durch Verübung von Untaten heimgezahlt hatten.

Mußte ich mir nun auch sagen, daß ich durch eine derartige Stellungnahme in Gegensatz zu meinem österreichischen Kollegen geraten und somit der mir in Konstantinopel erteilten Weisung nicht entsprechen würde, so vermutete ich doch auf der anderen Seite, daß eine derartige Meinungsverschiedenheit nur eine vorübergehende Unannehmlichkeit für mich, aber nachteilige Folgen weder für die Kommission noch für die Flüchtlinge, noch endlich für die deutsche Politik haben könnte, während mein Anschluß an den österreichischen Kollegen höchst wahrscheinlich den sofortigen Rücktritt des russischen Mitgliedes und somit eine Sprengung der Kommission herbeiführen und überdies jedenfalls die Zirkel des Fürsten Bismarck stören würde. Stand doch Deutschland damals in freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland trotz der Eifersüchteleien, von denen Fürst Gortschakow sich gegenüber dem deutschen Reichskanzler wiederholt zu unfreundlichem Auftreten hatte verführen lassen, und bestand doch zwischen Kaiser Wilhelm und seinem Neffen, dem Zaren, das innigste Verhältnis. Es hätte also entweder zu meiner Desavouierung oder aber zu unerwünschten politischen Folgen für Deutschland führen müssen, wenn ich mich in einer so heiklen Frage ohne die zwingendsten Gründe auf die Seite der Widersacher Rußlands hätte stellen wollen.

Von diesen Erwägungen, die mich in jenen Stunden lange beschäftigten, geleitet, schloß ich mich in der Sitzung unter ausführlicher Begründung dem Einspruche meines russischen Kollegen gegen die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens an und hob besonders hervor, daß damit die Erfüllung unserer menschenfreundlichen Aufgabe nicht nur nicht gefördert, sondern im Gegenteil unmöglich gemacht würde.

Diese Auffassung fand aber keine weiteren Anhänger. Alle übrigen Mitglieder der Kommission, mit Ausnahme der russischen natürlich, erklärten, daß wir unserer gemeinsamen Instruktion gemäß handelten, wenn wir die Flüchtlinge genau nach den Gründen ihrer Wanderung frügen, und daß wir außerdem praktische Vorschläge für ihre Heimerschaffung nur würden machen können, wenn wir die Gründe ihres Widerwillens gegen die Rückkehr genau erforschten. Der französische Kommissar erging sich am längsten in dieser Darlegung und bestritt am lebhaftesten die Unmöglichkeit einer zuverlässigen Klarstellung. In allen internationalen Kommissionen haben die französischen Mitglieder besonders reiche Gelegenheit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie sprechen in ihrer Muttersprache und sind ja regelmäßig sehr wortgewandt. Dieser Vorzug ist aber ihnen und dem Interesse ihres Landes durchaus nicht immer nützlich. Sie geben sich leichter Blößen als die anderen Vertreter

und lassen sich durch Eitelkeit und im Schwung des Temperaments zu weiteren Ausprägungen hinreißen, als dies immer für die von ihnen zu vertretende Sache erspriesslich ist. In solchen Versammlungen aber ist man sehr hellhörig, auch ohne stenographische Festlegung des Gesprochenen, und der Rückweg ist nicht leicht. Natürlich bedachte sich Herr Chalet ganz besonders bei der Wiedergabe seiner Reden in den von ihm als Sekretär der Kommission verfaßten Protokollen, und so kam er bald in eine führende Stellung, die unser englischer, des Französischen am wenigsten mächtiger Kollege sehr geifflentlich zu fördern suchte, da er jetzt seinen Weizen blühen sah. Er war von grimmigem Russenhaß erfüllt und suchte diese Gelegenheit, die er geschaffen, nach Kräften auszunutzen. Meinen Zweifeln an der Richtigkeit der Angaben der Flüchtlinge setzte er die Überzeugung von deren völliger Wahrheit entgegen. Seine Erfahrung als Richter gebe ihm diese Sicherheit, von Verabredungen oder Beeinflussungen könne keine Rede sein. Man solle daher keine Rücksicht auf Basily's Wünsche nehmen; wolle dieser etwa die Kommission verlassen, so sei, wie der Brite mit höchst undiplomatischer Offenheit hinzusetzte, ihm das ganz gleichgültig, er werde seiner Aufgabe weiter nachgehen.

Neue Gesichtspunkte wurden in dem Hinundher der Verhandlung nicht weiter beigebracht. Als abgestimmt wurde, schloß ich mich bezüglich der Frage, ob wir vor Fortsetzung unserer Arbeit neue Weisungen aus Konstantinopel abwarten sollten, dem verneinenden Votum der Mehrheit an, stellte mich dann aber bei der Entscheidung der weiteren Frage, ob das bisherige Verfahren fortzusetzen sei oder nicht, auf die Seite des russischen Kommissars. Mit diesem Beschluß war in unsere Tätigkeit ein Zwiespalt getragen, der, wie wir sehen werden, nicht mehr beseitigt werden konnte und schließlich zu unheilbarem Zerwürfniß führte.

Zunächst sahen wir uns veranlaßt, den Zwiespalt zur Kenntniß der Botschafter zu bringen. Aber wie? Auf dem gewöhnlichen Postwege hätte jetzt schon ein Bericht im besten Falle sechs Tage gebraucht. Ein Telegraph stand erst von Kawalla aus zur Verfügung, wohin wir einen besonderen Boten senden mußten. Und nun entdeckte ich mit Schrecken, daß weder die Botschaft noch ich in der Eile der Vorbereitungen an die Mitnahme einer Geheimchiffer gedacht hatten. Offen ließ sich die Sache nicht berichten, denn bei der Plauderhaftigkeit der Telegraphenbeamten würde der entstandene Streit bald allgemein bekannt geworden sein. So mußte ich die unglaublich zeitraubende Buchstaben-Chiffer meines russischen Kollegen benutzen, d. h. durch den Kanal des russischen Botschafters berichten! Wie die Verhältnisse einmal lagen, bei der strengen Zurückhaltung, die unsere Regierung sich in der Sache auferlegte, war dieser Umstand nicht so bedenklich. Ich meldete kurz die Tatsache der Meinungsverschiedenheit über die Auslegung des Wortes „motif“ in der Instruktion und schloß lakonisch: „J'ai soutenu Basily dans sa demande“.

Erst zehn Tage später, auf demselben Wege, nämlich durch den Telegraphen über Kawalla, dann durch Boten nach Kirdschaly, ging mir die Antwort aus

Konstantinopel zu. Ihre Entzifferung erregte eine momentane Spannung in mir. „Votre conduite n'est approuvée“, buchstabierte ich aus dem russischen Schlüssel heraus. Aber diese Mißbilligung stand im Widerspruch mit dem weiteren Satz, daß ich wie bisher so auch fernerhin den humanitären Zweck unserer Sendung in den Vordergrund stellen sollte. Die weitere Prüfung ergab, daß die Ziffer für n versehentlich übermittelt worden und daß dafür das Zeichen, das ein neues Wort ankündigte, zu setzen war. So wurde mir das Telegramm zu einem freundlichen Gruß in der Wildnis. Geändert hätte es in keinem Falle mehr etwas. Denn unsere Haltung war inzwischen so festgelegt, daß in der Art der Untersuchung bei den bisherigen Mitgliedern der Kommission kein Wandel mehr zu schaffen war. Das trat z. B. bei dem österreichischen Vertreter hervor, dem ich die mir gewordene Mitteilung offen zeigte, während er mir die seinige verschwieg oder nur flüchtig andeutete. Ich hegte damals gleich den Verdacht, daß er mir absichtlich etwas verberge; später habe ich dann in Pera erfahren, daß ihm von seinem Botschafter Zichy eine Mahnung zugegangen war, die wie eine Mißbilligung klang. Sie kennzeichnet die Lage so scharf, daß ich ihren Wortlaut hier wiedergeben will: „Ein unter gemeinsamer Mitwirkung erzielttes, wenn auch weniger in die Details eingehendes Resultat“, so telegraphierte Zichy an den Obersten von Raab, „ist einem Konflikt, der zum Ausscheiden von Kommissionsmitgliedern führen würde, nach den Intentionen der kaiserlich königlichen Regierung vorzuziehen. Die Aufgabe der Kommission ist eine zweifache: eine humanitäre und eine inquisitorische. Stellen Sie die humanitäre in erste Linie!“ Man begreift, daß Raab dieses Telegramm in seinem Wortlaut gerade mir nicht zeigen mochte. Aber eine Wirkung auf sein ferneres Verhalten hat es doch so gut wie gar nicht geübt. Auch gingen die übrigen Kommissare den betretenen Weg ruhig weiter und schienen die Billigung ihrer Botschaften erhalten zu haben. Der Engländer Fawcett behauptete sogar, ein Telegramm des Inhalts erhalten zu haben: „Die Wahrheit muß herauskommen.“

Zunächst trat nach jener Sitzung einestheils eine Spannung in den Beziehungen gewisser Kommissare, anderenteils eine große Vertraulichkeit unter den Befinnungsgenossen ein. Die Mehrheit vermied es von jetzt ab, mit mir in derselben offenen Weise wie vordem politische Dinge zu besprechen, während Wasily mir sein sorgenvolles Herz ausschüttete. Er fürchtete seine Karriere dadurch verspielt zu haben, daß er angesichts der Beschimpfungen der Armee seines Landes die Kommission nicht gleich anfangs verlassen hatte. Er bat mich um Rat, ob er dies noch jetzt tun sollte. Das redete ich ihm aus: er möge bei seinem Einspruch gegen solche Anschuldigungen verharren und den Widerspruch ganz besonders bei jeder Unterzeichnung des Protokolls wiederholen; aber so lange die Anschuldigungen nur von den Flüchtlingen kämen und die Kommission sie sich nicht aneigne, brauche er die Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Das leuchtete ihm ein, aber da er fränklich und nervös war und jeden Tag auf dasselbe Thema zurückkam, so wurde mir bald klar, daß er körperlich den kommenden Anstrengungen nicht gewachsen sei. So war es tatsächlich für ihn eine Erlösung, als er nach acht Tagen

von Konstantinopel aus die Erlaubnis erhielt, sich aus Gesundheitsrücksichten von der Kommission zu entfernen und die russische Vertretung einem jungen Kollegen, Lischin, zu übergeben, den er schon von Haus aus mitgenommen.

Am 27. setzten wir die Reise nach Siemürdschina fort. Unsere Anwesenheit war offenbar weit und breit bekannt geworden, denn die Straße war von einem Spalier von Tausenden unglücklicher Wesen besetzt, von denen die einen wohl grüßten, die meisten aber uns stumm mit halb ängstlichen, halb vorwurfsvollen Blicken nachschauten. Das Herz schnürte sich einem zusammen bei diesem Anblick von Hunger und von Elend, die aus den abgemagerten Gestalten sprachen. Es war gleichsam eine via triumphalis des Sammers, die — das war auch offenbar die Absicht der Veranstalter — auf uns Eindruck machen sollte. Wir stellten, am Orte angekommen, durch Befragung der Ortsbehörden bald fest, daß nicht weniger als 60 000 Flüchtlinge in dem Kreise lagerten. Was nicht schon krank angekommen war, wurde es jetzt in dieser fieberschwangeren Luft. Die Stadt ist von weiten Sümpfen umgeben, die unter der höllischen Hitze des Sommers die ganze Gegend verpesteten. Die Straßen des Orts befanden sich in einem unglaublichen Zustand von Schmutz und Elend. Aller Abfall, krepierete Pferde und Hunde lagen wochenlang vor den Häusern, der Stallmist auf der Hauptstraße. Das Trinkwasser war so verpestet, daß mir der griechische Pope, bei dem ich abstieg, sogar vom Gebrauch zum Waschen abriet und ich zu dem Zwecke mitgebrachtes Selterswasser benutzte. War es ein Wunder, daß der größte Teil der Bevölkerung am Fieber litt? Chinin war für die Masse unerschwinglich; was nützte es da, daß wir auf unserer Wanderung hier und da an hohläugige Gestalten, die vom Fieberfrost geschüttelt waren, einen Teil unserer Arzneimittel spendeten? Ein englischer Arzt, der sich uns angeschlossen hatte, ging mit uns durch die Felder, auf denen die Unglücklichen, meist nur durch ein zerrissenes Strohdach gegen die brennende Sonne geschützt, dahin vegetierten. Auf unsere Aufforderung, irgendwie einzugreifen, konnte er nur achselzuckend antworten: „Die Hälfte dieser Leute trägt den Todeskeim in sich, wie soll ich ihnen helfen!“ Und in der That, die Lust am Leben schien hier bereits völlig geschwunden. Die Menschen erhoben sich mühsam, wenn wir näher kamen, aber, obwohl der quälende Hunger aus ihren Zügen sprach, bettelten sie doch nicht. Fast ohne ein Dankeswort nahmen sie die Spende, die wir hier und da zurückließen. Wir kauften auch Brot und Milch, um davon an die Leute zu verteilen, und stellten dabei fest, daß das für die Flüchtlinge bestimmte Brot erbärmlich und gefälscht und die Milch verwässert war. Als wir uns am nächsten Tage, einem Sonntag, zu einer Sitzung vereinigten, sprachen wir alle unsere Entrüstung und Trauer über die schreckliche Lage aus, in der die Bevölkerung sich befand. Unsere Worte waren hauptsächlich an die Adresse des anwesenden türkischen Vertreters gerichtet; der aber saß mit stoischem Gleichmut da und versprach auf unsere Klagen, den Antrag auf Sendung von Ärzten und Arzneimitteln telegraphisch an die Pforte zu richten. Uns genügte das natürlich nicht; wir wandten uns direkt an unsere Botschafter mit dem Ersuchen, ungefäumt 5000 Pfund flüssig zu machen, um

für die Kranken und Verwaisten die allernotwendigste Hilfe zu schaffen. Ich habe aber nie gehört, daß dem Antrag Folge gegeben worden sei.

Soll ich von den Mitteilungen, die uns bei unseren Vernehmungen in Siemürdschina von den Flüchtlingen gemacht wurden, berichten? Sie sind in den Protokollen niedergelegt, die später durch die verschiedenen Blau- und Gelbbücher der Welt bekannt wurden; sie enthalten Grausamkeiten, wie sie die ausschweifende Phantasie eines Verfassers graufiger Räuberromane kaum ähnlich sich ausdenken könnte. An dem einen Tage ließen wir nur die Witwen, die keinen männlichen Anhang oder sonstwelche Sprecher hatten, vor uns kommen. Ihre Erzählungen waren zum Teil der Art, daß einem Mitglied unserer Kommission ein Stärkungsmittel gebracht werden mußte. Sie erzählten uns, daß Kosaken ihnen die Kinder aus dem Arm gerissen, sie in die Luft geworfen und im Fluge mit dem Säbel halbiert hätten, daß ihre Töchter geschändet und ihnen in teuflischer Mordlust die Brüste abgeschnitten worden wären, daß man ihre Männer gebunden und dann „wie Salat“ in Stücke zerhauen hätte. Und auf Befragen kam immer dieselbe Antwort: es waren Russen, russische Soldaten, Kosaken, nicht Bulgaren, mit denen wir immer im Frieden gelebt haben. So lange die Russen im Lande wären, würde kein Flüchtling nach seiner Heimat zurückkehren.

Der Pape, bei dem ich wohnte, erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten und brachte mir das Beste, was an Speise und Trank im Orte aufzutreiben war. Er wußte freilich, daß es ihm reichlich erstattet werden würde. Er führte mir aber auch einige seiner Kirchenbrüder und den Metropolit in Person zu; alle erschöpften sich in Glück- und Segenswünschen für Deutschland und seinen Kaiser. Ich wohnte aus Höflichkeit dem griechischen Gottesdienst bei, der am Sonntag in der Ortskirche stattfand, und wurde Gegenstand der direkten Anrede des Bischofs, der die Freundschaft des deutschen Reiches für seine griechische Gemeinde vom Himmel erfluchte. Hier, wie an anderen Orten, fand ich bei den griechischen Notablen die Besorgnis, daß bei den territorialen Veränderungen, die der Berliner Kongreß festgesetzt hatte, das Griechentum zu Schaden kommen würde. Unter allen Umständen müßte dieses jetzt anderweit entschädigt werden, und wenn dieses Kapitel zur Sprache kam, wuchsen die griechischen Bäume immer in den Himmel. Ich benutzte diese Herzensergüsse der Popen, um die Herren wie in Xanthi zu fragen, ob die übereinstimmenden Angaben der Flüchtlinge von dritter Seite beeinflusst und vorbereitet wären. Auch dieses Mal wurde mir vertraulich erwidert, daß von türkischer Seite die Flüchtlinge über unsere Aufgabe vorher unterrichtet worden seien und daß eine Einwirkung wohl vermutet werden könne. Bestimmte weitere Anhaltspunkte vermochten oder wagten sie aber nicht zu geben. Immerhin wurde dadurch mein Verdacht genährt, ohne daß ich freilich die Beschuldigung direkt hätte anbringen oder beweisen können. Außerdem durfte ich diese Aufgabe meinem russischen Kollegen überlassen.

Bis Siemürdschina hatten wir uns noch einigermaßen in politisch organisierten Verhältnissen und in einer gewissen Kultur bewegt; von hier ab aber begann die staatliche Autorität zu schwinden, und die Gegend, die jetzt all-

mählich den Gebirgscharakter annahm, wurde öder und wilder. Wir versorgten uns mit Führern, die in Verbindung mit der sogenannten Rhodope-Armee standen, und von diesen geführt, ritten wir in einer Kavalkade, die sich mit unserem Troß auf etwa 40 Pferde und Maultiere belief, in das Gebirge hinein. Die Gegend war damals noch nicht besonders bekannt, die österreichischen Generalstabskarten, die wir mit uns führten, zeigten vielfach ganz unbeschriebene Stellen, so daß ich daran dachte, einiges Material zu sammeln und dem mir bekannten Geographen Kiepert zugänglich zu machen. Aber bei der Art unseres Marsches gab ich diese Absicht bald auf. Unsere Führer hielten uns in scharfer Gangart; sie verlängerten den Weg durch das Bemühen, uns hie und da ein kümmerliches Dorf oder einen Trupp von Flüchtlingen zu zeigen. So war es unmöglich, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen und sie ins Notizbuch einzutragen. Dazu waren die körperlichen Anstrengungen ganz außerordentlich. In den Niederungen brannte am Tage eine glühende Sonne; weiter auf den Höhen des Rhodope wurden wir von einem Regen begleitet, der uns trotz unserer Gummimäntel bis aufs Hemd durchnäßte. Von Brücken war kaum irgendwo die Rede; wir mußten die Flüsse durchwaten und uns stellenweise bis über den Sattel im Wasser bewegen. Dann kamen wir wieder auf die Römerstraße, deren Spuren noch heute vielfach erkennbar sind. Plötzlich aber, an Abhängen, hörte sie auf, wie künstlich abgeschnitten, und nur ein enger Pfad, der kein Ausweichen gestattete, ermöglichte das Fortkommen. Wie zersprengte Teile der Suleimanschen Armee — ein halbes Jahr vorher — hier hatten passieren können, war uns ein Rätsel. Trotzdem fanden wir Spuren jener Züge bis an die Küste hin. Umgeworfene Lafetten, Pferdegerippe, Uniformen und zerbrochene Waffen bezeichneten den Weg. Die Nächte brachten wir fröstelnd unter den frischen Bergwinden in unseren Zelten zu, da wir diese Behausung den schmutzigen Mauern vorzogen, in denen wir in den Dörfern hätten Aufnahme finden können. So führte uns unser Weg über Kirkowa nach Mastanly und von da nach Kirdschaly. Hier, mitten in den Bergen des Rhodope, fand sich eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen, die unser Interesse erregten. Das Klima war hier gesund, Fieber wenig vorhanden, aber die Ernährung der arbeitslosen Massen schwieriger als in den Niederungen. Die Leute erhielten sich durch Requisitionen, die sie in der Umgegend anstellten und bei denen sie die Unterstützung der Rhodope-Armee genossen. Wir hatten uns hier (am 4. August) unter einer mächtigen Platane niedergelassen, vor uns sanft abfallend eine freie, grüne Fläche, rechts und links hügeliges Land. Weit über tausend Männer, Weiber und Kinder hatten sich um uns im Halbkreise gelagert und folgten mit scharfer Aufmerksamkeit unserer Tätigkeit.

Die orientalische Bevölkerung liebt bekanntlich schreiende Farben, und selbst die ärmsten Leute wissen sich mit gelben, roten und blauen Lappen auffällig zu behängen. Jeder Orientreisende weiß, welche hübsche Gesamtwirkung diese im einzelnen unharmonische Farbenzusammenstellung, besonders unter der Flut warmen Sonnenlichts, gewährt. Lange hielten sich die Leute still; in

musterhafter Ordnung traten sie gruppenweise an uns heran, beantworteten klar und natürlich unsere Fragen und traten dann wieder respektvoll zurück. Einmal kam es vor, daß einer der Vortretenden, der die verblichene Uniform eines türkischen Soldaten trug, sich in seiner Aussage auf einen Nachbar als Augenzeugen berief. Dieser erklärte auf Befragen, nichts von der Sache zu wissen. Ein starkes Murren des Unwillens wurde unter den Zuschauern hörbar, so daß der Soldat in größter Verlegenheit und eine Entschuldigung stammelnd sich entfernte. Als dann wieder andere die Erzählungen von an ihnen oder den Ihrigen verübten Schreckenstaten vorbrachten, bemächtigte sich allmählich, namentlich des weiblichen Theils der Anwesenden, eine zunehmende Erregung. Ein gewisser Redscheb aus Mudere Tatarschik hatte nach seiner Angabe die Erlaubnis erhalten, mit dreiundzwanzig Familien in die Heimat zurückzukehren. Er zeigte zum Beweise den Permeß der Lokalbehörden vor. Da wären plötzlich Kosaken in dem Dorfe erschienen, hätten achtzehn von ihnen niedergehauen, die Häuser verbrannt, die Frauen und die Mädchen vergewaltigt. Er erzählte mit starken Gestikulationen und heiserer Stimme, aber in sehr beredter Weise die schreckhaften Einzelheiten des Vorfalles. Auf diese phantasiereichen und erregbaren Massen hat Beredtsamkeit eine ganz andere Wirkung als bei uns; nicht ohne Besorgnis beobachteten wir, wie stark der Eindruck sich auf unsere Umgebung geltend machte. Bald darauf erschien eine Mohammedanerin, Haischa, mit mehreren Begleiterinnen, darunter ein schwächliches Kind von zwölf Jahren, ihre Tochter. Die Sprecherin hatte ihren Schleier gelöst und schwenkte ihn in der Erregung mit Gebärden, die ihrer Haltung etwas Theatralisches gaben, aber nicht der eindrucksvollen Würde ermangelten. Sie erzählte, wie sie alle drei Tage und Nächte eingesperrt und der Brutalität der Kosaken preisgegeben gewesen waren. Eine, die gewaltsamen Widerstand zu leisten versucht, hätte einen Schlag mit einem Gewehrkolben erhalten, dessen Spuren sie uns zeigte. Und selbst dieses schwächliche Kind . . . Tränen erstickten ihre Stimme, und in ihre Klagen mischte sich der Jammer der anwesenden Menge. Die ganze Szene machte einen Eindruck, dem auch wir uns nicht entziehen konnten. Aber der eine und der andere von uns äußerte doch die Besorgnis, daß es gewagt sei, eine solche Masse hilfloser und verzweifelter Menschen in so erregte Gemüthsstimmung zu versetzen, während in ihrer Mitte ein Vertreter der Macht, der alle die Scheußlichkeiten zugeschoben wurden, sich befand und die Aussagen mit sichtlichem Zweifel aufnahm. Wir hielten es in jenem Augenblick für geraten, die Sitzung auf zwei Stunden zu vertagen. Aber auch nach der Wiederaufnahme fehlte es nicht an ähnlichen Szenen, die jenen Tag nicht aus unserem Gedächtnis werden schwinden lassen. Wenn die Bevölkerung sich trotz allem ruhig verhielt, so spielte dabei die Meinung wesentlich mit, daß wir gekommen wären, um gleichsam zu Gericht über die russischen Übeltaten zu sitzen und das Urtheil in einem Sinne zu vollziehen, der ihren Wünschen entgegenkäme. Die sympathische Gesprächsweise und das freundliche Wohlwollen, das die Kommission den unglücklichen Leuten zeigte, bestärkte sie in diesem Glauben.

Frühen Morgens (5. August) verließen wir unter der Leitung eines uns entgegengesandten Offiziers der Rhodope-Armee Kirdschalj, um uns nach dem Hauptquartier dieser zusammengewürfelten Truppe, das auf der Höhe von Karatarlar lag, zu begeben. Unser Weg führte uns jetzt beständig durch völlig zerstörte Niederlassungen, die uns bewiesen, daß hier Krieg oder Brandschätzung in schrecklicher Weise gewüthet hatte. Als wir uns der Anhöhe näherten, spengten Berittene hin und her, anscheinend mit Meldungen, so daß man den Eindruck gewann, als sei hier wirklich das Zentrum einer Armee, deren Befehlshaber wachsame Auschau halte. Wir wurden auf der Anhöhe von einer unter Gewehr stehenden Leibgarde empfangen, deren zerlumptes und galgenartiges Aussehen nicht gerade sehr vertrauenerweckend war. So viel ich sehen konnte, waren die Leute alle mit modernen Gewehren bewaffnet. Vor einem Zelte stehend, empfing uns der Oberbefehlshaber dieser sogenannten National-Armee, St. Clair, in berechnet schauspielerischer Haltung. Dem Eindrucke, den er hervorzubringen wünschte, kam es sehr zugute, daß gerade jetzt ein höherer russischer Offizier mit verbundenen Augen zugeführt wurde, der als Parlamentär erschienen war, um uns von hier durch die neutrale Zone und die russischen Vorposten sicher zu führen oder uns anzugeben, wie wir unangefochten die Linien würden passieren können. Die Verhandlung wurde mit großer Würde und Höflichkeit geführt. Darauf lud uns St. Clair ein, unsere Zelte auf der Anhöhe in seiner Nähe aufzuschlagen, wobei er uns seines Schutzes versicherte. Diese Versicherung war nicht ganz unnötig, denn es bestand in dieser Gegend tatsächlich der Kriegszustand, und Plänkeleien zwischen den russischen Vorposten und diesen Insurgenten schienen noch häufig stattzufinden. In Folge davon waren Gewalttätigkeiten hier gar nicht selten, und die Bewaffneten trugen ein wildes und herausforderndes Benehmen zur Schau. Ich theilte das Zelt mit meinem russischen Kollegen, und ich kann nicht sagen, daß es mich sehr angenehm berührt hätte, als ich von dem italienischen Kommissar im strengsten Vertrauen die Mitteilung erhielt, die Insurgenten hätten die Absicht, einen nächtlichen Überfall auf meinen Zeltgenossen auszuführen. Obgleich nun mein Gewährsmann hinzufügte, Herr Fawcett hätte im Namen aller Mächte St. Clair mit seinem Kopfe für unsere Sicherheit haftbar gemacht, und obgleich wir vor unsere Zelte eine starke Wache bekamen, die wir nachher mit Gold belohnten, so riet ich meinem russischen Kollegen doch, ohne ihm von der Drohung Kenntniß zu geben, sich mit schußbereiter Waffe zu versehen. Ich tat das gleiche, denn der Gedanke, daß die Schufte sich in der Nationalität des gesuchten Opfers irren könnten, war gerade nicht einlullend. Aber die große Müdigkeit wirkte wie Morphium, und ich glaube nicht, daß wir einem Überfall großen Widerstand entgegengesetzt hätten. Ein kalter Wind, der unter unsere Zelte segte, trieb uns früh von unseren Lagerstätten. An Wasser fehlte es auf der Höhe fast gänzlich, jedenfalls für die Reinigung. Mit einem Stück Zwieback im Magen gingen wir von neuem an die Arbeit, die zunächst darin bestand, St. Clair über die gesamten Verhältnisse auszufragen. Er stellte sich, bald französisch, bald englisch sprechend, sehr bereitwillig zu unserer Verfügung und gab uns neben einer Masse nütz-

licher Angaben verschiedene Erzählungen über Heldentaten, die er im Kampfe gegen die russische Armee verübt haben wollte, zum besten. Ich habe immer ein sehr leicht erregbares Gefühl gegen alle Versuche besessen, mehr zu scheinen, als man ist, und hier oben auf dem Regel von Karatarlar wirkte der sogenannte Oberbefehlshaber der Insurgenten, den namentlich unser französischer Kollege mit ausgezeichnete Hochachtung behandelte, auf mich geradezu belustigend. St. Clair war ein echter und rechter Abenteuerer; er hatte von der polnischen Mutter die Freude am Theatralischen geerbt und gab sich eine Haltung, bei der es mir schwer wurde, ernsthaft zu bleiben. Er hatte sich den Namen Sidayet Pascha beigelegt und maßte sich, Gott weiß auf Grund welchen Rechts, Gewalt über Leben und Tod im Bezirk des ganzen Rhodope an. Wie ich später hörte, wußte er den Seinigen einzureden, die europäischen Mächte hätten ihm durch unsere Entsendung gleichsam einen Beweis der Anerkennung seiner Stellung gegeben. Da er außerdem damit prahlte, daß die englische Regierung hinter ihm stehe und der Sultan nur aus erzwungener Rücksicht gegen die Russen die Beziehungen zu ihm nicht bemerklich mache, hatte er sich wirklich eine gewisse Autorität geschaffen. Wie er sie ausübte, davon wurde uns in jenen Tagen ein Beweis durch einen „Befehl“, den er an den Mutesfarif (Bezirkspräsident) von Drama richtete. „Hauptquartier Gabrowa,“ hieß es in der Order, „Sie sollen wissen, Erzellenz, daß ich hier mehr bin, als Sie vermuten; ich bin hier der von allen Erwartete, der Arm des Meisters (des Sultans).“ Aber sogar der Mutesfarif ließ sich auf die Länge durch diesen Ton nicht schrecken; er beklagte sich in Konstantinopel über den Schreiber, und man hielt es bald darauf für nötig, gegen solche Anmaßung einzuschreiten.

Vor der Hand aber zogen wir aus der freiwilligen Unterordnung der Insurgenten unter diesen Oberbefehlshaber immerhin Nutzen. Denn die sogenannte Nationalarmee des Rhodope war zurzeit die einzige Autorität, die in dem Gebiete bestand, und wir hätten vielleicht ohne sie das Gebirge nicht überschreiten können. Außer St. Clair befanden sich noch verschiedene verbummelte europäische Existenzen in dem Hauptquartier, die natürlich alle hohe Offiziersstellen bekleideten. Besonders fiel mir ein junger, etwa neunzehnjähriger Mann auf, der einem vornehmen englischen Geschlecht entstammte. Sein Vater war, wie wir zu unserer Überraschung feststellten, der damalige britische Botschafter Paget in Wien. Auf meine Frage, wie ihm das Leben hier behage, erklärte er mir offen, es sei ein Hundedasein, und er werde sich freuen, es gegen ein anderes vertauschen zu können. Seine Familie hatte damals keine Ahnung, in welcher Gesellschaft das hoffnungsvolle Söhnchen sich bewegte. Sonst befanden sich bei der Truppe noch einige polnische Offiziere in Phantasiuniformen; sie machten kein Hehl daraus, daß auch sie vor Eintritt des Winters das unwirkliche Gebirge verlassen würden. Bei Lichte betrachtet, war es der Kreis einer Räubergesellschaft, in dem wir uns bewegten, und die Züge eines Luigi Vampa oder Rinaldo Rinaldini tauchten allerwärts auf. Ich habe mich später darüber gewundert, daß von unserem Gepäck nicht mehr verloren gegangen war.

Bei der Untersuchung, die wir in dieser Gegend in üblicher Weise veranstalteten, kam es zu einer lebhafteren Meinungsverschiedenheit zwischen mir und mehreren meiner Kollegen. Ich hatte bisher die Bekämpfung des Verfahrens der Kommission dem russischen Kommissar überlassen, aber dieses Mal übernahm ich die Führung im Widerspruch. Eine Mohammedanerin, Evineh, schilderte uns die Vergewaltigung, deren Opfer sie durch zwanzig russische Soldaten geworden sei; ein achtjähriges Mädchen, ihre Tochter, die sie an der Hand führte, erklärte in stockenden Sätzen, daß ihr die gleiche Entehrung durch drei Soldaten widerfahren wäre. Da diese Aussage Zweifel erweckte, schlug der englische Kommissar die Untersuchung des Kindes durch unseren englischen Arzt vor. Dem widersprach ich nun mit Entschiedenheit: was es denn beweisen würde, wenn die Tatsache konstatiert wäre? Keiner von uns bestreite die Möglichkeit gewisser Scheußlichkeiten. Aber die näheren Umstände der That, insbesondere die Täterschaft, würden damit doch nicht um einen Schimmer klarer. Der österreichische Kollege, der zuerst schwankte, schloß sich mir an, und die Bemerkung des türkischen Mitglieds, eine solche Untersuchung durch einen Mann, und noch dazu einen Europäer, würde der türkischen Sitte widerstreben und Aufregung verursachen, bewog schließlich die Kommission, von dem Verlangen abzustehen. Ich hatte mir aber durch meinen Widerspruch die Freundschaft meines englischen Kollegen endgültig verscherzt. Das konnte ich am nächsten Tage erkennen, als wir gemeinschaftlich die verbrannten und sonst zerstörten Orte der Umgegend besuchten. Ein vorantrabendes Pferd schlug aus und traf mich mit dem Huf mitten auf das Schienbein. Das Bein schwoll sofort beträchtlich an; ich wurde vom Pferde gehoben und, nachdem ermittelt war, daß der Knochen unverletzt geblieben, mit Arnika behandelt. Als ich aber in der Nähe das Rauschen eines Wasserfalls hörte, kam mir der Gedanke, mein Bein während einiger Stunden mit kurzen Unterbrechungen unter das fallende kalte Wasser zu legen. Ich habe nie eine so rasche Heilung beobachten können; der Schmerz schwand, so daß ich mich wieder aufs Pferd heben lassen und ohne nachtheilige Folgen den Ritt fortsetzen konnte. Inzwischen aber hatte ich erfahren, daß Fawcett sich dahin ausgesprochen hatte, mich mit einem Diener zurückzulassen, während die übrigen wenigstens den Tag für mich hatten opfern wollen. Ohne Zweifel wäre es ihm lieb gewesen, auf diese Weise meiner Gegnerschaft enthoben zu werden.

Die ganze Gegend von Karatarlar hinunter nach Gabrowa bis Haschkjöh bot ein Bild, als sei der Engel des Todes darüber hinweggeschritten. Die Ortschaften waren bis auf wenige Häuser, die nachträglich wieder bewohnbar gemacht worden waren, verbrannt oder wie durch ein Erdbeben zerstört. Je mehr wir uns der russischen Linie näherten, um so deutlicher konnte man erkennen, daß die türkischen Häuser ausnahmslos dem Boden gleichgemacht, die bulgarischen aber erhalten geblieben waren. Zwischen den Ruinen sah man hier und da bleiche, verhungerte Gestalten, die uns klagten, daß sie von den Russen verhindert würden, die Ernten einzubringen. Man wolle eben ihre Verarmung und ihr Verderben. Es war immer und überall daselbe

Elend, die Folge eines schrecklichen Rassenkampfes, und trotz des Jammers, der dabei zum Ausdruck kam, erfaßte uns allmählich eine Art Gleichgültigkeit, eine wahre Stumpfheit des Gefühls. Wir suchten unsere Aufgabe schließlich zu beschleunigen, sodaß unser Ritt von Gabrowa an die Mariza mich an die Szene erinnerte, wo Faust mit Mephisto auf schnaubenden Rossen dahineilt. Gerade dieser Tag war einer der anstrengendsten unserer Reise. Wir brachten vierzehn Stunden im Sattel zu und kamen todmüde an die nach Adrianopel führende Bahnstrecke. Zuletzt berührten wir noch vor Hermanly die Stelle, wo jenes schreckliche Menschenopfer, von dem oben die Rede war, im Anfange des Jahres sich ereignet hatte. Bei Betrachtung der Gegend konnten wir uns die Szene ausmalen, da der Zug der Flüchtlinge, hinter sich die Verfolger, vor sich den mächtige Eißchollen führenden Fluß, von Entsetzen gepackt, zu wahnsinniger Flucht sich auflöste und Weiber und Kinder sich in den Strom stürzten. Auch hier wurde uns erzählt, daß dabei zweitausend Kinder in den Fluten umgekommen seien, eine moderne Veresina, von der aber in Europa so gut wie nichts bekannt geworden. Auf dem Wege konnte man vielfach noch die Gerippe von Menschen sehen, Schädel, an denen die Haare lose im Winde flogen, zerbrochene Räder der türkischen Arabas; ein Bild, nur zu geeignet, Schauer zu erregen. Spät in dunkler Nacht trafen wir (am 9. August) in Adrianopel ein, und wohl nie in meinem Leben hat mich ein tieferer Schlaf umfaßt, als in dem einfachen Raum, den uns der österreichische Konsul zur Verfügung stellen konnte.

Noch einmal gelangten wir dann von Adrianopel in die südliche Gegend, nach Ortakjöh und Plevon, wo ebenfalls der größte Teil der Ortschaften in Flammen aufgegangen war und die Bevölkerung in dumpfer Verzweiflung dahinvegetierte. Die Zahl der Flüchtlinge war aber hier geringer, so daß wir nunmehr eilen durften, unsere Erfahrungen zusammenzustellen und die Schlußfolgerungen aus dem Erlebten zu ziehen. Zu diesem Zwecke kehrten wir nach Konstantinopel zurück, wo wir uns zugleich weitere Verhaltensmaßregeln erbitten konnten.

In der Hauptstadt hatten sich die merkwürdigsten Gerüchte über unsere Reise verbreitet. Man glaubte, wir seien in grimmer Feindschaft gegeneinander entbrannt, und war erstaunt, uns in freundlichem Verkehr zurückkehren zu sehen. Hatte die schlechte Verbindung zwischen uns und der Hauptstadt einen regeren Schriftverkehr nicht gestattet, so hatte sie doch genügt, um die diplomatische Welt wissen zu lassen, daß wir schreckliche Dinge geschaut, von denen nun alle Welt persönlich hören wollte. Ich begab mich zunächst nach Bujukdere und ließ mich für die nächsten Wochen dort nieder, einmal, um in der Nähe unserer Botschaft zu sein, dann aber, weil die Konferenzen der Kommissare auf dem Lande, d. h. am Bosporus, abgehalten werden sollten. Unser Geschäftsträger begrüßte mich in schmeichelhafter Weise und teilte mir mit, daß meine Haltung die vollkommene Billigung des Reichskanzlers gefunden hatte, der mir weiterhin die Verfolgung derselben Richtung anempfehle. Persönlich bat mich Graf Radolinski, den russischen Botschafter aufzusuchen, der dringend mich zu sehen wünsche, da er von einem „Unparteiischen“ mehr

zu hören hoffe als von seinem eigenen Kommissar. Labanow hielt mich bei meinem Besuche lange fest. Als ich ihm bestätigte, welche fürchterlichen Anschuldigungen gegen die russische Armee während der letzten Wochen zu Protokoll genommen worden waren, geriet er in nicht geringe Erregung und teilte mir mit, daß er nach meinem ersten Bericht von unserer Botschaft meine Abberufung von Kanti als einen Freundschaftsdienst erbeten habe, der ihn in die Lage versetzt haben würde, seinerseits die Zurückberufung des russischen Vertreters auf seine eigene Verantwortung hin zu verfügen; allein hätte er es nicht tun können. „Freundschaftlich“ fügte er die Frage hinzu, was ich persönlich von den Anschuldigungen dächte. Ich teilte ihm die Gründe mit, aus denen ich die Aussagen der Flüchtlinge für stark übertrieben und im Widerspruch zu bekannten Tatsachen stehend halten mußte, warauf er mir lebhaft dankte und hinzufügte, daß der russische Kommissar an weiteren Sitzungen nicht mehr teilnehmen werde, wenn auch nur ein Vorwurf gegen die russische Armee nochmals laut würde.

So verbindlich die Aufnahme Labanows war, so kühl war der Empfang, den mir Layard zuteil werden ließ. Er gab mir aber einen verständlichen Wink, indem er bemerkte, daß es von mir abhängen werde, ob die Untersuchung einen Erfolg habe. Ich beeilte mich, diese mir persönlich zugewiesene Verantwortlichkeit höflich abzulehnen.

Bis zu einem gewissen Grade lag die Sache aber in der Tat so. Der Austritt des russischen Kommissars konnte für die englischen Absichten gleichgültig sein, wenn es gelang, alle übrigen Mitglieder geschlossen zu halten und sie zu einem gemeinschaftlichen Bericht an ihre Regierungen zu veranlassen. Um diese Frage drehten sich die nächsten Verhandlungen der Kommission. Der französische Vertreter hatte als deren Sekretär den Entwurf eines gemeinschaftlichen Berichtes aufgesetzt, in dem die bekannten schweren Anklagen vielfach Erwähnung fanden. Hierauf stellte das russische Mitglied die Frage zur Abstimmung, ob die Haltung der russischen Truppen zum Gegenstande der Beurteilung gemacht werden solle. Der Italiener suchte die Frage durch den Zusatz zu mildern: „insoweit als dieses Verhalten mit dem von der Kommission beabsichtigten humanitären Zweck in Verbindung steht“. Aber auch damit erklärte der Russe sich nicht zufriedengeben zu können. Und als die Frage gegen seine und meine Stimme bejaht wurde, verließ er endgültig die Kommission. Nun ruhte auf mir allein eine in ihrer Art wohl schwer zu lösende Aufgabe.

Ich habe wiederholt bemerkt, daß es namentlich dem englischen Vertreter darum zu tun war, die schweren Anklagen, die er früher im Verein mit verschiedenen englischen Konsularbehörden gegen die russische Armee erhoben und gesammelt hatte — an deren Richtigkeit er übrigens, wie ich hinzusetzen will, fest glaubte — durch eine internationale Behörde bestätigen zu lassen und ihnen damit allgemeine Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Mehr und mehr gelang es ihm, den französischen Kommissar für den gleichen Zweck auf seine Seite zu ziehen, und in den letzten Tagen war es ganz besonders Chalet, der sich bemühte, die Kollegen für eine möglichst scharfe Kritik der russischen Armee zu

gewinnen. Er versuchte es auch mir gegenüber in privatem Gespräch, indem er mir die Möglichkeit vorstellte, daß die Russen auch einmal in Deutschland eindringen und dort die Kampfesart der Hunnen wiederholen könnten. Es läge im allgemeinen europäischen Interesse, diese Art Kriegsführung an den öffentlichen Pranger zu stellen. Hätte ich mich durch diese Versuche in meiner Haltung bestimmen lassen, so wäre aus unseren Beratungen ein Dokument hervorgegangen, das auf den Ruf der russischen Armee unzweifelhaft einen unutilgbaren Flecken geworfen hätte. Denn der Gegenbeweis war schlechterdings ebensowenig zu führen, wie nach meiner Überzeugung der Beweis für die Schuld der russischen Soldateska hätte erbracht werden können. Der bekannte russische Staats- und Völkerrechtslehrer Martens in Petersburg hat nicht lange darauf diese Gefahr und ihre Größe vollkommen zugegeben und es mit Dank anerkannt, daß mein damaliges Verhalten Rußland vor der Aufdrückung dieses Brandmals bewahrt hat. Von dem Vorwurfe freilich werden die Russen nicht freigesprochen werden können, daß sie die Ausschreitungen der Bulgaren auch da nicht gehindert haben, wo sie es vermocht hätten. Lag es doch im Interesse der russischen Politik, das ganze Bulgarien, wie es zuerst im Frieden von St. Stefano geschaffen worden, vom Türkentum zu reinigen. Ignatiow hat bei Gelegenheit diesen Gedanken offen ausgesprochen, und die Politik des Fürsten Tscherkasky und seines Nachfolgers in der Verwaltung Bulgariens, Dondukow-Korsakow, arbeitete in gleicher Richtung. Sie hatten, wie wir noch sehen werden, auch gar kein Interesse daran, daß die türkischen Flüchtlinge wieder in die Heimat zurückkehrten, und sie taten alles, um dies zu verhindern. In diesem Sinne war die russische Politik von furchtbarer Härte und Grausamkeit; aber bis zu den Scheußlichkeiten, die den russischen Soldaten nachgesagt worden, ist von da noch ein weiter Weg. Außerdem aber war das Ziel, das praktisch durch unsere Beglaubigung der Anklagen gegen die russische Armee nach Absicht der Flüchtlinge erreicht werden sollte, ganz illusorisch, nämlich die türkische Herrschaft in ihren heimatlichen Gebieten wiederhergestellt zu sehen. Der Berliner Kongreß hatte endgültig entschieden, und die Flüchtlinge konnten jetzt nur unter slawische Herrschaft zurückkehren.

Ich unterzog im weiteren Verlauf unserer Sitzungen den Entwurf zu dem gemeinschaftlichen Bericht der Kommission einer eingehenden Kritik und suchte ihn zunächst auf die Vorschläge, wie dem schrecklichen Lose der Unglücklichen, die wir auf unserer Reise angehört hatten, abgeholfen werden könnte, zu beschränken. Das gelang nicht, indessen versprach Herr Chalet, einen abgeänderten Entwurf vorzulegen, der mehr meinen Wünschen entspreche. Da ereignete sich ein Vorfall, der damals viel Aufsehen in der diplomatischen Welt Konstantinopels und auch außerhalb erregte. Der österreichische Oberst von Raab blieb in der nächsten Sitzung aus, wegen Krankheit, wie er schrieb. Der wahre Grund aber sickerte bald durch. Die Kabinette hatten sich inzwischen der Sache bemächtigt, und Rußland hatte es durchgesetzt, daß auf den österreichischen Kommissar in einem Sinne eingewirkt wurde, der ihn meiner Auffassung der Dinge näherte. Für ihn, der bis dahin auf seiten der

Mehrheit gestanden und die Verhandlungen in deren Geist geleitet hatte, war diese Einwirkung äußerst peinlich und demütigend. Auch wenn er gesund gewesen wäre, hätte er diese Umkehr in unserem Kreise persönlich kaum ausführen können. Aber er war wirklich schwer krank; die großen Strapazen der Reise hatten ihn niedergeworfen. Jetzt kam die Mißbilligung seiner Haltung hinzu, die den stolzen Mann tief schmerzte. Die Kommission wollte auf seine Genesung warten, aber Raab schrieb uns hierauf, er beabsichtige einen eigenen Bericht über unsere Mission anzufertigen und bäte die Kollegen, nicht weiter mit ihren Arbeiten zu zögern. Chalet war über diese Mitteilung so fassungslös, daß er beantragte, von dem Briefe, der offenbar in nicht voller Zurechnungsfähigkeit geschrieben sei, offiziell keine Notiz zu nehmen. Dem aber widersprach ich, da ich nicht zweifelte, daß die Erklärung Raabs unabänderlich sei. Ich hatte inzwischen auch den neuen Entwurf als nicht geeignet für eine Unterlage zu einem gemeinsamen Bericht bezeichnet, indem ich mir vorbehielt, in einem Promemoria, in das ich die Vorschläge der Kommission bezüglich der Behandlung der Flüchtlingsfrage im wesentlichen aufnehmen würde, selbständig meiner Regierung Bericht zu erstatten. Daraufhin erklärten die übrigen Vertreter von England, Frankreich, Italien und der Türkei ein weiteres Zusammenarbeiten für nutzlos, da sie an ihrem Berichte, dem sie aus Rücksicht für mich schon die denkbar mildeste Fassung gegeben hätten, nichts weiter zu ändern beabsichtigten. Sie gaben nunmehr auch ihrerseits, da drei Delegierte abseits standen, den gemeinschaftlichen Bericht auf und beschränkten sich auf Sonderberichte, die allerdings im Inhalt gleichlautend waren.

So ging diese in ihrer Art seltsame internationale Kommission auseinander. Ein Resultat war nicht erreicht. Der humanitäre Zweck, den wir im Auge behalten sollten, war untergegangen in der großen Anklageakte gegen die russische Armee. Jeder von uns hat dann zwar Vorschläge gemacht, wie der Viertelmillion von Flüchtlingen, die sich in den durchwanderten Gebieten befanden, aus ihrem Elend herausgeholfen und diesem Elend wenigstens augenblicklich gesteuert werden könnte. Ich gehe über diese Vorschläge hinweg, sie sind nie zur Ausführung gekommen. Aber ich glaube, auch wenn wir einig geblieben wären, hätte praktisch das Ergebnis unserer Untersuchung nur unbedeutend sein können. Zu der Rückführung der Unglücklichen gehörten zwei Voraussetzungen. Erstens Geldmittel, und diese waren nicht vorhanden. Trotz unserer Bitten hat die Pforte nicht zweitausend Franken nach Sjömürdschina gesandt, um das Elend auch nur einigermaßen zu mildern. Und dann war das Zugeständnis der Russen, daß die Flüchtigen wieder Aufnahme in dem verlassenen, jetzt von der russischen Armee besetzten Gebiete finden würden, nicht zu erwirken, zum Teil aus wirtschaftlichen und gesundheitlichen Gründen, deren Gewicht nicht zu verkennen war, zum Teil aber infolge der unzweifelhaft verfolgten Politik, den slawischen Charakter der Bevölkerung möglichst einheitlich zu gestalten. Zuerst bemühten sich Layard und Zichy, aus den Kommissionsberichten doch wenigstens einige praktische Resultate zu ermöglichen; zu diesem Zwecke gedachte letzterer, als Doyen des diplomatischen

Korps, die Botschafter zu einer Sitzung zu berufen, in der die Heinschaffung der Versprengten beraten werden sollte.

Aber Labanow lehnte rundweg ab: er halte die Aufgabe der Rhodope-Kommission ein für allemal erledigt; ihre Sache sei es gewesen, Vorschläge zu machen; die Botschafter hätten jetzt nichts weiter zu tun, als solche Vorschläge weiterzugeben. Dieser Antwort bekundete den schlechten Willen. Und als Zichy aus Gründen der Menschlichkeit beharrte, erwiderte Labanow: Zichy und seine Regierung möchten sich vorsehen; wie jetzt den Russen, würden wahrscheinlich auch den Österreichern Greuel vorgeworfen werden, die ihre Truppen angeblich in Bosnien begangen. So gaben die Botschafter die Sache auf und damit war das Schicksal jener Tausende, in deren Mitte wir geweiht, besiegelt. Von Zeit zu Zeit kamen uns aus dem Gebirge noch traurige Meldungen zu, nach denen Hunger und Krankheiten ihre Verwüstungen unter den Unglücklichen fortsetzten.

Auf dem internationalen Gebiete aber zeigte die Angelegenheit noch verschiedene Wirkungen. Die russische Regierung mußte zugeben, daß die Haltung des deutschen Delegierten ihr von großem Wert gewesen sei; Tomini sprach es dem deutschen Geschäftsträger in Petersburg gegenüber aus. Was aber für uns bedeutsamer war, war die starke Verstimmung, die man in Petersburg wegen der Haltung des französischen Vertreters hegte. Wir beobachteten in Berlin und anderwärts aufmerksam die Entwicklung in den Beziehungen der Regierungen Rußlands und Frankreichs und die Möglichkeit einer Annäherung. Uns konnte der Eifer Chalets, der sich bemüht hatte, die stärksten Farben auf der Palette aufzutragen, nicht unwillkommen sein. Er hatte in seinem Berichtsentwurf von der „incroyable tuerie“ bei Hermanly gesprochen, die er als das „résultat préconçu d'un plan de campagne“ bezeichnet hatte. Das war den Russen zu Ohren gekommen, und eben in den Tagen, da wir noch in Therapia unsere Sitzungen hielten, war es darüber zwischen Chalet, dem Fürsten Dondukow und dem General Skobelew zu einem heftigen Auftritt in einem Hotel Peras gekommen. Die Mißstimmung, die danach zwischen der russischen und der französischen Vertretung in Konstantinopel entstand, läßt sich denken; sie übertrug sich hier zeitweilig auch auf andere Gebiete. In Paris freilich schien man mit diesem lokalen russisch-französischen Zwiespalt nicht einverstanden, und ich war nicht überrascht, als mir nach einigen Wochen aus Berlin die Mitteilung zuging, Graf St. Vallier hätte offen ausgesprochen, wie ungehalten der Minister Waddington über den Bericht Chalets sei: es wäre gar nicht dessen Aufgabe gewesen, einen gemeinschaftlichen Generalbericht zu entwerfen, und er betrachte dessen Denkschrift als „nul et non avenu“.

Auch den Italienern ward kein Dank. Jetzt, da die Arbeit der Kommission fruchtlos geworden, wollte keine Macht sich deswegen mit Rußland in Zwiespalt setzen. Auch von Graziani verlangte sein Chef Calvagna, er möge die Auffassung, als hätte er sich einem gleichlautenden Berichte angeschlossen, energisch bestreiten. Für die Eigenliebe des gutmütigen Mannes war das zuviel: er wurde krank und hüllte sich monatelang in Schweigen.

Die Ärgernisse und die ungewöhnlichen Strapazen in vielfach verfeuchter Gegend hatten uns Kommissaren übel mitgespielt. Raab ist an den Folgen gestorben, Sawcett verfiel bald in einen schweren Typhus, der ihn monatelang ans Krankenlager fesselte, Basily, Graziani und Chalet mußten langen Krankenurlaub nehmen, auch der erste türkische Delegierte trug dauernden Schaden von der beschwerlichen Reise davon. Mir half meine Jugend über die Anstrengungen hinweg, ja ich kehrte kräftiger von der Expedition zurück, die mich aus der Eintönigkeit des Bureau- und Stadtlebens aufgeschüttelt hatte. Dazu kam, daß ich mannigfacher Anerkennung begegnete. Ganz zufällig war ich zu einer politischen Aufgabe berufen worden, die mich für einen Augenblick in den Vordergrund des politischen Lebens führte. Ich war für kurze Zeit der Gegenstand der Aufmerksamkeit in der diplomatischen Welt der türkischen Hauptstadt, denn man fand es verwunderlich, daß ich als der jüngste in der Kommission meinen bestimmten Weg gegangen war, allein, aber doch ohne in persönlichen Gegensatz zu den anderen Vertretern zu treten.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß eine hohe Persönlichkeit in Berlin mit meiner Haltung in der Rhodopekommission wohl nicht einverstanden gewesen ist. Es war der Kronprinz, der damals in Vertretung seines greisen Vaters die Regentschaft führte. Er wünschte endlich einmal über die russischen Greuelthaten, von denen so viel die Rede war, gründlich aufgeklärt zu werden, und verlangte zu diesem Zweck die Vorlage der englischen Blaebücher.

Aus der Lektüre dieser englischen Quellen war sicherlich nur ein einseitiges Bild zu gewinnen. In England herrschte nur eine Auffassung über die geschilderten Vorgänge, und Lord Shaftesbury gab ihr öffentlich dahin Ausdruck, daß er die von der Rhodopekommission berichteten Tatsachen für wahr halte. Er warnte die Mohammedaner in Afghanistan vor einem ähnlichen Schicksal und sprach unter der Zustimmung Englands aus: „Seit den Tagen der Goten, Hunnen und Vandalen hat es in der christlichen Welt nichts gegeben, was den Greueln, welche jetzt den russischen Heeren zugeschrieben werden, gleichzustellen ist!“

Friedrich Hebbel.

1813—1913.

Von
Oskar Walzel.

Wer hätte gedacht, daß uns zur hundertsten Wiederkehr von Hebbels Geburtstag eine beträchtliche Reihe unbekannter Äußerungen des Dichters besichert werden sollte? Fritz Lemmermayer, der schon an den ersten Sammlungen von Hebbels Briefen mitgearbeitet hatte, spendet „neue Hebbel-Dokumente“, die ihm bei erneuter Durchsicht seiner Handschriftenammlung zufällig wieder in die Hände geraten waren. Ein neidenswerter Reichtum, der Schätze besitzt, ohne es zu ahnen!

Neues und Altbekanntes blickt aus den Briefen, Aufsätzen, Notizen entgegen, die von Lemmermayer abgedruckt werden. Am stärksten kommen wohl die Hemmnisse heraus, die Hebbels Dramen zu seinen Lebzeiten den Weg zur Bühne erschwerten. Briefe an und von Laube verraten die Zumutungen, die an Hebbel herantraten, die Änderungen und Eingriffe, die er an seinen Schöpfungen vornehmen sollte. Wohl war Laube gereizt durch die schroffe Form, in der Hebbel gegen ihn die Rechte Christinens vertrat. Doch schon die Tatsache, daß Hebbel für seine Gattin so energisch sich verwenden mußte, um ihr das gebührende Rollenfach zu wahren, spricht nicht für Laube. Rücksichtsloser vollends konnte der gewandte Theatermann seine überlegene Kenntnis der lebendigen Bühne nicht gegen Hebbel ausspielen. Fließt da auch mitunter ein berechtigter Einwand ein, etwa gegen die übermäßige Verwendung des Fürsichprechens in Colos Reden, so bleibt doch der Gesamteindruck, daß Laube einerseits die Schöpfungen Hebbels gegen die Ungunst der vorgesetzten Behörde niemals tatkräftig schützte und anderseits keinen Strich scheute, der aus einem geschlossenen Kunstwerk ein Nacheinander von Bühnenwirkungen machte. Bieweit er von richtiger Auffassung der Menschen und der Absichten Hebbels entfernt war, bezeugt sein Vorschlag, „Rhodope zu einer Art von Halbgöttin zu erhöhen, um die starken Konsequenzen des Gesehenwordenseins wahrscheinlicher zu machen.“ Rhodope zu einer Melusine entmenschlichen! Ein Meisterstück jungdeutscher Phantasie!

Altbekanntes klingt in den neuveröffentlichten Briefen Hebbels an, wenn er Dichten und Gestalten gegen Denken ausspielt, wenn er Dichten dem Nachwandeln gleichstellt, wenn er in Dichtwerken Kinder des heißen Bluts, nicht

des spekulierenden Gehirns erblickt. Wir wissen längst, wie unermüdet Hebbel das Vorurteil bekämpfte, daß sein Schaffen völlig bewußt aus dem Denken entspringe, daß einzig Reflexion die Mutter seiner Werke sei. Ein Schreiben an Adolf Stern vom 30. Juli 1862 verfolgt gleiche Absichten, wenn es den Unterschied der künstlerischen Idee und der philosophischen Idee hervorhebt und dabei auf Raffael verweist; Hebbel meint natürlich Raffaels oft angeführtes Wort an Graf Baldassare Castiglione: „Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea che mi viene al mente.“ Hebbel war sich bewußt, mit künstlerischen und nicht bloß mit philosophischen Ideen zu arbeiten, Anschauung von seiner Phantasie geschenkt zu bekommen und nicht nur auf Gedankenbauten angewiesen zu sein.

Der Brief gibt Fingerzeige für eine Charakteristik Hebbels, die Stern plante. Beachtenswertes steht da über Hebbels Verhältnis zu Richard Wagner und zu Otto Ludwig, seinem „Golem“. Im Gegensatz zu Wagner beruft Hebbel sich darauf, daß er kein neues unerhörtes Evangelium predige, sondern das alte, aus Sophokles und Shakespeare abgezogene wieder in seine Rechte einzufehen suche. In Ludwig erblickte er nur ein Phantom, das von einer feindlichen Klique gegen ihn in Szene gesetzt worden sei. So schlimm dachte nicht einmal Ludwig von Hebbel!

Vielleicht am schwersten fällt ein Wort ins Gewicht, das der Brief an Stern zugunsten von Hebbels Lyrik sagt. Daß der Dichter für dieses Stiefkind der Kritik gern eintrat, ist bekannt. Diesmal geht er weiter; er schreibt:

„Endlich würde ich Ihnen raten, am längsten bei meiner Gedichtsammlung zu verweilen und sie zu charakterisieren, denn diese ist die Quelle aller anderen Ströme. Ich bekenne Ihnen offen, daß ich das Schicksal von Agnes Bernauer, Gyges usw. tausendmal leichter begreife als das vom „Rubenssonntag“, „Liebeszauber“, „Heideknaben“, „Kind am Brunnen“, „Sonnensjüngling“, „Junge Mutter“ usw. Aber so tief steckt der Deutsche in der Reflexion, daß er das reine, eine ganze Welt spiegelnde Bild gar nicht versteht; er zerstampft die Diamanten, um Staub zum Puszen zu bekommen. Die Sammlung ist durch die Dinge bekannt, die ich mit anderen gemein habe, nicht durch die, die mir ganz eigentümlich sind; man zitiert die Epigramme, die politica usw.“

Der Hebbel-Forschung und Hebbel-Darstellung wird hier ein Weg gewiesen, den zu gehen es wohl lohnte. Noch hat in größerem Umfange meines Wissens niemand versucht, Hebbels Schaffen und seine ganze dichterische Persönlichkeit mit den Forschungsmitteln, die uns heute zur Verfügung stehen, aus Hebbels Lyrik abzuleiten. Auch ich fühle mich dieser schweren Aufgabe nicht gewachsen; nur ein paar Andeutungen seien gegeben.

Seltam berührt, daß Hebbel mit einem Hinweis auf seine Lyrik den Deutschen gerade den Vorwurf macht, den die Deutschen ihm selber um der gleichen Lyrik willen entgegengeworfen hatten: daß er zu sehr zu Reflexion neige, um den Wert des reinen, eine ganze Welt spiegelnden Bildes zu verstehen. Im „Deutschen Kunstblatt“ von 1858 hatte Paul Heyse die Gesamtausgabe von Hebbels Gedichten ausführlich besprochen und tadelnd hervorgehoben, daß bei ihm der Weg vom Herzen auf die Lippen regelmäßig durch den Verstand gehe. Das sei für den Dramatiker unerlässlich, werde aber

für den Lyriker eine Klippe; „denn Stimmungen, Gefühle, Leidenschaften, die beim Dichter jenen Umweg gegangen sind, werden beim Hörer den umgekehrten Weg durch den Verstand zum Herzen suchen müssen, und die Gefahr liegt nahe, daß sie unterwegs stecken bleiben.“

Hat Heyse unrecht? Sicher ist, daß ein guter Teil der Reflexion, durch die Hebbel in jungen Jahren mühsam sich zu seinem Weltbild hindurcharbeitet, in seiner Jugendlyrik sich abspielt. Wer Hebbels Weltanschauung darlegt, kann sich dauernd auf Gedichte beziehen, die den einen oder den andern Begriff dieser Weltanschauung umschreiben. In den gewaltigen Terzinen, die, von Paris aus, Elise Lensing vergeblich über den Tod ihres und seines Söhnchens zu trösten suchten, ist vollends der entscheidende, mit dem Weltleid verfühnende Gewinn gebucht, den Hebbels ruheloses Forschen nach dem Sinn des Daseins ihm selbst getragen hatte: die Notwendigkeit des Gegensatzes, „dem Troß und Haß entquellen“, des Dualismus, von dessen Pein der junge Hebbel zu erzählen hatte, die Notwendigkeit zugleich dessen, was von der Welt „Schuld“ genannt wird und doch unerläßlich ist, die Weltentwicklung weiter zu treiben und zu ihrem Ende und Ziel, der Welterlösung, zu fördern.

Auf welche Gedichte beruft sich Hebbel, um im Widerspruch zu Urteilen, wie Heyse sie fällte, und im Widerspruch zu seiner eigenen Gedankendichtung den Anspruch zu erhärten, daß er nicht mit Reflexion sich begnüge, sondern reine, eine ganze Welt spiegelnde Bilder zu schaffen verstehe?

Hebbel führt keines der Gedichte an, die er selbst in die Gruppe seiner „Lieder“ eingeordnet hat. „Bubensonntag“ und „Der Sonnenjüngling“ erscheinen in der endgültigen Sammlung von 1857 unter den „Vermischten Gedichten“; vermutlich wurde diese Abteilung nach Goethes Vorgang geschaffen. Der Rest entstammt der Gruppe „Balladen und Verwandtes“. Das Heidelberger Gedicht „Bubensonntag“ von 1836 gedenkt frommer Stunden der Kindheit, ähnlich wie sie am Schlusse des zweiten Monologs von Goethes „Faust“ erschütternd und rührend auftauchen. Der Ton ist grundverschieden: bei Goethe warme Glut des Gefühls, bei Hebbel kindliche Naivität, halb Gottesahnung, halb Neugier. Seinen Gott möchte der kleine Bube erblicken, in einsamer Morgenfrühe schleicht er sich in die Kirche, und aus dem Zittern und Bangen gespannter Erwartung wird ihm das Gefühl und der Glaube geboren, daß der Herr vorbeigewandelt sei. „Der Sonnenjüngling“, ein Sonett von 1839, ist Heines Versen vom Fichtenbaum und von der Palme verwandt, noch mehr den Naturmythen, die Lenau schuf. Der Sonnenjüngling blickt in heißer Sehnsucht nach den Blüten, die er auf Erden ahnungslos selbst zum Leben erweckt; in seinem Weh und in seinen Tränen weiß er nicht, daß nur sein Blick all die Schönheit entfaltet. Eine symbolische Dichtung, geboren aus dem Schöpferbewußtsein des Künstlers und doch auch aus dem Weh des Menschen, der herrschen könnte, wo er in Sehnen vergeht; lyrisch, wenn anders Lenaus „Liebesfeier“ oder „Frühlings Tod“ lyrisch sind.

Von den angeführten Balladen hat der „Heidelknaube“ (1844) mit seinem Ahnungsgrauen und mit der gräßlichen Erfüllung des Befürchteten längst

die Kunst deutscher Vortragskünstler gewonnen. Vom Grauen zum seligen Glückszubel leitet der „Liebeszauber“ (1844). Mit der Zauberromantik E. T. A. Hoffmanns setzt er ein. Ein Mädchen schleicht zu einer alten Hexe, um durch Spuk den Jüngling für sich zu gewinnen, den sie liebt. Einer, der sie ins Herz geschlossen, aber seine Liebe nie bekannt hat, belauscht den Vorgang, erschreckt, entsetzt voll Bangen. Sie soll den Namen des Geliebten, damit der Zauber glücke, laut und deutlich nennen. Der Lauscher vernimmt seinen eigenen, glückberauscht stürmt er in die Hütte der Alten und umschlingt die Geliebte. Der Zauber schwindet ins Nichts, kinderfromm fassen die beiden sich an den Händen und wallen heim. Der starken dramatischen Spannung entspricht der Aufbau. Was bis zu dem entscheidenden Ausruf des Mädchens sich abspielt, ist vom Blickpunkt des Jünglings gesehen und als reichbewegter Monolog vorgetragen. Von Angst und Herenholuspokus geht es empor zu beseligendem Glück, vom Trüben zum Reinen.

Ganz auf Reinheit und Keuschheit gestellt ist „Die junge Mutter“ (1841); sie stirbt dem Kind nach, das nur zwei kurze Tage blühte.

Der mit dem Lilienstengel
 Sonst tritt aus einem finstern Tor,
 Er ging, der Todesengel,
 Aus ihrem eignen Schoß hervor.

Ein weihewolles Totentanzgedicht! Nur gestreift wird dieselbe Stimmung in der gleichzeitigen Ballade „Das Kind am Brunnen“, doch auf Gefahr folgt Erlösung, auf grauenerweckende Spannung stille Beruhigung. Ein schlecht behütetes Kind erblickt sich selbst im Spiegel des Brunnens. Ihm scheint es, ein holdes Gesicht grüße und winke hinab. Schon beugt es sich über den Brunnenrand, da entfallen ihm die Blumen, die es in der Hand hält, und trüben den lockenden Schimmer. „Das Kind durchschauert's fremd und kalt, und schnell enteilt es der Stelle.“ In lieblichen Farbentönen ist der Augenblick der Todesgefahr, in bänglich düsteren die Rettung gemalt. Dort kindliche Sorglosigkeit und kindliches Spiel mit dem Tode, hier die dumpfe Ahnung glücklich gemiedenen Unheils. Zwei entgegengesetzte Richtungen des Gefühlsablaufs begegnen sich und sind künstlerisch zu einem Ganzen verknüpft: äußerlich tritt nach Beklemmung Befreiung ein, innerlich nach lieblichem Spiel ergreifendes Bangen.

Die starken Gegensätze, die in dem „Kind am Brunnen“, aber auch im „Liebeszauber“, ja selbst in dem Übergang von seligem Mutterglück zu frühem Tod der „jungen Mutter“ sich fühlbar machen, weisen auf die ausgeprägt antiethetische Art des geborenen Tragikers Hebbel, dem von früh auf alles Leben in dualistischer Form aufging. Weil er gewohnt war, in Gegensätzen zu erleben, darf nicht von gedanklicher Gestaltung eines Vorgangs gesprochen werden, wenn auch der einheitlicher Fühlende eine Art von gedanklicher Zurecht-rückung des Lebens in diesen Gedichten zu verspüren meinte. Hebbels Lebensgefühl war von vornherein gegensätzlich geartet. Und wenn er in einem reinen Bilde die ganze Welt sich spiegeln ließ, so trug diese ganze Welt in ihr Spiegelbild das Gegensätzliche hinein. Der symbolische Einschluß drückte indes

das Erlebte nicht in die Tiefen erkältender Gedanken hinab. Und so konnte Hebbel mit Recht die angeführten Gedichte gegen die Annahme auspielen, daß er nur Reflexion in Verse bringe. Nur eins bleibt noch auffällig: daß Hebbel gar keine Lieder, aber vier Balladen ins Feld führt. Glaubte er etwa, in episch-lyrischen Dichtungen der Gefahr des Reflektierens leichter zu entgehen, als in rein lyrischen?

Seltamerweise erblickte Hebbel in der singbaren Ballade den Gipfel lyrischer Dichtung. Ein Gedanke, der an Wagners Anschauung vom Gesamtkunstwerk erinnert, ist da im Spiel. Für Hebbel war die Lyrik das reine Element, um das alle Formen sich streiten; keine trage den Sieg davon, alle zusammen, die epische, die dramatische und die musikalische Form, dienten indes, meinte er, der singbaren Ballade. Daß das „reine Element“ durch die Zusätze des Epischen, Dramatischen und Musikalischen beeinträchtigt werden könne, scheint Hebbel nicht erwogen zu haben. Die überaus hohe Wertschätzung der Ballade aber ging wohl auf den mächtigen Eindruck zurück, den Ahland auf den jungen Dichter gemacht hatte.

Wenn Hebbel in seinem Tagebuch vom 5. Januar 1836 über die Wirkung spricht, die „Des Sängers Fluch“ auf ihn ausgeübt habe, berichtet er schon aus der Erinnerung von Vergangenen. Dennoch verkündet jedes Wort, daß Ahland in Hebbel eine völlige Umwälzung wachgerufen hat. „War jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte.“ Mit einer Ungerechtigkeit, die er später zurücknehmen mußte, verwarf er jetzt Schillers Gedankenlyrik und gestellte „Das Ideal und das Leben“ zu „Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen“. Im Nachleiern Schillers habe er sich bisher gefallen, von Goethe nur wenig zu Gesicht bekommen und ihn etwas geringschätzig behandelt.

„Nun führte Ahland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion! — Wie er ein geistiges Band zwischen sich und den Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und das Mystische, auf das Einfach-Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte, und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war.“

Schon offenbarte sich ihm, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Aber noch — so berichtet er — war er weit davon entfernt, das „erste und einzige Kunstgesetz“ zu erfassen, daß an der einzelnen Erscheinung das Unendliche zu veranschaulichen sei.

Der geborene Dramatiker war kein geborener Lyriker! Das sagen die Worte des Tagebuchs mit unwiderleglicher Klarheit. Aus Schillers Lyrik las er anfangs nur Reflexion heraus; darum verwarf er sie, als ihm an Ahland die Goethesche Art lyrischen Sangs aufging. Seine Natur trieb ihn selbst zu Gedankendichtung; nur unter schwerem seelischen Leid — er

gebraucht die Ausdrücke: Verzweiflung, ja Wahnsinn — wurde er durch Uhland zu reinerer Lyrik bekehrt.

Uhland bewirkte die Umkehr, und dennoch trifft der Suchende in Hebbels Versen nur ganz selten auf Töne Uhlands, mindestens auf Töne seiner Lieder. Freilich fehlen den rein lyrischen Sängen Uhlands auch noch die bezeichnenderen Merkmale seiner Balladen. Der Sänger der sanften Tage bietet der Umschreibung seines Wesens lange nicht so viel Handhaben wie Goethe. Selten hat Natur sich schlichter und einfacher und zugleich echter und reiner in Verse umgesezt; Uhlands Lyrik hat ihren Eigentum, aber er stammt nicht aus der Gefühlswelt einer Persönlichkeit, die ihr Lieben und Hassen, ihre Freude und ihren Schmerz zu stark persönlichen Bekenntnissen verwertet. Wer bei Heine oder Lenau, ja sogar bei Goethe in die Schule geht, kann seinem Vorbild eine Fülle von Gebärden absehen. Uhlands Nachfolger verfallen, soweit sie nicht seiner reinen und starken Persönlichkeit ebenbürtig sind, leicht ins Alltägliche. Einer eigenwilligen Individualität wie Hebbel konnte vollends an Uhlands Lyrik nur das Wesen des Lieds aufgehen, nicht aber war ihr möglich, sich in Uhlands Gewandung zu hüllen. Und so kommt Uhland in Hebbels Lyrik vielleicht dann am stärksten zur Geltung, wo Uhlands Ton am wenigsten zu vernehmen ist. Hebbel durfte ganz Hebbel bleiben und doch in dem Gedicht, das wohl sein reinstes Lyrikon darstellt, in dem von Schumann vertonten „Nachtlied“ — es eröffnet die Sammlung letzter Hand — eine Dichtung schaffen, die dem bewunderten Meister nicht nur gefiel, ihm auch in ihrem Wesen und in ihrer Wiedergabe einer Stimmung der Natur grundverwandt ist, weit verwandter als Balladen Hebbels, die noch in der metrischen Gestaltung an Uhland erinnern.

Das „Nachtlied“ entstammt der Frühzeit Hebbels; es wurde 1836 in Heidelberg gedichtet. Was ihm da geglückt war, konnte er nur viel später in verdeutlichende Worte fassen. Ein Aufsatz vom Jahre 1853 enthält das Schärfste und Feinste, was Hebbel über Lyrik zu sagen hatte. Er verfocht freilich auch die oben erwähnte Ansicht, daß die singbare Ballade den Gipfel der lyrischen Poesie bedeute. Gutgemacht aber wurde, was Hebbel an Schillers Lyrik verbrochen hatte. Jetzt faßte er Goethes „gemütliche“ Lyrik und Schillers „geistige“ als zwei gleichberechtigte Größen. Dann aber stellte er fest, daß beide Richtungen in der Phantasie ihre gemeinschaftliche Wurzel haben müßten, sonst verfalle die geistige in Abstraktion, die gemütliche in nüchternste Prosa.

„Es muß . . . ein schöpferischer Akt der Phantasie hinzukommen, der den allgemeinen Gedanken individualisiert und umgekehrt das subjektive Gefühl generalisiert . . . Bei Goethe leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß alle seine Gedichte Perspektiven mit unendlichen Spiegelungen eröffnen und sich nur darum so eng an die von ihm nicht ohne Grund hochgepriesene Gelegenheit anschließen, weil er den Standpunkt möglichst scharf fixieren muß; aber auch bei Schiller ist nicht zu verkennen, daß er den philosophischen Gehalt, der ihm allerdings immer vor-schwebt, keineswegs, wie etwa Lukrez, als einen schon errungenen, bloß ausbreitet und in einen Goldrahmen faßt, sondern daß er uns sein Kämpfen um ihn und also seine Abhängigkeit von ihm in allen Stadien darstellt. So generalisiert der eine sein Besonderes und individualisiert der andere sein Allgemeines . . .“

Zu reifer Klarheit ist in diesen Sätzen gediehen, was Hebbel geahnt hatte, als Ahland in seiner Dichtung eine völlige Umkehr bewirkte. Schon damals schwebte ihm vor, daß lyrische Poesie zwischen Einmaligem und Allgemeinem die Mitte halten müsse. Jetzt mußte er, daß ganz Persönliches und daneben ein allgemein mitfühlbarer Gedanke im Liede bestehe. Eine kleine Studie über lyrisches Dichten, die ich vor kurzem vorgelegt habe, knüpft auch an diese Erkenntnis Hebbels an, wo es gilt, das Geheimnis lyrischer Wirkung zu lüften, den zwiefachen, fast widerspruchsvollen Weg zu beleuchten, den der Lyriker zurückzulegen hat: er muß ins Individuellste tauchen und sich zugleich ins Allgemeinste verbreiten können. Ein allerpersönlichstes Erlebnis wird im Lied zu einem Vorgang, den alle oder mindestens viele mitfühlen und miterleben können. In dem Erlebnis des Dichters finden sie sich selbst wieder, weil es künstlerisch aus einem Einmaligen ein Dauerndes geworden ist. Hebbel meint dies, wenn er von Goethes Gedichten sagt, daß sie unendliche Spiegelungen eröffnen, wenngleich sie sich enge an eine Gelegenheit anschließen. Doch auch Schillers Gedankenpoesie — das erkennt Hebbel jetzt im Gegensatz zu der Tagebuchnotiz von 1836 — verknüpft das Allgemeine einer philosophischen Betrachtung mit einem individuellen Erlebnis, da sie nicht bloß den errungenen Gedanken in eine künstlerische Form bringt, sondern das Ringen um ihn darstellt, ihn nicht aus erkältender Entfernung wie einen erworbenen Besitz faßt, sondern das Erlebnis durchschimmern läßt, in dem er dem Dichter aufgegangen war. Erlebnis also gibt der „geistigen“ Lyrik ihr künstlerisches Recht, ebenso wie es der „gemütlichen“ zur selbstverständlichen Voraussetzung dient. Wenn Hebbel auch nach der Wandlung, die von Ahland in ihm wachgerufen worden war, Gedanken in lyrische Verse brachte, so durfte auch er sich auf die Seelenvorgänge berufen, die ihm Gedanken zu starken Erlebnissen machten und die sich in seiner Gedankenpoesie spiegeln.

Freilich bleibt in Hebbels Seele das Erlebnis nicht auf einen Augenblick beschränkt. Seinem Temperament entsprach, langsam ausreifen zu lassen, was ihm der Augenblick schenkte. In seinen Tagebüchern läßt sich dieses Ausreifen und Weiterwachsen vielfach verfolgen. Ein Bild taucht auf, und in allmählichem Werdegang entwickelt es sich zu einem Gedicht. Sicher durchlief es auf diesem Wege auch Strecken, die nicht von künstlerischem Ausformen, sondern von Reflexion bestimmt waren. Allein widerfährt gleiches nicht auch andern Dichtern, die den Vorwurf reflektierenden Dichtens minder häufig erfahren als Hebbel? Freilich läßt kaum ein zweiter den Werdegang seiner Gedichte so genau überschauen wie Hebbel, der in seinen Tagebüchern aus dem unentwegten Bedürfnis der Selbstrechtfertigung diesen Werdegang bucht.

Erlebtes wurde von Hebbel auch zuweilen rasch in Verse gebracht und dann erst in eine reinere und klarere Form umgeschmiedet. Solches Verfahren stempelt das umgeformte Dichtwerk noch lange nicht zu einer bloß gedanklich bestimmten Schöpfung. Das Reinkünstlerische der Erlebnispoesie ruht nicht in eiliger Gestaltung, in unmittelbarer Verwertung. Aus der Entfernung

dichten zuweilen auch die stärksten Erlebnislyriker, dichtet gelegentlich auch Goethe.

Unmittelbar aus dem Erlebnis entstand in München das „Frühlingsgedicht“ vom 24. April 1838. Das Tagebuch läßt die Stimmungen verfolgen, aus denen das Lied geboren wurde: erst ein Wort über Ahlands Gedicht „Die linden Lüfte sind erwacht“; dann eine Bemerkung über Augenblicke, die den Samen der Freude ins Herz streuen; endlich, nach der Niederschrift des Gedichts, die Maxime: „Ein Maitag ist ein kategorischer Imperativ der Freude“. Das Gedicht lautet:

Ich bin hinausgegangen
In all die Frühlingspracht!
Wie regt sich jedes Leben!
Und jedem wird gegeben,
Was jedes glücklich macht!

Und jedes, wie sich's freuet,
Erfreut es andre auch;
Dein Lied, voll Duft und Sonne,
Gibt, Lerche, meiner Wonne
Den glüh'nden Lebenshauch.

Ja, heil'ge Pflicht ist Freude,
Des werd ich mir bewußt;
Ich fühlt's, schon dürstet eines,
Das nichts erquickt, als meines
Erhobnen Herzens Lust.

Ringt um des Jubels Krone!
Das ist das Weltgebot.
Die trunkenste der Seelen
Will Gott sich selbst vermählen
Durch süßen Freudentod.

Stark spricht die Natur, auf deren Worte Hebbel sonst wenig lauscht, diesmal zu ihm. Die Freude, die der Frühling in ihm weckt, verkündet ihm, wieviel Mitfreude von Freude ausgelöst werden kann. Wie ihm der Frühling Freude schafft, so kann er selbst Freude durch seine Freude wecken. Und so wird ihm Freude zu einer hohen Pflicht gegen die Mitwelt. Derart erfüllt ist er von dem Gefühl, das unversehens in ihm erwacht ist, daß er, was er zu verkünden hat, in ungefügter hölzerner Form vorträgt. Die vorletzte Strophe birgt den Kern des Gedichts. Und wie ungeschickt, ja unverständlich ist er in die Worte gefaßt: „Ich fühlt's, schon dürstet eines, das nichts erquickt, als meines erhobnen Herzens Lust!“ Gern begreift man, daß Hebbel später und aus der Entfernung eine reinere und klarere künstlerische Form angestrebt hat, um das Gedicht, dessen Gefühlsgehalt ihm einst eine Offenbarung gewesen war, dem strengeren Maßstab seiner Reifezeit anzupassen. In der Sammlung von 1842 steht noch die ursprüngliche Fassung, die endgültige Ausgabe seiner Gedichte brachte 1857 an deren Stelle das „Frühlingslied“. Es bedeutet eine starke Stilisierung. Sie geht von der letzten Strophe aus, die vollständig und nur mit kleinen Abweichungen als

Schlußstrophe wiederkehrt; ihren ersten Vers „Ringt um des Jubels Krone“ setzt Hebbel kehrreimartig an die Spitze aller Strophen, die das neue Gedicht bilden. Hatte ihm zuerst nur die Lerche zur Versinnlichung des Gedankens freudeweckender Freude gedient, so werden ihm jetzt Sonne, Frühling, Veilchen neben der Lerche zu Zeugen:

Ringt um des Jubels Krone!
Die Sonne ruft zum Strauß
Vom blauen Himmelsraume,
Auch schaut aus jedem Baume
Der Frühling schon heraus.

Ringt um des Jubels Krone!
Das Veilchen ist schon da
Und sendet seine Düste
Verschwendrisch in die Lüfte
Und würzt sie fern und nah.

Ringt um des Jubels Krone!
Die Lerche trinkt den Hauch
Und schmettert ihre Lieder
In frohem Dank hernieder
Und weckt den Menschen auch.

Den Zeugen, die von der Natur gestellt werden, reihen sich zwei Menschen an; der Zug zur Ballade, der in Hebbels Lyrik herrscht, läßt diese Strophen ins Epische hinüberspielen:

Ringt um des Jubels Krone!
Das Mädlein, das ihr lauscht,
Erglüht im tiefsten Herzen
Und fühlt die süßen Schmerzen,
Die sie noch nie berauscht.

Ringt um des Jubels Krone!
Der Jüngling ahnt sein Glück,
Und als er ihr mit Beben
Den ersten Kuß gegeben,
Gibt sie ihn halb zurück.

Dann erst wagt er zu leisten, was in der ersten Fassung mißglückt war: künstlerischer zugleich und verständlicher wird jetzt die Summe des Gedichtes gezogen:

Ringt um des Jubels Krone!
Ihr seht, daß jeder Lust
Ein Funke sich verbündet,
An dem sie weiter zündet
In einer fremden Brust.

Und nun klingt der Sang in die alte Schlußstrophe aus; noch immer ist sie kräftig genug, der mächtigen Steigerung, die in dem neuen Gedichte durchgeführt wurde, zu einer kraftvollen Abrundung zu dienen.

Mindestens auf künstlerisches Reifen von Hebbels Lyrik weist die Umgestaltung hin, die aus dem „Frühlingsgedicht“ das „Frühlingslied“ werden

ließ. Auf dem Wege von der Gedichtsammlung des Jahres 1842 zu der reifen Gabe von 1857 vollzieht sich indes nicht nur ein Fortschritt der Form in Hebbels Lyrik; der Mensch Hebbel wächst in diesen fünfzehn Jahren hinaus über die revolutionär-pessimistischen Stimmungen seiner Jugend; darum scheidet der Dichter Gebilde aus, deren Gesinnung und deren Stoff ihm fremd und unerquicklich geworden sind. Der Brief an Lechtritz vom 12. März 1857 wirft helles Licht auf dieses Verfahren. Er läßt die Grenze erkennen, die der gereifte Dichter zwischen Wiederaufgenommenem und Verworfenem zog, und begründet, warum Hebbel Gedichte wie „Der Priester“ und „Räuber und Henker“ ohne Bedenken, warum „Vinum sacrum“ ungerne aufgegeben, warum er „Vater unser“ und „Virgo et mater“ beibehalten hat. Alle diese Gedichte fallen in den Kreis der „Absonderlichkeiten“, die man Hebbel von früh auf vorgeworfen hatte. Von dem gleichen Vorwurf spricht auch der Brief an Lechtritz:

„Sie gedenken . . . eines Hanges zum Absonderlichen, den Sie hie und da auch bei mir bemerkt haben wollen . . . ich kenne die Absonderlichkeiten manches . . . meiner Zeitgenossen, und ich hoffe doch, daß die meinigen, selbst die aus der frühesten Zeit, sich wesentlich von den übrigen unterscheiden. Ihnen ist es immer nur um die Absonderlichkeit selbst, um die unnütze und unfruchtbare Spannung der Phantasie zu tun, die sich einer Sackgasse gegenüber wohl einstellen muß. Ich dagegen gehe, wenn ich nicht irre, beständig auf die Selbstkorrektur der Welt, auf die plötzliche und unvorhergesehene Entbindung des sittlichen Geistes aus, und wenn ich mich daher mit ihnen zuweilen auch auf demselben Wege finden mag, so ist mein Ziel von dem übrigen unendlich verschieden.“

Dem Maßstab, den Hebbel hier aufstellt, genügt nicht „Der Priester“; er selber nannte das Gedicht „unnütz-grell, weil resultatlos“, und darum stieß er es aus. Die Verse vom Jahre 1837 erzählen von dem Priester, der Gott versucht und Gift in den Altarwein tut, überzeugt, er könne Gott nicht mit frevelhafter Hand entgöttern. Er gibt seinem Kind von dem Wein zu trinken, es stirbt; und so hat der Priester seinen Gott verloren. Er zieht Christus, den Mann der ewigen Milde, der Lüge und leert den Giftbecher. „Räuber und Henker“ (1841) entfiel, da es im Widerspruch mit der realen Welt stehe; „Räuber sind nicht so edel und Henker nicht so schlecht“. Der Räuber war gefangen worden, als er einen Kameraden befreien wollte. Er soll geköpft werden und entweicht. Im Walde trifft er den Henker und fordert ihn zum Zweikampf heraus, aber der Feigling kann nicht fechten, nur meckern. Schon will der Räuber ihn erschlagen, da fällt des Henkers Kind ihm in den Arm. Um den Henker zu prüfen, mutet der Räuber ihm zu, das Kind zu töten und dann zu entfliehen. Der Henker ist bereit, der Räuber schlägt ihm das Schwert aus der Hand:

Geh jetzt — spricht er — schleif die Klinge,
Die du führst, und wart auf mich,
Bis ich einer Welt erliege,
Die die Tugend rächt durch dich!

Nur der Mißdeutung wegen geopfert wurde „Vinum sacrum“ (1837), aber ein sittliches Ergebnis vermißte Hebbel nicht in der Geschichte von den

zwei schlimmen Gesellen, die frevelhaft vom heiligen Wein trinken. Die Kanne bleibt voll. Endlich stürzen sie, von Grausen gepackt, zum Altar und erkennen mit Entsetzen, daß die Wunden des Heilands außs neue bluten. Die legendenhafte Erzählung wurde gestrichen, beibehalten aber die Räuberanekdote „Vater unser“ (1839): Aus unmittelbarer Todesgefahr gerettet, ruft der junge Räuber: „Vater unser!“ Der alte verwehrt's ihm und befiehlt dem jungen, damit er sich nicht noch einmal von ihm zu Gott verirrte, den ersten zu töten, den er erblicke. Sei ihm doch selber der Mut zu solchen Taten gekommen, als er seinen eigenen Vater getötet hatte. Der Bösewicht, der durch die prahlerische Beichte seiner Missetaten zu ködern denkt, findet seinen Lohn: der Jüngling stößt ihn nieder und erfüllt so das Gebot des Alten, freilich ganz anders, als dieser es gemeint hatte. „Ein schon halb Verlorener kehrt wieder zu Gott zurück“: so deutet Hebbel in dem Briefe an Uechtriz den Ausgang. An gleicher Stelle heißt es von dem gleichfalls beibehaltenen Gedicht „Virgo et mater“ (1841), es eröffne, statt des verletzten, einen unendlich größeren Pflichtenkreis mit unabsehbarer Perspektive zur Betätigung der Reue und Buße. Wie Gretchen im Zwinger, kniet eine Gefallene vor dem Bild der Jungfrau. „Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn, die Mutter wird sie benedein.“ Das Mädchen fühlt's, und wenn es auch weiß, daß es der reinen Magd nicht gleiche, so will es doch einst der Mutter gleichen, die unterm Kreuz noch beim Sohne stand; und dann wird die Jungfrau ihr vergeben.

Durchaus sind es sittliche Erwägungen, die Hebbel für oder gegen diese Dichtungen ausspielt. Den ästhetischen Gesichtspunkt schaltet der Brief an Uechtriz mit Absicht aus. Zum mindesten aber bezeugt dieser Brief, daß Hebbel auf der Höhe seiner Kunst „Absonderlichkeiten“, die er in jungen Jahren fast geflüstertlich aufgesucht hatte, verwarf.

Motive von der Art der beiden getilgten Gedichte „Der Priester“ und „Räuber und Henker“ finden sich in Hebbels Tagebuch zu dichterischer Verwertung besonders am Anfang der vierziger Jahre in Menge aufgezeichnet. Die Pariser Zeit liefert viel Verwandtes. So erwägt Hebbel am 11. November 1843 den Charakter eines Diebes, der sich mit einem Helden vergleicht, weil er ebensogut Mut haben müsse wie jener, etwa dem Kriminalgesetz gegenüber. Mit Händen zu greifen ist in solchen Aufzeichnungen die innere Verwandtschaft des jungen Hebbel mit der französischen Romandichtung der Zeit. Balzaes übermenschlicher Gauner Vautrin ist ähnlicher Erwägungen fähig. Und gar nicht auffällig wirkt neben solcher stofflichen und gedanklichen Verührung das starke Interesse, das von Eugen Sue's „Mystères de Paris“ in Hebbel wachgerufen worden ist.

Nach Jahren spottete Hebbel über Sue. Am 25. Juli 1859 berichtete er voll Selbstironie dem Freunde J. Glaser, er habe ihn durch eine Bücherfendung vor der Gefahr beschützt, aus Mangel an Lesestoff „den Eugen Sue wieder für einen lesbaren Schriftsteller zu erklären“. Und ein Brief an M. Kolbenhoyer vom 1. August 1863 führte als Zeichen übelsten Befindens an, daß die Herren Sue, Dumas, Viktor Hugo wieder angefangen hätten,

für Hebbel zu existieren. Hebbel hatte schon lange vor Paris, am 22. Oktober 1837, Viktor Hugo und seiner Schule vorgeworfen, daß sie auf dem Parnas eine Menagerie anlegen wollten. Hugos „Lucrece Borgia“, die er bei dieser Äußerung im Auge hatte, wurde von ihm, ehe er das Stück in Paris auf der Bühne gesehen hatte, und auch hinterdrein aufs grimmigste zerzaust. Trotzdem nennt das Tagebuch vom 1. Juli 1844 Sues „Mystères“ einen interessanten Roman und ein Buch, das ihn reizt. Und noch sonst findet Hebbel in diesen Tagen Worte des Lobes für das überspannte, sentimentale und marktschreierische Machwerk. Auch Hebbel also mußte dem französischen Wesen der Zeit und zwar gleich der schlimmsten Verzerrung, in der es sich bot, seine Huldigung darbringen. Die Jungdeutschen und unter ihnen besonders Gutzkow hatten sich der französischen Romantik und ihrem unkünstlerischen Gefolge ganz ausgeliefert. Hebbel war ebenso wie Ludwig und Richard Wagner berufen, die deutsche Welt aus den Fesseln des jungdeutschen Geistes zu lösen. Aber wie seine beiden großen Genossen zahlte auch er zeitweilig dem französisch angehauchten jungen Deutschland und dessen Neigungen Tribut. Wirklich galt er in Deutschland nach der „Julia“, die, wie kein anderes Drama Hebbels, der Welt Sues nahekommt, als Anhänger Victor Hugos und der französisch-romantischen Verherrlichung des Häßlichen, während er doch nie in seinem Leben auch nur ein Wort der Anerkennung für Hugo übrig hatte.

Und so findet sich auch der erste Ansaß zu der Tragödie „Julia“ in einer Tagebuchbemerkung aus Paris vom 16. November 1843, die mit zu den oben erwähnten Aufzeichnungen von „Absonderlichkeiten“ gehört; der Grundzug des Schicksals Graf Vertrams ist hier schon erfaßt:

„Einer will sich ermorden. Unterwegs: ein Bekannter, der ihn einladet, eine Flasche Wein zu trinken. Eine Hure, die ihn lockt. Ein Bettler, dem er seine Uhr schenkt. Zuletzt eine Gelegenheit, einen Menschen — etwa in einem brennenden Hause — mit Gefahr seines eigenen das Leben zu retten. Dadurch neue Verhältnisse und Umkehr.“

Auf der Suche nach verwandten Motiven kommt Hebbel am 25. März 1844 zu dem Vorgang: „Einer erschießt sich über der Leiche seiner Braut, davon erwacht sie, denn sie ist nur scheinotot gewesen.“ Ob er sich wohl bewußt war, daß er da die Geschichte von Romeo und Julia ins Zeitgenössische zu übersetzen und aus ihr nur noch eine grauenerweckende Folge von nervenerschütternden Gegensätzen zu machen sich anschickte? Das ist ja der Grundzug aller dieser Pläne und Entwürfe, aber auch der Gedichte „Räuber und Henker“ oder „Vater unser“, daß der Vorgang in steten schärfsten Gegensätzen sich entwickelt. Eine Situation kehrt sich in ihr Gegenteil um; was eben noch weiß gewesen war, entpuppt sich als schwarz, aus Hoffnung wird Verzweiflung, aus geplantem Selbstmord aber auch die Tat eines Retters. Diesem Fortschreiten in Antithesen entspricht ein Plan, der wie eine Vergrößerung von „Rosmersholm“ wirkt; er stammt von Anfang Januar 1846:

„Einer hat ein Verhältnis mit einem Mädchen und ist verheiratet. Er verspricht, sie nach dem Tode seiner Frau zu ehelichen. Sie kommt in andre Um-

stände, sieht Glend und Schande vor sich. Sie entschließt sich, die Frau zu vergiften, tut das Gift in ein Glas Wasser, faßt aber wieder einen bessern Entschluß. Da kommt die Frau und will das Wasser trinken. Sie läßt es geschehen.

Oder so. Der Mann hat bloß mit ihr gescherzt, sie glaubt sich geliebt, vergiftet die Frau, sieht an dem Schmerz des Mannes über deren Tod, daß sie sich getäuscht hat und gibt sich an."

Nur meine man nicht etwa, daß Hebbel von Sue zu Entwürfen dieser Art verleitet worden sei! Er brachte die frühbetätigte Neigung zu „Absonderlichkeiten“ nach Paris mit. Die Erzählungen „Anna“ und „Matteo“ gehören der Zeit vor Paris an, „Die Kuh“ wurde zwar später niedergeschrieben, erscheint indes schon vor Paris mit allen wesentlichen Zügen im Tagebuch. „Anna“ und „Die Kuh“ bewähren, was Hebbel mit Absicht von Kleist gelernt hat: „daß der Vernichtungsprozeß des Lebens keine Wasserflut, sondern ein Sturzbad ist.“ Mit Bewunderung und voller Zustimmung sah Hebbel, wie in „Michael Kohlhaas“ der Raub zweier elender Pferde das erste Glied einer Kette bilde, die sich bis zum deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie sie umschlingt. Uebermals ist, was er bewundert, die weite Spannung der Gegensätze, die den Anfang vom Ende trennt. In gleicher Absicht berichtet er selbst von dem Mädchen, die durch die ungerechte Laune ihres Herrn gezwungen wird, am Kirmestag Flachs zu hecheln; und in einer Abfolge von Zufällen, die doch mehr als Zufälle sind, wird Anna zur Brandschwesterin und Selbstmörderin. Noch grauenhafter ist der Glückswechsel in der Geschichte von dem Bauer, der endlich eine Kuh erwerben kann, das sauer erworbene Geld abzählt und dessen Söhnchen, während der Vater das Zimmer für einen Augenblick verläßt, die Papierscheine in kindlichem Spiel verbrennt. In rasender Wut tötet der Vater das Kind. Er folgt ihm dann aus Verzweiflung in den Tod nach. Aber auch die Mutter und der Knecht müssen den beiden sogleich nachsterben, und das Häuschen geht in Flammen auf. Uebermals fügt sich Zufall an Zufall mit einer Notwendigkeit, die den Übergang von stiller Befriedigung zu maßlosem Unheil wie etwas Unausweichliches wirken läßt.

Aus Gedichten wie „Räuber und Henker“, aus Erzählungen wie „Anna“ spricht jedoch nicht nur eine beängstigende Freude an Absonderlichkeiten, an Gegensätzen, an entsetzlichen Vorfällen: deutlich vernehmbar ist auch ein gesellschaftlich-aufrührerisches Grollen. Das ist die Stimmung des jungen Hebbel. In dieser Stimmung erschien ihm das Jahr 1848 wie äußere Verwirklichung der Gedanken, die quälend und drückend seine Jugend erfüllt hatten. Doch gerade das Revolutionsjahr versöhnte ihn mit der Gesellschaft und mit dem Staat. In „Agnes Bernauer“ wurde von ihm das neue Staatsgefühl, das er sich erobert hatte, zur sittlichen Grundlage der Tragik genommen. Auf dem Wege von „Judith“ zu „Agnes Bernauer“ bedeutet „Julia“ das stärkste Zugeständnis an den aufwühlenden französischen Geist der Zeit. Auf diesem Wege wurde aber auch der Erzähler und der episch-lyrische Dichter Hebbel aus einem Feind und Ankläger der Gesellschaft zum Anwalt des Staats, zum Vertreter des Bestehenden. Wenn er 1857 Balladen von der Art von „Räuber und Henker“ in seine Gedichtsammlung nicht wieder aufnahm, so

sprach neben ästhetischen und ethischen Gründen auch die neuerworbene Freude am Staat ein entscheidendes Wort.

Diese Wandlung bleibt auch der Anlaß der Versezerzählung „Mutter und Kind“. Das kleine Epos, ein unbedingtes Bekenntnis zum Guten, Alten, ist ein Gegenstück zu Alfred Rethels Totentanzbildern der Revolution. Stilisierung da wie dort, und da wie dort eine künstlerisch gedachte und geformte Warnung vor Umsturz und Neuerungsſucht! Wie weit entfernt sich Hebbel in der Hexameterdichtung von den Abſonderlichkeiten ſeiner Jugenderzählungen und Jugendgedichte! Um ſo weiter, als ja der erſte Entwurf auch noch dieſen Abſonderlichkeiten durchaus nahe geblieben war.

Am 22. Januar 1847 bringt Hebbels Tagebuch den erſten Plan zu dem ſpäteren epiſchen Gedicht. Schon die erſten Worte verraten die geſellſchaftlich revolutionäre Stimmung, aus der dieſer erſte Plan geboren wurde: „Reiche Leute pränumerieren ſich bei armen auf ihr erſtes Kind, ſuchen geſunde Perſonen aus, laſſen ſie ſich bloß zu jenem Zweck heiraten, verſetzen ſie in ſorgenloſe Verhältniſſe, verſprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe.“ Der weitere Verlauf entſpricht zunächſt der endgültigen Geſtaltung: ſobald das Kind geboren iſt, will die Mutter es behalten, die Verhältniſſe kehren ſich um; die Armen müſſen das Geld, auf das ſie um des Kindes willen verzichten, durch angeſtrengte Arbeit zu erwerben trachten; ſie verſittlichen ſich durch dieſen Entſchluß, ebenſo wie ſie durch ſeine Durchführung für den begangenen Gedankenfrevel Buße tun. Daß indes eine Verſittlichung ſich auch in dem anderen Paar vollziehen könne, erwägt der erſte Entwurf nicht. Er ſcheint nur die Gegenſätze zu ſehen, die den Eingang, den ſorglos abgeſchloſſenen Handel um das Kind, von dem Ausgang, dem Aufſchwung zu raſtloſem Lebenskampf trennen, und auch dieſen Übergang von einer Welt eigensüchtigen bequemen Genusses zu kraftvoller Selbſtüberwindung beobachtet Hebbel anfangs nur in den beiden Armen. Die Reichen erſcheinen lediglich als egoiſtiſche Verführer; wie der Teufel im Märchen verleiten ſie die Bedürftigen, ihr Heiligſtes um irdiſchen Gewinn zu verſchachern. Sie kennen nicht, was Hebbel Pietät nennt: die Achtung vor dem Menſchen im Mitmenſchen. Um zu einem Kind zu gelangen, ſuchen ſie ein Menſchenpaar aus, als ob es ſich um Zuchtthiere handelte. Der erſte Entwurf iſt eine bittere und ſchwere Anklage, erhoben gegen den Egoismus der Reichen von einem Anwalt der Armen. Herbe Ironie iſt's, wenn die Reichen, ſtatt ihre Abſicht erfüllt zu ſehen, leer ausgehen, und ſtatt den Armen ihre menſchliche Würde zu nehmen, ſie zu ſittlicheren Menſchen erheben. Überall tun ſich die dialektiſchen Gegenſätze auf, nach denen Hebbel in ſeiner Werdezeit ſucht und ſpürt.

Wie viel Verſöhnung dem reifen Hebbel zugänglich geworden iſt, beweist die Dichtung von 1859. Die harten und ſchroffen Gegenſätze gelangen zu harmoniſcher Löſung. Ebenſo legt er „Agnes Bernauer“ auf innere Verſöhnung an und ganz beſonders die Tragödie „Gyges und ſein Ring“. Doch wenn die beiden Dramen immerhin noch ungebrochene Tragik vorzuführen hatten, ſo konnte das kleine Epos zu völlig harmoniſchem Ausklang gedeihen.

Er mußte eine Notwendigkeit werden, sobald Hebbel auch dem reichen Paar Gerechtigkeit widerfahren ließ. Solcher künstlerischen Absicht stand am Ende der fünfziger Jahre Hebbels gesellschaftliches Glaubensbekenntnis nicht länger im Wege. Der Dichter von „Mutter und Kind“ war nicht mehr Gegner der bestehenden Gesellschaftsordnung. Den reichen Hamburger Großkaufmann und seine schöne, durch ihre Kinderlosigkeit gepeinigte Frau zeichnete er jetzt von Anfang an mit Verständnis und Wohlwollen. Freilich irren auch sie vom rechten Weg ab, wenn sie den Handel beschließen und um eigener Vorteile willen die beiden Armen zusammengeben. Aber die innere Peripetie, die das Elternpaar durchlebt, bleibt ihnen nicht vorenthalten. Auch sie läutern sich und steigen sittlich empor. Denn sobald die Stimme der Natur, die der Mutter, verkündet, Arbeit und Not sei besser als Verlust des Kindes, an das Ohr der Reichen tönt, verzichten sie auf die Erfüllung des verhängnisvollen Vertrages und lassen freiwillig den beglückten Eltern das Besitztum, dessen Kaufpreis das Kind hätte sein sollen.

Verteidiger des Bestehenden indes ist Hebbel in „Mutter und Kind“ nicht nur vermöge der sympathischen Züge, die er dem Hamburger Kaufmann und seiner Gattin schenkt. Wie sie sind auch die beiden Armen vom guten alten Schlag. Wohl lockt es den Burschen in die Weite, er möchte, ehe der Antrag des Kaufherrn ihm einen anderen Weg zur Verbindung mit dem geliebten Mädchen aufzut, nach Amerika auswandern, um dort Geld zu gewinnen oder unterzugehen. Doch das Mädchen hält ihn zurück und vertritt kraftvoll das erprobte Wort: Bleib im Land und nähre dich redlich. Als treue Diener ihres Herrn verwalten beide das Gütchen, das ihr Eigentum werden soll, sobald das Kind geboren und den Kinderlosen übergeben sein wird. Und wenn sie in hartem Seelenkampfe sich entschlossen haben, auf äußeres Glück um des Kindes willen zu verzichten, versäumen sie nicht, das kleine Anwesen in bestem Zustand zurückzulassen und auf Heller und Pfennig redlichst abzurechnen. Dann geht es beherzt ins Elend, und nun soll wirklich das böse, gefährliche Amerika aufgesucht werden. Allein nur künstlerische Retardation ist es, was unmittelbar vor der glücklichen Lösung die beiden in Not und Gefahr bringt; eine Retardation, die dem Dichter die Möglichkeit eröffnet, den sozialen Hintergrund ausgiebiger darzulegen.

Denn diese Dichtung, die eine Studie nach „Hermann und Dorothea“ ist, teilt mit ihrem Vorbild nicht nur den Ton und die Motive der Idylle, auch den politisch und zeitgeschichtlich gedachten Rahmen. Goethe stellt den Vorgang mitten in die Bewegungen hinein, die von der französischen Revolution bewirkt worden waren; Hebbel läßt die Schicksale seiner biedereren und kreuzbraven Armen sich von einer Folie abheben, die von den tiefen gesellschaftlichen Aufwühlungen der Zeit um 1848 geboten wird. Hermann widersteht den Lockungen der französischen Revolution; an Hebbels Christian prallen die aufreizenden Worte kommunistischer Wähler eindrucklos ab.

Selbstverständlich entwickelt der Kaufherr ein konservatives politisches und gesellschaftliches Glaubensbekenntnis, wenn er (im sechsten Gesang) der Zeit gedenkt, in der die Geschichte spielt, und erwägt, wie alle Staaten der

Erde im innersten Grunde wanken. Dieses Bekenntnis ist einstimmig mit Hebbels eigener Überzeugung; auch Hebbel sah die Welt einem neuen Chaos zueilen. In Hebbels Sinn erklärt der Kaufherr:

Geht es fort, wie bisher, so werden Stände die Stände,
Völker die Völker vertilgen, und in die schweigende Ode
Rehren die Tiere zurück, die einst dem Menschen gewichen,

Nicht weniger konservativ denkt Christian, und zwar noch, wenn er kurz vor dem glücklichen Ende selber in bitterer Not ist. Ein Kommunist, der in Amerika gewesen ist, glaubt jetzt in ihm einen gelehrigen Schüler zu finden. Er verkündet die Lehren Proudhons: „Das hat der klügste Franzose ausgespiert: wer besitzt, ist ein Dieb, und so viele Dukaten ebensoviele Verbrechen!“ Und dieses Hexametergedicht, das in seiner strengen Stilisierung nur wenig realistischer sich gibt als „Hermann und Dorothea“, das höchstens einmal vom „Lokomotiv“ spricht, nennt in den Reden des Kommunisten unversehens den Namen des aufwieglerischen Schneiders Wilhelm Weitling. Auf ihn, „dem es Christus vertraute“, beruft sich der Apostel der neuen Lehre, der Gegner der „dummen Gesetze, wornach der Dieb den wahren Besitzer straft“. Wie wenige wissen heute noch etwas von Weitling! Ja, Hebbel selbst fand es schon nötig, die Unspielung durch eine Anmerkung zu erklären. Christian aber will von dem neuen Evangelium nichts hören und nichts von einer Weltanschauung, in der Dieb und Besitzer die Rolle tauschen; empört ruft er dem Verführer zu:

Was dich selber betrifft und deine verworfenen Lehren,
So verlaß dich darauf, ich würde, wenn ihr euch regtet,
Selbst den Wucherer beschützen, und wären wenige Stunden
Früher mein Weib und mein Kind vor seiner Tür verhungert,
Und ich hätt nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage.
Denn ihr seid ja ärger als Feuer und Wasser und alles.

Die Bahn, die Hebbel seit den „Absonderlichkeiten“ seiner Jugendlyrik und seiner Jugenderzählungen durchlaufen hatte, um zur Zeichnung solcher Vorkämpfer des Bestehenden zu gelangen, ist weit genug. Einst pessimistisches Ergrübeln der Gegensätze des Menschenlebens, ein steter Hinweis auf das Grelle und Zerstörende gesellschaftlicher Einrichtung, ein übles Behagen an der Darstellung der Engherzigkeit des Besitzenden und ihrer grauenhaften Folgen. Zuletzt optimistische Hoffnung auf Versöhnung, Optimismus vor allem in der Bewertung der Menschen und der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung. „Mutter und Kind“ verkündet in froher Zuversicht: gesellschaftliche Gegensätze lassen sich ausgleichen, wo eine Sittlichkeit herrscht, die von Irrwegen zu natürlichem Gefühl zurückleitet. Ehe und Familie offenbaren sich als sicherster Hort des gesellschaftlichen Lebens. Die Mutter, die in ihrem Kinde ihr schönstes Besitztum festhält, kann nicht untergehen. Sie bleibt das Symbol des Festen, Bestehenden und Beharrenden, auch wenn alle Staaten der Erde im innersten Grunde wanken.

Der Jüngling Hebbel hatte den Schlaf der Welt zu stören gewagt. Der reife Mann versagte sich und anderen, an diesen Schlaf zu rühren; er hatte sich geprüft und dabei erkannt, daß er nicht stark genug sei, die halb wachgerüttelte Welt zu binden, nicht reich genug, ihr Höheres zu bieten. Darum gab er als reifer Mann es auf, den Grund zu lockern, der auch ihn trug.

Das Buch „Neue Hebbel-Dokumente“, herausgegeben von Dietrich Kralik und Fritz Lemmermayer (Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler, 1913) ergänzt die Briefsammlung, aber auch den Text der Werke von R. W. Werners großer historisch-kritischer Ausgabe, und wird in deren neuer Auflage, die als „Säkularausgabe“ schon ein gutes Stück vorgerückt ist, ausgiebig zu verwerten sein. Neben Werners Leistung, die der neueren Hebbel-Forschung eine vorzügliche Grundlage geboten hat, verfolgt Paul Bornsteins chronologisch geordnete Sammlung von Hebbels Werken, Tagebüchern und ausgewählten Briefen (München und Leipzig, Georg Müller) die Absicht, den Werdegang Hebbels möglichst zu verdeutlichen; mir liegen nur die beiden ersten Bände vor. Mein Versuch ergänzt meine knappe Darstellung von Hebbels Persönlichkeit und seinen Dramen, die demnächst in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hervortreten soll und ihrerseits auf der Studie „Hebbelprobleme“ (Leipzig, S. Haessel, 1909) fußt. Die Beziehungen zur französischen Romantik konnte ich dort etwas näher betrachten. Emil Ruhs „Biographie Friedrich Hebbels“ (soeben erschien eine „dritte unveränderte Auflage“, Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1912) wollte schon der Lyrik Hebbels gerecht werden. Heysses Besprechung ist jetzt leicht zugänglich gemacht durch die Zusammenstellung „Friedrich Hebbel in der zeitgenössischen Kritik“, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von S. Wütschke (Berlin-Zehlendorf, V. Behr, 1910, S. 218 ff.). Eine Äußerung Hebbels über Lyrik verwerte ich in dem Heft „Leben, Erleben und Dichten“ (Leipzig 1912, S. 8 f.). Hebbels politische Wandlungen beleuchtet die Arbeit von Elise Dosenheimer „Friedrich Hebbels Auffassung vom Staat und sein Trauerspiel Agnes Bernauer“ (Leipzig 1912); in weiterem Rahmen auch Paul Siefels Monographie „Friedrich Hebbels Welt- und Lebensanschauung nach den Tagebüchern, Briefen und Werken des Dichters“ (Leipzig und Hamburg 1912).

Die Krönung zu Delhi.

Ein modernes Sanskritdrama.

Von

M. Lakshmana Suri.

Analyse und teilweise Übersetzung von C. Cappeller.

Vor mir liegt ein vor kurzem in Madras erschienenes Sanskritdrama, welches unter dem Titel Dillisamrajyam¹⁾ die in jener Stadt am 12. Dezember 1911 vollzogene Krönung Georgs V. zum Kaiser von Indien behandelt. Der Verfasser ist der bereits durch andere gelehrte und poetische Arbeiten rühmlichst bekannte Pandit M. Lakshmana Suri vom Pachaiyappa College zu Madras, der bei derselben Gelegenheit auch eine Ode geschrieben hat, die den Titel Jarjasatakam¹⁾ führt und ebenfalls in Madras erschienen ist. In derselben führt er unter anderem den Gedanken aus, daß die nach Jahrtausende langer Trennung endlich erfolgte Wiedervereinigung der ursprünglich stammverwandten Völker der Briten und Inder unter dem Szepter des Königs von England für beide ein Glück sei, und daß die Forschung des Ostens auf geistigem Gebiet in Verbindung mit der exakten Wissenschaft des Westens, die besonders die Ergründung der äußeren Welt und die Beherrschung der Natur²⁾ bezwecke und auf diesem Felde bereits Wunder vollbracht habe, der ganzen Menschheit eine reiche und glückliche Zukunft verheiße. Das Gedicht schließt mit einem Hoch auf das Herrscherpaar und dem Wunsche, daß diesem eine glückliche Regierung und ein langes Leben beschieden sein möge.

In demselben versöhnlichen und loyalen Geiste ist auch das Drama gehalten. Dieses ist durchaus nach den Regeln der altindischen Dramaturgie abgefaßt, und es ist von hohem Reize, zu beobachten, wie es der gelehrte Dichter verstanden hat, den durchaus modernen Inhalt in die spröde alte Form zu gießen. Aber auch sonst verdient das Werk durch die sichere Beherrschung und Verteilung des riesigen Stoffes, durch die originelle, freilich hie und da etwas gar zu naive Fassung mancher Szenen, durch die Anschau-

¹⁾ Die beiden indischen Titel bedeuten wörtlich „die Delhisouveränität“, das ist die zu Delhi angenommene Souveränität, und „das Georgshundert“, das ist hundert Strophen zu Ehren des Königs Georg.

²⁾ Der Dichter schildert dabei die neuesten Errungenschaften auf technischem und humanitärem Gebiete mit einer Anpassung des Sanskrit an die modernen Lebensverhältnisse, wie sie nur einem Sprachkennner ersten Ranges gelingen konnte.

lichkeit und den Schwung seiner Schilderungen, die vielfach, aber nicht störend eingestreuten moralischen Sentenzen und die stellenweise prägnant realistische, dann aber auch wieder erhabene und hochpoetische, den besten Mustern nachgebildete Sprache hohes Lob und erhebt sich an manchen Stellen, namentlich im zweiten und dritten Akt, zu stimmungsvoller dramatischer Wirkung. Auf jeden Fall haben wir hier eine wertvolle literarische Kuriosität vor uns und ein lehrreiches Beispiel dafür, wie sich die Welt im Kopfe eines gebildeten Anders malt, der sich eine Sitzung im Hause der Lords wie eine Disputation indischer Pandits vorstellt und einen Astrologen an den englischen Hof versetzt. — So schien es mir denn wohl der Mühe wert, im Einverständnis mit dem Dichter durch eine Analyse des Inhalts und eine Übersetzung der interessantesten Stellen auch weiteren Kreisen eine Vorstellung von diesem neuesten Sanskritdrama zu vermitteln.

Vorher aber mögen mir noch einige weitere Bemerkungen über die Anlage und den Charakter des Stückes gestattet sein. Es bezeichnet sich im Prolog selbst als ein Nataka, d. i. heroisches Schauspiel, und entspricht in der That allen Anforderungen, die an diese vornehmste Gattung des indischen Dramas gestellt werden. Ein solches Stück muß nach den Regeln der Poetik eine bedeutende Handlung darstellen, und der Held muß entweder ein Gott oder ein König oder eine andere hochstehende Persönlichkeit sein. Es muß mindestens fünf Akte enthalten, von denen ein jeder nach der älteren Vorschrift nur einen Tag umfassen darf; doch wird die Dauer der Handlung von der neueren Theorie bis zu einem Jahre ausgedehnt. Die Länge der Zeit ist also bei unserem Drama kein Verstoß gegen die Regeln der indischen Dramaturgie, ebensowenig wie der überaus häufige Ortswechsel, der an keine bestimmten Vorschriften gebunden ist. Auch müssen wir stets im Auge behalten, daß der indische Dichter durchaus keine Rücksicht auf die technische Durchführbarkeit seiner szenischen Bemerkungen nimmt; vieles bleibt also der Phantasie des Zuschauers überlassen, was bei uns in einer konkreten Darstellung seinen Ausdruck finden müßte.

Wie das Sanskritdrama fast ohne Ausnahme eine aus freier und gebundener Rede gemischte Form zeigt, ist es auch hier der Fall. Die ruhige Unterhaltung vollzieht sich in Prosa, die schwungvolle Rede, namentlich Reflexionen und Beschreibungen, in metrischer Form.

Es gehört ferner zu den Eigentümlichkeiten des indischen Dramas, daß die auftretenden Personen schon in gewisser Art durch ihre Sprache charakterisiert werden. Der Held und die Hauptpersonen sprechen Sanskrit, die Frauen, die Kinder und die Männer aus den niedrigen Ständen einen Vulgärdialekt, Prakrit. Nur mit den Frauen aus den höchsten Kreisen (hier mit den beiden Königinnen) wird eine Ausnahme gemacht, indem diese sich ebenfalls des Sanskrit bedienen, ebenso wie der bereits als erwachsen vorgestellte Prinz von Wales und Prinz Albert Friedrich, im Gegensatz zu ihren jüngeren Geschwistern, welche Prakrit sprechen.

Die Zahl der handelnden Personen ist im indischen Drama unbeschränkt; hier treten folgende Hauptpersonen auf:

König Georg; Königin Mary; die königlichen Kinder; Königin-Mutter Alexandra; Vizekönig Lord Hardinge; dessen Gemahlin und Tochter; des Vizekönigs Privatsekretär; der Erzbischof von Canterbury; Marquis von Crewe, Staatssekretär für Indien; Viscount Morley; Lord Lansdowne; Lord Curzon; Dr. Perin; General Creagh, Oberkommandierender in Indien; Sir Clarke, Gouverneur von Bombay; der Bischof von Pendschab und seine Gemahlin; Sir P. M. Mehta, Vertreter der Stadt Bombay, und dessen Gemahlin; der Oberrichter Sir Chandavarka; der Honourable Mr. Jenkins, Vertreter der Stadt Delhi; mehrere indische Fürsten; ein Amerikaner und seine Frau usw.

Nun möge das Werk für sich selber sprechen.

Erster Akt.

Dem eigentlichen Drama gehen nach indischem Brauche ein Segenswunsch und ein Prolog voraus. Wir lassen den ersteren und den Anfang des letzteren folgen, wobei wir versuchen, den Wechsel von Vers und Prosa in der Übersetzung wiederzugeben.

Segensspruch.

Gatt' und Gattin¹⁾, die im Hochzeitskleide
Einst den Göttern eine Augenweide
Boten auf des Schneegebirges Höh'n,
Sind genagt zu aller Welt Entzücken,
Ihre treuen Diener zu beglücken:
Mögt ihr beide sie mit Freuden sehn!

Der Schauspieldirektor. Nur nicht zu lange gezögert! Ich habe von dem Publikum folgenden Auftrag erhalten: „Wir haben genug Stücke gesehen und gehört, welche die Begebenheiten aus der Vergangenheit zum Gegenstande haben. Darum sind wir gegen derartige Vorstellungen jetzt gleichgültig geworden; denn:

Was dem Auge, was dem Ohre, was nur immer wohlgefällt,
Wird dem Hörer wie dem Schauer durch ein Allzuviel vergällt.

Und weiter fragen wir:

Ist denn das Herrliche erschöpft auf Erden,
Verflacht das Wort, getrübt des Geistes Licht,
Daß weise Männer schmerzlich inne werden,
Wie es an guten Dichtern uns gebricht?

Führe uns daher ein anständiges, nicht triviales Schauspiel auf, das sich auf das zu Delhi abgehaltene Krönungsfest unseres mit allen Tugenden geschmückten und von aller Welt gepriesenen Kaisers, des Königs Georg von England, bezieht.“ O wie groß ist doch mein Glück! Eben da das Schiff

¹⁾ Der Gott Siva und seine Gemahlin Parvati, welche einst auf dem Himalaja ihre Vermählung feierten, erscheinen in dem englischen Königspaare gleichsam wieder auf Erden.

in See stechen will, beginnt ein günstiger Wind zu wehen. Während ich gerade meine Kunst, jenes Fest zur Darstellung zu bringen, zeigen will, erhalte ich einen solchen Auftrag.“

Er ruft nun seine Frau, und beide preisen ihr Geschick, daß sie in der Lage sind, das Drama des Lakschmana Suri zur Darstellung zu bringen, das in jeder Weise den Wünschen des Publikums entsprechen müsse.

Nach diesem Eingange beginnt das eigentliche Schauspiel mit einem Monolog des Vizekönigs Lord Hardinge. Dieser hat seinen Lieblingsplan, die Kaiserkrönung zu Delhi, bereits dem Parlament unterbreitet, ist aber in Sorge wegen der Möglichkeit einer Ablehnung. Zwar der König, der Indien schon als Kronprinz besucht habe und seitdem eine große Vorliebe für dieses Land hege, und ebenso das Haus der Gemeinen scheinbar dafür zu sein; aber im Hause der Lords erhebe sich vielfach Widerspruch. Der Vizekönig hofft aber auf den Beistand und die Geschicklichkeit seines Freundes, des Viscount Morley, der die Sache durch seinen großen Einfluß schon durchsetzen werde.

Während Lord Hardinge sich zurückzieht, erscheint der Privatsekretär und entwickelt ebenfalls in einem Selbstgespräch seine Gedanken. Er ergeht sich zuerst über den Dienstfeifer und Patriotismus seines Vorgesetzten, der es verstanden habe, die Unruhen im Lande niederzuhalten, und jetzt im Begriffe stehe, durch die Krönung seinem Werke das Siegel aufzudrücken. Er habe in schwieriger Zeit die Regentschaft übernommen. Die Teilung Bengalens durch Lord Curzon¹⁾ hätte viel böses Blut gemacht, und wenn es auch dessen Nachfolger Graf Minto gelungen wäre, den Bruch einigermaßen zu heilen, so sei doch erst jetzt durch die von Lord Hardinge geplante Wiedervereinigung des Landes und durch die von der Krönung zu erwartende Beschwichtigung der Gemüter auf vollständige Ruhe zu hoffen²⁾. — Dem wieder auftretenden Vizekönig macht der Sekretär sodann die Mitteilung, daß ein Schreiben von den einheimischen Fürsten mit dem Nizam von Hyderabad an der Spitze eingegangen sei, in welchem diese um Erlaubnis bäten, nach London zu reisen, um den König selbst nach Indien einzuladen. Lord Hardinge gibt mit Freuden seine Zustimmung; er verweist die Gesandtschaft an seinen Freund Morley, der die Audienz und alles übrige vermitteln werde, und wünscht ihr die beste Verrichtung. Der Sekretär macht außerdem den Vorschlag, den Erzbischof von Canterbury, auf dessen Urteil der König sehr viel gebe, für den Plan zu gewinnen. Der Vizekönig gibt seine Zustimmung, da „doppelt nicht reiße“, und befiehlt, den Erzbischof sofort zu benachrichtigen. Er selbst werde, was für Einwendungen die Gegner auch machten, alles daran setzen, seinen Plan, von dessen Nützlichkeit er überzeugt sei, durchzuführen. Zum Schluß befiehlt er dem Sekretär, einen gewandten und zuverlässigen Mann nach England zu schicken, der sie über den Stand der Dinge und die Verhandlungen im Parlament auf dem laufenden erhalten soll.

¹⁾ Lord Curzon war von 1898—1905, Graf Minto, der Vorgänger von Lord Hardinge, von 1905—1910 Vizekönig gewesen.

²⁾ Diese optimistische Stimmung hat sich leider durch das Attentat vom 22. Dezember als verfrüht erwiesen.

Zweiter Akt.

Der zweite Akt spielt im Hause der Lords in London. Es treten zunächst zwei Beamte auf, aus deren Unterhaltung wir erfahren, daß die Annahme des Antrages des Vizekönigs im Unterhause gesichert sei und jetzt im Oberhause zur endgültigen Beratung kommen solle. Es folgt nun eine Sitzung unter dem Präsidium des Staatssekretärs für Indien, Lord Crewe. Dieser macht zunächst den Vorschlag, daß beide Parteien, die Verteidiger und die Gegner des Antrages, einen Redner wählen sollen, um ihre Sache zu vertreten. Die ersteren wählen den Viscount Morley, die letzteren Lord Lansdowne zu ihrem Vertreter. Beide nehmen die Wahl an; dem letzteren wird Lord Curzon als Sachverständiger Beistand leisten. So beginnt die Debatte, die von jetzt ab den ganzen Akt ausfüllt, und die wir in freier, hier und da abgekürzter Übersetzung wiedergeben.

Crewe. Wer ist mit dem zur Debatte stehenden Antrage einverstanden?

Morley. Meine Partei ist mit der Krönung Sr. Majestät zu Delhi durchaus einverstanden.

Crewe. Welchen Einwand hat die Opposition zu machen?

Lansdowne. Es sind deren viele.

Crewe. Und welcher ist darunter der erste?

Lansdowne. Ich komme gleich darauf. Es ist die Absicht, den König nach Delhi zu führen und ihn dort, wie schon in London geschehen, krönen zu lassen. Dies stimmt aber nicht zu dem früher von uns beobachteten Verfahren. Weder Königin Viktoria, die doch gewiß in der Politik nicht unerfahren war, noch ihr Nachfolger König Eduard haben nach ihrer Krönung in London etwas von der Art unternommen. Wenn aber eine Sache zweifelhaft ist, hat man sich nach dem alten Brauche zu richten. Weshalb sollen wir also zu einer solchen Neuerung unsere Zustimmung geben?

Morley. Bei einem das öffentliche Wohl betreffenden Verfahren kommt es nicht darauf an, daß die Späteren gerade das tun, was die Früheren getan haben. Es muß das getan werden, was den besten Erfolg verspricht. Deshalb ist der Mangel an Präzedenzfällen kein Grund dafür, etwas zu unterlassen.

Täglich übe man das Neue, wenn es gut und sonder Harm;

Ewig nur am Alten hängen, macht das Leben dumpf und arm.

Man muß auch zuweilen die Initiative ergreifen; dies ist eins der Vorrechte des Königs.

Lansdowne. Das mag manchmal sein Gutes haben. Was wird aber hier dadurch erreicht?

Morley. Die Popularität; diese ist aber für einen Monarchen von höchster Wichtigkeit.

Lansdowne. Das gehört nicht zur Sache. Unser Thema ist, ob der König eine Reise nach Indien machen soll oder nicht, und es wird jetzt etwas vorgebracht, was damit gar nichts zu tun hat, nämlich daß es die Pflicht eines Herrschers ist, sich populär zu machen.

Morley. Das gehört wohl zur Sache, denn eben um der Popularität des Königs willen soll doch die Reise gemacht werden.

Lansdowne. Es ist aber die Frage, ob dieser Zweck dadurch erreicht wird.

Crewe. Der erste Einwand ist hiermit abgetan. Wir gehen zum zweiten über.

Lansdowne. Er folgt sofort. Soeben hat eine Krönung mit großem Aufwande stattgefunden. Es wäre Verschwendung und ein Fehler, denselben unnützen Akt zu wiederholen, gleichviel ob die Kosten von der Regierung oder vom Volke bestritten werden. Im ersten Falle sage ich: der königliche Schatz muß wie der Mond im letzten Viertel täglich wachsen, denn davon hängt die Tatkraft des Königs ab.

Morley. Es wäre nur scheinbar ein Fehler.

Lansdowne. Nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich.

Morley. Gewiß nicht. Selbst ein Privatmann läßt es sich bei besonderen Gelegenheiten auf das Geld nicht ankommen, wieviel weniger ein mächtiger Souverän? Von diesem Standpunkte aus ist also nichts zu sagen; ich möchte wissen, was von dem anderen aus zu tadeln ist.

Lansdowne. Ich denke folgendes. Ist es nicht dasselbe, wenn man einem schon von Hungersnot gedrückten Volke eine solche Zumutung macht, als wenn man einem von der Hitze gequälten Menschen noch mit Gewalt eine Last auf den Kopf drückt?

Morley. Das würde zutreffen, wenn dort wirklich eine Hungersnot wäre, oder wenn man gewaltsam verfahren wollte. Beides ist aber nicht der Fall. Auf ausdrücklichen Wunsch des Volkes hat der Vizekönig seinen Antrag gestellt, und wer kennt Land und Leute besser als er? Außerdem hat er mir soeben ein Telegramm gesandt, nach welchem in letzter Zeit in Indien nach reichlichem Regenfall Überfluß an Getreide vorhanden ist und von einer Hungersnot nicht die Rede sein kann.

Lansdowne. Diese Nachricht mag doch wohl etwas schön gefärbt sein.

Crewe. Wie kann man Lord Hardinge bei seiner strengen Redlichkeit so etwas zutrauen?

Lansdowne. Der Vorsitzende nimmt also für meinen Gegner Partei.

Crewe. Nicht doch, ich nehme nur für das, was recht ist, Partei.

Lansdowne. Dann ist also Lord Hardinge im Recht und ich im Unrecht?

Crewe. Ihr wollt alle beide nur das Beste. — Doch genug davon. Ich möchte nun den dritten Einwand hören.

Lansdowne. In Indien herrscht die Pest und andere epidemische Krankheiten. Wie kann man den König ein solches Land betreten lassen?

Crewe. Wenn dem so wäre, müßte der Plan allerdings aufgegeben werden. Was hat der Verteidiger des Antrags darauf zu erwidern?

Morley. Ich berufe mich auf die Nachrichten von Lord Hardinge.

Crewe. Danach ist das Land jetzt vollkommen seuchenfrei. Dergleichen Krankheiten verschwinden oft ebenso schnell und unvermutet, wie sie gekommen sind. — Damit wäre auch dieser Widerspruch erledigt.

Lansdowne. Es bleibt noch der vierte und letzte Einwand zu erörtern.

Morley. Der ist?

Lansdowne. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Indier, da sie durch geistige Überlegenheit der Fremden nicht Herr werden können, diesen durch Verschwörungen und Mordanschläge beizukommen suchen.

Crewe. Wahr ist es, daß wir erst neulich wieder durch die Nachricht von einem Attentat in Schrecken und Betrübnis gesetzt sind.

Morley. Ja sie sind übel auf uns zu sprechen, besonders die Bengalen.

Curzon. Wenn es also dort so unruhig zugeht, weshalb ein solches Unternehmen ins Werk setzen?

Morley. Der Vizekönig ist ein hochherziger, weitblickender Mann; der aber ist der Meinung, daß unsere Herrschaft in Indien befestigt und die Mehrzahl der Einwohner dort loyal ist.

Lansdowne. Loyal? Sagen wir lieber rebellisch.

Curzon. Ganz recht, Rebellen sind sie.

Crewe. Nur keinen Streit!

Curzon. Ich kenne sie vom Sehen, ihr nur vom Hören. Das ist ein himmelweiter Unterschied.

Morley. Darum ist es eben das große Ziel des Vizekönigs, den König zum Besuche Indiens zu veranlassen und ihn dort von der Stimmung des Landes zu überzeugen.

Lansdowne. Wozu soll diese Überzeugung dienen?

Morley. Das Mißtrauen zu beseitigen, welches die Wurzel der Abneigung ist.

Lansdowne (lächelnd). Dies bleibt wohl nur ein frommer Wunsch.

Morley. Ich meine doch, daß es durch eine versöhnende Maßregel möglich ist.

Lansdowne. Was das heißen soll, verstehe ich nicht.

Morley. Es wird im Augenblick klar werden.

Lansdowne. Wenn nun der König wirklich in Indien gekrönt werden muß, so erhebt sich ein Zweifel, an welchem Orte dies geschehen soll.

Morley. Wie kann da ein Zweifel entstehen?

Lansdowne. Vier Städte kommen in Betracht, von denen eine jede ihre besonderen Vorzüge hat.

Das prächtige Bombay ist Indiens Eingangspfort,
Madras uns allen wert als unsrer Herrschaft Wiege¹⁾,
Calcutta Residenz, des Briten Schirm und Hort,
Delhi von altem Ruhm im Frieden wie im Kriege.

Morley. Dann sollte das Krönungsfest in der Hauptstadt abgehalten werden.

Lansdowne. Es ist also abgemacht, daß die Krönung in Calcutta stattfindet.

Morley. Durchaus nicht, nur in Delhi.

Lansdowne. Der Vorredner hat gesagt in der Hauptstadt, warum sagt er nun in Delhi? Calcutta ist doch unsere Hauptstadt und nicht Delhi.

¹⁾ Als die älteste feste Niederlassung der Engländer in Indien (1639).

Morley. Man sagt auch heute noch in der Hauptstadt und meint Delhi. Delhi ist der alte Königssitz, Calcutta wird erst seit der Begründung unserer Herrschaft mit diesem Titel bezeichnet.

Lansdowne. Welches sind denn die alten Könige, deren Residenz Delhi war?

Morley. Wie kann man das nicht wissen? Von den Ariern Budhischtira¹⁾, von den Mohammedanern Akbar²⁾, mit ihren Nachfolgern.

Lansdowne. Das sind abgetane Sachen.

Morley. Aber hat nicht Lord Curzon als Statthalter zur Zeit der Regierung König Eduards mit Übergehung unserer Residenz Calcutta in der abgetanen Residenz Delhi ein Fest abgehalten?

Curzon. Freund Lansdowne, warum wollen wir uns streiten? Delhi ist doch eine richtige Hauptstadt oder Residenz. Laß uns lieber von etwas anderem reden.

Lansdowne. Meinnetwegen. Also: der letzte Einwand ist noch nicht erledigt. Das vorhin gebrauchte Wort Versöhnungsmaßregel bedarf noch der Erklärung.

Morley. Diese erfolgt sogleich. Freund Crewe wolle das Ende des Briefes vom Vizekönig vorlesen.

Crewe. Sehr gern. (Alle hören aufmerksam zu.)

Im alten Königssitz, einst hochberühmt im Land,
Zu Indraprastha³⁾ sollt ihr Georg zum Kaiser krönen;
Dann mag, wenn sich der Ost zurück zum Westen fand,
Bengalens Einigung die Herzen ganz versöhnen.

Curzon (aufgebracht). Das fehlte noch. Also Bengalen soll wieder zusammengelegt werden. Das wäre nur eine Maßregel, mich zu kränken, aber nicht den König zu ehren oder das Volk zu gewinnen. (Er will erregt mit Lansdowne den Saal verlassen.)

Crewe. Nur kein Mißverständnis! Du hast bei der Teilung Bengalens nach bestem Wissen gehandelt und nur das Wohl der Einwohner im Auge gehabt; darüber kann kein Zweifel sein, und manche urteilsfähigen Leute loben diese Maßregel. Aber sie ist aus mancherlei Gründen unzweckmäßig und hat sicher böses Blut gemacht.

Lansdowne. Das liegt nicht an ihrer Unzweckmäßigkeit, sondern an dem Unverstand der Leute.

Crewe. Freund, wie kann man so sprechen? Die Bewohner von Indien sind ein friedliches, loyales und intelligentes Volk, vor allem die Bengalen. Wie kann man diesen einen solchen Vorwurf machen! Man darf andere ebensowenig ohne Grund tadeln wie loben.

Curzon. Zur Sache!

¹⁾ Ein von der Sage mit allen Tugenden geschmückter König der Vorzeit, der Held des großen Epos Mahabharata.

²⁾ Regierte von 1556—1605 und ist namentlich durch seine Bestrebungen, die verschiedenen Religionen zu einer reineren Lehre zu vereinigen, bekannt.

³⁾ Alter Name von Delhi.

Crewe. Aus den Unruhen im Lande muß doch auf die Anzweckmäßigkeit der Teilung geschlossen werden. So wie wir daher früher deine Maßregel mit Freuden begrüßten, müssen wir, und mußt auch du, jetzt dem Antrage des Vizekönigs auf Wiedervereinigung zustimmen.

Curzon. Freund Crewe, höre mich an. Nur um der Wohlfahrt des Volkes willen habe ich jene Zweiteilung von Bengalen zustande gebracht. Wenn das Volk damit nicht zufrieden ist, mag die alte Einheit wiederhergestellt werden.

Versucht wird mancherlei; wenn sich's bewährt, besteh' es
Und werde zum Gesetz; war es verfehlt, vergeh' es.

Ich habe nicht den geringsten Grund, ungehalten oder gekränkt zu sein, und gebe hiermit voll und ganz zu der Reise Sr. Majestät nach Indien und zu der Wiedervereinigung der Provinz Bengalen meine Zustimmung.

Die Opposition. Wenn unser Parteiführer Lord Curzon nichts dagegen hat, sind wir alle einverstanden.

Es erscheint nun noch ein Bote aus dem Hause der Gemeinen mit der Nachricht, daß der Antrag des Vizekönigs auch dort einstimmig angenommen ist, so daß die Sitzung unter allseitiger Befriedigung geschlossen wird.

Dritter Akt.

Wir sind im Buckingham Palast zu London und hören aus dem Gespräch eines Kammerherrn mit einer Kammerfrau, daß eine Deputation von indischen Fürsten eingetroffen ist, die sich um eine Audienz beim Könige bemüht, und daß die Königin-Mutter im Begriffe steht herzukommen, um deren Gesuch zu befürworten. Die Königin, die davon benachrichtigt ist, hat ihren Sohn, den Prinzen von Wales, beauftragt, die Fürsten zu begrüßen. Die königliche Familie erscheint. Es ist ein Wintermorgen, und die Erde ist mit Schnee bedeckt. Alle erinnern sich an ihren Aufenthalt in Indien, das sie vor einiger Zeit besucht haben¹⁾, an die großartige Szenerie des Himalajagebirges, die gewaltigen Ströme und die prachtvollen Städte, namentlich an Bombay und Benares; auch die Kinder haben lebhaftere Erinnerungen an jene Reise bewahrt.

Es tritt nun die Königin-Mutter Alexandra auf, um das Gesuch der Fürsten zu unterstützen. Sie ist dem Plane derselben nicht abgeneigt, äußert aber doch ihre Bedenken wegen der weiten Reise:

Ich kann nicht sagen: weise jene Fürsten ab;
Noch wen'ger mag dem Sohn ich raten zu der Fahrt:
So voller Zweifel schwankt das Herz in meiner Brust,
Wie auf des Meeres Flut ein sturmbewegtes Schiff.

Freilich, wie weit ist denn Indien für eine Fahrt mit dem Dampfschiff? Und ist nicht das Land die Perle unserer Besitzungen? Dort die Verstimmung zu beseitigen und die Herzen der Untertanen zu gewinnen, ist die wichtigste Obliegenheit des Königs. Ich muß ihn also auf jeden Fall zu der Reise zu überreden versuchen.

König (herantretend). Sei begrüßt, liebe Mutter! (Er läßt sie Platz nehmen.)

¹⁾ Nach dem Tode der Königin Viktoria im Jahre 1901 hatte der damalige Prinz von Wales Indien und die übrigen Kolonien des britischen Reiches bereist.

Königin-Mutter. Gott segne dich, mein Sohn! (Ihre Schwiegertochter umarmend.) Meine Liebe!

Sei gleich an Ruhm der Königin Viktoria,
Gleich mir erfreu' dich lange königlicher Macht,
Uns beiden gleich von früher Kinderfchar umbliht,
In ungetrübtem Glücke nur dir selber gleich!

(Es erscheint der Prinz von Wales mit dem Staatssekretär Lord Crewe.)

Prinz. Freund, warum mag wohl meine Großmutter in den Palast gekommen sein?

Crewe. Prinz, doch wohl, um einmal nach euch allen zu sehen.

Prinz. Das ist kein hinreichender Grund für sie. Ohne eine wichtige Veranlassung verläßt sie ihre Gemächer nicht. Es muß wohl etwas Besonderes vorliegen. (Einen Augenblick nachdenkend.) Vielleicht will sie, daß wir in dem türkisch-italienischen Kriege für eine der beiden Mächte Partei nehmen?

Crewe. Aber mein Prinz, wir sind doch neutral und dürfen also keiner von beiden helfen; das ist ihnen schon öfter von dem König, den sie um Hilfe baten, geantwortet worden.

Prinz. Dann tut sie diesen Schritt wohl zugunsten der arbeitenden Klasse, deren Lage verbessert werden soll?

Crewe. Prinz, auch das ist bereits geschehen.

Prinz. Oder kommt sie wohl gar wegen der indischen Fürsten, die hierher gereist sind, um eine Audienz beim Könige zu erlangen?

Crewe. Das ist der Grund ihrer Ankunft. Dort stehen ja auch schon einige, die so aussehen wie indische Fürsten.

Prinz (neugierig). Dann muß ich sie auch sehen. (Er tritt heran.) Großmutter, meinen ehrerbietigsten Gruß!

Königin-Mutter (ihn umarmend).

Du edles Reiz, des Stammes deiner Väter wert,
Ein Kind an Jahren, doch verständig wie ein Mann,
Im ganzen schon dem Vater deines Vaters gleich:
Nur lebe länger, als es ihm beschieden war!

(Sie vergießt Tränen.)

König. O du Zierde des Erdkreises, der du dir ohne Mühe die ganze Welt untertan gemacht hast, o Vater, du Friedfertiger, warum bist du so plötzlich dahingegangen? Wer wird hinfort so wie du in allem Guten mein Führer sein?

Jeder wünscht um seinetwillen nur dem andern Glück und Heil;
Dein Gebet war: alles Gute werde nur dem Sohn zuteil!

(Alle sind betrübt.)

Ein Kammerherr (tritt auf). Majestät, der hochwürdige Erzbischof von Canterbury ist mit Begleitung angekommen.

König (erregt). Er ist willkommen und mag sofort eintreten.

Kammerherr. Zu Befehl! (ab.)

(Es erscheint der Erzbischof, von einigen Geistlichen begleitet.)

Erzbischof.

Ihr Menschen, seht die Vögel unterm Himmel an,
Schaut auf des Feldes Blumen, die der Herr ernährt.
Dann wird die Bürde leichter, die ein jeder trägt,
Und Gottvertrauen spricht in aller Herzen auf.

Seid treu und redlich, weicht nicht vom guten Pfad,
Ein jeder sei zufrieden mit dem Seinigen;
Was ihr euch selber wünscht, das tut dem andern an:
Liebt euch, das ist das höchste göttliche Gesetz.

(Zu einem Geistlichen): Mein Lieber, obwohl ich berufen bin, das Gebot Gottes zu lehren, muß ich mich doch auf Schritt und Tritt in das Geschäft der Könige einmischen, wie ich es denn auch jetzt auf die Bitte des Vizekönigs Lord Hardinge unternommen habe, den König zu der Reise nach Delhi zu bewegen.

Der Schüler. Hochwürdiger Herr, die Liebe der Untertanen zu gewinnen, ist doch die höchste Pflicht des Königs, sowie die Ehrfurcht vor jenem die der Untertanen. Der Versuch, beides zu fördern, liegt also doch wohl nicht außerhalb deines Wirkungskreises.

Erzbischof. Lieber, du hast recht. (Für sich.) Es war doch sehr geschickt von dem Staatssekretär, daß er in der gestrigen Sitzung des Oberhauses Lord Curzon eines Besseren überzeugt und die Einstimmigkeit in der Annahme unseres Antrages zustande gebracht hat. — Doch da steht der König mit seiner Familie, als ob er uns erwartete. Ich will doch zu ihm herantreten. Aber sie scheinen alle tieftraurig; was mag wohl der Grund davon sein? Nun, ich werde es schon erfahren. (Näbertretend.) Heil dem Kaiser von Indien!

König. Sei mir gegrüßt, hochwürdiger Herr!

Erzbischof. Statthalter Gottes, großer Monarch!

Der Herr beglücke dich, wie du das Volk,
Das zu regieren du berufen bist;
Das dir in treuer Liebe zugetan
Und sich des Anblicks seines Herrschers freut.

König. Wir danken von ganzem Herzen.

Königin-Mutter (beiseite). Sollte der Erzbischof dasselbe Ziel mit uns verfolgen, da er solche Andeutungen macht? Ich muß ihn doch fragen. (Laut:) Herr, durch deinen Segen sind wir wieder getröstet und erquickt. Nach jener Anrede zu schließen, muß aber doch auch dem Hochwürdigen die Krönung in Indien recht sein?

Erzbischof (beiseite). Wie, sollte ich ohne Mühe meinen Zweck erreichen? Dennoch darf ich nur leise und behutsam die Sache anfassen. (Laut:) Hohe Herrin, die Krönung ist nicht nur uns ans Herz gewachsen, sondern ein Lieblingswunsch aller Menschen. Allein die Worte „getröstet und erquickt“ habe ich nicht verstanden.

Königin-Mutter. Hochwürdiger, sie bezogen sich nicht auf jene Angelegenheit. Durch den Anblick des Prinzen von Wales war in uns allen die Erinnerung an den seligen König wieder lebendig geworden.

Erzbischof. Und deshalb fand ich Euch in Tränen?

Königin-Mutter. So ist es.

Erzbischof. Hohe Frau!

Dem Tode muß erliegen, was geboren ist.
Erscheint er plötzlich, ist die Trauer zu verstehn,
Doch nicht am rechten Plaze, wenn ein guter Fürst
Nach langer Herrschaft friedlich abgerufen wird.

Darum wollen wir uns nicht dem lähmenden Kummer überlassen, wenn ein glückliches Ereignis in Aussicht steht.

Ein Kammerherr (tritt auf). Heil dem Könige! Majestät, ein Astrolog, Dr. Perin, bittet um eine Audienz.

König. Lieber, ich habe kein großes Vertrauen zu der Aussage eines Astrologen.

Königin-Mutter (beiseite). Durch den Mann erreiche ich meinen Zweck. (Laut:) Lieber Sohn, dein Vater und deine Großmutter hatten jenen Wahrsager auf die Probe gestellt und hielten große Stücke auf ihn. Deshalb mußt du ihn schon empfangen.

Erzbischof. Großer König, stelle auch du ihn auf die Probe. Wenn er uns mit seiner Prophezeiung überzeugt, wollen wir ihn in Ehren halten; im anderen Falle kann er ja fortgeschickt werden.

König. Mag sein, was kann ein Versuch schaden? Dr. Perin möge eintreten.

Kammerherr. Zu Befehl! (Ab.)

(Der Astrolog Dr. Perin tritt auf.)¹⁾

Perin. Da ich heute gesehen habe, daß unserem Herrscher ein großes Glück nahe ist, bin ich hergekommen, ihn dazu zu überreden, dasselbe auch zu ergreifen. (Verantw. end:) Heil dem König!

König. Willkommen, gelehrter Herr. Nimm Platz und laß uns eine Probe deiner Gelehrsamkeit sehen.

Perin. Zu Befehl. (Er setzt sich.) Herr, zunächst möchte ich dir ein Resultat mitteilen, das ich durch meine Wissenschaft gewonnen habe.

Erzbischof (beiseite). Das ist für mich eine günstige Gelegenheit, zu meinem Ziele zu kommen. (Laut:) Gelehrter Herr, das ist keine Kunst. Sage uns lieber, was der König in der nächsten Zeit tun wird.

Perin (stolz). Meine Mühe ist mit Erfolg gekrönt. (Nachdem er dem König in die Hand gesehen.) Großer König, dir steht eine Reise nach Indien bevor.

König (beiseite). Ist unser Entschluß bekannt geworden, oder ist ihm dies wirklich durch seine Wissenschaft eingegeben?

Erzbischof. Und was wäre der Zweck der Reise?

Perin. Die Kaiserkrönung zu Delhi.

Erzbischof. Ist es auch möglich, den Zeitpunkt dafür zu bestimmen?

¹⁾ Die nachstehende Szene, welche eines humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrt, ist natürlich eine freie Erfindung des Dichters; der Held derselben tritt am Ende des Stückes noch einmal auf.

Perin. Warum sollte es nicht möglich sein? (Nachdem er einen Augenblick nachgedacht.) In demselben Monat und an demselben Tage, an welchem der König vor einigen Jahren Delhi besucht hat, soll auch die Krönung daselbst stattfinden.

König (überlegend). Am zwölften Tage des letzten Monats bin ich in Delhi eingezogen.

Erzbischof. Gut, so werde die Krönung für den nächsten zwölften Dezember angelegt.

Perin. Das trifft. Ich empfehle mich zu Gnaden. (Ab.)

Erzbischof (beiseite). Hardinge kann sich jetzt zu seinem Erfolge Glück wünschen.

Kammerherr (tritt auf). Majestät, es sind einige indische Fürsten in Begleitung des Staatssekretärs Lord Crewe angekommen.

König. Sie mögen sofort eintreten.

Kammerherr. Zu Befehl. (Ab.)

(Lord Crewe und die indischen Fürsten treten auf.)

Crewe. Hierher, hierher, meine Fürsten!

Die Fürsten. Aber wird denn auch der König unser Gesuch bewilligen?

Crewe. Wer könnte daran zweifeln? Da steht der König und erwartet uns. (Sie treten näher.)

König (ihnen einige Schritte entgegengehend). Willkommen den Fürsten aus Indien! (Er gibt jedem die Hand und läßt sie Platz nehmen.) Ihr hohen Herren, wie ist Euer Befinden? Wie gehen die Regierungsgeschäfte vonstatten?

Die Fürsten. Alles ist in bester Ordnung, Ew. Majestät zu Befehl.

König. Ich bin durch den Besuch der Herren sehr erfreut. Nun möchte ich aber gerne noch etwas Besonderes hören.

Die Fürsten. Majestät, wir haben nichts Besonderes zu sagen. (Sie sehen den Staatssekretär an.)

Crewe. Majestät, sie haben diesen Wunsch. (Er teilt dem König den Brief des Vizekönigs und alles andere mit!).

König (beiseite). O Hardinge, wie hast du meine Gedanken erraten! Du bist in der That mein Statthalter.

Königin-Mutter. Mein Sohn, die Fürsten aus Indien laden dich durch meinen Mund zum Feste ein.

König. Das also war der Grund zu dem Besuche meiner Mutter? Und was war die Absicht des hochwürdigen Herrn?

Erzbischof. Majestät, ebenfalls die Unterstützung des Gesuches des Vizekönigs.

König. Meine Fürsten, wann habt Ihr bestimmt, daß das Fest stattfinden soll?

Die Fürsten. Am kommenden zwölften Dezember.

König. Das stimmt genau zu dem, was Perin gesagt hat. (Zu den Fürsten:) Da Ihr alle einig seid, darf ich wohl nicht nein sagen.

¹⁾ Solche summarische Anweisungen, wie sie in alten indischen Dramen häufig sind, kommen auch mehrfach in unserem Stücke vor.

Die Fürsten. Das ist eine große Gnade.

König. Macht Euch darum auf den Weg; wir folgen sofort nach.

Die Fürsten. Wir gehen schon. (Sie treten ab.)

Erzbischof. Und wir werden für die glückliche Wiederkehr Eurer Majestät zu Gott beten.

König. Wir sind davon überzeugt. Auch möget Ihr mit Morley zugleich in der Stadt nach dem Rechten sehen.

Erzbischof. So sei es. Ich nehme meinen ehrfurchtsvollen Abschied. (Ab.)

König. Lord Crewe, sage Morley und seinen Leuten, daß wir sie mit der Leitung der Geschäfte betrauen. Die anderen mögen, wie es jedem angenehm ist, die Reise antreten. Wenn du alles ausgerichtet hast, kommst du selbst nach.

Crewe. Ich bin in hohem Grade beglückt.

König. Eduard, mein Sohn, für die Aussicht in der Stadt ist gesorgt; aber diese darf nicht ohne einen Vertreter der königlichen Familie bleiben. Du bist der Kronprinz; bleibe du also mit deiner Großmutter zu Hause.

Prinz. Wie mein königlicher Vater befiehlt.

König. Mutter, mit deiner Zustimmung trete ich die Reise an.

Königin-Mutter. Mein Sohn, Glück auf den Weg!

Vierter Akt.

Bombay.

Durch einen Auf hinter der Szene¹⁾ erfahren wir, daß das Schiff „Medina“, welches die königliche Familie nach Indien bringt, nach einer glücklichen Fahrt von Portsmouth aus über Gibraltar, Malta und Suez in Aden angekommen und jetzt auf der Fahrt nach Bombay begriffen ist, wo es jeden Augenblick eintreffen kann. Es wird von dem Vizekönig und seinem Sekretär erwartet. Jener, der über das Gelingen seines Planes eine hohe Befriedigung empfindet, läßt sich von diesem berichten, daß ein Dankesbrief an den Erzbischof, den Staatssekretär und den Grafen Morley abgeschickt ist, und daß auch die zurückgekehrten, von ihrem Empfang in London ganz entzückten Fürsten noch durch ein besonderes Schreiben eingeladen sind. Die nötigen Vorkehrungen zum Empfang und zur Aufnahme der Gäste sind von dem Festkomitee bereits getroffen. Zu den beiden tritt Sir George Clarke, der Gouverneur von Bombay, und gibt eine ausführliche Beschreibung von der Ausschmückung der Stadt, die Se. Majestät kaum wiedererkennen werde. Nach einem Kanonenschuß erscheint auch der Oberkommandierende, General Creagh, und berichtet, daß ein Teil der Armee am Ufer der Schumna aufgestellt ist, um dort den König zu empfangen. Es ertönt wieder ein Kanonenschuß; wir sehen das Schiff mit der königlichen Familie anlegen.

König (zur Königin). Meine Liebe, schaue hin, das ist unser teures Indien, eine wahre Augenweide.

Was meine Ahnin, Königin Viktoria,
Was meine Mutter nie mit Augen angeschaut,
Das darfst du jetzt mit mir zum zweiten Male sehen:
Fürwahr, du kannst dich glücklich schätzen, liebes Weib.

¹⁾ Eine im indischen Drama sehr gewöhnliche Art, dem Zuschauer Dinge mitzutheilen, die sich außerhalb zugeragen haben, deren Kenntnis aber zum Verständnis der Handlung erforderlich ist.

Königin. Wie, nur glücklich? Ich bin selig, daß ich dich, während du dich ansiehst, das Glück deiner Untertanen durch deine Anwesenheit zu erhöhen, als deine Gemahlin überall begleiten darf. (Sich umschauend.) Wie bei Gelegenheit unserer Abreise eine große Menschenmenge versammelt war, so drängen sich auch hier bei unserer Ankunft die Leute, um uns zu begrüßen.

König. Liebe, das liegt in der Natur des Volkes, daß es sich um seinen Herrscher schart.

Königin. Geliebter, das liegt nicht nur in der Natur des Volkes; das ist der Zauber deiner Persönlichkeit, der die ganze Welt an sich zieht, wie der Magnet das Eisen.

König. Teure, wir sind in Bombay angekommen; laß uns aussteigen. (Die ganze königliche Familie steigt aus dem Schiffe.)

Vizekönig (mit General Creagh hervortretend und sich tief verneigend). Heil dem Könige!

König (reicht ihm die Hand). Komm, komm, mein kluger Rat, Vizekönig Lord Hardinge!

Was ich im stillen Herzen erst gedacht
Und was ich dann als meine Pflicht erkannte,
Hat deine Weisheit herrlich ausgeführt:
Den Titel, den du trägst, hast du verdient.

(Der Vizekönig senkt beschämt die Augen.)

Creagh. Die Saat, die Lord Hardinge ausgestreut, ist durch die Gnade des Königs nicht nur aufgegangen, sondern hat auch Früchte getragen.

König. So ist es. Heute erscheint die Frucht.

(Hinter der Szene Freudengeschrei.)

König. Was ist das? Wie ein Meer wälzt sich eine gewaltige Menschenmasse heran. Freund, wer ist ihr Anführer?

Vizekönig. Der Gouverneur Sir Clarke erwartet Ew. Majestät Befehl. (Er stellt den Gouverneur vor.)

Clarke. Königlicher Herr, dein Diener erweist dir seine Ehrfurcht. (Sich tief verneigend.) Es steht schon ein Pluto bereit, Majestät wolle die Gnade haben, mit der Königin einzusteigen.

König. Was soll das bedeuten?

Clarke. Die Bürger haben aus Freude über die Ankunft des Herrschers ihre Stadt geschmückt und wünschen ihm überall ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

König. Das ist ein lobenswerter Vorsatz. So möge die Königin zuerst einsteigen, oder vielmehr wir beide zugleich. (Er reicht der Königin die Hand; beide steigen ein.)

(Hinter der Szene hundert Kanonenschüsse.)

Das Volk (hereinstürzend). Heil und langes Leben unserem erhabenen, gütigen Herrn! (Sie streuen Blumen.)

König. Ja, die Leute sind uns in Liebe zugetan. (Zu dem Chauffeur:) Fahre langsam, daß niemand zu Schaden kommt!

Chauffeur. Zu Befehl! (Er setzt den Wagen langsam in Bewegung.)

Sie fahren nun zunächst nach dem Stadthause, dessen kunstvoll geschmücktes Portal allseitige Bewunderung hervorruft. Hier stellt der Gouverneur dem Könige den Vorsitzenden des Gemeinderats, Sir Mehta, und dessen Gattin vor; ersterer überreicht ein

kostbares Kästchen, das eine Adresse enthält und mit allerlei kunstvollen Sinnbildern und allegorischen Figuren geschmückt ist, zu deren Erklärung der gelehrte Oberrichter, Sir Chandavarka, herbeigerufen wird. Die Majestäten bewundern das sinnige Geschenk.

Clarke. Majestät, Sir Mehta bittet noch einen Augenblick um Gehör.

König. Wir sind bereit, ihn anzuhören.

Mehta. Dem König und der Königin von England, unserem allerdurchlauchtigsten, allergnädigsten Herrscherpaare, Willkommen, herzlich willkommen!

Alle. Willkommen, herzlich willkommen! (Sie streuen Blumen.)

Mehta. Möge der Allmächtige immerdar das Herrscherpaar beschützen!

Alle. Möge der allmächtige Herr der Welt den König und die Königin überall und immerdar beschützen!

Mehta. Majestäten! Wir sind hochentzückt über Eure Ankunft. Obgleich noch der Gebrauch besteht, daß der König nach seiner Krönung in der Heimat keine Reise nach einem anderen Lande zu diesem Zwecke mehr antritt, habt Ihr die damit verbundene Anstrengung aus Liebe zu uns nicht gescheut und uns dadurch zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet. Daß Euer Besuch für uns ein hohes Fest bedeutet, ist nur ein schwaches Wort. Schauet hier in der Stadt Bombay den Osten und den Westen in der Freude über Euren Besuch vereinigt!

Ein langes Leben woll' Euch Gott der Herr verleihn,
Geschmückt mit Ruhm und Ehren, steten Glückes voll!

Wie einst Viktoria und ihr Sohn, so möget Ihr
Und Eure Kinder lange sich der Herrschaft freu'n!

Alle (die Hände erhebend). Möge es also sein! Möge Euer Glück beständig wachsen!

König (aufstehend). Sir Mehta, wir sind hocherfreut über Eure Anhänglichkeit.

Nicht knechtischer Gehorsam, nicht des Schmeichlers Wort,
Des Volkes Lieb' und Treue macht des Herrschers Glück.
Wer so wie ihr in Treuen seinem König dient,
Macht, daß auch jener ihn in seinem Herzen trägt.

Darum ist es unsere stete Sorge, euch immer glücklicher und glücklicher zu sehen.

Alle. Wir danken aus ganzem Herzen.

König. Eure Ergebenheit war uns schon zuvor bekannt: jetzt kennen wir sie noch besser, und unsere Freude ist um so größer. Diese Stadt war einst ein Fischerdorf, das aus ein paar armseligen Hütten bestand. Jetzt ist sie ein Juwel in unserer Krone, und ihr Glanz wächst von Tag zu Tage. Das aber ist euer und euer Vorfahren Verdienst. Wie sollte ein Fürst einem Volke von solcher Tüchtigkeit nicht zugetan sein?

Was ich zu tun vermag zu eurem Glück,
Das soll geschehen oder ist geschehn.
Wollt ihr den König weiterhin erfreu'n,
So strebt in Eintracht nach des Landes Glück.

Alle. Das soll uns Befehl sein.

Mehta. Majestät wolle dies huldvoll entgegennehmen. (Er hängt dem König eine Perlenkette um den Hals.)

Alle. Sehet nur, wie das Geschenk durch seinen Empfänger geschmückt wird!

Lady Mehta (zur Königin). Um nicht mit leeren Händen zu erscheinen, wage auch ich, Ihrer Majestät diese kleine Gabe anzubieten. (Sie überreicht ihr einen Blumenstrauß.)

Königin. Teure Frau, da ihn Liebe gewunden, ist dieser Strauß eine unschätzbare Gabe. (Sie nimmt ihn huldvoll an.)

König. Geliebte, wir wollen jetzt weiter. (Er reicht der Königin die Hand.)

Vizekönig. Majestät, diesen Weg! (Er führt den König nach dem Auto.)

König (mit der Königin einsteigend, zum Chauffeur): Lieber, wir wollen weiter fahren, um uns auch die übrige Stadt in ihrem Schmucke anzusehen.

Chauffeur. Zu Befehl! (Er setzt wie vorhin den Wagen langsam in Bewegung.)

Auf seiner weiteren Fahrt empfängt das Königspaar noch die Huldigung der Schuljugend, welche Gesänge anstimmt und Blumen streut. Der König verspricht, sein Möglichstes zu tun, um die Pflege der Wissenschaft in ganz Indien zu fördern, und befiehlt schließlich dem Vizekönig und dem Staatssekretär, die Vorbereitungen für die Weiterreise nach Delhi zu treffen.

Fünfter Akt.

Delhi.

(Ein Amerikaner und eine Amerikanerin erscheinen in einem Luftballon.)

Amerikaner (sich umschauend). Liebe, sieh, da erscheint zugleich mit der aufgehenden Sonne die Zierde von Indien, die prächtige Stadt Delhi, wo das Krönungsfest des Königs Georg von England stattfinden soll, das du so große Lust hast mit anzusehen. (Nachdenklich.) O wie schnell fliegt doch so ein Ballon dahin, daß wir in einer Nacht hier angekommen sind.

Da ist kein Damm, kein Tunnel, keine Schienen,
Wie bei der guten alten Eisenbahn;
In glattem Fluge kommt man an das Ziel,
Hoch über Berge, Täler, Flüsse, Seen.

Amerikanerin. Wie, das ist schon die Stadt Delhi? (Sich umblickend.) Lieber Mann, da sind überall Fahnen mit Inschriften aufgerichtet; laß uns doch sehen, was da geschrieben steht.

Amerikaner. Höre, liebe Frau! (Er liest.)

An dieser Stelle, wo Budhischthira
Bei Pautenschall das Pferdeopfer brachte,
Soll zum Gedächtnis dieses großen Königs
Musik, Gesang und Tanz das Volk erheitern.

Die Engländer haben doch eine große Verehrung für die alte Geschichte von Indien. (Sie fahren weiter, und er liest eine andere Inschrift.)

Wo vormals die Befenner Mohammeds
Im Freundestreise fröhlich wandelten,
Wird heut der König selber sich ergehen,
Den Fürsten jenes Stammes zum Gedächtnis.

Amerikanerin. Lieber, auch vor den mohammedanischen Fürsten hat der König dieselbe Hochachtung wie vor den arischen.

Amerikaner. Ja, meine Liebe, der hochsinnige Enkel der Königin Viktoria hat nicht vergessen, was diese bei der Annahme des Kaisertitels versprach.

Sie fahren weiter und lesen eine andere Bekanntmachung, daß heute auch eine Truppenschau und ein Wettrennen mit Preisverteilung vor dem Könige stattfinden soll. Dann gelangen sie zu den Zelten, welche zur Aufnahme der Fürstlichkeiten und anderen Würdenträger aus fremden Ländern bestimmt sind. Hinter der Szene vernimmt man einen Ruf, daß hier die Fahrt im Ballon verboten sei. Beide steigen nun aus und mischen sich unter die Fußgänger.

Der Vizekönig und der Staatssekretär, die jetzt auftreten, drücken ihre Befriedigung über die Veranstaltungen zum Feste aus und hoffen, daß auch der König seine Freude daran haben werde. Sie begeben sich sodann nach dem Bahnhof, wo die Spitzen der Stadt und die anderen hohen Beamten sich bereits eingefunden haben. Der königliche Zug fährt ein; die Majestäten steigen aus.

König. Ein schöner Tag, von läst'ger Hitze frei,
Nur leichte Herbsteswölkchen ziehn am Himmel;
Ein leiser, duft'ger Wind erfüllt die Lüfte,
Als wär's zum Gruß so vieler edler Menschen.

Königin. Mein Gemahl, es ist schwer zu entscheiden, ob das Wetter der vielen edlen Menschen wegen oder um deinetwillen so schön ist.

Der Vizekönig stellt darauf dem König die Gouverneure der verschiedenen Provinzen vor, während seine Tochter der Königin einen Blumenstrauß überreicht. Sie fahren dann unter Kanonendonner nach der Empfangshalle, wo die bereits versammelten indischen Fürsten das Herrscherpaar begrüßen. Alle begeben sich darauf nach dem Krönungsgebäude. Vor demselben macht der König seine Gemahlin auf die zwei Säulen aufmerksam, welche zum Andenken an die Siege der arischen und mohammedanischen Fürsten errichtet sind, und neben denen die britische Flagge aufgepflanzt ist. Unter Heroldsrufen hinter der Szene setzen sie sich, und es erscheint im Namen der Bürgerschaft der Honourable Mr. Jenkins, um das hohe Paar mit folgenden Worten willkommen zu heißen:

Jenkins. Majestät! Zugleich mit ihren Fürsten sind alle Kasten und Stände dieses Landes, sowie die Bekenner aller Religionen, Brahmanen, Buddhisten, Dschainas und Mohammedaner, heute in dieser Stadt zusammengekommen. Sie bieten jetzt den Beherrschern der ganzen Erde, ihrem Kaiser Georg und ihrer Kaiserin Mary, durch mich einen herzlichen Willkommengruß. Diese Residenz ist von altersher als der Sitz vieler Könige und als der Schauplatz mancher Krönungsfeier berühmt; davon legen ihre alten Paläste und übrigen historischen Stätten Zeugnis ab.

Königin (beiseite). Mein Gemahl, weshalb sagt er Residenz?

König. Liebe, das ist doch klar. Wo ein König ist, da ist auch eine Residenz.

Königin. So mag denn hinfort diese durch deine Anwesenheit verherrlichte Stadt für immer den Titel Residenz führen!

König. Liebe, wenn du es wünschest, mag sie so heißen.

Königin. Damit hat der Gemahl einen meiner Lieblingswünsche erfüllt.

Jenkins. Obgleich von verschiedenem Stamme, haben wir doch alle

dieselbe Freude an dem Krönungsfeste Ew. Majestäten und dieselbe Dankbarkeit für unser Herrscherpaar, das uns alle mit gleicher Liebe umfaßt. Dem Snder steht unter allen Pflichten die Treue zu seinem Monarchen obenan; das ist ihm schon von den Lehrern der Vorzeit beigebracht worden und braucht ihm nicht erst jetzt eingeprägt zu werden.

Ihrem Herrscher in der Ferne huld'gen alle Nationen,
Welche zwischen Ceylons Brücke¹⁾ und dem Schneegebirge wohnen.

Darum erwarten wir aber auch, daß Ihr Eure Untertanen mit der gleichen Liebe, wie sie Eltern zu ihren Kindern empfinden, beschützen und glücklich machen werdet.

König (aufstehend). Mein lieber Jenkins! Euer Willkommengruß, der euch von ungeheurer Liebe eingegeben ist, hat unserem Herzen wohlgetan. Der Ruhmestitel eurer Stadt besteht darin, daß sie in allen Zeiten der Wohnsitz glorreicher Herrscher war. Aus Ehrfurcht vor diesen sollen von der Zeit meiner Regierung ab auch die Fürsten aus unserem Geschlecht hier ihr Krönungsfest feiern. Wenn es heißt, daß die Treue zu seinem König eine Haupttugend des indischen Volkes ist, so erwidere ich darauf, daß nicht minder für den König die Liebe zu seinen Untertanen eine heilige Pflicht ist. Darum werden wir, da wir eure Ergebenheit kennen, danach streben und sie zu verdienen hoffen, euch bei jeder Gelegenheit auch unsere Liebe und Treue durch die That zu beweisen.

Alle. O die herrlichen Worte, die unser Monarch gesprochen hat!

Auf den Vorschlag des Vizekönigs begeben sich nun alle nach dem neuangelegten Park, und hier vollzieht der König unter wehmütiger Erinnerung die Grundsteinlegung zu einem Denkmal für seinen Vater. Von da geht es endlich unter Blumenstreuen und Beifallsrufen des Volkes nach der Krönungshalle. Während sie noch die Pracht und die Ausschmückung des Gebäudes bewundern, ertönt hinter der Szene der Ruf, daß der günstigste Augenblick für den Krönungsakt gerade gekommen sei²⁾, die Sonne habe den Meridian erreicht, und Jupiter stehe im Zeichen des Storpions, was der englischen Macht in Indien die glücklichste Zukunft verheißt. Der Vizekönig und der Bischof von Pendschab als Vertreter des Erzbischofs von Canterbury treten nun mit ihren Frauen an das Königspaar heran. Dies wird zum Throne geführt; der Vizekönig und der Bischof überreichen dem König, und ihre Frauen der Königin ihre Kronen, die beiden aufs Haupt gesetzt werden, während Heroldsrufe ertönen und das Volk in Beifallsjauchzen ausbricht. Der Vizekönig macht hierauf im Namen des Königs bekannt, daß dieser in seiner Befriedigung über die Stimmung in Indien 50 Lakh³⁾ Rupien für Unterrichtszwecke ausgesetzt und die Wiedervereinigung Bengalens beschlossen habe. Allgemeine Freudenrufe begleiten diese Ankündigung.

Königin (beiseite). Mein Gemahl, es ist alles sehr gut abgelaufen.

König. Geliebte, du hast mir noch etwas zu sagen.

Königin. Ja, ich hätte noch den Wunsch, daß diese Stadt schon heute mit dem Titel Residenz geschmückt werde.

König. Liebe, dieser Wunsch ist durchaus nicht schwer zu erfüllen.

¹⁾ So heißt die Felsenkette, die sich von der Südostspitze Indiens bis Ceylon erstreckt, und die Rama bei seinem Zuge nach jener Insel als Brücke gedient haben soll.

²⁾ Solche astrologische Vorbereitungen gehören in Indien zu jedem Fest.

³⁾ Etwa 6¹/₂ Millionen Mark.

Es erscheint nun plötzlich der uns schon aus dem zweiten Akt bekannte Astrolog Dr. Perin, um dem König eine glückliche Regierung und ein langes Leben zu wünschen. Der König läßt ihn Platz nehmen und beglückwünscht ihn, daß seine Prophezeiung eingetroffen sei. Dann fährt er fort:

König. Lieber, ich möchte dich noch um etwas befragen, was sich auf die Zukunft bezieht.

Perin. Ich bitte darum.

König. Was werden die Königin und ich im nächsten Augenblick tun?

Perin (nachdem er einen Augenblick nachgedacht hat). Dies da. (Er überreicht ihm ein Blatt.)

König (nachdem er gelesen, zur Königin). Liebe, sieh, was wir beide gleich tun werden. (Er zeigt ihr das Blatt.)

Königin (erfreut). Du bereitest mir damit eine große Freude.

König. Lieber Vizekönig, verlies dieses Blatt vor den Leuten!

Vizekönig (liest).

Delhi, das des alten Ruhmes Untergang mit Schmerz empfand,
Werde wieder, wie vor Zeiten, Indiens Königsstadt genannt.

Alle. Welche unerwartete Freude für Indien! Lange lebe der König!

König. Wir sind erfreut über eure gute Gesinnung.

Vizekönig (zu Perin). Lieber Doktor, dies ist der Dank des Königs. (Er überreicht ihm ein Geschenk.)

König (zum Vizekönig). Lieber Statthalter, kann ich dir noch durch irgend etwas anderes eine Freude machen?

Vizekönig. Da die Krönung vollzogen, Bengalen vereinigt und Delhi zur Residenz erhoben ist, bleibt mir nichts anderes zu wünschen übrig, als daß das alte Wort in Erfüllung gehen möge¹⁾:

Der Himmel segn' uns, fruchtbar sei die Erde,
Ein jeder strebe, daß er besser werde;
Mag Lieb und Treue Fürst und Volk verbinden,
Das Gute wachsen und das Böse schwinden!

¹⁾ Jedes indische Drama endet mit einem solchen „Bühnenspruche“.

Literarische Rundschau.

Henriette Feuerbach.

Henriette Feuerbach. Herausgegeben von Hermann Abde-Bernays. Berlin, Meyer & Jessen. 1912.

Wir wußten, was diese Frau im Dasein ihres Stiefsohnes Anselm bedeutete, wir wußten, daß durch ihre feinfühligste Herausgabe des berühmten „Vermächtnis“ sie Anselm Feuerbachs Leben zu einem bleibenden Nachhall verholfen hatte; aber nur wenige wußten, daß diese Frau zu den Ersten unseres Volkes gehörte. Die Enthüllung dieser Frauengestalt bereichert Deutschland. Wir brauchen solche Dokumente bitter notwendig; jeder, der das Ausland gut kennt, ist sich über die zu spärlich bemessene Zahl unserer bedeutenden Frauen im klaren. Hier haben wir nun eine Frau, die zu den Edelsten und Begabtesten der damaligen Zeit gehört, und ruhig darf man es sagen, einzig und allein in unserem Land war sie möglich, im besten Sinne war sie eine echtheutsche Frau. Vor nicht langer Zeit fragte mich eine geistvolle Engländerin nach einem Buch, das deutsches Wesen recht eigentlich verkörpere. Ich antwortete ihr: es wäre — wie das auch in England und Frankreich der Fall sein würde — leichter, hundert Namen als einen zu nennen. Jetzt schicke ich ihr dieses Buch. Wenn aber Henriettes Eigenart sich nur bei uns so entwickeln konnte, viele werden sich fragen, ob ihr anderswo ein so „elendes, schweres Leben“, wie sie es selber nennt, beschieden worden wäre!

Ihre klaffen, regelmäßigen Züge haben den tragischen Schnitt, ihr Leben war tragisch. Die leidenschaftlichste Neigung galt dem Bruder Heydenreich; er mußte als Amtsrichter sein Dasein fristen, mit rührender Verblendung erlahmte er jedoch in ihm den größten lebenden Tonsetzer, den größten nach Mozart und Beethoven. Mit ihm hat sie den „schärfsten und trostlosesten Schmerz, den um ein zertretenes Kunsttalent“, erlitten; „das Leben ist freudlos, in dem die Blüte des innersten Seelendranges ausgebrochen ist“ . . . „keine heißere Träne als um dein Schicksal habe ich geweint“. Sie war ihrem Mann die treueste Gattin, aber sie hat ihn nie geliebt. Sie durchschaute seine Schwächen, litt „im Fegefeuer“ seiner reizbaren Launen: „bei uns ist Nacht“. Er dauerte sie: „das Mitleid aber für einen Mann ist schlechte Arznei für Hochachtung und Liebe. Wen man bemitleiden muß, hört auf, Mann zu sein“. . . . „Alles hätte ich werden sollen, nur keine Frau. Im Gemüt zu weich, um willkürlichen Verlesungen Trost zu bieten, und doch wieder zu fest und eigensinnig, um mich geistig unterzuordnen, mit einer Menge Herzensforderungen und gänzlichem Mangel an Sinnlichkeit bin ich geistig und körperlich nicht für die Ehe qualifiziert“. „Mitleid, Pflicht, Gutmütigkeit, Gewohnheit“ sind ihre „Surrogate“, „das Herz ist leer“. Sie schafft, sie opfert sich unermüdlich auf, ist aber viel zu klug und überlegen, um, wie glücklicherweise die meisten Frauen in ihrer Lage es tun würden, hierin die letzte Befriedigung zu finden. „Ich habe auch einst am verkehrten Ende angeknüpft und träumte ein Paradies von Selbstaufopferung und Hingebung, ach Gott, so frommlich und sentimental und wirklich so herzensgut, aber das ist alles Täuschung, und eine gewisse süße Faulheit, in der man noch mit dem wohlgefälligsten Gewissen von der Welt untertaucht und meint, man hat was Großes getan.“

Bruder und Gatte starben, nun war die Sorge um Anselm der Zweck ihres Daseins. „Der Gedanke an ihn weicht nie.“ Er bringt ihr „jahrelanges Leid“, denn er war nicht ausgeglichen, „er zehrt alles auf, was in seine Nähe kommt. . . Der Mensch in ihm ist nicht groß genug für den Künstler“. — Voll erkannte sie seine Bedeutung; so zerschnitt ihr sein anscheinend vergebliches Ringen das Herz.

„Wie ist es möglich, daß man einen Menschen, der in seiner Zeit doch einzig ist, so erbärmlich verbluten lassen kann . . . Gott mag es ihnen vergeben. Was hier im Keime zerdrückt wird, ist für alle Zeiten rettungslos verloren.“

Unermüdlieh ist ihre Hilfe. Sie versagt sich alles, um ihn über Wasser zu halten. Viele Frauen, denen das Dasein leicht geworden ist, werden es kaum lesen können, wie sie sich quälte. Jahrelang mußte sie sich ohne ein Mädchen durchhelfen; weil sie das größere Zimmer nicht heizen konnte, litt ihre Gesundheit, nach dem Scheitern wurde sie krank. Sie hat „wie eine Tagelöhnerin“ arbeiten müssen, ihr Leben war ein „zerfestes Stück“. Dabei eine feinfühlig, echt weiblich an ihrer Häuslichkeit hängende Frau. Sie liebte die ärmliche, aber freundlich auf den Garten gehende Wohnung; einen Weihnachtsaufbau, eine Kindervorstellung einzurichten war ihr eine besondere Freude. Bei dem großen Einfluß, den sie auf ihren Umkreis ausübte, hat sie, wie nicht eine von Hunderttausenden, die Befähigung zu einer vornehmen Geselligkeit besessen. Nicht nur gut, begabt und bedeutend war sie, auch vornehm nach jeder Richtung. Von Kindheit auf bis in das Greisenalter hat sie unter Geldmangel leiden müssen, aber mit edler Geste schenkte sie den Galerien die großen Bilder ihres Sohnes, statt sie an beliebige Menschen zu verkaufen.

Trotz aller Armut und aller Sorgen hat sie sich auch Fernstehenden gewidmet. Ihre aufopfernde Tätigkeit in der Pflanze der verwundeten Krieger, ihre unermüdliehe Wirksamkeit in den Frauenvereinen ist in Heidelberg noch unvergessen. Sie gab alles, was sie zu geben hatte — ihre Kraft, ihre Güte, ihr Verständnis.

Ihre Nächstenliebe zeigte eine so sympathische Eigenart, als ihre Religion dies tat. In schönen Stellen spricht sie von ihrem Glauben. Sie begreift, daß andere ihn zu teilen vermögen, ihr ist er Stärkung und Trost. Auch wenn wir uns nicht für die Schreiberin interessierten, hätten ihre Briefe Wert. Ihr Stil ist oft bemerkenswert ausdrucksvoll und klar, sie bringt feinsinnige Beobachtungen und Gedanken. Bei wenigen Brieffschreibern ist auch eine so seltene Harmonie zu finden; ihre Eigenschaften des Geistes und des Herzens hatten sich gleichmäßig entwickelt, sie war eine wissenschaftlich ausgebildete Frau, war künstlerisch ungewöhnlich begabt. Raslos arbeitete sie. „Was ich überhaupt im einzelnen lerne, geht gleich ins Blut über und wird allgemeine Bildung. Nie aber hat mir etwas so gut getan als die Fugen und die griechischen Zeitwörter . . . Musik treibe ich viel und gründlich. Es ist fast eine Schande, mit fünfundsiebzig Jahren noch Fortschritte zu machen und doch passiert es mir jetzt. . . Ohne geistiges Interesse und Menschenliebe kann ich nicht leben.“ — So war sie die geborene Beraterin bedeutender Menschen; ihren jungen Freunden Michael Bernans, J. W. Widman, Hermann Levi und Karl Spitteler hat sie schonungslos die Wahrheit gesagt, vermochte sie verständnisvoll zu fördern.

Ein wissenschaftliches Vergehen wurde und wird ihr noch immer zum Vorwurf gemacht: sie soll Anselms zurückgelassene Aufzeichnungen „verarbeitet“ haben. Wie sie diese Aufgabe ansah, mag man in ihren Briefen nachlesen; sie war überzeugt, streng wahrheitsgemäß geordnet, zusammengestellt zu haben. So verdanken wir ihr eine Perle der deutschen Memoirenliteratur; über dreißig Auflagen haben das Werk in weite Kreise getragen, es ist ein „vielgeliebtes“ Buch geworden. Was schonungslose philologische Pflückerfüllung aus diesem wundervollen Werk hätte machen können, ist an der vollständigen Ausgabe von Anselms Briefen zu ersehen. Mit juvendem Ungeschick haben gewissenhaft korrekte kunstschriftliche Herren ihres Amtes gewaltet, ein unlesbares Buch ist das Ergebnis. Glücklicherweise gelangte die kleine Ausgabe der Anselm-Briefe und dieses Henriette Feuerbach-Buch in geeignete Hände.

An dem Erfolg des „Vermächtnisses“ durfte sie sich noch erfreuen, und überdachte sie sich alle Sorgen, die sie um den geliebten Sohn ausgesandt hatte, „war der Lohn des Einflusses wert“: „die Pflanze einer unsterblichen Blüte ward

mir anvertraut". In einem seiner Briefe sagte er ihr: „Wir sind eines Geistes und Gemütes, ich bin dir ewig verbunden. Dein Leben ist auch meines.“

Einmal befürchtete sie, daß nichts von ihrem Wesen übrig bleiben könne. „Wenn ich sterbe, muß ich spurlos verschwinden.“ Das kann nicht geschehen, Henriette Feuerbach gehört zu den Schätzen der deutschen Kultur.

Wird der Magistrat von Heidelberg eine Gedenktafel an ihrem Hause anbringen? „Mein Zimmer nebst Altan,“ schrieb sie, „ist süß, lieb und feierlich, schimmernd von innerlicher Reinheit.“

Marie v. Bunsen.

Bonaventura.

Clemens Brentano, *Nachwachen von Bonaventura*. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg, Carl Winter. 1912.

Im Herbst 1804 erschien bei F. Dienemann in Penig ein pseudonymes Buch, worin ein philosophisch-poetischer Nachwächter die Szenen schildert, die er bei seinen Rundgängen beobachtet: ein Freigeist stirbt selig mitten unter den Verwünschungen eines Pfaffen, eine Nonne wird lebendig begraben, Ehebrecher, Wahnsinnige usw., alles bei phantastisch wechselnder Beleuchtung: Mondschein, Wetterleuchten, Blitze, der Dämmerchein des ewigen Lämpchens am gotischen Dom. Der Verfasser ist bei weitem nicht so geistreich, wie er glauben machen will, aber man möchte ihn doch gern kennen, und so ist eine kleine Literatur über die Frage entstanden, wer sich hinter diesem Bonaventura verbirgt. Es wurde auf Schelling und auf E. T. N. Hoffmann geraten, bis Franz Schulz 1909 den Verfasser in einem obskuren Literaten, F. G. Wesel, entdeckte und seinen Fund in einem umfangreichen und recht anspruchsvollen Buche kundgab. Best soll nun aber Wesel wieder zugunsten von Clemens Brentano abdanken, und allerdings hat Frank nachgewiesen, daß einige der überraschenden Parallelen zwischen den „Nachwachen“ und den Schriften Wesels sich als Anleihen bei Jean Paul erklären, den sowohl Bonaventura wie Wesel kopiert haben. Aber damit ist doch nur ein Teil von Schulz' Beweisen beseitigt, und der Rest genügt immer noch, um Wesel den nicht gerade überwältigenden Ruhm zu sichern, den die Verfasserschaft der „Nachwachen“ gewährt. Jedenfalls ist der hier versuchte Beweis für Brentano mißlungen, wie schon die folgenden Proben zeigen: Bonaventura soll ein Anagramm von Brentano sein. Um dieses herrliche Resultat herauszurechnen, streicht Frank das v und u und zieht die beiden a in eines zusammen! In der „Zeitung für die elegante Welt“ hat Bonaventura eine Fortsetzung der „Nachwachen“ angekündigt: „Des Teufels Taschenbuch“. Nun wird in Brentanos „Godwi“ der Plan eines „Satirischen Almanachs“ entwickelt, und dazu sagt Frank: „Sucht man dafür das deutsche Wort, so findet man: Des Teufels Taschenbuch“. Von dieser Art sind fast alle Argumente, die Frank hier mühsam zusammenträgt mit der immer erneuten Versicherung, daß nun gar kein Zweifel mehr möglich sei. Sie lassen sich sämtlich durch ein einfaches Zitat als nichtig erweisen. In den „Nachwachen“ ist einmal von dem „seligen Kant“ die Rede. Kant ist am 12. Februar 1804 gestorben, und die im Herbst 1804 erschienenen „Nachwachen“ sind also in der ersten Hälfte dieses Jahres entstanden. Brentano schreibt aber am 3. Oktober 1804: „Ein Jahr ist es nun, lieber Arnim, daß ich keine Zeile gedichtet . . . Ich habe viele schöne Pläne zu Dichtungen in der Seele, groß und rein, ich will sie Dir ins Herz niederlegen, denn ich selbst kann seit lange nichts hervorbringen.“ Danach ist Brentano nicht der Verfasser der „Nachwachen“, und Frank hätte das Buch sich und uns ersparen können.

Max Morris.

70. **Karl Maria v. Weber.** Ein Lebensbild von Max Maria v. Weber. Herausgegeben von Rudolf Pechel. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1912.

Es sind jetzt mehr als fünfzig Jahre, daß der in hoher amtlicher Stellung zu Berlin verstorbene literarisch und künstlerisch reich begabte Max Maria v. Weber das Lebensbild seines Vaters schrieb. In seinem dreibändigen Werke trug er alles zusammen, was ihm an wertvollen Briefen und literarischen Arbeiten Karl Maria v. Webers erreichbar war. Inzwischen hat sich manches Neue gefunden, eine gesonderte Ausgabe der köstlichen Briefe des „Freischütz“-Komponisten wird vorbereitet, und es besteht die Absicht, auch seine Aufsätze in einem selbständigen Bande zu sammeln. Diese Sachlage hat sich der Redaktor dieser neuen Ausgabe geschickt zunutze gemacht, indem er in ihr nur die zusammenhängende biographische Darstellung beibehielt und durch einige Kürzungen die Übersichtlichkeit zu erhöhen strebte. Unwesentliche textliche Retouche wurden zur Herstellung der Übergänge nötig, an einigen Stellen mußten Ergebnisse neuerer Forschung berücksichtigt werden. Sonst hat Rudolf Pechel, der sich seiner Aufgabe mit Takt und Zurückhaltung entledigt hat, das Werk Max Maria v. Webers unberührt gelassen, das immer aufs neue erfreut durch die frische, anregende Darstellung nicht nur des wechselvollen Lebens unseres großen deutschen Meisters, sondern auch der theatergeschichtlichen und gesellschaftlichen Zustände. Unbefangenen und maßvoll urteilt der Sohn über die musikalischen Schöpfungen seines Vaters, dessen Opern heute noch so populär sind wie zur Zeit ihrer Entstehung, und dessen Melodien im Herzen des deutschen Volkes fortleben. Die vorzügliche Ausstattung des Buches mit den eingefügten Porträts und Facsimiles verdient ganz besondere Anerkennung.

111. **Oswald Achenbach in Kunst und Leben.** Von Cäcilie Achenbach. Köln, M. Dumont-Schauberg'sche Buchhandlung, 1912.

Vor vielen anderen hat dieses Büchlein den Vorzug, daß es lustig zu lesen ist. Es trieft nicht von anerkannter Pietät, wie gewöhnlich die Biographien, die dankbare Töchter berühmter Väter schreiben, sondern es ist und will nichts anderes sein als eine fröhliche Plauderei über alles und jedes, „wie es bei uns dabeim war“. Und es scheint ein recht gemüthliches Heim gewesen zu sein, das „Oswald“ — er hieß auch bei den Kindern so! — seiner Familie bereite. Von heiterer, epikurischer Natur, war es ihm Bedürfnis, auch Freude und Freundlichkeit um sich zu haben und zu verbreiten. Darum wurde sein Haus rasch der Mittelpunkt der Düsseldorf'schen Musikjugend. Seine Schüler waren seine Freunde. Er war ihnen nicht bloß der Lehrer, sondern

auch bei allen ihren Streichen ein fröhlicher Genosse. Das schöne, herzliche Verhältnis, in dem er zu seinen Kindern stand, bezeichnen die Worte seiner Tochter: „Einen Spaß hat er uns nie verdorben.“ Auch war es angängig, daß gelegentlich die Kinder „ein deutsches Wort“ mit ihm redeten. Das kam wohl zuweilen auf Treiben der Mutter vor, wenn „Oswald“, statt die fertigen Bilder zu verkaufen, in seine Passion, sie „anzustimmen“ und „zu übermalen“, geriet. Diese Passion, der oft sehr gute Bilder zum Opfer fielen, hatte nicht selten bedenkliche Folgen; denn es kam vor, „daß auf einmal, nachdem ein Bild abgeliefert und weiter verkauft war, Pinientronen, galoppierende Esel und dergleichen aus dem hellen Meerespiegel oder gar aus dem Himmel herauswuchsen, und daß von den unglücklichen Besitzern jämmerliche Briefe einliefen, worin gebeten wurde, sie doch von den ungebefenen Gärten zu befreien!“ Die Passion des Übermalens ging so weit, daß Achenbach zu diesem Zweck sogar Bilder von seinen Freunden sammelte, da er behauptete, lieber auf bemalte als leere Leinwand zu malen. Auch in der Wahl der technischen Mittel war „Oswald“ originell. Einmal überraschte ihn seine Tochter, wie er eben dabei war, die „pontinischen Sümpfe“ mit einem merkwürdig glänzenden Präparat zu entwerfen. Auf ihre Frage, was er denn da auf der Palette habe, erwiderte er vergnügt: „Glanzschlack.“ Wie gesagt, das Büchlein liest sich lustig und ist für den fröhlichen, liebenswürdigen Künstler ein besseres Denkmal, als es eine gelehrte Abhandlung sein könnte.

112. **Das poetische Zürich.** Miniaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von Robert Faesi und Eduard Korrodi. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen, 1913.

Von kleinen Anfängen hat sich dieser Lesezirkel durch die kräftige Arbeit von Männern und Frauen und das so sichere wie energische Regiment der Dynastie Bodmer rasch zum bedeutendsten literarisch-geselligen Verein der deutschen Schweiz entwickelt und auch schon in Hedwig Meuler-Waser eine treffliche Geschichtschreiberin gefunden, die nicht ohne humoristische Streiflichter all die weitverzweigte Tätigkeit samt den gern als sinnvolle Nannenschanz eingeleiteten Festen darstellt. Ein großer Ban, der Gottfried-Keller-Haus gekauft werden soll, wird jetzt erwogen. Ihm ist auch der Ertrag dieses überaus zielichen Bändchens, mit den allerliebsten Gessner'schen Rokofovignetten des Vorzugsdruckes, gewidmet. Jeder Leser der „Züricher Novellen“ weiß, mit welcher seinen Mischung von Ernst und Scherz der Herr Staatschreiber seine vertraute Kenntnis des alten Stadt- und Literaturwesens an der Limmat ausgeprägt hat. So wandeln die beiden Neulinge auf der Spur dieses Großen, wenn sie, gründlich unterrichtet, doch un-

lehrhaft spielend, in Schilderungen, Gesprächen, Neben eine Galerie ihrer produktiv und rezeptiv dem Geistesleben des 18. Jahrhunderts verbundenen Landschaften aufzuführen. Die vier Teile suchen keinen streng geschlossenen Gang, sondern nehmen sich mitunter Freiheiten eines Capriccio, spinnen wohl auch den Faden zu sorglos in die Länge, erfreuen aber fast allenthalben durch anschauliche Vergegenwärtigung und ihren ohne Manier aus alten und neuen Sprachquellen der Schweiz schöpfenden Stil, von Breitingers Gravität bis zu den lustigen Stegreifversen unseres Freundes Salomon Landolt. Auch berühmte Gäste Zürichs dürfen nicht fehlen: der kleine Mozart am Clavecin des Idyllikers Gessner, Goethe bei dem Gottesmann Lavater und der preiswertigen Frau Bäte Schultheß, die uns „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, den „Armeister“, gerettet hat. Das verpflichtende Erbe einer großen unabgerissenen Vergangenheit, die sich in lebendiger Gegenwart fortentwickelt, ist bei den Hottingern wohlbehütet.

116. Die Lästerschule. Von Richard Brinsley Sheridan. Mit Bildern von Hugh Thomson. Numerierte Auflage von 1000 Exemplaren. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Sheridans berühmtes Stück hat in England noch immer nichts von seinem Ansehen verloren, während es bei uns, wo nicht in Vergessenheit geraten, doch eigentlich nur dem Namen nach bekannt ist. Aber es kann darum keineswegs als veraltet gelten. Denn alles, was der Dichter des 18. Jahrhunderts in seinem Zeitmilieu mit beißender Ironie schildert, könnte genau so noch heute vorkommen. Wer kennt sie nicht alle, die trefflichen Personen des Stückes: Frau v. Böslisch, Frau Heimtuck, Herrn v. Spöttlich, den schurkischen Diener Natter und den gewissenlosen Glücksritter Josef v. Obenaus? Wer ist ihnen nicht gestern, heute begegnet? Wer zählt sie nicht zu seinen lieben Bekannten? — Sheridan hat sie alle säuberlich zusammengefaßt und läßt sie munter gegeneinander fauchen und zischen, beißen und krazen. Sie sind die klassischen Vertreter der Welt, in der man sich zu Tode langweilen müßte, wenn man sich nicht gegenseitig verlästern würde. Ein gutes Teil der eleganten Gesellschaft beruht auf der Voraussetzung der Verdorbenheit der anderen, einer Voraussetzung, der sich sogleich ein lebhaftes Anbehagen mischt. Wenn in der ersten Szene der „Lästerschule“ von der trefflichen Frau Elfter erzählt wird, ihre böse Zunge habe den Anlaß gegeben, daß sechs Verlobungen gelöst, drei Söhne enterbt, vier Mädchen entführt, vier ins Kloster gesperrt, neun Ehen getrennt und zwei geschieden wurden, so gibt das eine stimmungsvolle Einleitung. In diesem Tempo bewegt sich die Satire weiter, mit ebenso graziosen als witzigen Steigerungen, deren höchste die Rückkehr der ab-

trünnigen kleinen Frau v. Fopp zu des Gatten Herz ist. Die Lästergemeinde verliert in dieser liebenswürdigsten aller vermöhnten jungen Frauen zum Schluß ihr bestes Mitglied, der Dichter aber gewinnt in ihr eine reizende Figur, deren schelmische Launen die ganze Komödie gleichsam wie goldfunkelnde Lichter durchblitzen. Sheridans Werk ist eines der besten Sittenstücke des 18. Jahrhunderts und seine Erneuerung in dieser Gestalt wohl zu begrüßen. Erfreulicherweise gelang auch die von Gisela und Theodor Egel besorgte Übersetzung vortrefflich. Eine geradezu wunderbare Anpassungsfähigkeit an Stil und Stimmung des Ganzen aber entwickelte Hugh Thomson mit seinen Illustrationen, diesen heiteren, duftigen Feder- und Farbenspielen, in denen der feinste Witz und die vollendete Anmut der dichterischen Sprache in zartesten, auf das englische Hofkomitee abgestimmten Farben und Linien weiter vibriert. Die Ausgabe, die nur in tausend nummerierten Exemplaren erfolgt — ein Neudruck wird nicht stattfinden — ist in jedem Betracht eine glänzende Leistung, die sich namentlich die Bibliotheken nicht entgehen lassen werden.

117. Les sculptures français du XIII. Siècle. Par Louise Pillion. Paris, Librairie Plon. 1912.

Allmählich ist vielleicht die Wertschätzung der besten romanischen und gotischen Bildhauerkunst durchgedrungen. Daß es sich bei diesen Werken der fast immer namenlosen Meister um einen Höhepunkt der Kunst handelt, wird schon in weiten Kreisen geglaubt. Kennen tut man jene Plastik aber noch immer viel zu wenig. Dies neue, handliche, gut illustrierte und angenehm geschriebene Buch möge die vielen nach Paris reisenden Deutschen anregen, die Wunderwelt von Chartres, Rheims und Amiens aufzusuchen, ja, auch die Notre-Dame eingehender, verständnisvoller zu betrachten. Manchen Deutschen wird die sinnfällige Abhängigkeit unserer romanisch-gotischen Plastik von den französischen Vorbildern schmerzlich erschüttern. Es läßt sich eben nicht wegleugnen, und wenn dieses kunstgeschichtliche Gebiet auch noch immer nicht genügend aufgeklärt ist: ganz bestimmt halten unsere besten Bildwerke jede Gegenüberstellung aus, haben ihre wertvolle Eigenart, ihren unmittelbaren Reiz. (Befremdend, daß in L. Pillions Buch Naumburg nicht einmal erwähnt wird!) Es ist ein intimer Genuß, an der Hand der geschickten Einführung, der guten Illustrationen all diese Herrlichkeiten wieder auf sich einwirken zu lassen.

118. Jean-Jacques Rousseau Conférences. Par Bernard Bouvier. Genève, A. Julien. 1912.

Die zweite Zentenarfeier der Geburt J. J. Rousseaus hat die Literatur über ihn, dem Umfang mehr als dem Inhalt nach, noch beträchtlich vermehrt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist so Vortreffliches über

ihn geschrieben und alles Wesentliche in seinem Leben, Dichten und Denken so gründlich erforscht worden, daß der neuen Generation wenig hinzuzufügen, aber viel zu leisten übrig bleibt, will sie die besten ihrer Vorbilder auch nur annähernd erreichen. Es genügt, die Vorträge des Senfers Bouvier, die hier Erwähnung finden sollen, mit den Vorlesungen Alexandre Vinets, seines Landsmannes, zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Weg der Forschung und des literarischen Könnens nicht immer aufwärts geht. Die Möglichkeit der Objektivität des Urteils über Jean-Jacques ist vom Augenblick an ausgeschlossen, wo sein Biograph erklärt, ihm sei der Mensch Rousseau ebenso sympathisch und der Bewunderung wert wie sein Werk und seine Theorie. Niemand bestreitet, daß, seit dem Erscheinen des Sozialkontrattes, jeder Sieg der egalitären Demokratie ein Erfolg der zündenden Vereinsamkeit ist, mit der sein Verfasser ihre Lehren wie Brandfackeln in die Welt hinausgeschleuderte. Man mag das, je nach dem eigenen Ermessen, begrüßen oder beklagen: die Tatsache bleibt, daß Marimilian Robespierre und das Experiment von 1793 die logische Folge der Betrachtungen des einsamen Denkers sind, der nicht nur die Grundlagen der Gesellschaft, sondern auch die Literatur des 18. Jahrhunderts revolutionierte, indem er die Romantik der Neuen Heloise schuf. Herr Bouvier geht jedoch weiter. Jedesmal, wo Jean-Jacques, nach den beschämendsten und trotzdem unwahren Bekenntnissen der Confessions, von „der Unschuld und Reinheit seiner Seele“ im Umgang mit Frauen, spricht, wovon Therese Levasseur unstreitig die schlimmste, wird sein jüngster Biograph elegisch. Er verschweigt alle Episoden, für die auch sein gefundener Menschenverstand vergeblich nach Widerungsgründen umschauen würde, und zitiert mit Rührung das tête-à-tête des Paars, „in blau und weiß getrichenem Mobiliar, mit Vogelsfang und Blumen, im Parfüm von Orangenblüten“. Ist ihm nicht zu Ohr gekommen, daß die Erhumierung der Nests von Jean-Jacques ganz ernstlich und zwar deswegen errogen wird, weil man dadurch den Beweis zu erbringen hofft, daß die elende Dirne ihren greisen Liebhaber zu guter Letzt erschlagen hat?

99. **Der Aufklärer Friedrich Nicolai.** Von Karl Auer. Vießen, Föpelmann (Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, herausgegeben von H. Hoffmann und L. Zscharnack, Heft 6). 1912.

Vor einigen Jahren erschien unter der Überschrift „Literarische Prügelnaben“ ein Aufsatz, der zeigte, wie die literarischen und ästhetischen Antipathien bestimmter Epochen sich fast stets an einzelne Namen heften und diese mit dem Stigma der Lächerlichkeit ausstatten, so daß spätere Generationen unter der höhnischen Übermalung kaum noch das Original erkennen. So ist es dem Meister-

sänger Hans Sachs ergangen, so auch dem Aufklärer Friedrich Nicolai. Die schonungslose und nichts weniger als gewissenhafte Satire der Romantiker hat vollendet, was der bittere und sachlich viel besser begründete Spott der Klassiker begonnen hatte; wie sich denn in Deutschland (und wohl auch sonst) entgegengesetzte Richtungen viel eher in gemeinsamem Haß zusammenfinden als in gemeinsamer Verehrung. — Da ist es als eine wirkliche Tat zu begrüßen, wenn ein wackerer Kämpfer hervortritt und sich des vielgescholtenen Mannes annimmt. Wohl geht er ein wenig weit und betont die Grenzen des urprosaïschen Menschen nicht genügend; vor allem aber scheidet er nicht energisch genug zwischen dem jugendlichen Wahnbrecher der Aufklärung und dem früh erstarrten Orthodoxen des selbst erstarrenden Rationalismus. Aber es ist ihm durchaus zuzugeben, daß er auch für diesen letzteren noch erstaunlich viel Günstiges anzuführen weiß; so die volkstümlichen Verdienste des meist ungelesenen verhöhten Reisewerks, oder satirische Partien aus den späteren Romanen, bei denen freilich Nicolais Position gegenüber Kant noch immer ungünstig genug bleibt. — Sehr interessant sind die ausführlichere Darstellung der Haltung von Nicolais Zeitschrift im Fragmentenkampf sowie die fördernden Nachweise über seine Stellung zu der historischen Religion neben der „natürlichen“. — Unsere volle Sympathie hat es, wenn der Verfasser den herkömmlichen Redensarten widersprechend auf die Poesie der Menschenliebe und Hoffnung in den Herzen dieser angeblich „trockenen Verstandesmenschen“ hinweist; es gab Gegenden, in denen sie wahre Schwärmer gewesen sind, und ich wüßte nicht, was die von der modernen Kritik verhätschelten Romantiker, Bettina ausgenommen, dieser schaffenden Menschenliebe Vergleichbares geleistet hätten.

100. **Nouvelles études sur Chateaubriand.** Par

Victor Giraud. Paris, Hachette. 1912.

Seit zwanzig Jahren beschäftigt sich der Verf. mit Chateaubriand, und fast alljährlich erscheint ein neues Buch über ihn auf dem französischen Büchermarkt, wozu noch Vorlesungen wie die von Jules Lemaitre kommen, die längst Bekanntes mit formvollendeter Rhetorik behandeln. Von Lemaitre angeregt, hat Giraud sich beeilt, den vorliegenden, zum Teil mit textkritischen Untersuchungen beschwerten Band vor das Publikum zu bringen. Dergleichen Detailarbeit dürfte im Ausland wenig Beachtung finden und bringt auch wenig Neues zur Kenntnis des Vaters der französischen Romantik. Chateaubriand und sein Ende: selbst dem konservativen, pietätvollen Geist, mit dem die französische Literatur die Größen ihrer Vergangenheit pflegt und lebendig erhält, sind seine Grenzen gezogen; es empfindet sich, sie nicht, wie hier, zu überschreiten.

101. **La lutte scolaire en France.** Paris, Alcan. 1912.

Der Kampf um die Schule in Frank-

reich gehört zu den interessantesten und ohne Frage auch zu den wichtigsten Ereignissen, welche zur Zeit auf dem Gebiete innerer europäischer Politik sich abspielten. Über ihn sich gründlich zu unterrichten, ist für jeden Bedürfnis, der den Lauf der gegenwärtigen Dinge verstehen will. Um dieses Verständnis zu vermitteln, haben sich elf französische Gelehrte zusammengetan und in elf Vorträgen die Entwicklung der Schulverhältnisse seit der Revolution dargelegt. Die Richtung, welcher diese Gelehrten angehören, ist im allgemeinen die demokratische; das Werk schließt mit dem Satze, daß der Kampf zwischen der Kirche, welche mit unermüdlichem Eifer und großer Gewandtheit ihr Ziel der Herrschaft über die Seelen verfolgt, und dem modernen Geist der Freiheit noch lange dauern wird, daß aber dieser moderne Geist im Recht ist, wenn er danach strebt, „wahre Bürger und wahre Menschen zu erziehen, welche unterrichteter, ihrer selbst bewußter, mehr Herren ihrer selbst sein sollen“. Wir enthalten uns, in den Streit uns zu mischen und zu fragen, ob mit jener Formel alles erschöpft ist. Aber wenn wir das auch tun, so können wir doch anerkennen, daß das Buch eine sehr anschauliche Darstellung seines Stoffes und viel interessantes Detail darbietet. Man lese z. B. nur das 7. Kapitel von der Schule unter Louis Philipp, also unter einem von Haus aus liberalen König, wo nach S. 144 die Volksschule nur als Winterbewahranstalt für die Kinder galt, der Schullehrer also mit dem Schaf- oder Ochsenhirten der Gemeinde gleich stand und oft in einer schumrigen Hütte, gelegentlich auch im Schulzimmer selbst wohnte, so daß seine Frau hier ihr Wochenbett abhalten mußte! Die französischen Schulzustände sind auch heute noch nicht ideal; aber ein gutes Stück vorwärts gekommen sind sie seit siebzig Jahren doch!

7. **Cäsar.** Von Georg Veith. Leipzig, Quelle & Meyer. 1912.

Das Mommsensche Bild Cäsars ist neuerdings durch Ferrero angefochten worden, der Cäsars unbedingte geniale Überlegenheit über alle Zeitgenossen und alle anderen großen Römer und sein uranfängliches Streben nach staatlicher Reform nicht voll anerkennt, sondern in ihm einen Mann von opportunistischer Anpassungsfähigkeit an jede Lage und von unruhiger Leidenschaft sieht, der schließlich zur Erkenntnis kommt, daß er den Sieg über seine Mitbürger durch Edelmuth gegen die kleinen Leute, administrative Reformen und große militärische Unternehmungen vergessen machen muß. Was bei Mommsen Zweck, ist so bei Ferrero Mittel; Cäsar ist Reformler nicht von Anbeginn um der Reform willen, sondern um sich in seiner Stellung zu behaupten. Die vorliegende, unzweifelhaft lesenswerte,

184 Seiten starke Schrift tritt für Mommsen ein. „Nicht nur als Monarch, sondern schon vom Beginn seiner Laufbahn an hat Cäsar zielbewußt an seinem Lebenswerk gearbeitet, und die endlich errungene Herrschaft dient im wesentlichen nur dazu, das einzeln Geschaffene zu einem Ganzen zu vereinen“ (S. 145). Der Verfasser ist österreichischer Offizier, ein Mitarbeiter von Kromayer bei seinem Riesenwerk über die antiken Schlachtfelder, in erster Linie Kriegshistoriker, in zweiter aber auch befähigt zur Behandlung eines allgemeineren Gegenstandes, wie er in Cäsars Leben gegeben ist. Die Knappheit der Schrift würde aber doch nicht ausgeschlossen haben, daß Veith mit wenigen Worten zu gewissen interessanten Problemen Stellung hätte nehmen können, wie von der Glaubwürdigkeit von Cäsars Kommentarien; hierüber erfahren wir S. 145 gar nichts, so wenig wie über den Anticato, und es scheint fast, daß Veith diesen nicht militärischen Fragen zu gleichgültig gegenübersteht.

7. **Gerhard Kohlfs.** Lebensbild eines Afrikaforschers. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1912.

Gerhard Kohlfs war einer der kühnsten Afrikaner, welche wir je gehabt haben, ein Mann, dessen Leben sich liest wie der spannendste Roman, weil er unter tausend Gefahren aller Art wagemutig und zäh seine Wegziele verfolgte und immer wieder durchkam, selbst als er, aus neun Wunden blutend, in der Wüste lag oder in der vor und nach ihm von keinem Europäer mehr betretenen Dase Kufra von raubgierigen Scharen umlagert, so gut wie rettungslos verloren schien. Dabei war Kohlfs ein ebenso äußerlich schöner und stattlicher als innerlich gebiegener Mensch, der überall den besten Eindruck machte, schlicht, einfach, sachlich, ohne eine Spur von Ruhmredigkeit, zuverlässig durch und durch. So stand er vielen bedeutenden Männern seinerzeit nahe; bei Fürst Bismarck war er oft im engsten Verwandten- und Bekanntenkreis zu Gast und ward von ihm zum Generalkonsul von Sansibar ernannt. Auch Kaiser Wilhelm I. und der allem Großen und allem Deutschen zugeneigte Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar schätzte ihn hoch. Das Buch Günthers führt uns das ganze Leben des merkwürdigen Mannes vor von seiner Jugend an, wo er bei Idstedt gegen die Dänen focht und wegen seiner Tapferkeit mit neunzehn Jahren zum Leutnant befördert wurde, wo er alsdann Medizin in Göttingen studierte, bis zu seinem Tode in seiner Villa bei Godesberg, am 2. Juni 1896. Es gibt wenige Bücher, welche wir so sehr namentlich im Besitz unserer Jugend sehen möchten als dieses; der Geist der Kühnheit und Deutschheit muß von ihm aus in die Seelen übergehen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, versehen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

- Acker.** — Was soll ich lesen? Ein Ratgeber für Studierende. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 3 Kunstbeilagen. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner. Herausgegeben von Hermann Acker. Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. 1912.
- Agathon.** — Les jeunes gens d'aujourd'hui. Le goût de l'action — La foi patriotique — Une renaissance catholique — Le réalisme politique. Par Agathon. Deuxième édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.
- Arnold.** — Das deutsche Volkslied. Von Friedrich Arnold. Erster Teil. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Prenzlau, C. Vincent. 1912.
- Babbitt.** — The masters of modern French criticism. By Irving Babbitt. London, Constable and Co. 1913.
- Baumgarten etc.** — Die hellenistisch-römische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Polend, Richard Wagner. Mit 440 Abbildungen im Text, 5 bunten, 6 einfarbigen Tafeln, 4 Karten und Plänen. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.
- Bienenstock.** — Henrik Ibsens Kunstanschauungen. Von Dr. M. Bienenstock. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.
- Böhlau.** — Natsmädelgeschichten. Von Helene Böhlau. Fünfte Auflage. Minden, J. C. C. Bruns Verlag. D. 3.
- Buchner.** — Das Deutsche von gestern. Von Eberhard Buchner. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Zweiter Band: 1700-1750 und dritter Band: 1750-1787. München, Albert Langen. D. 3.
- Caffi.** — Nietzsches Stellung zu Machiavellis Lehre. Ein literarisch-philosophischer Essay. Von Ernesto Caffi. Wien, Verlag des Verfassers. — Druck von R. Kamms und Co. 1912.
- Caroline.** Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waib, vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.
- Cauer.** — Aus Beruf und Leben. Hingebrachtes von Paul Cauer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.
- Chapuisat.** — Mme de Staël et la Poëce. Par Édouard Chapuisat. Episodes. Avec des documents inédits et une planche hors texte. Genève, Librairie Kündig. O. J.
- Charles-Roux.** — Alexandre II. Gortschakoff et Napoléon III. Par François Charles-Roux. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.
- Clay.** — Personal Names from cuneiform Inscriptions of the Cassite Period. By Albert T. Clay. London, Henry Frowde Oxford University Press. 1912.
- Damaische.** — Volksräumliche Neufestn. Erfahrungen und Nachfolge. Von Adolf Damaische. 8.-10. Tausend. Jena, Gustav Fischer. 1912.
- Deutsche Musikbücher.** Bd. 1: Daffner, Friedrich Niebiesch Randglossen zu Bizets Carmen. Von Hugo Daffner. Bd. 2: Seidel, Die Hellerauer Schule und die „Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze“. Von Arthur Seidel. Bd. 3: Marx, Anleitung zum Vortrag Beethovenischer Klavierwerke. Von Adolf Bernhard Marx. Nach einer Originalaufgabe von 1863 neu herausgegeben von Eugen Schmitz. Regensburg, Gustav Bosse. D. 3.
- Deutsches Orient-Jahrbuch 1913.** Herausgegeben unter Mitwirkung von besten und ersten Kennern des Orients. Von Karl Müller-Poyritz. Politisch-historisches, volkswirtschaftliches, kaufmännisches und touristisches Jahrbuch für den Nah-Orient. (Rumänien, Türkei, Syrien, Palästina und Ägypten). Mit wichtigem Adressenmaterial und statistischen Beilagen. Prien am Chiemsee, Hans Hübner. 1913.
- Dicens.** — Ebarthes Dicens. Ausgewählte Romane und Geschichten. Aberlebt und herausgegeben von Gustav Merrius. 13.-15. Band. München, Albert Langen. D. 3.
- Dürer-Bund.** — 106. Flugheft zur Ausbreitung. Ratichläge für vaterländische Feste: Zur Jahrbunderteiler der Befreiungszeit. München, Georg D. W. Callwey. D. 3.
- Engel.** Deutsche Meisterprosa. Ein Lesebuch. Von Eduard Engel. Mit einem Bildnis Lessings und acht handdrückförmlichen Vorkluden. Braunschweig, Georg Weidemann. 1913.
- Flugschriften des Bundes deutscher Frauenvereine.** Erstes Heft: Grundsätze und Forderungen der Frauenbewegung. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.
- Frenz.** — Unter der goldenen Kuppel. Seitere Bilder aus dem Reichstag von Hugo Frenz. Mit 6 humoristischen Zeichnungen von Paul Halle. Berlin, Hermann Barsdorf. 1913.
- Friedländer.** — Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Darstellung merkwürdiger Strafrechtställe aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen von Hugo Friedländer. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello. Berlin. Bd. 8. Berlin, Hermann Barsdorf. 1913.
- Georges Cahen.** — Le Logement dans les Villes. La crise parisienne. Par Georges Cahen. Paris, Félix Alcan. 1913.
- Goethe.** — Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelchen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Ermatinger, Kallischer, Niemeier, Dechel, Niemann, Scheidemantel und Waas. 17. Teil. 39.-40. Teil. Berlin, Bong und Co. D. 3.
- Groß-Berliner Kalender.** Illustriertes Jahrbuch 1913. Herausgegeben von Ernst Friedel, Geh. Regierungsrat und Stadtdirektor von Berlin. Berlin, Verlag von Karl Eysingmund. 1913.
- Hagen.** — Eins ist not! Gedanken eines Laien über die Grundpfeiler des Christentums. Von L. v. Hagen. Dresden-R. Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1913.
- Häuser.** — Weltgeschichte der Literatur. Von Otto Häuser. Zweiter Band. Mit 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1910.
- Sedin.** — Transhumalala. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Von Ewen Sedin. Dritter Band. Mit 169 Abbildungen und photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers mit 4 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1913.
- Seidelbach.** Deutsche Dichter und Künstler in Schwaben und Beziehungen der Familie von der Marsburg zu den Familien Dieck und Seibel. Von Paul Seidelbach. Mit 34 Abbildungen. Marburg, R. G. Eberwische Verlagsbuchhandlung. 1912.
- Hellmer.** — Hugo Wolf Familienbriefe. Herausgegeben von Edmund v. Hellmer. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1912.
- Hewlett.** — Die Chronik der Königin. Maria Stuart oder die Tragödie der sechs Jahre. Roman von Maurice Hewlett. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.
- Hildebrandt.** Planeten. Dichtungen. Von Hermann Hildebrandt. Stuttgart, H. Bens' Erbt. D. 3.
- Hirschfeld.** — Das sind Zeiten! ... Gut und schlecht gelaunte Skizzen. Erste Auflage. Von Ludwig Hirschfeld. Wien, Brüder Rosenbaum. 1913.
- Solm.** — Marus großes Herz. Komödie in drei Akten. Von Korffs Solm. München, Albert Langen. D. 3.
- Horn.** — Baltische Blüten. Gedichte von Otto Horn. Danzig, Fr. Brünning. 1912.
- Huggenberger.** — Die Bauern von Etzig. Roman von Alfred Huggenberger. Leipzig, L. Ertzmann. 1913.
- Idel.** — Seimat und Fremde. (Gebichte von Wilhelm Idel. Drittes Bändchen. Eberfeld, Marini und Grüttelstein. 1913.
- Jahrbuch der Frauenbewegung 1913.** — Im Auftrage des Bundes deutscher Frauenvereine herausgegeben von Dr. Elisabeth Altmann-Gottbeiner. Mit vier Bildnissen auf drei Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.
- Jonge.** — Das Evangelium. Modern stilisiert von M. de Jonge. Berlin, Vita deutsches Verlagshaus. D. 3.
- Jülicher.** — Der religiöse Wert der Reformation. Ein Vortrag, gehalten zu Marburg am 1. November 1912. Von Prof. Dr. Adolf Jülicher. Marburg, R. G. Eberwische Verlagsbuchhandlung. 1913.
- Kartweis.** — Der Auerbergring. Eine Erzählung. Von Marta Kartweis. München, Süddeutsche Monatshefte. 1913.
- Katharina.** Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nach den von der kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten überliefert und herausgegeben von Erich Boehme. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.
- Kirchhoff.** — Vereinfachung des deutschen Eisenbahnbefahrens. Eine Ergänzung der Schrift: Die deutsche Eisenbahngemeinschaft. Von Dr. jur. Her-

- mann Kirchhoff. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1913.
- Kirchstein. — Sein Jünger. Roman. Von Paul A. Kirchstein. Zweite Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. D. 3.
- Koegel. — Paul Veraine. Nachdichtungen von Hans Reinhold Koegel. Oldenburg, Schulsche Hofbuchhandlung. D. 3.
- Koppe. — Karl Koppe. Ein Lebensbild. Dargestellt von Anna Koppe. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1912.
- Kozer. — Geschichte Friedrichs des Großen. Von Reinhold Kozer. Vierte und fünfte, vermehrte Auflage. Zweiter Band. Mit sieben Schlachtskizzen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1913.
- Krupp 1812—1912. Zum hundertjährigen Bestehen der Firma Krupp und der Gußstahlfabrik zu Essen. Herausgegeben auf den hundertsten Geburtstag Alfred Krupps. Jena, Gustav Fischer. 1912.
- Kuberta. — Der Idealismus Schillers als Erlebnis und Lehre. Von Dr. Felix Kuberta. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1913.
- Lagerlöf. — Der Fuhrmann des Todes. Erzählung von Selma Lagerlöf. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Kläber. München, Albert Langen. D. 3.
- Lauffer. — Hamburg. Von Otto Lauffer. Stätten der Kultur. Band 29. Buchschmuck von Else Horst. Mit 32 Tafeln. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. D. 3.
- Lansberg. — Das Nordland. Von Prof. Dr. Carl Lansberg. Mit 7 farbigen Tafeln und einem Einbandbild nach Dreifarbenaufnahmen von Geheimrat Prof. Dr. A. Miethe, einer farbigen Gemäldewiedergabe und 2.8 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1913.
- Lempfried. — Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der politischen Presse in Baden unter Ludwig I. 1825—1831. Von Dr. Wilhelm Lempfried. Band V der Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, herausgegeben von Professor Dr. Martin Spahn in Straßburg. Straßburg, Neudersche Buchhandlung. 1912.
- Leskien. — Der Semmelmüchtans und andere Geschichten. Von Arie Leskien. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. D. 3.
- Les origines diplomatiques de la guerre 1870—71. Recueil des documents publiés par le Ministère des Affaires Étrangères. Tome II. 1er Mars 1865—31 Août 1865. Paris, Gustave Fischer. 1912.
- Lirondelle. — Le Poète Alexis Tolstoï. L'homme et l'œuvre. Par André Lirondelle. Paris, Hachette et Cie. 1912.
- Lirondelle. — Shakespeare en Russie 1748—1840. Etude de littérature comparée. Par André Lirondelle. Paris, Hachette et Cie. 1912.
- Ludwig. — Ludwigs Werke in vier Teilen. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Arthur Cioeffer. Vier Bände. Berlin, Bong und Co. D. 3.
- Lufft. — Geschichte Südamerikas. Von Dr. Hermann Lufft. I. Das spanische Südamerika. Band 632 der „Sammlung Götschen“. Leipzig, J. G. Götschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1912.
- Luserke. — Über die Tanzkunst. Von M. Luserke. Berlin, Hesperus-Verlag. O. J.
- Lutoslawski. — Volonté et liberté. Par Wimenty Lutoslawski. Paris, Félix Alcan. 1913.
- Lvber. — Musikalische Novellen. Von Johann Peter Lvber. Herausgegeben und mit Vorwort und Anmerkungen versehen von Ludwig Franckenstein. Berlin-Wilmersdorf, Hausbücher-Verlag Hans Schnitzel. 1913.
- Markowitz. — Die Weltanschauung Henrik Ibsens. Von Alfred Markowitz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.
- Maivne. — Ebnard Mörike. Sein Leben und Dichten dargestellt von Harry Maivne. Mit Mörikes Bildnis. Zweite, stark überarbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1913.
- Mazzucchetti. — Schiller in Italia. Di Lavinia Mazzucchetti. Milano, Ulrico Hoepli. 1913.
- Metz. — Die Menschen. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. Von Karl Adolf Metz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.
- Metz. — Von Sommernacht und Flieder. Gedichte. Von Karl Adolf Metz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.
- Karoline Michaelis. Eine Auswahl ihrer Briefe. Herausgegeben von Helene Stöcker. Berlin, Desterfeld und Co. 1912.
- Molden. — Die Orientpolitik des Fürsten Metternich 1829—1833. Von Ernst Molden. Wien, Ed. Hölzels Verlag. 1913.
- Motta Montgomeri-Gesellschaft. Das romantische Deutschland. Reisejournal einer Schwedin (1825—1826). Mit einer Einteilung von Eugen Rev. Leipzig, Albert Bonnier. 1912.
- Montaigne. — Reproduction en phototypie de l'exemplaire avec notes manuscrites marginales des essais de Montaigne appartenant à la ville de Bordeaux publiée avec une introduction par M. Fortunat Strowski. Trois livres. Paris, Hachette et Cie. 1912.
- Neophilosophos. — Der Mensch und seine Kultur. Neue Ausblicke auf ihre Entwicklung. Von Neophilosophos Tis. Konstant, Ernst Ackermann. 1912.
- Neurath. — Das Dönnut. Die Geschichte einer Familie. Von Karl Neurath. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.
- Paungarten. — Verdende. Wissenschaft. Eine kritische Einführung in estetische Forschung. Unparteiisch dargelegt von Ferdinand Freiherrn von Paungarten. Leipzig, Max Aitmann. 1913.
- Pelman. — Erinnerungen eines alten Arztes. Von Dr. Carl Pelman. Bonn, Verlag Friedr. Cohen. 1912.
- Pfannmüller. — Die Klaffler der Religion. Herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Erster Band: Jesus. Von Professor Dr. Dr. Heinrich Weinel. Zweiter Band: Johann Arndt. Von Wilhelm Koepp. Dritter Band: Der katholische Modernismus. Von Professor Dr. Joseph Schöninger. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftvertrieb. 1912.
- Pfannmüller. — Die Religion der Klaffler. Herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Erster Band: Giordano Bruno. Von Professor Dr. Ludwig Kubtenberg. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftvertrieb. 1913.
- Piechototka. — Die Moriskan. Eine Tragödie in fünf Akten. Von Erwin Piechototka. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.
- Raff. — Der Findling vom Arberg. Von Helene Raff. München, Süddeutsche Monatshefte. 1913.
- Raffson. — Stella. Die unheilige Geschichte vom Grafen Constant und von der wunderlichen Frau Estelle. Aus der Chronik des Burgvogtes Baptiste Meinier mitgeteilt von Fritz Raffson. Mit Holzschnitten von Max Schwerdtfeger. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1912.
- Reinhardt. — Stunden und Schicksale. Von Emil Alphon Reinhardt. Leipzig, Hugo Heller und Cie. 1913.
- Rheinbaben. — Du meine Heimat. Roman von M. E. v. Rheinbaben. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. D. 3.
- Roberts. — Lord Roberts' Message to the nation. By Field-Marshal Earl Roberts. London, John Murray. 1912.
- Röckl. — Ludwig II. und Richard Wagner. Von Sebastian Röckl. Erster Teil. Die Jahre 1864—1865. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1913.
- Rung. — Die Geheimtammer. Roman von Otto Rung. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.
- Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Zweiter Teil: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian. Zweite Hälfte: Vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians. Dritte, ganz ungearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1913.
- Scheel. — Die Kirche im Abendland. Mit Durchsichten auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Scheel. Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe. 20. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.
- Scheinmuffels wahrhaftig kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. In hochdeutscher Frau Mutter Sprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von Christian Reuter und zwar die aller vollkommenste und aktuellste Edition, jetzt aufs Neue überlesen und herfürgebracht von Engelbert Segaur. Erstmals gedruckt zu Gschmerode im Jahr 1696. München, Albert Langen. D. 3.

AP Deutsche Rundschau
30
D4
Bd.154

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

